

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mittheilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

Jg. 9. 1843

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Ge IX
A
453:9

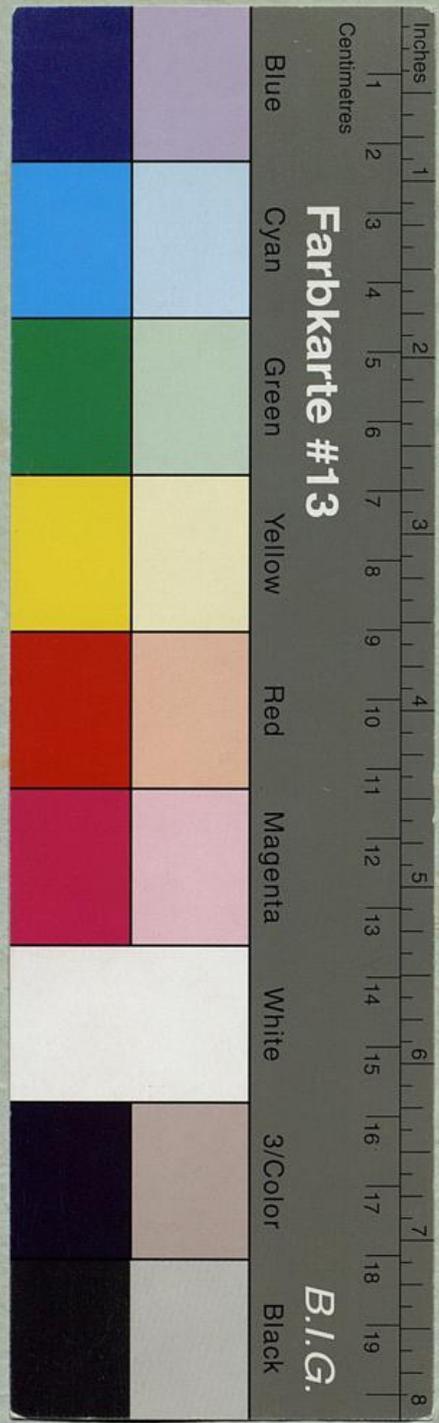


gjsch 1x A

19
LANDESBIBL.
20
Abt. 53/40.65
Nr.

453 979

ZM





Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle
Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben,
den Künsten und der Literatur.

Herausgegeben

von

Chr. Fr. Strackerjan.

Neunter Jahrgang.

Oldenburg, 1843.

Druck und Verlag der Schulzischen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

Landesbibliothek Oldenburg

unterzeichnetes hinterlegtes Exemplar ist die
Gegenpartie zum gedruckten Exemplar
der Bücher der Bibliothek

Der Herr

Herr Dr. Strahlenheim



19. 11. 53

Dr. Strahlenheim

DM 5,00



Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 1.

Sonnabend, den 7. Januar.

1843.

Der Schloßplatz zu Oldenburg.

(Hiezu ein Stahlstich.)

Die Ansicht des Schloßplatzes zu Oldenburg, welche die erste Nummer der Mittheilungen ihren Abonnenten als eine Neujahegabe der Verlagsbandlung bringt, ist gewiß diesen Allen sehr willkommen, besonders aber muß sie den auswärtigen Lesern angenehm sein, die vielleicht in sechs oder acht Jahren Oldenburg nicht gesehen haben, und denen daher die Verschönerungen noch neu sind, die unsere Residenz in diesem kurzen Zeitraum erhielt.

Hier in dieser Abbildung des Schloßplatzes fällt das hellste Licht, wie recht ist, auf die Hauptfronte des Schloßes, deren atterthümliches Aussehen daran erinnert, daß es ehemals ganz andere Umgebungen hatte, daß es manche wichtige Veränderungen überdauert hat.

Graf Anton Günther begann nämlich den Bau desselben bald nach seiner Zurückkunft von der Reise, auf welcher er die vornehmsten Höfe Europa's besucht hatte, im Jahre 1607. Es wurde von Grund auf aus Quadersteinen gebaut. Baumeister waren, ein Italiener Andreas Speza de Ronio und ein Fürstlich-Mecklenburgischer Baumeister, Georg Reinhardt. Dieser konnte nicht immer zur Stelle sein, und der Italiener entfernte sich heimlich, ehe er seine Verpflichtung erfüllt hatte. Daher ward der Bau erst im Jahre 1616 beendet, aber das Schloß wurde auch, besonders wegen seiner glänzenden innern Einrichtungen allgemein bewundert. Jetzt freilich machen wir andere Ansprüche an ein Gebäude, welches für schön gelten soll, und nur die Ehrwürdigkeit des Alters macht uns einen Anblick lieb und werth, an welchen sich so viele Erinnerungen knüpfen. Die künstlich in Stein gehauenen Embleme, womit besonders die Ecken der Mauern verziert sind, verdienen wohl eine nähere Untersuchung und Beschreibung.

Sinks auf unserm Bilde erblicken wir die schöne Schloßwache, dann, so weit sie es zuläßt, einen Theil des neuen Palais. Darauf folgt der um ein Stockwerk erhöhte, und dadurch sehr verschönerte Markfall, und endlich die neue Wagenremise mit den über derselben befindlichen Zimmern. Im Hintergrunde ist aber nichts Neues erschienen und der sogenannten Sichtenmühle, von welcher man ein Stück erblickt, wäre zu wünschen, daß sie in der Wirklichkeit eben so wenig von dem freundlichen Rundgemälde abfäche, als hier im Bilde.

Epistel an den Hrn. Professor Dr. Adolph Stahr.

Habe ich auch Unrecht, einen Entschluß zu bekämpfen, der von Ihrer Seite ohne Zweifel nur erst nach gehöriger Prüfung und Beleuchtung aller pro's und contra's ebendazu geworden ist, nämlich den Entschluß: »Ihre kritischen Beleuchtungen hiesiger Hofbühne und ihrer Leistungen, wie solche bisher in den »Mittheilungen« erschienen, mit dem

Schlusse des Jahres 1842 aufhören zu lassen«, so habe ich doch gewiß Recht, und rede im Sinne vieler, wenn ich hiermit öffentlich mein Bedauern darüber ausdrücke! — So gewiß die Kritik ein Hauptelement zur Förderung der Kunst ist, so gewiß haben auch Ihre »dramaturgischen Studien« in diesem Sinne gewirkt. Entsprech die Wirkung, der Erfolg nicht immer Ihren Erwartungen, so liegt der Grund davon, außer in den hiesigen lokalen, socialen und anderen Verhältnissen, meiner individuellen Ansicht

nach, auch theilweise in der Form, dem Tone, dem äußeren Kleide Ihrer Aufsätze. Lassen Sie mich, der übrigens gern gesteht, wie er sich durchaus nicht befähigt hält, mit Ihnen sowohl in literarisch- als dramatisch-kritischer Beziehung in die Schranken zu treten, hierüber offen meine Meinung aussprechen.

Eine Bühne, und wäre sie die beste, wird niemals ihr Publikum bilden, so lange dieses Publikum noch nicht für die Bühne gebildet ist; eben so wenig aber wird auch eine Kritik, und wäre sie die beste, sich jemals der Popularität (sit venia verbo) erfreuen, sobald sie nicht stets und streng den geistigen Standpunkt ihrer Leser im Auge hat. Setzt sie diesen zu niedrig voraus, wird sie Unwillen erregen, zu hoch, wird sie langweilen. Im ersten Falle findet sie nicht allgemeinen Anklang, weil sie die liebe Eitelkeit vieler Leser beleidigt, im zweiten, weil die wenigsten dann den Verfasser vollkommen zu begreifen vermögen. Nun aber ist es gewiß nicht leicht, für eine Masse zu schreiben, deren einzelne Theile hinsichtlich ihrer geistigen Entwicklung so himmelweit verschieden sind. Es ist vielleicht sogar unmöglich, allen Anforderungen in dieser Beziehung vollkommen zu genügen, aber darum eben scheint es mir von Seiten des Kritikers eines sehr ernstes Studiums, einer sehr scharfen Beobachtungsgabe zu bedürfen, um hier den besten, mindestens wo möglich, richtigsten Weg einzuschlagen. Je mehr er sich von diesem entfernt, je weniger wird er wirken, wird er Anklang finden. — Wohlanknädig, ehrenvoll ist es für den Kritiker, wünscht und denkt er sich seine Leser stets als die höher Gebildeten; irrt er aber hierin und stimmt in Folge dessen nun einen zu hohen Ton an, so ist das zwar sehr zu entschuldigen, aber hinsichtlich seiner Erwartungen wird er sich aus dem oben angeführten Grunde getäuscht sehen. — Dieses Letztere scheint mir Ihr Fall zu sein. (Hätte ich hierin Unrecht, sollte es mich im Namen Ihrer Leser herzlich freuen.) — Was für den »literarischen Verein« paßt, paßt damit leider noch lange nicht für alle Schauspieler, noch weniger aber für die Masse der Leser der Mittheilungen. Das Studium der dramatischen Poesie, das wissenschaftliche Erkennen und Begreifen ihrer geschichtlichen Entwicklung, wollte Gott, alle Welt nähme daran lebhaften Antheil; es stände besser um's Theater. Dem ist aber leider nicht so. Selbst der Schauspieler im Allgemeinen, zu dessen Sache es doch gehört, kümmert sich weniger darum, als er sollte, um wie viel weniger nun noch die Masse, selbst des gebildeten Publikums. Diese verlangt für sich, für ihre Gesellschaft das Kleid, das Äußere, wie sie es selbst trägt. Das ausgezeichnetste Innere kann ihr nur in diesem Kleide gefallen. Der Bauer im groben Wamms wird den schon polirten Bürger in Gesellschaft eben so sehr indigniren, als ihn der Hofmann im gestickten Kleide genirt. Beide aber in Bürgertracht, sind wohlgefallen. — So bei einer Kritik will der Mensch den ihm zusagenden Ton; er will das, woran er Interesse nimmt,

auch behandelt sehen. Findet er beides, ist er zufrieden, geht darauf ein oder läßt sich unwillkürlich hineinziehen, und kümmert sich dann sogar minder darum, was gesagt wird, wenn nur das »wie« ihm behagt. — Ich weiß wohl, daß hier viele Einwürfe gemacht werden können, z. B. »der Geist darf nie unter der Form leiden, — das Urtheil eines höher gebildeten Urtheilsfähigen wiegt das von hundert anderen auf 100.«; hier ist aber auch nicht davon, sondern von »größtmöglicher Wirkung« und vom »Anklang finden« die Rede. — Man kann einem Schauspieler jede, ihm noch so unangenehme Wahrheit sagen und er wird sie nicht übel nehmen, sobald der Ton der für ihn richtige ist; wie mir denn auch überhaupt das in Ihrem letzten Berichte citirte Urtheil Lessing's »über die Schauspieler, gegenüber der Kritik«, nicht mehr ganz für unsere Zeit zu passen scheint. Der deutsche Schauspieler zu Lessing's Zeit war ein anderer, als der er heute ist. Gewiß, der Schauspieler, auf welche eine vermünftige, wenn auch harte Kritik gar keinen segensreichen Einfluß ausübte, sind wenige; wenn auch viele sich darüber beklagen, sie öffentlich verspotten, so siegt doch bei den meisten die bessere Erkenntniß soweit, daß sie sich gewiß ihren Honig herausziehen. —

Einzelner rändiger Schaaf und einzelner verschimmelter Hypothesen und Vorurtheile wegen, sollte kein Hirt seine Herde verlassen. Selbst Gukow's Einwürfe gegen die Zweckmäßigkeit der Kritik hier in Oldenburg scheinen mir nicht wesentlich genug, um ihnen nothwendig Gehör geben zu müssen. Zu störender Hausfriede — die Bühne nach Außen lächerlich zu machen u. sind allerdings für einen hiesigen Dramaturgen, auf diesem kleinen Terrain, die Scylla und Charybdis, welche indeß zu vermeiden, und zwar unbeschadet der edlen Ladung des Schiffes, doch nicht unmöglich sein dürfte. —

Gründe anzuführen, warum es ferner durchaus wünschenswerth ist, daß zuweilen dramaturgische Aufsätze hier erscheinen, ist überflüssig, da dieselben in dem Bewußtsein jedes Gebildeten und jedes Kunstfreundes fattsam begründet sind. Denn ohne in blinder Vergötterung jedem Ergüsse, jeder Richtung des Talentes, des Genie's zu huldigen, kann man doch ein großer Verehrer, ja selbst Bewunderer desselben sein; und findet Jeder nur Etwas für sich, so ist damit schon viel erreicht. —

Möchten die »Mittheilungen« recht bald meinen Wunsch, sowie den Wunsch gewiß vieler, nämlich die Fortsetzung Ihrer »dramaturgischen Studien« als realisirt bethätigen!!!

Ein von Ihnen ungekannter
Ungenannter.

Michel Angelo Russo.

Der dreizehnjährige Pianist Michel Angelo Russo aus Neapel beabsichtigt in unserer Stadt ein Concert zu

geben. Wir versäumen nicht, das Publikum auf diesen außerordentlichen Knaben aufmerksam zu machen.

Ein englisches Blatt, das vor uns liegt, berichtet un-
gefähr Folgendes über ihn:

»Michel Angelo Ruffo, im Jahre 1830 in Neapel geboren, stammt aus einer jener Familien, in denen die Liebe zu den Künsten erblich ist, und deren Haus oft die größten Künstler des Tages versammelt sah. So unter harmonischen Klängen geboren und gewiegt, sang der kleine Michel Angelo, bevor er sprach, und in dem Alter von zwei Jahren gab er die unzweifelhaftesten Beweise seines Berufes. In aufgeregter Stimmung (denn der Knabe neigte, nach Art genialer Naturen, zum Born) konnte ihn ein Regentropfen oder der leiseste Klang eines Instruments wie mit Zaubergewalt besänftigen und zuweilen eine sinnige Ruhe in ihm hervorrufen, die Alle um ihn her in Staunen setzte.

Michel Angelo war erst fünf Jahre alt, als er zum erstenmal als Sänger in Donizetti's Liebeserleier auftrat, und diese, von talentvollen Liebhabern auf einer Privatbühne aufgeführte Oper verdankte hauptsächlich ihren Erfolg der Cavatine, die ausdrücklich für Michel Angelo geschrieben war, und welche er mit so viel Geschmaack und Ausdruck sang, daß das Theater unter dem Beifallssturm der Versammlung erzitterte.

Sechs Jahre alt, hatte Michel Angelo Ruffo bedeutende Fortschritte im Gesang gemacht, als er sich mit dem Piano zu beschäftigen anfing. Seine Eltern hätten es lieber gesehen, wenn er sich einem Instrumente gewidmet hätte, das der menschlichen Stimme näher liegt; aber der junge Musiker bestand darauf, und versprach, daß unter seinen Händen das Piano schon genug singen sollte, und er erfüllte sein Versprechen. Bald glitt mit größter Leichtigkeit sein Händchen über die Tasten, und seitdem ist der Lebensathem dieses Kindes Harmonie; Musik ist der Gegenstand seines täglichen Gesprächs, der Gegenstand seiner Träume; sie geht überall mit ihm.

Ist es nun zu verwundern, daß er im Alter von neun Jahren ein Concert gab? Der unzweifelhafte, merkwürdige Beifall, den er am 14. Okt. 1839 auf dem Theater Fiorentini davon trug, bewirkte, daß er sich diesem Instrumente so innig hingab, daß sein schwacher Körper unterlegen haben würde, hätte nicht ein Trauersfall in seiner Familie ihn auf einige Zeit von seiner Lieblingsbeschäftigung abgewandt. Das weiche Kind fühlte den Tod seines Vaters so tief, daß sechs Monate lang sein Piano unberührt blieb. Endlich siegte die unwiderstehliche Leidenschaft für seine Kunst; Michel Angelo kehrte zu seinem Instrumente zurück, und kurz darauf verließ er, von seinem Bruder begleitet, Neapel, um eine musikalische Reise anzutreten.

Die erste Stadt, die dem Wunderkinde Beifall zollte, war das italienische Athen. Die Fürstendynastie Toscanas, welche die Zeit der Medici nicht vergessen hat, empfing

es aufs Freundlichste. Nachdem Michel Angelo mehrmals vor ihr gespielt und zwei Concerte in Florenz gegeben hatte, ging er nach Livorno, Genua, Marseille und endlich nach Paris, wo er zuerst Liszt und Chopin hörte. Seine Freunde und besonders der neapolitanische Gesandte, der Herzog Serracapriola, führten ihn in die Gesellschaft ein; am Hofe Louis Philipps erregte sein Talent die verdiente Bewunderung, und die Königin mochte gern in ihrer Muttersprache mit dem Knaben verkehren.

Im März 1841 gab er das erste öffentliche Concert zu Paris, unter Mitwirkung von Rubini, Lablache und Anderen, und in Gegenwart Liszt's, Chopin's, Döler's, Kalkbrenner's u.

Zu Boulogne, das er auf seiner Reise von Paris nach London berührte, gab er zwei Concerte um die Zeit, da die beiden jungen Milanollo daselbst spielten; in einem dritten Concerte traten die drei wunderbaren Kinder, deren gemeinschaftliches Alter noch nicht dreißig Jahre belief, zusammen auf.

In London nahmen ihn die Königin Victoria, der Herzog von Cambridge und andere hohe Personen unter ihren besonderen Schutz, und Liszt, Benedict, Moscheles und alle großen Künstler Londons hießen ihn willkommen und spendeten ihm aufrichtiges Lob. Mitten unter so viel Beifall und Auszeichnung bewahrte der Knabe seinen sanften, bescheidenen Charakter, der ihn immer ausgezeichnet hatte, jenen Charakter, der doch auch wieder so lebendig und wie mit dem Feuer des Vesuv's erfüllt ist. Denen, die sein Spiel bewunderten, antwortete er, er habe Unterricht bei Moscheles, und müsse bis in sein dreißigstes Jahr fortfahren zu lernen, um ihren Beifall zu verdienen.

Derselben glücklichen Erfolge erfreute sich der junge Ruffo in Brüssel, als ein Zufall ihn des Gebrauchs seiner rechten Hand beraubte. Sein Eifer war jedoch so groß, daß er sich entschloß, mit der Linken allein zu spielen, und er componirte ein Stück für die linke Hand, (bei Schost in Brüssel erschienen) auf eine Melodie aus den Puritanern, von überraschender Wirkung. Eines Abends, da er der rechten Hand wieder mächtig war, bat man ihn, das oben erwähnte Stück zu spielen; aber er entgegnete: es sei doch lächerlich, ein Mann, der zwei Beine habe, auf einem Hüpfen zu sehen.

Michel Angelo Ruffo hat einen so ausgezeichneten Geschmaack, eine so erstaunenswerthe Energie, so viel Zartheit, Präcision, Reinheit und Wärme und vor Allem einen so natürlich wahren Ausdruck in seinem Spiele, daß er ein nicht weniger außerordentlicher Künstler wäre, wenn er statt dreizehn zwanzig Jahre zählte. So bewunderungswürdige Eigenschaften erwarben ihm Chopin's Liebe, und entlockten Rubini den Ausruf: Dies Kind leistet mehr, als irgend eines vor ihm geleistet hat, *fa cantare il piano.* *)

R. A. Mayer.

*) Es macht das Piano singen.

Miscellen.

Der Oldenburgische Volksbote für 1843 theilt Seite 36 ff. einen sehr lehrwürdigen Aufsatz mit, betitelt: »merkwürdige Moorbewegung bei Strückhausen im Jahre 1764«. Ähnliche Erdschütterungen und Bewegungen sollen, namentlich in älterer Zeit, zum öftern Statt gefunden haben, und wäre es gewiß sehr interessant, Näheres darüber (z. B. die etwa unter dem Wolfe sich vorfindenden desfalligen Sagen) öffentlich mitgetheilt zu sehen. — Bei einer ähnlichen Veranlassung — Einsender dieses weiß nicht, ob bei der oben erwähnten oder, was wahrscheinlicher, bei einer früheren, — berichtete ein Beamter unseres Landes über das Statt gefundene Erdbeben an die Regierung, und fragte zugleich an, wie er sich bei demselben verhalten solle. Die Regierung rescribte kurz: »er möge sich vorläufig passiv verhalten.«

Als vor 50 Jahren der Consistorialrath Mogenbecher, früher Pastor zu Amsterdam, als Generalsuperintendent nach Oldenburg berufen wurde, feierte unter Andern auch ein Schullehrer, Namens D., seine Ankunft durch ein größeres Gedicht, das also begann:

Auf! Oldenburgisch Zion heiß willkommen,
Den hochgelahrten Gottesmann,
Der zu dir kommt von Amsterdam,
Zu deiner Lust und Heil, auch wahrem Frommen.
Den dir des Höchsten Wahl gesendet und erkies,
Wie man vor kurzer Zeit im Wochenblatte lies.

In älterer Zeit bewirkte ein Superintendent in Jever einen herrschaftlichen Befehl zur Heilighaltung der Sonn- und Festtage, in welchem namentlich das Umtreiben des Viehes (von einem Hamm auf den andern) an Sonn- und Festtagen bei schwerer Strafe untersagt war. Der Superintendent, der sehr eifrig auf die Befolgung dieses Befehls hielt, fand eines Sonntags, als er eben zur Kirche gehen wollte, einen Haufen Hühner vor der Kirchthüre beschäftigt, sich Futter zu suchen, und beeilte sich, damit sie nicht in die offene Kirche kämen, sie vom Kirchhofe zu vertreiben. Wie erstaunt war er aber, als er am andern Tage erfuhr, daß er selber wegen Uebertretung des Sabbatmandats verklagt worden sei. Mehrere Eingeseffene hatten nämlich eine Klageschrift eingereicht, »daß der Herr Superintendent am verwichenen Sonntage, wie des viele Zeugen vorhanden seien, selber Vieh umgetrieben hätte, und deshalb in die verordnete Pön zu nehmen sei.« — Vielleicht war obiger Superintendent der Superint. Büttner in Jever, der im J. 1674 auf eine besondere Weise seinen Dienst verlor. Trotz eines herrschaftlichen Befehls, daß die Schweine den dortigen Kirchhof meiden sollten, ließen mehrere Eingeseffene ihre Schweine auf demselben herumlaufen, und die Schweine ließen sich durch das Verbot ebenfalls im Wälden nicht stören. Endlich verlor Büttner die Geduld und ließ durch den Armenvogt die Schweine auf-

schütten. Unglücklicher Weise aber gehörten die geschütteten Schweine gerade dem Oberlanddrost von Münchhausen, der den armen Kerl für die Kühnheit, sich an seinen Schweinen zu vergreifen, sofort gefänglich einziehen ließ. Büttner konnte nicht unterlassen, hierüber auf öffentlicher Kanzel eine scharfe Strafpredigt zu halten, und dieser Eifer kostete auch ihm seinen Dienst. — Er ward jedoch sofort als Generalsuperintendent nach Ostfriesland berufen.

Der Alte an die Jungen.

(In den neuen Blättern.)

Das also der Geist Eures Blattes — wirklich so, wie die erste Nummer zeigt — vorn Krakeel und hinten Pestilenz? Schön, wir verstehen; das Erstere ist für die Stadt, die an dergleichen ihre Freude hat; das Zweite für das Land, welches sich bei Euch bedanken wird, daß Ihr ihm die Viehseuche einschwärtzt. — Das ist's also, was uns gefehlt hat? Wie neu, wie groß, wie tief, wie würdig und leidenschaftlos! Heil Dir, Oldenburg — wie werden Dich die Jungen vergnügen! Heil Euch, Ihr neuen Propheten! — So viel vorläufig zum Gruße vom Alten — er wird auch fortan Eure bescheidenen, anspruchslosen Bemühungen um das Wohl und die Aufklärung des Vaterlandes theilnehmend begleiten!

Kirchennachricht.

Vom 1. bis 6. Jan. 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Wilhelm Friedrich Georg Kirchmann und Amuth Ahlers. Johann Tom Diek und Catharine Drewes. Johann Hinrich Weete und Johanne Emilie Henriette Regahl.
2. Getauft: Gesche Helene Schmen. Ein uneheliches Mädchen.
3. Beerdigt Antonette Botke, geb. Basmas 50 J. Johann Diebich von Reeken 9 Tage.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 8 Jan. 1843.

Früh (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Claußen.

Dieses Blatt erscheint an jedem Sonnabend für gewöhnlich in einem halben Bogen und kostet der ganze Jahrgang den Abonnenten in der Stadt 1 Rthlr. Gold. Auswärtige belieben ihre Bestellungen den zunächst gelegenen Postämtern zu übergeben, welche, so weit die Großherzoglichen Posten gehen, die Besorgung gegen eine Vergütung von 24 Gr. Gold übernehmen.

Redacteur: Oberamtmann Straßerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 2.

Sonntag, den 14. Januar.

1843.

Der Amme Hochzeitgabe. *)

Nimm, holdgeschmückte Braut, die ersten Schuhe,
Die Du auf meinem Arm getragen einst;
Ich hob sie sorgsam auf in sich'rer Truhe,
Und bringe sie, nun Du im Glanz erscheinst.

Als Du sie trugst, da stillt' ich oft Dein Weinen;
(Nachher hast Du mein Sorgen oft gestillt.)
Heut' siehst Dich lächelnd jeder Blick erscheinen,
Weil von Glückseligkeit Dein Herz erfüllt.

Nimm hin, zum Angedenken erster Träume
Des Lebens, dieses abgetrag'ne Paar;
Es wurden bald zu eng' die kleinen Räume,
Ach! schnell schwand mir das mütterliche Jahr!

Da mußt' ich Dich aus meinen Armen lassen
— Sie wiegten Dich, als sei'st Du Eigenthum! —
Die Trennung kam — es hieß sich christlich fassen; —
Doch, daß Du mein warst, bleibt mein höchster Ruhm.

Hedwig Hülle.

Die Brüder.

Eine Erzählung.

Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der ist
des höllischen Feuers schuldig.

An Elise.

»Der Buchstabe tödtet, der Geist ist's, der lebendig
macht,« spricht der Erlöser. Ach! und seit achtzehnhun-
dert Jahren ist noch immer Kampf um den Buchstaben,

*) Eine bekannte Sitte

und er wird bleiben, bis einst der Buchstabe übergehen wird in den ewig lebenden Geist. Du, meine Freundin, die den klügelnden Verstand nicht unter den Gehorsam des Glaubens zu beugen vermag, Du fragtest mich, als Du die ersten Worte aus der Bergpredigt lafest: »Was ist hier Geist, was Buchstabe? Das Wort: Narr hat doch in unserm Sprachgebrauche gewiß nicht die schreckliche Bedeutung, die der Herr demselben giebt, da ja dessen Diminutiv sogar zu den Liebkosungen gerechnet wird. Und dann bedient ja Christus selbst sich dieses Wortes, den blinden Leitern des Volks gegenüber.« — Möge nachfolgende kleine Erzählung Dir die Antwort auf Deine Frage geben.

In meiner Kindheit war ich oft in H... bei meiner Großmutter, deren Mann in diesem, fast von jedem städtischen Verkehre entfernten Dorfe Prediger gewesen war. Sie hatte schon ein hohes Alter erreicht, als ich von meinem neunten bis zwölften Jahre alljährlich einige Wochen des Sommers bei ihr verlebte.

Ich war nicht sehr gern dort, denn dem lebhaften Kinde behagte nicht die Sitte und der Ernst in dem Wesen und der Umgebung der alten Frau, von der ich oft getadelt wurde, besonders wenn die Maschen des Strumpfs nicht egal waren, und das gesponnene Garn bei'm Haspeln oft brach, wenn ich die Kleidung nicht geschont hatte, und was dergleichen mehr war. Doch vor Allem konnte sie der laute Ausbruch einer Lustigkeit aufbringen, der, wie sie behauptete, in ihrer Kindheit hochverpönt gewesen war, und noch jetzt kann ich den Eindruck nicht ganz vergessen, den einst ihre strafenden Worte auf mich machten, als ich



bei einer unbedeutenden Veranlassung laut aufschrie, welches ich mir leider auch jetzt noch nicht ganz abgewöhnt habe, Es waren die Worte eines alten Liedes, womit sie mich zurechtwies:

Wenn einst vergehen Himmel und Erden,
Dann wird das Lachen theuer werden.

Ich verstummte plötzlich, lange hallten diese Worte in meinem Herzen nach, und die Zeit hat ihren Eindruck nie ganz verwischen können.

Ich habe die gute Großmutter bei ihrem Leben wenig geliebt; ich verstand sie nicht. Doch nun, da das Grab schon lange ihren Staub umschließt, da auch mich der Geist des Lebens berührt, erkenne ich mit Dank und Liebe, was sie war. Ihre Schmerzen, ihre Kämpfe, was sie gelitten, wurde mir erst spät vertraut, aber früher schon, was sie für die Ihrigen gethan, wie sie gesorgt auch um mich. Selbst Kleinigkeiten an sich spiegelt die Erinnerung dem dankbaren Herzen in hellerem Lichte wieder vor. Wie sie bei schwachen Augen, aber mit kunstfertiger Hand, das beschädigte Sonntagskleid so auszubessern vermochte, daß die Mutter den Schaden nicht entdecken konnte! Noch lebhaft erinnere ich mich der Freude, wenn ich mit ihr durch wallende Kornfelder zu einem Häuschen ging, welches eine ehemalige Magd von ihr mit Mann und Tochter bewohnte; Marie war der Name dieser Tochter, die mit mir gleichen Alters war. Unser nur seltenes Zusammensein erhöhte den Reiz desselben, und Mariens Freundlichkeit bei unsern Spielen, die Freude, womit sie mir immer entgegen kam, hatten ihr meine herzliche Zuneigung gewonnen.

Ach, noch sehe ich ihn vor mir, den Schauplatz des stillen Friedens, der kindlich-frohen Lust! Vor dem Hause war ein geräumiger, fast viereckiger Rasenplatz, mit Wall und Zaun fast umgeben. Rechts des Eingangs-Thors war eine Gruppe von acht schönen alten Eichen, der junger Anwachs sich angeschlossen, eine kleine Allee bildend, die zum Gemüsegarten führte; links in der Ecke lag der Backofen. Oben am Giebel des Häuschens befand sich ein kleiner Taubenschlag, der zum Andenken eines frühverstorbenen Sohns, dessen Freude er gewesen, sorgsam unterhalten wurde. Vorne im Bogen der Hausthür nistete die Schwalbe. Nahe hinter dem Fenster der einzigen Stube war ein kleiner Blumengarten, dessen zierlich mit Buchsbaum eingefaßte Beete früh Tulpen, später Jünglingsliebhaber, Nelken und Rosen zeigten. Daneben ein Graben, über den ein schmaler Steg zu Nockenfeldern führte, deren blaue Blumen mir manchen Kranz lieferten. Das Innere des kleinen Hauses zeigte ganz jene saubere Wohnlichkeit, die zu einem Boffischen Idyll begeistern könnte. Rechts war der Raum für zwei Kühe, links für Dorf und allerlei Geräthe: eine Kiste, reich mit Schnitzwerk verziert, die durch mehrere Geschlechter vererbt, den Reichtum an Leinwand barg. Ein hoher eichener Schrank, oben mit Glasfenstern versehen, umschloß das blankte Zinn nebst Glas- und Porzellan-

Sachen. Hinter dem auf der Diele befindlichen Heerd war die Stube, die zwei Alkoven mit reinlichen Betten enthielt, über welchen auf einem Brette die Geräte des täglichen Gebrauchs, die Hauspostille und das Halbscheffels-Brod sich zusammenfanden. Ein großes Nadeltüsch und ein kleiner Kalender hingen unter dem Spiegel, unter dem ein sauber geschenerter tannener Klappstisch stand. An der Wand hing die schwarzwälder Schlaguhr mit dem bunten Zifferblatte, stand ein großer Lehnstuhl mit dem bunten Plüschkissen darauf, von welchem gewöhnlich eine getiegerte Kage bei unserm Eintritt heruntersprang. Das Alles sind Bilder meiner Erinnerung, zu denen sich noch die reinliche Milchammer gesellt, und der Webstuhl an der rechten Seite im Hinterhause.

Manches Jahr nach dem Tode der Großmutter verfloß, ich sah die Gegend nicht wieder, und ich trug auch kein Verlangen danach. Aber es kam eine Zeit — Du weißt es, was sie mir brachte. Jene Stimmung, die nach einer überstandenen Nervenkrankheit vorherrschend zu sein pflegt, sollte durch Zerstreuung verscheuht werden. Thätlicher Versuch! Abspannung erfolgte, wo nur Gebet und Arbeit Heilung hätten bringen können. Dennoch wurde es etwas besser, und da Verwandte von mir, die ein Gut, nur zwei Stunden von dem Orte, den ich seit sechszehn Jahren nicht wiedergesehen, bewohnten, mich einluden, den Sommer bei ihnen zuzubringen, nahm ich diese Einladung gern an. Indem ich dort Theil an den Geschäften eines Hauses nahm, dessen Bewohner durch wahre Frömmigkeit auch die Sorgen und Mühen des irdischen Berufs zu heiligen vermochten, wurde mir so wohl, wie ich früher nie gehndet hatte, daß man es je hier auf Erden sein könne.

In einem schönen Frühlingstage fuhren wir, um das Fest der Himmelfahrt des Herrn zu begehen, zu der Kirche, in welche ich früher oft an der Seite meiner Großmutter gegangen war. Der Prediger war mir fremd, doch was er sprach, kam vom Herzen und ging zum Herzen. Der einfache, schmucklose Vortrag, der sich auf die evangelische Erzählung von der wichtigen Veranlassung dieses Festes gründete, entbehrte nicht der Kraft jenes Geistes, ohne welche die Kunst der Rede vergeblich sich abmüht. Bei dem, meinen Verwandten befreundeten Prediger wurde das Mittagessen eingenommen. Eine stille, etwas kränzlich scheinende Frau und zwei Töchter von zwölf und zwanzig Jahren gehörten zu seiner Familie; vier Söhne hatten schon früher das Vaterhaus verlassen. Außer diesen hatten sich noch einige Verwandte und Freunde zum Besuche eingefunden. Doch es würde mich von dem eigentlichen Zwecke dieser Blätter zu weit abführen, wollte ich Dir, liebe Elise, von dem, was mich umgab, so wie von meiner Stimmung ein Mehreres sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Wir haben kürzlich so viel Gelegenheit gehabt, Musik zu hören, als sich nur irgend ein Musikliebhaber wünschen konnte. Am 2. Januar gab der Singverein vor einer sehr zahlreichen Gesellschaft ein Privat-Concert, gleichsam zur Einweihung der neuen Räume des Casino. Es waren die ersten Töne, die dort erklangen, und der volle Chor kam dort in dem größeren Raume zu vortrefflicher Wirkung. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß, wenn demnächst der Teppich weggelassen würde, und besonders, wenn die großen Fenstervorhänge nicht da wären, der Ton daselbst eine noch bessere Resonanz würde finden müssen. Warum übrigens dieser neue Saal nicht durch ein ordentliches solennes Concert ist eingeweiht worden, nämlich für alle Clubmitglieder, auf gemeinschaftliche Kosten, und so, daß kein Concertgeber solches als Gelegenheit benutzte, einen Privatvorteil zu erzielen, ein Concert, worin alles hätte vorkommen müssen, was je in diesem Saale erklingen wird, Instrumentalmusik, symphonisch und solo, und besonders Gesang, und zwar Chorgesang mit und ohne Begleitung und Sologesang, und im Gesang namentlich ein passendes Stück wie z. B. Händels »Alexanderfest, oder die Gewalt der Musik«, das begreift sich nur, wenn man bedenkt, wie hier in Oldenburg die Musik noch lange nicht für das gehalten wird, was sie ist, wie man die Concerte nur als Institute betrachtet für einige curiose Liebhaber, hier, wo man an den Uebungen eines in voller Blüthe stehenden Singvereins, als eines Instituts, das sich mit dem, was jedenfalls das Größte und Mächtigste ist, was die Kunst geschaffen hat, ausschließlich und mit allem Genste und Eifer beschäftigt, viele solche Männer keinen Theil nehmen sieht, die wahrhaftig bei dergleichen Bestrebungen ihre Mitwirkung nicht vorenthalten sollten. Habt Ihr an diesem Singvereine zu tadeln? wohl! so tretet herzu, und sagt, wo's fehlt. Wir wollen alle, daß es mit dem Singverein immer besser werde. Wir brauchen eure Stimmen, auch wenn wir sie zuweilen nicht werden berücksichtigen können. Ich glaube, ich spreche im Namen aller Mitglieder des Vereins. Wollt Ihr einen andern Dirigenten, als einer Person, die in einem solchen Verein von einer ganz besondern Bedeutung, und dem größten Einfluß ist, wohl! so tretet herzu, und beredet Euch mit den andern Mitgliedern, und heißt ihn fortgehen den Dirigenten, und nehmt einen andern; denn ein solcher Verein, dessen Tendenz es ist »die Erkenntniß des Wahren und Schönen in der Musik nach Kräften zu befördern u.«, bedarf durchaus des besten Mannes, der zu haben ist. Ich weiß wohl, daß Ihr noch Mancherlei auszusagen findet. Tretet nur herzu, und redet! wenn eure Rathschläge keine Chimären sind oder die Ausführung nicht unmöglich, wie werden thun, was Ihr uns vorschlagt, sofern Ihr nämlich Recht habt. Ja, eure Aussetzungen

gehen auch ganz in's Kleinliche, in's Klatschhafte, in's Persönliche. Als ob nicht jeder pro persona Theil nehmen könnte, und jeden andern pro persona einen guten Mann sein lassen. — Nun denn. Zimmerhin! — Aber das dürft Ihr nicht sagen, daß der Verein eurer Theilnahme wegen seiner musicalischen Unfähigkeit nicht würdig sei, einmal weil es nicht wahr ist, und sodann, weil eben eure Kräfte dazu beitragen sollen, ihn immer tüchtiger zu machen. Oder aber ist Euch der Zeitaufwand zu groß? Darüber hat der alte Thibaut ein Wort gesagt: nämlich: »man soll nicht vergessen, daß die Woche 7 mal 24, also 168 Stunden hat, und daß es ärger ist, als die Liebe des Scholaren im Faust zur practischen Medizin, wenn Jemand das Bekenntniß ablegt, daß er von je 168 Stunden nicht einmal 3 Stunden bei einer göttlichen Kunst mit voller Seele beharren könne«; man besuche ja doch auch and're Gesellschaften: »allein in einer veredelten, begeisterten Singgesellschaft scheint die Sonne heller, als in allen galanten und brillanten Zirkeln«. — Chorus: Wir verwenden uns're Zeit und Kräfte an den Männergesang! Die Liedertafeln sollen leben! Harmonischer Loast! — Accord! — Ich stimme gern mit ein. Aber ist das euer Genst? Sieht ein Liedertafelabend Euch für einen Singvereinsabend Ersag? Ich meine in puncto »des Wahren und Schönen in der Musik« — ? —

Also die Musik ist hier in Oldenburg ein Ding für curiose Liebhaber! Na, so schlimm ist es nun nicht vollends! Es waren Leute genug, die meinten, der Saal müßte für die und von der Casino-Gesellschaft solem auch musicalisch eingeweiht werden, und zwar so, wie wir es oben besprochen haben. — Aber leider, das ging ja nicht! Die unglücklichen hiesigen musicalischen Verhältnisse! — Indessen wissen wir nach genauer Erkundigung, daß man nicht versucht hat, ob dies nicht, trotz der allgemeinen Unmöglichkeit, für dies eine Mal doch vielleicht hätte möglich werden können.

Das erste öffentliche Concert im Saale gab am 4. Januar der Hr. Hofcapellmeister Pott. Wir finden hier Weniges zu bemerken. Die geniale vortreffliche Duvertüre von Mendelssohn zum Shakespeare'schen Sommernachts Traum, ging recht gut, bis auf die Accorde der Rohrinstrumente im pp, die nun 'mal immer so unrein geblasen werden, daß man anstatt durch sie in die stille sommerliche Mondscheinnacht und feierliche Ruhe versetzt zu werden, wie es sein soll, sich alle Mühe geben muß, vor innerer Qual nicht Gesichter zu schneiden. — Hr. Prof. Pott spielte sein Spohr'sches D-moll-Concert wie gewöhnlich, d. h. im Sinne derer, die seine Weise lieben, vortrefflich. Ein Freund sagte mir, Pott's Spiel sei ihm wie sehr guter Rheinwein, mit etwas Syrup vermischt; das sei nun zwar kein reiner Wein, aber ein Getränk, was ihm ganz vorzüglich schmecke. Mir, der ich nur reinen Wein liebe, und für jede Verfälschung den Wirth verantwortlich mache, mir war die Dosis Syrup

heute wieder so stark, daß ich das Getränk stehen lassen mußte. Mir! sag' ich. Ich bitte das nicht als Annahme oder überhaupt das Gesagte als ein Urtheil nehmen zu wollen. Gott spielte, so wie er es wollte, vortrefflich. — Hr. Capellmeister Müller blies eine Phantasie für die Flöte von Kalliwoda sehr schön; nur wünschten wir, daß er das Effectmittel, die Töne vibriren zu lassen, nicht so durchaus fast bei jedem Tone anwendete. — Hr. Th. Krollmann spielte ein Violoncell-Concert von Schubert. Solche Abgeschmacktheiten, wie sie Hr. Th. Krollmann heute vorbrachte, können uns in der Seele weh thun, wenn wir einen jungen Künstler sich darin ergehen sehen, auf den wir immer große Hoffnung setzten, die er zu Schanden zu machen auf dem geradesten Wege ist. Hr. Th. Krollmann ist ein sehr tüchtiger Violoncellspieler. Aber wahre er sich vor Ungeschmack, und dem bösen Einfluß partieller Lobhudelei; sehe er sich nach guten Vorbildern um, so oft er sie zu hören Gelegenheit haben wird, und halte unverrückt das rechte Ziel im Auge, sonst wird er bei allem Talent dennoch nie ein ächter Künstler werden. — Die Concertouvertüre von Pape mögen wir nach einmaligen Hören nicht beurtheilen. — In der zweiten Abtheilung des Concerts wurde die C-moll-Symphonie von Beethoven gegeben. Die Symphonie oder auch nur die Ausführung, wo möglich, allein besprechen zu wollen, würde hier nun noch zu viel Raum wegnehmen. Nur das können wir nicht unerwähnt lassen, daß die erste Flöte oft zu tief war, was vielleicht von einer ungünstigen Stellung im Orchester kommen mochte, und daß die Figur der Contrabässe im Scherzo durchaus gar nicht zu verstehen war. —

Ueber Herrn Ernst, der am 7. Januar hier ein Concert gab, und über Herrn Russo, der am 8. Januar im Theater spielte, demnächst noch Einiges.

Kunstverein.

Am Sonntag, Jan. 15, Morgens 11 Uhr: Erste Versammlung des Kunstvereins im Casino. Alle die, welche bereits subscribirt haben oder noch subscribiren wollen, werden ersucht, sich zu dieser Versammlung, und zwar möglichst präcis, einzufinden, da Zeit zu gewinnen, die Verhandlungen Punkt 11 Uhr anfangen müssen.

Hierbei N^o 50 und 51 des

Wöchentlichen literarischen Anzeiger-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulzeschen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulzesche Buchhandlung.

Berichtigung.

In Nr. 1 der Mittheilungen und zwar in dem Artikel: »der Alte an die Jungen«, habe ich einen Satzfehler bei der Correctur übersehen; statt vergnügen muß es nämlich heißen verzüngen.

Bei der Gelegenheit bemerke ich, daß dieser Artikel nicht von mir ist, ich ihn auch nicht einmal dem Drucke übergeben habe, indem derselbe bereits gedruckt war, als er mir zur Correctur vorgelegt wurde. Ihn damals zurückzuweisen erlaubte meine Achtung vor dem Herrn Verfasser nicht. Und wozu auch? Wenn man an die Stimme des Publicums appellirt, muß man doch auch dem Publicum gestatten, seine Stimme abzugeben.

Man irrte sich also sehr, als man diesen Artikel für meine Antwort auf — irgend Etwas ansah.

Strackerjan.

Miscelle.

Von Weihnachten 1841 bis Weihnachten 1842 sind in der Stadt- und Landgemeinde Oldenburg:

1) Geboren: 379 (189 Knaben, 190 Mädchen; 5 Paar Zwillinge, 10 todtgeborene und 47 uneheliche Kinder).

2) Copulirt: 93 Paar.

3) Gestorben: 261 (unter 5 Jahr: 68, unter 10 J.: 8, unter 20 J.: 17, unter 30 J.: 37, unter 40 J.: 22, unter 50 J.: 27, über 50 J.: 23, über 60 J.: 24, über 70 J.: 23, über 80 J.: 11, über 90 J.: 1, — hierunter 11 Versunglückte, 4 Selbstmörder, 3 im Wasser gefundene neugeborene Kinder.)

Mehr geboren als gestorben sind: 118.

Zahl der Confirmirten: 241; Zahl der Communicanten: 4604.

Kirchennachricht.

Vom 7. bis 13. Jan. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.

2. Getauft: Caecilie Henriette Bobeta Martin. Johann Hinrich Gerhard Klockether. Catharine Margarete Henriette Sander. Mathilde Helene Jansen. Anna Krummland. Zwei uneheliche Knaben.

3. Beerdigt: Hille Buttelmann, geb. Ahlers 86 J. Hilbert Gerhard Eylers 11 J.; Hinrich Heinemann (Selbstmörder) 39 J. Anton Währens 41 J. Johann Eilert Gallas 39 J. Antonette Zuckerbeckers Wittwe, geb. Schauenburg 36 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 15. Jan.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Bickel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Baretmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 3.

Sonnabend, den 21. Januar.

1843.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Ein weißes Blatt.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Gutzkow.

Aufgeführt

Oldenburg, den 12. Jan. 1843.

Gustav Holm, ein junger Naturforscher, hat nach kaum beendeten Studien und günstig bestandenen Prüfungen das Glück, von der Regierung seines Landes den Antrag zu einer fünfjährigen wissenschaftlichen Reise auf Staatskosten, nebst der Zusicherung sofortiger Staatsanstellung nach der Rückkehr, zu erhalten. Das Außerordentliche, früher Heißersehnte kann er doch nur mit schwerem, fast widerstrebendem Herzen annehmen. Denn in demselben Augenblicke, wo es ihm zu Theil wird, macht er die Bekanntschaft eines Mädchens, das ihn »mit plötzlichem Zauber fesselt« und gewinnt ihr Herz und die Einwilligung der Eltern. Beide verloben sich, doch bleibt die Verlobung ein tiefes Geheimniß für die Welt, da die Eltern, aus Besorgniß für die Zukunft der Tochter, bei so eigenthümlichen Umständen durch ein solches Geheimniß für den Fall eines Unglücks, das den Bräutigam treffen könnte, die Zukunft der Tochter sicher stellen wollen, und auch der Bräutigam es »für grausam hält«, dem möglichen Tode entgegengehend sich ein Mädchen öffentlich zu verbinden. Holm reiset ab, er reiset durch alle fünf Erdtheile mit seinem treuen Diener Valentin, und kehrt endlich nach fünf Jahren über England nach Deutschland

zurück. In London macht er die nähere Bekanntschaft der Familie des Consuls seiner Regierung. Je länger sein Herz den Genuß eines solchen Familienlebens hat er behren müssen, desto inniger, hingebender schließt er sich derselben an. Der Consul, Dr. Steiner, erkrankt und stirbt, Holm nimmt sich der verlassenen Gattin und Tochter an, ordnet ihre Geschäfte, Vermögensverhältnisse, ihre Rückreise in die Heimath über Holland und Belgien und begleitet sie auf derselben. Die erhobene Stimmung tiefer Trauer, Dankbarkeit gegen den großmüthigen und liebenswürdigen Beschützer, Gleichheit der Neigungen, Bildung und Sinnesart verwandeln ein Verhältniß der Freundschaft, in welchem Holm sich mit rein menschlicher Unbefangenheit bewegt, auf Seiten Ewelinen's in das einer glühenden Leidenschaft. Mutter und Tochter überlassen sich einer Täuschung, welche durch ihre Unkenntniß über Holm's Verhältnisse eben so sehr, als durch des letzteren ganzes Verhalten genährt wird, der sich einer reinen Neigung der Freundschaft um so unbefangener überläßt, je sicherer er sich durch den Gedanken an seine dabeingelassene Braut in seinem Innern fühlt — oder zu fühlen meint.

So nahest die Stunde der Trennung und Entscheidung, und hier beginnt das Stück. Das bisher Erzählte liegt hier vor demselben und wird in einer vortrefflichen Exposition im ersten Theile des ersten Actes zur Kenntniß des Zuschauers gebracht. Wir sind in der Heimathstadt der Familie Steiner, wohin Holm sie geleitet. Wilhelm, der Bruder Ewelinen's, Maler und Professor an einer Akademie, von der Mutter abgesendet, um Holm auf irgend einem Umwege zu einer Erklärung zu veranlassen, vernimmt von ihm das Geständniß seiner früheren Verlobung.

Damit ist freilich Alles erklärt, aber auch jede Hoffnung Evelinen's und der Ihrigen vernichtet. Es erfolgt eine Abschiedsscene von ergreifender Wirkung, die nur durch die pointirte Betonung eines einzigen Umstandes beeinträchtigt wird — doch davon nachher. Holm reist ab nach Friedersdorf, dem Gute seiner Braut Beate, wo diese nach dem rasch erfolgten Tode beider Eltern seit Jahren als Erzieherin ihrer jüngeren Schwester Tony ein durchaus praktisches, der Landwirtschaft gewidmetes Leben mit eben so viel Neigung als Geschick führt. Die frühere Verbindung konnte von Seiten Holm's für eine übereilte gelten, und fünf Jahre Trennung verändern viel. Wir sehen, wie vortreflich hausmütterlich und wirtschaftlich sich Beate in ihrer ländlichen Welt bewegt, wie sie mit ihrem eben zum Besuch anwesenden Gutsnachbar, dem Dekonometath v. Seeburg, einem raschen unverheiratheten Vierziger, in Art und Weise des Lebens und Denkens so vortreflich harmonirt, daß wir offenbar hier ein für einander geschaffenes Paar vor uns erblicken. Dazu ist Beate älter geworden — der Unterschied der Jahre war vielleicht von vorn herein bedeutend — sie fühlt es, und eine, der heitern, jugendfrischen Schwester entschlüpfende Aeußerung macht das dunkel Gefühlte zur grausamen Gewißheit. Beiläufig ist diese Stelle eine der gelungensten in dem Stücke. Gustav erscheint unvermuthet, er hat die ländlichen Empfangsfeierlichkeiten umgangen, und ist zum Fenster des Gartenzimmers eingestiegen. Sein erster Blick fällt auf die ihm zuerst entgegenkommende jüngere Schwester Tony, und mit dem Ausrufe: Beate! stürzt er in ihre Arme. Erst durch das Erscheinen der wirklichen Beate wird er seinen Irrthum gewahr. Der Eindruck ist peinlich, und Gutzkow hat gut gethan, ihm durch das komische: »Entschuldigen Sie, und Valentin bin ich!« des zum Fenster nachsteigenden Dieners die schärfste Spitze zu nehmen. So schließt der zweite Akt. Der dritte bringt, obschon er scheinbar mit einer Verständigung zwischen Holm und Beate endet, doch eigentlich das innere Mißverhältniß und die Entfremdung des erstern von der letzteren erst recht an den Tag. Diese praktische Behandlung der Natur und des Verkehrs mit derselben, der sich um Eier- und Kartoffelverkauf, um veredelte Schaafzucht u. s. w. zu kümmern hat, und diese Dinge mit der Vorliebe aller ächten Dekonomen betreibt, vollendet, was das Mißverhältniß der Jahre begonnen hatte. Je klarer sich Holm darüber wird, daß seine frühere Liebe ein Irrthum, daß die nach fünf Jahren gesunde Gegenwart ein Widerspruch gegen die Vergangenheit und ihre Illusionen, daß der einst ersehnte Besitz kein Glück mehr für ihn sei, desto mächtiger, dringender, unwiderstehlicher fühlt er sein Inneres dahin gewendet, wo er Alles fand, was sein Herz in der Verlobten wähnte, zu Evelinen — die er nur darum nicht als Gegenstand seiner Wünsche betrachtete, weil er, was sie ihm darbot — schon zu besitzen vermeinte. Diese Wendung ist so einfach, so natürlich, so nothwendig, daß man es nur bedauern muß,

daß der Dichter sie am dritten Ende an eine Pointe knüpft, die wir schon im ersten Akte als verfehlt andeuteten, und die hier im dritten noch störender den naturgemäßen Verlauf in der Entwicklung und Offenbarung der Leidenschaft unterbricht. Die Sache ist diese: — Bei'm Abschiede Holm's von Evelinen, wo diese in der heftigsten Aufregung einer vergebens bekämpften Leidenschaft, auch den unbefangenen Zuschauer über den Zustand ihres Herzens nicht in Zweifel lassen kann, ist es allein Holm, der nichts merkt. Wir wollen zugeben, daß die Unbefangenheit seiner Natur so groß war (der Bruder Evelinen's sagt: sie sei von schwindelerregender Höhe), daß er während eines monatelangen engen Zusammenlebens keine Spur von der, durch ihn unwissentlich erregten Leidenschaft eines jungen, glühenden Herzens ahnete. Wir wollen zugeben, daß weder das Benehmen der Mutter, noch die ziemlich deutlichen Aeußerungen des Bruders vor dem Abschiede, ihm hierüber die Augen öffneten. Wir wollen dies Alles zugeben, obschon es schwer zu glauben ist — aber wenn diese Unbefangenheit so weit geht, daß sie die stumme Sprache dieses Abschiedes von Seiten Evelinen's nicht entfernt versteht, wenn seine Ruhe so groß ist, daß er in diesem Augenblicke ganz unbefangen ja »Lächelnd« zu der von Dualen der Liebe gefolterten sagen kann: »Haben Sie noch etwas auf dem Herzen für mich?« und wenn er dann diese Frage auf das kaum hörbare »Nichts« in Evelinen's Antwort, variirt: »Irgend einen Auftrag, einen Wunsch, einen Befehl« — und zuletzt als hierauf Eveline »halb-ohnmächtig schwankt« zum drittenmale die Schraube seiner Frage mit den Worten ansetzt: — »Ich sehe, daß Sie noch etwas auf dem Herzen haben? keinen Wunsch, nichts, gar nichts?« so ist das gegen alle Natur und Wahrheit, und ich kann dem Verf. die Versicherung geben, daß Niemand von denen, die dem Stücke mit Aufmerksamkeit und Theilnahme gefolgt sind, so viele ich sprach, hierin anderer Meinung war. Das »weiße Blatt« und Evelinen's Album, auf das diese Fragen hinielen und für das sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers in Anspruch nehmen sollen, war leichteren Kaufs zu haben. Ja, es hängt an demselben so wenig das Geringste in dem Verlaufe des Stückes, daß es mit leichter Mühe ganz zu entbehren wäre. Jedenfalls würde ich diese durch nichts motivirten, drängenden Fragen bei einer zweiten Aufführung streichen. —

Aber ich gehe noch weiter. Ich behaupte: auch jene völlige Unbefangenheit Holm's bei diesem Abschiede, ist ein Cardinal-Fehler des Stückes. So gewiß wir bald alle seine Neigung bis zur Leidenschaft gesteigert nach der Enttäuschung über seine Verlobte zu Evelinen sich hinwenden sehen, so gewiß scheint es uns, daß der Dichter jene künstliche Unbefangenheit der natürlichen Wahrheit zum Opfer bringen mußte. Sein Stück konnte dadurch nur gewinnen. Einen Schmerz, ein plötzliches Weh, den zukenden Blitz einer aufdämmernden Ahnung im Herzen,

musste er von der holden, lieben, als unendlich werthvoll erkannten Gegenwart scheiden, denn er musste sich sagen, daß er einer Zukunft, einem Verhältnisse entgegen ging, das ihm eine absolute Trennung durch ein halbes Jahrzehend, und, was sehr wichtig, ungeheure Räume, in eine ungewisse, dämmernde Ferne gerückt hatten. Jetzt trat ein, was wir oben eintreten sahen. Das Bild der Beate von jetzt entsprach für ihn kaum in einem Zuge leiblich und geistig der vor fünf Jahren nach kurzem Liebesrausche zurückgelassenen Braut. Wie ungesucht, wie natürlich und nothwendig ist jetzt der schmerzvolle, sehnstichtige, sich zur Leidenschaft steigende Rückblick auf Evelinen! Was thut aber der Dichter? Holm hat Evelinen's Stammbuchblatt mitgenommen, um ihr einige Zeilen der Erinnerung zuzusenden. Er hat versprochen, es ihr zu »schicken«. Denn aus dem Siegreife würde er es nicht wagen können; »aber,« sagt er ganz prosaisch hinzu, »verlassen Sie Sich darauf, der erste freie Augenblick gehört Ihnen.« Nun wäre nichts in der Welt einfacher, als eine Scene im dritten Acte, in welcher dieses Blatt ihn, nicht etwa an Evelinen erinnerte, nein, vielmehr die ihm erfüllende Leidenschaft für sie zum Ausbruche brächte. In der That hat das auch der Dichter gewollt. Aber wie führt er es aus? Man höre! Schon zu Anfange des dritten Actes sagt er in der ersten Scene zu Tony: er sei jetzt mit all den zerstreuten Versendungen und Correspondenzen ziemlich im Reinen, »und doch sei ihm, als hätte er noch einen Auftrag zu besorgen, der ihm nicht einfallen wolle.« (Er meint das Stammbuchblatt). In der zweiten Scene sagt er zu dem Diener Valentin: »Er sollte mich auf etwas bringen! — Ich habe irgend einen Auftrag vergessen! Was schlummert nur in mir und wacht nicht auf! (Er meint wieder das Blatt). Im vierten Auftritte, unmittelbar nach seiner herzlichsten Versöhnung mit Beate, die seine Liebe fälschlich ihrer Schwester Tony zugewendet glaubte, wiederholt er auch gegen sie die schon früher besonders accentuirten Worte: »Ich habe Alles beendet — nur eine Verpflichtung, ein Versprechen hab' ich gegeben, wo? wem? — ich klopfe den ganzen Tag an mein Gedächtniß und finde es nicht.« (Es ist wieder das Blatt.) Der fünfte Auftritt, so wunderschön eingeleitet durch einen kurzen Monolog, der uns in die tiefsten Tiefen eines Seelenzustandes blicken läßt, der, so wahr, so ergreifend wahr er ist, dies doch nur sein kann, wenn der bestimmteste Hinblick auf Eveline bei Holm vorausgesetzt wird — in diesem fünften Auftritte also übersteigt durch die Schuld jener unglücklichen Pointe die Gewaltthatigkeit in der Herbeiführung des löbenden Wortes alle Schranken. Ich muß die Scene hersetzen. Der Monolog schließt: »Was ist mir! die Angst wächst, die Tropfen stehn mir an der Stirn, sieberhaft schüttelt es mein Innerstes. Ich hab' etwas thun wollen. Ich hab' ein Versprechen gegeben! wo? wem?« (Valentin tritt auf):

Gustav. Valentin befinnst Du Dich nicht auf irgend eine Arbeit, die ich noch zu vollenden habe?

Valentin. Vor der Hochzeit?

Gustav. Eine Pflicht, die ich übernommen, ein Versprechen, ein heiliges Versprechen, das ich geleistet habe.

Valentin. Die Versendungen sind alle pünktlich besorgt, die Briefe geschrieben, ich wüßte nicht —

Gustav (außer sich). Ist es denn möglich, daß ich's nicht finde! Was ist's, was ist's!

Valentin. Das Aufgebot? Ist ja erlassen. Die Verpachtungen von Friedersdorf? Ist ja ausgeschrieben.

Gustav. Nein! nein! es ist etwas Größeres, eine Schuld der Seele, eine Aufgabe des Gewissens —

Valentin. Sie sind krank —

Gustav (schlägt an die Stirn). Was hab' ich gewollt? was hab' ich versprochen?

Valentin. Ei, daß ich's nicht vergesse. Beim Säubern ihrer Reiskleider fiel das Portefeuille heraus. Vielleicht haben Sie's sich aufgeschrieben (zieht das Portefeuille heraus).

Gustav (darauf zustürzend). Mein Portefeuille. Ha! Ich hab's, ich hab's. Auch der Zufall steht in Gottes Hand. (Valentin umarmend.) Auf! Valentin (in mächtiger Freude) stell' mir d'rüben Dinte, Feder und Papier zurecht, laß die Vorhänge nieder, zünde Kerzen an, verschließ die Thür, nein, nein, öffne die Fenster, lüfte die Räume, laß die Sterne schimmern, laß den Mond herniederblicken, die Nacht mit ihrer stillen Feier mich umschweben — zum Abschiedsgruß an Eveline. Was war's? (das Papier emporhaltend und vertraulich) Das — weiße — Blatt! (ab).

Gustav ist hier offenbar einem Effecte zu Liebe, auf einen Abweg gerathen. Man bedenke doch das Verhältniß und die Situation. Holm liebt Beaten nicht mehr, sein Herz ist anderswo, die nahende Hochzeit erfüllt ihn mit Angst. Er steht hinter sich, sieht, was er von sich gewiesen, aufgegeben, verloren — was kann dies Andere sein als Evelinen's Liebe? Es fällt ihm wie Schuppen von den Augen, und statt des Wahre, Einfache auszusprechen, inquiret und torquirt er Schwägerin, Braut, Bedienten, sich selbst nach einem »vergeffenen« Stammbuchblatte. Ich will der äußern Unmöglichkeiten nicht gedenken, will nicht erwähnen, daß Holm drei Tage lang während seines Aufenthaltes in Friedersdorf »fleißig gearbeitet« alle Correspondenzen beseitigt hat, daß er dazu ohne Zweifel vor allen Dingen sein »Notizenbuch« nöthig hatte, welches ihm hier der aufmerksame alte Diener erst drei Tage nachher bringt — ich will hierauf kein Gewicht legen, denn es sind Lappalien gegen die innere Unmöglichkeit des hier beschriebenen Vorgangs. Nur das Eine will ich anführen, daß selbst das ausgezeichnete und zum Theil geradezu meisterhafte Spiel des Darstellers des

Holm's (Hr. Häser) auf unserer Bühne und nicht über die Peinlichkeit wegheben mochte, welche jeder Zwang, jede Gewalt, die der Wahrheit angethan wird, immer im Gefolge hat — kurz, daß selbst der beabsichtigte Effect nicht erreicht wurde.

Der weitere Verlauf des Stücks ist nun dieser: Gustav verharrt noch drei Tage in einem halb somnambulen Zustande. Beate argwohnt, er liebe ihre Schwester, wird aber enttäuscht, als diese ihr das zwischen ihr und Evelinen's Bruder bestehende Liebesverhältniß entdeckt, und mit dem letztern gemeinsam um ihren Segen bittet. Beate fühlt sich erleichtert, aber kaum ist diese Besorgniß gehoben, so tritt der wahre Gegenstand derselben in ihre Nähe. Eveline erscheint mit ihrem Onkel, dem Dekonomierath, bei ihrer Freundin Beate. Das leise verhüllte Geständniß der unglücklichen, sich ungeliebt wahnenden Eveline, welches diese, ohne Namen zu nennen, der Freundin ablegt, erhält seine Erfüllung durch die unerwartete Begegnung mit Holm, in welchem Eveline den Verlobten ihrer Freundin entdeckt. So schließt der vierte Akt, aber in einer Weise, welche schon den glücklichen Ausgang im folgenden schließen läßt, in welchem Beate am Tage der Hochzeit, nachdem sie sich in einer vortrefflichen Scene von der Entschiedenheit der Leidenschaft in den beiden, durch einen Irrthum auseinander gehaltenen Liebenden überzeugt hat, entsagt und den eignen Brautkranz auf Evelinen's Stirne drückt.

So weit Alles gut. Auch begnügte sich die Darstellung mit diesem Schlusse. Der Dichter aber hat noch einen Nebenzug angebracht, der nach unserem Gefühle etwas Verlegendes hat. Bei ihm gehen den Worten Beate's am Schlusse: »Eveline! der Kranz ist Ihnen!« die andern vorher: (auf Seeburg zeigend) »dies meine Wahl«, und so geht sie mit diesem ihrem Verehrer zugleich mit Gustav und Evelinen zum Altare. Dies ist eine Härte, obgleich es nach der Intention des Dichters eine Milderung sein sollte. Aber es bedarf dieser allzudrastischen Anwendung jenes Heilmittels in diesem Augenblicke nicht, um uns in völliger Beruhigung über Beate's Schicksal zu entlassen. Jeder Zuschauer fühlt, daß Beate in Seeburg's Ertrag finden wird, ja eigentlich schon gefunden hat. Beide sind für einander wie geschaffen, beide leben und weben in demselben Elemente, beider Welt- und Lebensansichten, Alter, Temperament stimmt vollkommen zusammen. Beide wissen das endlich, und Seeburg's Heirathsantrag im vierten Akt ist nur durch ein Mißverständniß Foupiert worden. Also noch einmal, jene Wendung ist störend und verlegend, und die Auslassung derselben eine Verbesserung zu nennen.

Lange hat kein Stück dieser Gattung mich und Andere so lebhaft angezogen und eine so nachhaltige Wirkung zurückgelassen. Die Feinheit der Composition, der sichere dramatische Tact, der

vortreffliche, höchst charaktervolle Dialog, der selbst den unbedeutendsten Nebenfiguren individuelles Leben verleiht, alle diese Vorzüge von Gutzkow's dramatischen Arbeiten finden sich hier in schöner Vereinigung und zum Theil in noch höherer Vollendung, als in den frühern. Dazu kommt eine Tiefe des Blicks in pathologische Gemüthszustände der menschlichen Natur, und eine Schärfe und Bestimmtheit in der Hervorhebung derselben, wie sie bei sehr wenigen Dramen dieser Gattung gefunden werden möchte. Auch wüßte ich im Einzelnen, außer dem bereits Bemerkten, nur Weniges zu nennen, wo der Dichter die Gränze überschritten, und einzelne Punkte zu scharf accentuirt zu haben scheint. Dahin dürfte wohl Akt I, 2. der Schluß der Rede Wilhelm's gehören, von den Worten an: »Sollt' ich einen Blüthenzweig« u. s. f. Auch das einzelne »weiße Härdchen« (II, 5.) möchte ich getilgt wissen.

Die Aufführung war im höchsten Grade befriedigend, und wenn alle Mitwirkende dieses Verdienst theilen, so möchte ich neben den sehr gelungenen Darstellungen Seeburg's (Hr. Paake), Beate's (Fr. v. Zahlhas), Wilhelm's (Hr. Otto), Tony's (Mad. Nolte), wohl den Kranz dem Darsteller Holm's, Hr. Häser, reichen, dessen Spiel von ergreifender Wahrheit und innigem Verständniß des vorzustellenden Charakters zeugte, und namentlich im letzten Akte, nach dem Urtheile bewährter Kenner, sich zu hinreißender Wirkung erhob.

W i t t e .

In Nr. 2 der Mittheilungen wurde zur Theilnahme an der ersten Versammlung des hiesigen Kunstvereins aufgefordert; die Zeit der Versammlung war auf Sonntag (Jan. 15.) Morgens Punct 11 Uhr festgesetzt und das Ersuchen hinzugefügt, sich möglichst präcis einzufinden. — Mehrere, die theils bereits subscribirt hatten, theils subscribiren wollten, wurden durch die Theilnahme am Gottesdienste vom Besuche des Casinos abgehalten, und fühlten sich zu dem Ersuchen veranlaßt, daß die künftigen Versammlungen des Kunstvereins in eine andere, als die für den öffentlichen Gottesdienst bestimmte Zeit verlegt werden mögen. Die so unpassend gewählte Stunde hat auf das Publicum obnebin einen unangenehmen Eindruck gemacht und zu fatalen Bemertungen vielfache Veranlassung gegeben.
Einer für Mehrere.

Kirchennachricht.

Vom 14. bis 20. Jan. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: (den 12.) Hr. Pastor Gerhard Conrad Renken aus Delmenhorst und Fr. Gesine Christine Elisabeth Franke Bwe., geb. Lückens. Hinrich Anton Gerhard Focken und Anna Margarethe Dohd.

2. Getrafft: Johann Willers. Marie Christine Elise Suhr. Hinrich Bremer. Friedrich Hilbers. Bernhard Eduard Högl. Peter Jäger. Anna Catharina Jansen. Drei uneheliche Mädchen und ein unehelicher Knabe.

3. Beerdigt: Lüder Schmeiers 62 J. Louise Albers, geb. Püschendorf (Alter unbekannt). Catharine Margarethe Danneemann, geb. Wandfheer 42 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 22. Jan.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Carlmann.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hosprediger Walbroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Collaborator Rieken.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 4.

Sonnabend, den 28. Januar.

1843.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Der Sohn des Fürsten.

Tragödie in fünf Akten von Julius Moser.
(Manuscript.)

Aufgeführt

Oldenburg, den 24. Jan. 1843.

Wer der gestrigen Aufführung beiwohnte, wird unserer Bühne gewiß das Zeugniß nicht versagen, daß sie uns einen wahrhaft genussvollen Abend bereitet hat, und daß sich ihre gestrige Leistung den besten und gelungensten dieser Art bei uns anreife. Wo redlicher Fleiß mit Lust und Liebe, wo Begeisterung für die Kunst mit Talent und Begabung Hand in Hand gehen, und sich vereint einem edlen und reinen, sittlich und poetisch bedeutenden Kunstwerke zuwenden, da, aber auch nur da allein, wird es möglich, Schwierigkeiten zu überwinden, wie sie hier zu überwinden waren, wo die meisten der Darsteller an allen vorhergehenden Tagen mit Hauptrollen beschäftigt, durch ein trauriges Ereigniß in ihrer Mitte gestört, von unaufhörlichen Proben abgemattet, kaum das allernothwendigste Maas der Zeit auf die Darstellung und Ausstattung eines ganz neu einzustudirenden Stückes verwenden konnten.

Um so größere Ehre und um so wahrhaftere Genugthuung kann ihnen daher das Bewußtsein gewähren, daß ihre Leistungen, selbst abgesehen von jener Rücksicht, bei dem Publikum sich einer Anerkennung erfreuten, deren

Aussprache nicht immer eine laute zu sein braucht, um dem Darsteller bemerkbar und verständlich zu werden. Gleich nach den ersten Akten, in denen die Zuschauer Manches in sich zu überwinden und zurechtzulegen hatten, wovon weiterhin — steigerte sich die Theilnahme von Scene zu Scene, von Akt zu Akt. Nicht Aug' und Ohr allein, auch Herz und Gemüth folgte mit lebhafter Theilnahme den ergreifenden Scenen, und das Glück am Schlusse, das leider so oft eine tadelnswürdige Störung durch die sich zum Heimzuge rüstenden veranlaßt, ließ diesmal Ausnahmeweise die ganze Versammlung in lautloser Stille bis der Vorhang niedersank.

Vor allen aber waren es die Darsteller des Königs (Hr. Berninger), des Prinzen Friedrich (Hr. Häfser), Kätte's (Hr. Moltke), des alten Feldmarschalls von Wartensleben (Hr. Haake) und der Gräfin Orzelska (Fr. v. Zahlhas), denen die Ehre eines Abends gebührt, wie wir unserem Theater nur mehrere wünschen können. Von dem ersteren konnte man mit Wahrheit sagen: es sei, als habe der Dichter die Rolle des Königs für seine Persönlichkeit gedichtet. Figur und Haltung, Stimme und Action, Alles steigerte, bei uns wenigstens, den Eindruck bis zum Portraitartigen der Vorstellung, die wir von jener ächt märkischen Natur und ihrer ganzen eichenen Festigkeit und puritanischen Strenge, die doch von einem, keinesweges der Liebe und Güte verschlossenen Herzen begleitet war, in uns trugen. Streng historisch, und doch in idealer Haltung, hat der Dichter diese derbe, knorrige Natur mit ihrem eisernen Wahlspruch: fiat justitia et pereat mundus! vor uns hingestellt, und eben so treu hat sie der Darsteller in's Leben gerufen. Ich

kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit einige brieflich von dem Dichter ausgesprochene Andeutungen über Auffassung und Darstellung seiner Charaktere hier mitzutheilen. Mögen sie dazu dienen, einen Maßstab für das Geleistete zu geben.

»Die Rolle des Prinzen« (schreibt er in einem Briefe vom Novbr. 42.) »wird die schwierigere sein. Alle Stellen, in denen der zukünftige Herrscher angedeutet ist, sind stark hervorzuheben, sogleich im ersten Akt das kurze Gespräch mit Katte. Auch da, wo ihm die Umstände zwingen aus dem Bize her auszugehen, muß es heftig sein, doch so, daß er schnell wieder sich zurecht findet; — wo nur ein solcher Lichtblick ist, mag er stark aufgetragen werden, wie denn überhaupt darauf zu halten ist, daß die Nuancen in der Rolle zuerst etwas scharf sich ausprägen. Werden sie auch zuerst etwas schroff, desto besser werden sie sich bei der Wiederholung des Stücks zusammenarbeiten zu einem lebendigen Ganzen.«

»Katte's Rolle zeichnet der Kronprinz im ersten Akte bei ihrer ersten Begegnung in den Worten:

Schwermüthig finster, doch entschlossen u. s. w.

»Das ist der Grundton, welchen der Schauspieler fest zu halten hat. Er muß sich nur hüten, die Rolle nicht zu weich zu nehmen, wenn auch melancholisch düster.«

»Der König kann dagegen in den Stellen, wo er ein menschlich Herz zeigt, mild und freundlich genommen werden; der Jähzorn, der sein Dämon ist, kann hier und da vorblitzen, wo die Gelegenheit ist, aber ohne die Majestät des Königs bloß zu geben. Ich denke hier an die Schlussscene des vierten Aktes, wo er mit dem Jähzorn in tragischer Größe gewaltsam ringt.

»Die Abschiedsscene im vierten Akte zwischen Friedrich und Katte muß vor allen Dingen so frisch weg gespielt werden, wie ein gutes Duett. Dort darf nicht die geringste Unsicherheit im Spiele statt finden.« *)

»Drzelska (im polnischen Nationalcostüm) spielt sich fast von selbst. Die Schauspielerinnen braucht nur eben schwungvoll zu sprechen und zu spielen. Sie soll nur im Auge behalten, daß sie eine feurige Polin darstellt.«

»Die Nebenrollen können wohl nicht gut vergriffen werden, — der feine Grumbkow mit seinem weißgeputzten Köpfehen, **) — der soldatische Dessauer, der nur nicht zu viel thun, und die Stelle, wo er humoristisch wird, natürlich und kernig geben, vor allen Dingen aber nicht vergessen soll, daß er ein regierender Fürst und Feldherr und bei all' seinem soldatischen Wesen, doch kein Korporal ist — der fromme lutherische Nagmer ***) u. s., alle diese Figuren treten, sollt' ich meinen, in das gehörige Licht.«

Soweit der Dichter selbst. Wir enthalten uns wei-

*) Wir würden hier einige Kürzungen anrathen.

**) Bard bei uns zu »biderb« und dessauerisch gefaßt.

***) Trat auch wohl als solcher nicht genug hervor.

tere Ausführung dieser Andeutungen, und bemerken nur noch, daß die Nebenrolle, Graf Finckenstein, durch Hrn. Hellwig recht gut repräsentirt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

M u s i k.

Die Concerte der heutigen Virtuosen sind vom Uebel. Was nützen sie der Kunst? Nicht viel! Was der Verbreitung der Kunst bei'm größeren Publicum? Gar nichts! — Kunst immer im wahren Sinne genommen. — Aber wodurch interessiren denn diese Concerte, daß man überhaupt noch hineingeht? Man fragt, wer den meisten Hocus-pocus machen kann; da muß man ihn doch hören. Man muß sehen, ob es wahr ist, daß dieser neue Hero's den und jenen, der das Unmögliche möglich machte, in dergleichen fingerfertigen Manipulationen noch übertreffe. Aber was ist das für ein Kunstgenuß? Man kann nicht läugnen wollen, daß die heutige Tags mit Riesenschritten fortschreitende Ausbildung in der Mechanik dem Geiste vielfältigere Mittel und Wege gebe sich zu offenbaren, ja eben diese jetzt vorhandenen Mittel, dies und jenes auszubringen, veranlassen rückwirkend in einem Künstler manche Idee, die ohne das Vorhandensein dieses Möglichen gewordenen nicht hätte entstehen können. Darum wollen wir die loben, die uns in diesen mechanischen Mitteln weiter geholfen haben. Indessen können wir uns nicht verhehlen, daß nur zu oft auch dieser Reichthum an Mitteln wieder nur dazu dient, die Armuth der Erfindung zu bemänteln. So componirte Sachen können uns für Kunstwerke gelten wollen, weil und so lange der Glanz der Neuheit uns einnimmt. Aber befragen wir uns über die Wirkung auf uns ernstlicher, so müssen wir eingestehen, daß das, was uns bewegte, höchstens ein Erstaunen, jedenfalls aber nicht eine reine Freude über die Schönheit der uns vorgeführten Composition war. — Die Virtuosenconcerte nun sind aber heutige Tags der Regel nach gewiß nichts anderes, als nur ein Aufzeigen der vorhandenen Mittel. Was soll aber das Publicum mit diesen bloßen Mitteln? Einen Kunstgenuß gewährt das nicht; als eine Schule betrachtet das Publicum die Concerte nicht; selbst zu erkaunen über etwaige neue Erfindungen vermag der größere Theil des Publicums nicht, wenigstens nicht bei den eigentlichen Schwierigkeiten: es gehöret dazu, daß man einen Maßstab habe für die Schwierigkeiten. Ja, wäre es nicht, daß mancher in solche Concerte ginge, um demnächst sagen zu können: ich habe ihn gehöret! — die Virtuosen würden meistens leere Bänke finden. Aber aus diesem Grunde gehen in solche Concerte nicht nur die bloß Citellen, sondern auch die, die im Bereiche der Kunst ein Urtheil

haben, oder, was im Subject dem gleich ist, auch nur zu haben vermeinen; denn wer wird absprechen, ohne selbst gehört zu haben? — letztere denn auch noch vielleicht der bloßen Mittel, als solcher, wegen, nämlich um ihre Kenntnisse zu bereichern, indem sie solche Concerte wirklich mit als ihre Schule betrachten.

Mit solchem Raisonnement sahen wir, wie bisher jedem ankommenden Virtuosen, so auch Ernst entgegen, und gedachten, was uns betrifft, von seinem Dasein den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Das Resultat der gemachten Beobachtungen dem Publicum mittheilen zu wollen, kann uns nicht einfallen. Der Theil der Kunst, so weit sie nur im Handwerk besteht, geht das Publicum, als solches, nichts an. Das Publicum kann nur der Künstler interessieren. Aber das haben wir gefunden: Ernst ist ein wahrer Künstler! Und so möge es gestattet sein, einige Worte über ihn zu sagen.

Das Ziel der Kunst ist, die höchste Schönheit zur Offenbarung zu bringen in sinnlich vollkommener Erscheinung. Die Kunst also hat einen Zweck. Und wer im Bereiche der Kunst diesen selben Zweck hat, und es gelingt ihm diesen Zweck mehr oder weniger zu erreichen, der ist ein Künstler. Gegenstand der Kunst ist also die Darstellung des Schönen. Schön nennen wir nun hier natürlich nicht, was im gemeinen Leben so heißt, d. i. was wohlgefällig, angenehm, zweckmäßig, nützlich, gut ist. Ueber das, was in der Kunst schön sei, ist seit Plato's Zeiten unendlich viel philosophirt. Plato und den Griechen galt in dem, was sie schön nannten, besonders das Gute und Wahre. Eine ganze Zeit lang galt auch in Deutschland in dem, was schön war, besonders der sittliche Zweck. Nachher erschien Kant, und erklärte das für schön, was ohne alles Interesse Wohlgefallen erwecke. Darüber steht denn das Urtheil dem Geschmacke zu. Vom Guten und Wahren aber wird gänzlich abstrahirt. Das Schöne ist etwas ganz anderes, ein drittes. Danach lehrt uns was gut sei die Ethik; das Wahre, die Wahrheit ist das Resultat der Wissenschaft; die Schönheit dagegen zeigt uns die Aesthetik. Schönheit nun offenbart sich zunächst in der Form. Ohne die Form kann kein Kunstwerk existiren. Sie ist es nämlich, die es sinnlich vernehmbar macht. Ein Kunstwerk aber, so lange es nicht sinnlich wahrnehmbar ist, existirt nicht. Aber die Form allein, d. i. die äußere Gestalt, und sei sie noch so sehr das, was wir im gemeinen Leben schön nennen, genügt nicht, ein Kunstwerk abzugeben. Die Form muß einen Gegenstand haben. Die bloße Form zu beurtheilen, ist nicht Aufgabe der Aesthetik, sondern beliebiger persönlicher Ansicht, in Folge deren Wohlgefallen oder Mißfallen vorhanden ist. Also nicht der Geschmack, wie es Kant will, ist über das Schöne der Richter. Die Form des Kunstwerks ist nur das Mittel der Darstellung von etwas Innerlichem. Dies Innerliche, Geistige muß also vorhanden sein, wenn eine Form nach dem Begriffe der Aesthetik künstlerisch-schön

genannt werden will: sonst ist sie höchstens bloß wohlgefällig. Deshalb sagen auch Schelling und Hegel, daß in der Kunst der geistige Gehalt und der sinnliche Stoff zu einem neuen specifischen Dritten, nämlich zum Schönen, sich verschmelze. Das zum Schönen sich qualifizirende Geistige ist nun aber immer nur das Sittliche und Wahre. Daß ein Kunstwerk entstehe, wird dann natürlich noch die zweckmäßige Form verlangt. Eine Form aber, die nicht dasjenige Innerliche, Geistige enthält, was nämlich sittlich und wahr ist, kann kein schöner Gegenstand sein. Unsittliches und Unwahres kann daher nicht in schöner, wohl aber allerdings in wohlgefälliger Form sich offenbaren.

So genau distinguiren nun nicht alle, die sich mit dem Namen Künstler belegen. Wir aber wollen unterscheiden: Nicht der ist ein Künstler, der bei der bloßen Anwendung der Mittel stehen geblieben ist zu einem Zwecke, Gott weiß welchem; er weiß es selbst nicht: eins ist noth, das Geistige. Ist aber was Geistiges vorhanden, so soll es der Art sein, daß es sich zum Schönen qualifizirt: also nicht der ist ein Künstler, der das Unsittliche, in wenn auch noch so wohlgefälligen Formen, uns vorsührt. Dies werden uns die Naturalisten am wenigsten glauben wollen. Sie haben manches in dieser Art wohlgefällige bereits oftmals schön genannt. Aber das ist es eben, die Kunst hat eine sinnliche Seite, die jedem zugänglich ist. Darüber entscheidet jeder, und zwar mit Recht, nach seinem Gefühl; und solche Entscheidungen sind durchaus Urtheile letzter Instanz; Appellation und reformatorisches Erkenntniß, vor dem er die Segel striche, ist nicht möglich. Aber die Kunst hat auch noch die andere Seite, die weniger populäre, die ihnen nicht sichtbar ist. Naturgeschmack und Kunsturtheil sind zwei verschiedene Dinge. Letzteres hat nur, wer die rechte Bildung, die wahre Kunstbildung hat, die nicht anders, als nur durch die Erkenntniß der Kunst selbst, sowohl in allen ihren Einzelheiten, als in ihrer ganzen Wesenheit, erworben wird. Sich am Unsittlichen zu vergnügen, ist Sache der Natur eines jeden Einzelnen. Aber Unsittliches ist kein Motiv zu einem Kunstwerk. Ja, wir glauben, daß Niemand, der durchweg unsittlich, d. h. überhaupt ein schlechter Mensch ist, auch bei dem ernstlichsten Bemühen und den entschiedensten natürlichen Anlagen, wie nämlich kein einziger Mensch eben vermöge seiner menschlichen Natur zu dem Ideale der reinen höchsten Schönheit jemals gelangen kann, aus diesem selben Grunde, weil nämlich »der Mensch in seiner Kunst nur abspiegeln kann die eigne unvollkommene Natur«, überhaupt ein ächtes Kunstwerk zu Stande zu bringen jemals vermögen wird. — Ferner: nicht der ist ein Künstler, der nicht der Wahrheit getreu bleibt. Dies angewandt auf den Musiker, und besonders auf die ausübenden Musiker, so gehören auch die dahin, deren Vortrag wie eine Frage ist, eine Caricatur des reinen gesunden Gefühls, hyperfentimental und abgeschmackt, coquettirend bis zum Uebelwerden. Und das ist

wirklich heutigestags förmlich Mode! Ja, entfernt Euch in der Kunst nur von der Wahrheit, und von der Natur, die ewig wahr ist; von der Natur, die Euch zur Entstehung der Kunst die ersten Wege wies, die Euch die Form, die Farbe, den Ton gab, und unter deren Leitung ihr allein die rechte Straße wandeln werdet; entfernt Euch nur davon, und Ihr entfernt Euch von der Kunst selbst! *)

Kommen wir nun endlich auf Ernst! Ernst spielte in seinem am 7. Januar hier stattgehabten Concerte folgende Sachen: 1) Die Gesangscene von Spohr, diesen Probierstein des ächten schönen Vortrags. Wir gestehen, daß uns noch kein Künstler dieses Meisterwerk unter den Violinconcerten in dieser Vollendung vor die Sinne gezaubert hat. So schön dieses Product der Kunst, in vollkommener Darstellung Einem vorschwebend, an sich ist, so schön war wirklich hier die Reproduction. Mit einem Worte, es blieb nichts zu wünschen übrig. Alles voll ächten heiligen natürlichen Gefühls. Das Ganze nichts weiter, als die Darstellung der Idee in sinnlich vollkommener Erscheinung, und vom sinnlichen Elemente auch

*) So eben, nachdem obenstehender Aufsatz schon fertig war, finden wir bei Lamennais im 9ten Buche seines neuesten Werkes: *Esquisse d'une philosophie*, folgende Stelle, die uns der Mühe werth scheint, hier beiläufig noch angeführt zu werden. Er sagt ungefähr so: Die drei musicalischen Elemente, der Rhythmus, der Tact und die Bewegung tragen alle zum Ausdruck bei, sind aber der Ausdruck nicht selbst. Der Zweck der Musik beruht in Darstellung des unendlich Schönen, und was sie zu reproduciren trachtet, ist nicht was ist, so wie es ist, sondern der ewige Typus, das ideale Muster der Dinge, das gleichsam hinter diesen verborgen ist. Die Musik ahmt also nicht nach, sie schafft. Durch sie stellt der Mensch seine Ideen von Gott und der Welt, er stellt sich selbst dar in seinen Beziehungen zur höchsten Ursache, in seinen Verhältnissen zu seines Gleichen und zur Natur, indem er nicht die Idee selbst, sondern das mit derselben verknüpfte Gefühl ausdrückt. Der Ausdruck also entspringt aus den moralischen Gesetzen, der Intelligenz und der Liebe. Dazu ist ein Vermögen erfordert, verschieden vom Rhythmus, von der Bewegung, vom Tacte, doch mit allen dreien in enger Berührung. Es nöthigt uns, verschiedene Ordnungen von Tönen zu denken, entsprechend den verschiedenen Ordnungen der Gefühle, und in jeder dieser Ordnungen zahllose Klänge, sie mögen aus einer unbestimmten Anzahl einfacher Töne, oder aus der Kombination mehrerer Töne hervorgehen. Der Künstler hat dies Vermögen des Ausdrucks in Anwendung zu bringen, und muß daher die Fähigkeit besitzen, das Gefühl sich anzueignen, das er ausdrücken will. Geschieht dies, so geht er aus sich in sein Werk über, und zwar unter der Form seiner besondern Art zu empfinden, so daß er, indem er diese ausdrückt, sich selbst ausdrückt. Ein gleiches gilt von dem, der das musicalische Werk ausführt. Daher finden wir in der Composition, wie in der Ausführung etwas, was wir den Accent nennen möchten. Dieser Accent ist der Wiederhall der innern Natur des Künstlers.

nichts mehr, aber gerade so viel als nöthig zum gewollten Zweck ächt künstlerischer Darstellung. Man will bemerkt haben, daß Ernst auch nicht ein einziges Mal, als wozu sonst gerade dieses Concert ihm besonders viel Gelegenheit würde geboten haben, einem Tone durch Aufklopfen mit dem Finger auf die Saite, die mit jenem Tone in der Octave steht, das dadurch entstehende glockenmäßige Klingeln beigegeben habe, was heutigestags alle Welt thut, und was allerdings dem Tone etwas Sinnlichwohlgefälliges giebt, was aber vom Uebel ist, indem dadurch der Ton, der an sich eins ist, in Theile zerlegt wird, und nun noch dazu in der Regel, ja fast immer in unrythmische. Wir bemerken noch, daß Ernst im letzten Theile des Concerts manchmal Figuren, namentlich sich wiederholende, anders gab, als sie stehen. Aber das geschah so im Geiste der Composition, daß er sich auch dadurch wieder als den ächten Künstler bethätigte. — 2) Die Othellophantasie von seiner eignen Composition. Wir können über diese Pöeie, als uns nach einmaligem Hören noch zu fremd geblieben, nicht urtheilen. Das aber können wir sagen, daß z. B. die Variation mit den Flageletttönen uns durchaus wie ein ästhetischer Unsinn erscheinen mußte. Die Sicherheit in diesem unendlich schwierigen Focuspocus ist indessen bewundernswürdig. Aber das ist ja eben so traurig, daß auch die Größten dem großen Haufen, der nur bewundern, nicht etwa am Schönen sich erfreuen will, zu dessen Befriedigung meinen Gelegenheit geben zu müssen. Und die Welt ist nun 'mal so beschaffen, daß man, wenn man nicht ganz Schwärmer ist, ihnen solches auch noch nicht einmal sonderlich zum Vorwurf machen kann. Hector Berlioz, dieser bekannte geistreiche französische Kritiker sagte vor einigen Monaten über Ernst und diese seine Othellophantasie im *Feuilleton der débats*: Ernst ist der Paganini der Epoche. Ich hab' ihn kürzlich in Brüssel gehört, mit einem Entzücken, dem nur mein Erstaunen gleich kam. Ich werde nicht von Allem reden, was er der Violine Neues und Kühnes abgerungen hat, aber wenn er in seiner Phantasie über Othello das berühmte Weidenlied singt, da muß man gestehen, daß er in durchdringendem leidenschaftlichen Ausdruck, in der Pöeie des Gesanges, die berühmtesten Sängern weit, weit hinter sich ließ. — 3) Elegie mit Begleitung des Pianoforte. Dergleichen kann nur ein ausgezeichneteter Künstler auch componiren, abgesehen von dem Vortrage, der alle Welt hinreißt, zum lebhaftesten Mitgefühl. — 4) Andante spianato, und der Carneval von Venedig. Die Zusammenstellung verstehen wir nicht recht. Das Andante spianato ist ein wunderschöner Gesang. Was soll ich vom Carneval sagen? Alle Welt kennt ihn wenigstens vom Hörensagen. Es ist ein einfaches italienisches Liedchen mit Variationen. Aber was für Variationen! Die Kunst

(Hiezu eine Beilage.)

Beilage

zu № 4. der Mittheilungen vom Sonnabend den 28. Januar 1843.

der Violine feiert mit ihm einen der größten Triumphe der neuern Zeit. Hier erst zeigt Ernst seine ganzen Mittel. Aber sind das bloß Mittel? Nein. Er gebraucht sie, um einen künstlerischen Zweck zu erreichen. Und wie erreicht er ihn! Dieses Maskengespräche, dieses Rosen, dieses Tändeln, dieses Necken, dieses Schmolzen, dieses gravitätische stolze Vorüberziehen und dann wieder diese tollen Melequinaden der Masken, dieses Wogen, diese ganze bunte Menge! Ist das nicht Poesie?! Wer ist, der ihm das nachmachte? und wenn er auch diese Mittel hätte, die Ernst hat, und die aber auch kein anderer hat, als Ernst. Darum ist Ernst ein Virtuose, wie er sein soll, d. h. er ist ein Künstler!

Was ein Concert in Oldenburg kostet.

Einen schönen Concertsaal haben wir nun zwar, aber wir werden wenig Concerte darin zu hören bekommen, da die Kosten eines Concertes hier so hoch sind. Viel trägt dazu freilich bei, daß der Hr. Hof-Capellmeister und Professor Pott darauf besteht, daß bei den Duverturen unter seiner Direction nicht allein die wirklichen Mitglieder der Hof-Capelle, sondern auch die vielen Accessisten mitwirken sollen, wodurch die Kosten ansehnlich gesteigert werden.

Die Kosten eines Concerts im Casinosaale betragen nämlich:

1) Saalmieth	Gold 20	—	9
2) das Orchester	= 36	=	=
3) für den Capelldiener	= 2	= 12	=
4) Druck des Zettels und für den Zettelträger	= 4	=	=
5) für das Sammeln der Unterschriften und sonstige Kosten	= 6	=	=
zusammen Gold 68 $\text{R} 12 \text{G}$			

Dazu kommen noch die vielen Freibillets, welche doch ein Künstler, wie Ernst, De Bull ic. wie baares Geld anschlagen kann, nämlich der Hr. Hof-Capellmeister verlangt 4 Billets, jeder Kammermuscus 2 und für die Capellmusci im Ganzen werden 32 Billets gefordert.

Daraus kann man nun abnehmen, wie schwer es einem Künstler gemacht wird, in Oldenburg ein Concert zu Stande zu bringen.

Der fliegende Holländer

oder:

Das Geisterschiff.

Zauberposse mit Gesang in 3 Akten nebst Vorspiel von Dr. Wollheim, Musik von F. B. Hagen.

Dieses der Titel eines Stückes, das Donnerstag, den 2. Febr. d. J., zum Benefize des Hof-Schauspielers Hr. Berninger auf unserer Hofbühne in Scene gehen wird. — Der Beifall, dessen sich dieses Stück in Hamburg, wo es bereits über vierzig Mal gegeben, und an vielen andern Orten zu erfreuen hatte, die mit eben so viel Geschmack als Geschick arrangirten und componirten Musikstücke des rühmlichst bekannten Musikdirectors F. B. Hagen, das Originelle der Situationen (einige Scenen spielen auf sturmbelegtem Meere), die glänzende äußere Ausstattung, an der es gewiß unsere eben so thätige als sachkundige Regie nicht fehlen läßt, so wie der gewohnte Eifer und Fleiß, der auf die Aufführung selbst wird verwendet werden, versprechen auch dem hiesigen Publikum einen sicher recht genussreichen Abend. — Möge dasselbe also zahlreich sich einfinden, um so zugleich für sein eigenes Vergnügen zu sorgen, und dem geschätzten und geliebten Benefizianten dadurch einen Beweis seiner Anerkennung zu geben! —

Kunstverein. *)

Am Sonntag, den 15. Januar, Morgens 11 Uhr, hielt hier der Kunstverein für das Herzogthum Oldenburg im großen Casinosaale seine erste, ihn constituirende Versammlung. In früheren Zeiten sah man die Künste fast ausschließlich im Dienste der Religion thätig, und in die-

*) Wegen Mangel an Platz vor acht Tagen zurückgeblieben.

sem ihren Interesse für die Verherrlichung des Gottesdienstes zu ihrer größten Blüthe gedeihen. Heutige Tage constituirte sich ein Kunstverein zu einer Tageszeit, wo sonst Gottesdienst gehalten wird. Das ist wol auch ein Zeichen der Zeit. — Ob auch ein erfreuliches? —

oo.

Anzeige, den Kunstverein betreffend.

Bis jetzt ist die Zahl der unterzeichneten Mitglieder 230 und es steht zu erwarten, daß sie wenigstens auf 250 komme. Manche, welchen der Subscriptionszettel vorgelegt werden sollte, waren nicht zu Hause anzutreffen, Andere augenblicklich von Geschäften überhäuft, konnten sich auf's Durchlesen der Vorschläge nicht sogleich einlassen — auch kann hin und wieder ein Haus übergangen sein, kurz, es heißt, daß Manche nicht begriffen, warum ihnen der Zettel nicht zu Gesicht gekommen, Andere nicht wußten, wohin sie sich wegen Unterzeichnung zu wenden. — Wegen des ersten Punktes wird Alles durch obige Bemerkung wohl hinreichend entschuldigt, und wegen des zweiten die Erledigung ganz leicht sein. — Es bedarf nur einer Namens-Zusendung an irgend ein Mitglied des Ausschusses (v. Eisendecher, Hillerus, Jernsdorf, Mayer, Starklof) um sogleich die Eintragung in das Subscribers-Verzeichniß zu bewirken. Doch dürfte diese nachträgliche Meldung nicht mehr lange zu verzögern sein — denn die Statuten des Vereins mit dem Verzeichniß der Mitglieder werden nächsten im Druck erscheinen.

Aphoristische Gedanken.

Der Tod des Reichen ist der Trost des Armen; er erkennt darin eine Gerechtigkeit, welche das Gold nicht bestechen kann, und welcher, sechs Fuß unter der Erde, ihn den Mächtigsten gleich macht.

Das Glück liegt nicht in dieser oder jener Stellung, sondern in diesem oder jenem Charakter.

Das Glück macht uns den Tod gräßlich; das Unglück verschönert ihn uns.

Die uneigennütige Güte ist sehr selten.

Lasset nie euren Gedanken errathen, und ihr werdet Herr desjenigen Andern sein.

Die Tugend erhebt bescheiden das Haupt, das Laster aber erhebt es frech.

Die Schmeichelei ist der Schleier der Falschheit.

Eines der grausamsten Dinge in der Welt ist, den Gegenstand, den wir lieben, gleichgültig für uns, und leidenschaftlich für Andere zu sehen.

Die Artigkeit ist die gangbare Münze der guten Gesellschaft, worin sie frei circulirt, und welche sie mit Grazie aufnimmt; sie hat da keinen andern wirklichen Werth, als den, welchen man ihr leiht.

Die Artigkeit des Emporkömmlings ist ungeheuerlich, schwichtig, übel gelernt; verbeugt sich bis zur Erde, zwingt euch zum Essen, wann ihr nicht mehr hungert, fragt euch wie sich die gnädige Frau, das Fräulein und der Junker befindet? Sie macht viele Bewegung und verursacht euch dadurch bloß Müdigkeit. T . . . s.

Kirchennachricht.

Vom 21. bis 27. Jan. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Gustava Dorothea Elisabeth von Eisendecher. Louis Rudolph Heinrich Johann Gehring. Friederike Dorothee Leopoldine Woschen. Gesähe Helene Kröger. Ein unehelicher Knabe.
3. Beerdigt: Hermann Bernhard Köpe 41 J. Peter Jäger 9 E. Daniel Reiß 64 J. Marie Luise Ferdinande Caroline von der Decken 4 M. 5 T. Anton Jansen Willers 26 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 29. Jan.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Cand. Grube.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfeprediger Baretmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 5.

Sonnabend, den 4. Februar.

1843.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Der Sohn des Fürsten.

Trauerspiel in fünf Akten von Julius Moser.

(Fortsetzung.)

Die Poesie hat eine schwere Aufgabe zu lösen, wenn sie im Drama ihre Hauptfiguren aus der Geschichte nimmt, oder dieselben in einer Gestalt vorführt, welche, wenn auch selbst historisch, doch von der fest gewordenen Tradition der Historie abweicht. Der große preussische Friedrich, der Held seines Jahrhunderts, der einzige deutsche Heldenkönig der neuen Zeit, wer kennt ihn nicht, als hätte er ihn gesehen? Geschichte und Poesie, Griffel und Meißel haben ihn unserer Phantasie eingepägt mit Krückstock und Dreimaster, mit dem Adlerblick des Auges über dem Thurm der Nase, in den scharfen, tief gefurchten geistdurchleuchteten Zügen, die kein Stümper jemals ganz verfehlte und kein Meister je ganz erreichte. Der Schrecken seiner Feinde, der Trost und die Hoffnung seiner Krieger in der Schlacht, Wit, Spott und Satyre auf den beredten Lippen im Kreise der Gewählten, Donhommie und Laune im Verkehr mit Bürger und Bauer, gedankenschweres Sinnen in der Einsamkeit seines Sanssouci, oder den letzten Scheideblick der Abendsonne zuwendend, ein sterbender Adler, — so steht er vor uns, lebt er in uns, so sehen wir ihn, immer denselben, den bewährten Helden und König, dessen pergamentne mummienbraune Züge kein Schimmer mehr von den Jugendtagen des Jünglings beleuchtet.

Und doch war auch diese alternde Gestalt ein Jüngling, um dessen Nacken lang die Locken flatterten, der für die Ideale der Liebe und Freundschaft glühend schwärmte, der sich in dem schäumenden Becher der Begeisterung für Freiheit und Menschenwürde, für Dichtung und Philosophie, für Alles Höchste und Tiefste auf Erden berauschte, und in tiefer Nacht der ihn umgebenden Barbarei, die ihre eisernen Fesseln um ihn zu schmieiden suchte, mit heiserer Sehnsucht nach dem Lichte einer neuen Freiheit, einer neuen Zeit rang und lechzte. Auch dieser Jüngling Friedrich ist historisch, aber er gehört dem biographischen Theile der Geschichte an. Er war die Blüthe, aus der die reife Frucht des welthistorischen Mannes und Herrschers erwuchs. Den letzteren hat die Tradition der Geschichte in uns mit unverrückbar festen Zügen aufgerichtet, ihn mit eisernem Griffel der Vorstellung der Nachwelt eingegraben. Der erstere soll sich die Leibhaftigkeit seines Daseins in und durch die Poesie erst erkämpfen. Wird es ihm gelingen? Die Aufgabe ist schwer, ihre vollständige befriedigende Lösung vielleicht unmöglich. Soll sie darum der Dramatiker nicht wagen? Ist es nicht eben das Schwierige, unüberwindlich scheinende, das mit magischem Zauber die Geister zum Kampfe lockt?

Moser hat den Versuch gewagt, wir wollen sehen, wie er ihm gelingen. Er führt uns den Jüngling Friedrich vor, wie er unter der eisernen Zucht eines starren, eigenwilligen Vaters fast gebrochen, an sich selbst und seiner Zukunft verzweifelnd sich selbst aufzugeben und in den Armen der Liebe Ersatz und Selbstvergeßenheit zu suchen im Begriff steht; wie ihn hier die edle Erstgattung der Liebegelübenden Orzelska von einem solchen Aeußersten, seiner

Bestimmung Unwürdigen zurückhält, dort ein Freund, ein für den hohen Königssohn, für Preußens Ehre und Zukunft bis zur Schwärmerci begeisterten Jüngling, den tief in der Seele schlummernden Gedanken, unwürdige Fesseln zu brechen, zur entscheidenden That heraufbeschwört. Das Aeußerste des Drucks ruft das Aeußerste des Widerstandes hervor. Die Befreiung mißlingt. Der letzte Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Naturen in Vater und Sohn erfolgt. Auf beiden Seiten lastet neben dem Rechte die Schuld, beide sahen in dem, worin sie jeder stark sind, nur die Schwäche des andern, beide gerietben so in Unrecht und Sünde. Dieser Conflict ist tragisch, und seine Lösung ist's nicht minder, wenn auch nicht in höchster Potenz. Des Freundes freiwilliger Opfertod auf der einen, die Anerkennung seiner Schuld gegen die im Könige verkörperte Majestät des Staats, und der Berechtigung, welche in des Königs und Vaters Willen liegt, auf der andern Seite, führt die Lösung wie die Versöhnung herbei.

Der Held der Tragödie ist nicht Friedrich Wilhelm und nicht Friedrich, es ist Kette. Sein Geschick ist tragisch und er allein erfüllt seinen Beiriff in der Tragödie. Ihn haben wir daher als den Mittelpunkt des Kunstwerks anzusehen, und daß wir dies müssen, ist des Dichters That und sein Verdienst.

Aus einem alten Adelsgeschlechte des Reichs entsprossen, durch Vater und Dheim dem Herrscherhause nahe gestellt, nach Ehre und Thaten dürstend, angehaucht von dem frischen Hauche des Geistes, der von Westen über Deutschland kam, hat er frühe schon zu dem ihm verwandten Geiste des Königssohnes sich hingezogen gefühlt. Es gährt und treibt in ihm derselbe Gedanke an die Erhebung und Größe seines Vaterlandes, der Friedrichs junge Seele füllte. Ihm nahe zu sein, ist sein Drang und Streben. Mit ihm vereint einst seine Ideale zu erfüllen und eine neue Zeit heraufzubeschwören, der rastlose Gedanke seiner Seele. Er ist kein Junker wie die andern auch. Er hat studirt, hat Akademien besucht, und seinen Geist mit Geist und Wissen genährt. Er hat die Welt gesehen, und kennt eine freiere Entfaltung des Lebens, wie sie England's meerumflößnes Eiland ihm zeigte. So erscheint er am Hofe, eingeführt durch seinen alten achtzigjährigen Dheim, den Feldmarschall von Wartensleben. Das ritterlich adlige Wesen, die kurzen bestimmten Antworten, der entschlossene Muth seiner ganzen Erscheinung gefallen dem Könige. »Wollte Gott, ich wär ein solcher Sohn bescheert!« Er ernennet ihn zum Offizier bei seiner Garde Gensdarmes, und bestimmt ihn zum näheren Umgange des Prinzen, dem er ihn als seinen Freund vorführt. Der Prinz ist gereizt. Er hat so eben von dem Vater, der seinem Unmuth über des Sohnes Wesen und Betragen, sein Versprechen, Hütenspielen, Voltairelesen, Schuldenmachen u. s. w. gegen seine Getreuen Dissa, Grumbkow, Nagmer und Finkenstein Luft gemacht hat, harte Worte

hören müssen. Er wendet sich an den, gleichsam zu ihm beorderten Freund mit der bitteren Rede:

So läßt Du Dich auf Freundschaft kommandiren?
Da hast Du's weit gebracht.

Doch der angeborne Blick, der den Geist immer das ihm Verwandte erkennen läßt, bewährt sich auch hier. Er sirt ihn scharf, als wollte er in seiner Seele lesen, und dieser Blick dringt tief in's Innerste:

Schwermüthig finster, doch entschlossen sehn
Mir Deine Augen in das Angesicht,
Mir ist als würden wir uns noch verstehn.

Mit dieser Zeichnung steht es, um dies beiläufig hier zu bemerken, nur im scheinbaren Widerspruch, wenn ihn der alte Dheim und die Kameraden den »wilden« Kette nennen. Sein verwegener Muth, seine hochfliegenden Gedanken geben sich in untergeordnetem Kreise nur in einzelnen kecken Reiterstücken und Ausbrüchen jugendlicher Kühnheit kund.

So ist denn der heißeste Wunsch des jungen Schwärmer erreicht. Der König selbst — und dies ist ein, dem Dichter, wenn ich nicht irre, allein gehörender Zug — hat ihn dem von ihm schwärmerisch verehrten Prinzen nahe gestellt, und dieser selbst in ihm den künftigen Freund erkannt. Und nie that ein Freundesherz dem königlichen Jünglinge mehr noth, als gerade auf diesem Wendepunkte seines Schicksals. Denn der strenge Vater will endlich selbst mit aller Macht des Herrschers und des Vaters den Sinn des Sohnes nach dem eignen Willen formen. Der Erzieher des Prinzen, Graf Finkenstein, der seines Bögling's Sache in der ersten Scene des ersten Aktes mit warmen Herzen und tiefer Einsicht in des Prinzen eigenartige Natur führt, erscheint dem Könige zu milde und nachsichtig.

Ich merke wohl (sagt der König zu ihm) er hat Euch eingeschüchtert
Mit seiner scharfen Zung' und spöttlichem Wesen,
Von jetzt an will ich selber ihn erziehn,
Und ihn wie eine Damascenerklinge
Zusammendrücken bis zum Griff hinan,
Daß man erfährt, was endlich zu ihm ist,
Und wenn die Klinge auseinanderprängt!

Dieser Erziehungsmethode gemäß verfährt denn auch der König. Und die Proben, welche wir davon sehen, genügen, die unglückselige Lage des Prinzen darzustellen. Schon im ersten Akte durfte er dem Vater mit rührender Bitte sagen:

Wenn Ihr mir nur ein wenig Freiheit schenktet
Haushälterisch, wie mit erspartem Pfennig
Wollt' ich umgehn mit ihr; gewiß, mein Vater,
Ihr würdet sehn, daß aus mir etwas wird.
So wie ich bin, ist eigen Nichts an mir,
Befohlen ist mir: was ich denken muß,
Was nicht, befohlen: was, wie lang' und wie
Ich beten darf, wie oft mich täglich waschen,
Und wie ich aehn und stehn und liegen soll!
Und ich bin nichts als nur Minutenzeiger,
Die Schloßuhr geht so pünktlich nicht als ich.
Mein Vater! schenkt' mich mir selbst einmal
Dann sollt' Ihr sehen wer von Natur ich bin,

Setzt nur ein Automat der Disciplin,
Bin eine Null ich hinter euren Zahlen!
Ja, ich begreife auch, daß Ihr zuweilen
Ungnädig seid; ich selbst kann mich nicht lieben! —
Mein Vater, laß mich menschlich einmal fühlen.

Und wenn auf solche Bitten der König keine andere Antwort hat als die:

Subordination sollst Du begreifen!

so können wir es mit dem Prinzen fühlen, wenn er im zweiten Auftritte des zweiten Aktes es gegen seinem Kette ausdrückt:

Nicht länger kann ich das ertragen,
Ich geh' zu Grund im unerhörten Druck.

Doch kehren wir jetzt zu Kette zurück. Mit ganzer Seele hat er sich seinem Ideale, dem Prinzen hingegeben. An ihn knüpft er das Werden einer schönen Zeit, einer Zeit geistiger Erhebung, eine Zeit großer Thaten. Dieser Fürstensohn, einst König, scheint ihm berufen, alle Jugendideale zu verwirklichen. Er soll

— wie Frühlingsetwetter, donnernd, flammend
Hinunterbrechen in die schwüle Nacht
Und in die träge Sumpflust un'rer Tage.

Und nun muß er sehen, wie dieser edle Geist der Starrheit wohlmeinender Beschränktheit gegenüber, in unwürdiger Knechtschaft sich selbst verzehrt, ja sich selbst zu verlieren in Gefahr ist: muß sehen (Akt II, Sc. 2):

— aus Mißverstand zertrümmert
Das größte Herz, das schlägt in dieser Zeit,
In Witz und Spott den himmelstürmenden
Gedanken in die funkelnd sich zersplittern,
Und jeder Splitter schneidet in mein Herz.

Der zweite Auftritt des zweiten Aktes zeigt ihn so dem Prinzen gegenüber. Mit aller Begeisterung einer edlen Seele ruft er dem an sich selbst Verzweifelnden, einem blinden »Schicksal« sich hingebenden Wahnenden das Trostwort zu: den eignen Gott in sich zu begreifen, größer zu sein, als der Druck der Gegenwart:

Sei wie Alkmenens Sohn, zum Knecht erniedrigt,
Doch noch ein Held, der lächelnd Schmach erduldet
Bis siegreich selbst den Tod er überwindet.

Ja, er wagt es für den letzten Fall des Unerträglichsten, das Alleräußerste als Rettungsweg durch kühnen Entschluß ihm in die Aussicht zu stellen:

Dem Kühnen ist das Schicksal immer günstig.
Es giebt noch Länder, wo vergönnt es ist,
Ein Mensch zu sein, sich groß und frei zu fühlen!
In England —

Friedrich.

Kette!

Kette.

Herrscht Deiner Mutter Bruder,
Sie wirbt für Dich um seine schöne Tochter.
In welcher Schule könntest Du dort lernen,
Ein Fürst zu sein mit einem freien Volk!
Bist Du ein Ritter, scheu' die Brautfahrt nicht,
Laß mich Brautwerber sein bei Deiner Zukunft! —

Das verhängnisvolle Wort der Flucht ist ausgesprochen. Zwar hallt es noch nicht mit vollem Klange in des Prin-

zen Seele wieder. Denn noch hält ihn die Liebe zu der schönen Orzelska gefesselt in ihren Banden, noch will er wenigstens »sich träumen«, da zu leben ihm nicht vergönnt ist. Aber das Saamenkorn eines künftigen Entschlusses ist in seine Seele gesenkt, und die Freunde besiegeln den Bund für Tod und Leben, den der Talisman eines gefahrvollen Geheimnisses mit allem Zauber knüpft. Diese Scene ist wunderschön, und nur schwer versage ich es mir, den Schluß derselben hier mitzutheilen, in welchem Kette im Strome glühender Begeisterung dem geliebten Freunde den Schwur der Treue leistet, und das befriedigende Bewußtsein des Königssohnes auf seiner einsamen Höhe und in seiner Verlassenheit ein Freundesherz gefunden zu haben, diesen selbst aus der Bitterkeit und Schärfe seiner künstlichen Stimmung heraushebt. Der mächtige Eindruck dieser Scene mit all' den Folgen, die daran die Zukunft knüpfen kann, tönt noch nach in dem Monologe, in welchem Kette den seine Seele bewegenden Gedanken, nachdem ihn der Prinz verlassen, Worte leihet, und eine Verahnung des tragischen Ausgangs, der blutig auf sein Haupt zurückfallen soll, steigt in uns auf:

Ihr mächtigen Dämonen, die ihr weht
Ist aus Gedanken eines Reiches Schicksal
Als Hieroglyphen in das Leichentuch
Der Weltgeschichte, kluge Webermeister
Werft als unnütze Spule mich nicht weg! —
Doch soll ich lieber Euch Baumeister nennen,
Und müßt ihr in den Grund, wie man erzählt, —
Einmauern einen Menschen, weil den Bau
Nicht eher dulden unterird'sche Geister,
So nehmt mich hin! und wölbet über mich
Die neue Zeit, das Haus der Hohenzollern
Und schwarz und weiß vom Siebel weh' die Fahne!

(Fortsetzung folgt.)

M u s i k.

Nicht bloß unserer Zeit ist es aufgehoben gewesen, große Kunststücke in der Musik zu hören und zu sehen, schon vor hundert Jahren war »die Musik so hoch gebracht,« daß man »nie erhörte Stücke« vorlegen konnte. Folgendes »Avertissement« eines gerade vor hundert Jahren unsere Gegenden bereisenden Virtuosen mag das beweisen.

Avertissement.

— Einem ehrsamem Publico wird hiermit bekannt gemacht, daß Johann Martin Platen, von Dernbach aus dem Fuldischen gebürtig, im 7ten Jahr sein Augenlicht verlohren, dennoch schön von Angesicht, auch die Musik so hoch gebracht, daß er verschiedene nie erhörte Stücke denen Herrn Herrn Liebhabern vorlegen kann. Demahlen sich allhier befindet und seine Dienste höflichst anbietet.

B e s e h e n d e :

1. Blaset er Waldhorn und streicht Violin zugleich.
2. Blaset Waldhorn und Violin zugleich mit verschiedenen Decorationen.
3. Zwey Waldhorn Imo und 2do.
4. Zwey Waldhorn und streicht Violin zugleich.
5. Trompet und Violin zugleich.
6. Zwey Trompeten Imo und 2do zugleich.
7. Violin und polnischen Voß.
8. Violin und Basson.
9. Violin umgekehrt auf dem Bogen zu streichen.
10. Ein doppelte Harpffen auf 4 verschiedene Arten zu schlagen.
11. Zwey Flöthen Imo und 2do zu Blasen.
12. Ein unverstimmte Violin zu streichen ohne solche vorher zu stimmen.

Die Herrn Liebhaber können versichert seyn, daß sie ein völliges Concerto daran haben werden, der ich mich ihrem zahlreichen Auditorio und ferneren Recommendation unterthänigst befehle.

C o n c e r t .

Das schon im vorigen Jahre angekündigte Concert des Herrn Organisten Nothe, welches wir schon aufgegeben glaubten, findet zu unserer großen Freude doch noch Statt, und zwar jetzt ganz gewiß am
Freitag, den 17. Februar.

In dem ersten Theile dieses Concerts wird Hr. Nothe uns mit Vorträgen auf dem Fortepiano erfreuen, wozu er das »Concertstück« von C. M. v. Weber und le gaze d'Amitie, Ronde von Kalkbrenner, ausgewählt hat.

Im zweiten Theile werden wir den hier leider so seltenen Genus haben, eine vollständige Cantate mit Orchester-Begleitung zu hören. Hr. Nothe wird nemlich »den Ostermorgen,« Gedicht von Tiedge, componirt von S. Neukomm, zur Aufführung bringen, unterstützt von vielen Dilettanten und der Hofcapelle.

Wir können einen genussreichen Abend versprechen, da die liebliche Composition in den Proben sehr angeprochen hat, und daher wollen wir von Herzen wünschen, daß die vielfachen Bemühungen, welche der Hr. Concertgeber angewandt, und welche so oft vereitelt worden, nicht unbelohnt bleiben, zumal die Unkosten eines Concerts jetzt dem Publicum bekannt sind.

C

N. B.

In Nr. 8 der Neuen Blätter für Stadt und Land heißt es sprichweise: »Schwelgerei, Roheit und Unmuth sind mit Unwissenheit Geschwister.« Dazu gehört unten am Rande folgende Anmerkung der Redaction: »Dies leugnete bekanntlich neuerlich ein Aufsatz in der Allg. Zeitung über den Communismus.« — Bekanntlich? — Die Leser der Allg. Zeitung werden doch, glaub' ich, große Augen machen und fragen: wo steht es? und wie steht es da? — In dessen wahr oder nicht wahr: ist das Ort und Gelegenheit, Pfeile gegen eine anerkannte, allverbreitete Zeitung abzuschließen? — und überdies will doch auch jedes Ding mit der Manier gethan sein.

Ein Leser der Neuen Blätter
und Mitarbeiter.

Kirchennachricht.

Vom 27. Jan. bis 3. Febr. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Hilbert Schellstede und Margarethe Meyer.
2. Getrafft: Charlotte Johanne Großkopf, Paul Friedrich August Timpe, Johanne Henriette Gerhardine Auguste Behrens, Gustav Martin Christophher Lilly. Ein unehelicher Knabe.
3. Beerdigt: Joachim Conrad Winkler 54 J. Anna Harms 8 J. Ernst Johann Anton Greve 5 J. Margarethe Elisabeth Presuhn, geb. Schlemmer 69 J. Peter August Bruhn 56 J. Gerhard Albert Potes 1 J. Anna Catharine Harms, geb. Mohrmann 40 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 5. Febr.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hosprediger Walroth. (Nach der Predigt Ordination durch Herrn Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Collaborator Rieken.

Der am 3. Febr. eingesandte Artikel hat nicht aufgenommen werden können, weil der Einsender sich der Redaction nicht genannt hat.

Hierbei № 52 des

Wöchentlichen literarischen Anzeige-Blatts 1842,

ausgegeben von der

Schulz'schen Buchhandlung.

Redacteur: Oberamtmann Strackeyan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 6.

Sonnabend, den 11. Februar.

1843.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Der Sohn des Fürsten.

Trauerspiel in fünf Akten von Julius Moser.

(Schluß.)

Nur zu bald naht die so herausgeschworne Stunde der Entscheidung. Die Spannung zwischen Vater und Sohn steigt in gefahrdrohender Weise. Der König wird mehr und mehr irre an dem Prinzen, in welchem er den Vollender seines Werkes, den Mehrer der innern Kraft und Stärke, der äußern Ehre und politischen Bedeutung seines Reichs und Volks sich erziehen will. Die Selbstvergeffenheit, mit der der Prinz um seiner Leidenschaft zur Drzelska »Kron und Scepter in den Staub werfen« will, um ein »Mensch zu sein wie andere«, empört ihn; die Pläne, an welchen Friedrich mit der englischen gegen die österreicheische Hesparchie zum Sturze Dessau's und Grumskow's sich betheiliget, *) reizen ihn zu grimmen Zorne. Das Aeuferste geschieht. Im Angesichte der Freunde und Diener seines Vaters als Verräther behandelt, mit der Schmach der Feigheit gebrandmarkt, verläßt der König

*) Beiläufig: Hier hätte der Dichter deutlicher und schärfer die Intentionen Friedrich's und seiner Partei herausheben müssen. Dieser bedeutende Punkt bleibt zu sehr im Unbestimmten. Jene Pläne und Intriquen sind historisch, und was mehr, sie sind nothwendig auch für das Gedicht, um Friedrich mehr in Action zu setzen, und ihm für seine Freiheit-handeln zu lassen, ehe er zur Flucht schreitet.

den Prinzen, und der herbeisürzende Ratte findet ihn nach jener furchtbaren Scene (III, 6) aus der Ohnmacht seiner Sinne zurückkehrend in halbwahnsinnigem Schmerze den empöbten Gefühlen Luft machend. Jetzt ist die Stunde der Entscheidung gekommen:

Das freilich darf mein Friedrich nicht ertragen!
ruft Ratte ihm zu. Und es ist ein schöner, tief poetischer Zug, daß derselbe Ratte, den wir so eben kurz vor dem Zusammentreffen des Königs mit dem Kronprinzen in träumerisch-düstere Melancholie versunken, die schwermüthige Romanze vom treuen Fahnenjunker zu Quanzens Flöte recitiren hören, — jetzt plötzlich vom Wirbel bis zur Zeh mit eherner Willens- und Thatkraft geharnischt vor uns steht:

Du sollst das nicht ertragen, handeln mußt Du!
Das Schicksal preiß ich, treibt es Dich zur That.
Die fürchterliche Stunde ist gekommen
Die ich für Dich oft betend hab' erfleht,
Denn jedem großen Menschen naht sie;
Wie einen dürrn Stab bricht sie entzwei
Die Gegenwart und die Vergangenheit
Und wirft ihn lachend in das Meer der Zukunft.
Da müssen in ihm alle Kräfte wachen
Bis zum Zerreißen sich die Sehnen spannen,
Erkämpfen muß er jeden Augenblick,
Aus dem Verderben selber sich gewinnen
In Schrecken und in Schmerzen sich gebären. —
Und so begrüß ich jubelnd diese Stunde,
Die aus den Jugendträumen Dich erweckt,
Mit schwerer Hand und einem Donnerschlag.

Ohne Stocken und ohne Zaudern ergreift der Prinz den Vorschlag. Man kann sagen, es sei jetzt vielmehr der eigne Entschluß, dem der Freund nur die Worte leiht.

Der Schluß dieser Scene ist von großer dramatischer Wirkung durch die Rapidität, mit welcher in wenigen, wie abgeschneelte Pfeile hin und her fliegenden Wechselreden der Plan gefaßt wird; denn höchste Eile ist Noth, weil in wenigen Minuten der Prinz mit seinem Vater die Reise an den Rhein antreten soll, auf der die Flucht bewerkstelligt werden muß. So endet der dritte Akt. Im vierten sehen wir Katte zur Flucht gerüstet in seinem Zimmer. Er will nicht fliehen, ehe er sichere Nachricht hat, daß sein Freund glücklich entkommen ist. Ein vortrefflicher Monolog malt die innere Qual seines Seelenzustandes, seine Unruhe, die Todesangst, die ihm die Daumen eindrückt in die Schläfe, und sein Herz gegen die Rippen pochen läßt »wie ein eingefangenes Raubthier.« Aus der Ferne herüber tönt die lustige Musik des preussischen Kriegsmarsches, mit der seine Kameraden zur Parade ziehn. Noch einmal ruft er sich jetzt die stolzen Träume künftiger Schlachten und Siege zurück, die er einst vereint mit seinem Friedrich zu schlagen gedenkt. Er zieht ein Medaillon hervor. Es ist die Königstochter, zu der er in verwegener Verhörung Herz und Gedanken erhoben hat. Er nimmt Abschied von ihr, vom Vaterlande, von Allem, was ihm theuer. Da erschallen Tritte, der Augenblick ist da, es nahet Botenschaft — aber ach, es ist Orzelska, mit der Schreckenskunde: Alles sei entdeckt, der Prinz verrathen und gefangen, und über seinem Haupte das Todesbeil erhoben. Er soll fliehen, jeder Augenblick ist todbringend. — Dieser Schlag ist furchtbar, doch er trifft ein männlich Herz. Der Katte der Geschichte ward das Opfer unklugen Selbstvertrauens, leichtsinnigen Zauderns. Der Katte der Tragödie wird es durch freie Wahl. Sein Entschluß ist im Augenblick der Katastrophe gefaßt. Mit schnellem Blicke überfliehet er die Lage der Dinge. Weder Orzelska's Beschwörungen, noch die rührenden Bitten seines, ihr auf dem Fuße folgenden, greisen Oheims können seinen Entschluß wankend machen. Er weiß, daß der König ein Opfer der verletzten Majestät des Staates fordern wird, daß seine Flucht des Prinzen Leben bedroht, während sein Bleiben den Jörn des Königs auf sein Haupt ablenken wird. Dieser Gedanke: für den Freund zu sterben, durch die Bereitwilligkeit seines Opfertodes in des Freundes Seele den Glauben an die Menschheit, an Treue und Freundschaft fest zu begründen, ihn selbst dadurch sich selber, seiner großen Bestimmung zu erhalten, hilft ihm siegreich allen Bitten widerstehen. Selbst der König hat Größe genug, die Größe dieses Entschlusses zu würdigen. Als der greise Wartensleben ihn um das Leben des Enkels ansieht, und die Todesstrafe in Kerkerhaft zu mildern bittet, erwiedert er:

Nun muß ich gegen Dich in Schutz ihn nehmen.
Er ist verständiger, als Du es meinst,
Denn bitten ließ er mich, nicht im Gefängniß,
Ihn tausendmal zu tödten, denn er wünschte
Einfachen Tod und Heil dem Vaterlande.
Und nicht gering hat er von sich gedacht!

Das fühlt er wohl, daß er mit seinem Blut
Sich einschreibt in die preussische Geschichte,
Das will ich ihm und kann ich ihm nicht wehren!

Und so geschieht es. Denn während für den Thronfolger, dessen Flucht obenein durch ein (historisches) Wort des Königs entschuldigt erscheint, sich fremde Höfe und die eignen Getreuen einstimmig erheben, und in einer vortrefflichen Scene (V, 2.) dem Könige den eignen Antheil an der That und Schuld des Sohnes zum Bewußtsein bringen, ist doch Niemand in dem Rathe des Fürsten, der das Schwert der Gerechtigkeit von Katte's Haupt ab zu beugen wagt, denn seine Schuld unterliegt keinem Zweifel, wie sie zugleich seine tragische Ehre ist. Das Kriegsgesicht spricht ihm das Todesurtheil, doch darf er vor dem Tode noch Abschied nehmen von dem Freunde. Hier wird sein Muth auf die letzte, erschütternde Probe gestellt. Doch er besteht sie. Die Schauer des Todeskampfes, in denen das Fleisch mit dem Geiste gerungen, liegen hinter ihm:

— und aus Schauern
Die mir herauf die Unterwelt gesendet,
Hat sich mein Geist zum Leben durchgeschlagen
Und unter meinen Füßen liegt der Staub.

Er hat in dem Bewußtsein seiner Schuld — das Bewußtsein seiner Versöhnung mit sich selbst gefunden:

Ich hab' geirrt, aus Irrthum schwer gesündigt
An Dir und Deinem Volk; ich wollte Dich
Mit frevelhafter Hand vom Dienst erlösen.
In dem der Gott des Schicksals Dich erzogen
Zu der Vollstreckung seines strengen Willens,
Und zwischen Dich und seine Absicht habe
Ich frevelnd mich gedrängt mit meiner Liebe
Und diese Schuld büß' ich mit meinem Tode.

So hat er sein Ziel erreicht: »mit seinem Blute den Vertrag zu siegeln« den mit seinem Freunde »die furchtbar große Gottheit schließt.« In seherischer Begeisterung verkündet er dem Freunde seine Zukunft, seine Bestimmung: Vergebens werden sich die alten Mächte Europa's rüsten gegen Deine Jugend, Es schmettert sie Dein Genius zu Boden. Fürcht' Böhmen nicht, nicht Oesterreich und Ungarn, Nicht den Sarmaten, den Franzosen nicht Und nicht die Riesenschlange ihrer Heere, Die feuerpeinend Dir entgegenrollen, — Mit Dir ist Gott, Dein Fuß wird sie zertreten. Und wie er die Verächtigung des Königs sich selbst gegenüber anerkennt in den Worten:

— Nicht er, — der Rathschluß Gottes
Wirft meinen Reichenam hinter Deine Ferse,
Und speert den Weg Dir ab, wenn Deinem Ziel
Im Zweifel Du den Rücken wenden wolltest!
Wie jeder große Mensch, so dient Dein Vater
Der unergänglich göttlichen Vernunft,
In deren Obhut alle Wesen sind.
Er muß aus seinen Untertanen schmieden
Ein mächtig Volk mit seiner ehernen Hand —
Verloren muß der sein, der ihn behindert!
Ich habe zwischen Ambos und dem Hammer
Die Hand gelegt, — und er zerschmettert sie,
so darf er auch in seiner Todesstunde den Sohn auffordern, sich mit dem Vater zu versöhnen, und selbst

M u s i k.

verschönt mit seinem Schicksal dem Sohne den Vater wiederzugeben. Denn beide hat seine That, die Herbeiführung des Aeußersten, zur wahren Versöhnung gebracht, welche in der gegenseitigen Anerkennung dessen liegt, worin bisher der Eine den Andern mißverstand. Und mit diesem beseligenden Gefühle geht er aus des Freundes Armen der letzten Sühnung, dem freien Tode als freier Mann entgegen.

Soviel über den Hauptcharakter des Stücks und die Entwicklung des letzteren, insofern sie sich an jene lehnt. Der weitere Verlauf der Charaktere Friedrich's und des Königs, sowie das nähere Eingehn in die Composition des Ganzen behalten wir uns für eine wiederholte Darstellung vor, um welche wir die Direction des Hoftheaters hiermit freundlich ersuchen. Zwar tritt hier die allgemein bedauerte, hoffentlich nur temporäre Behinderung eines Mitgliedes der Bühne durch Krankheit, in den Weg. Allein gerade solche Zeitmomente sind es, in denen es zweckmäßig scheint, die Kräfte jüngerer Mitglieder auf die Probe zu stellen, und ihnen Gelegenheit zu geben, zu zeigen, was sie leisten können. In der That, dieser Fingerzeig scheint der Beachtung werth. Eine stehende Bühne muß es sich selbst zu ergänzen, und ihre Kräfte sich heranzubilden. Das Publikum aber wird auch schwächere Leistungen, wenn sie anders Talent und eigne Auffassung verrathen, hinzunehmen kein Bedenken tragen, da ihm die einfache Bemerkung nahe liegt, daß aufstrebende Talente sich eben nur durch eine solche Vergünstigung entwickeln und über sich selbst zur Klarheit kommen können. Wir sind überzeugt, daß durch Nichtbeachtung dieser Rücksicht, manches Talent in Nuthlosigkeit zu Grunde geht. Daß damit einer strengen und langen Vorschule kein Eintrag gethan werden darf, versteht sich von selbst.

Noch Eins. Sollte das Stück wiederholt werden, so rathen wir es auf einen Sonntag zu setzen. Die Kasse wird dabei nicht leiden. Der letzte Sonntag, der bei einem klassischen Stücke Calderon's ein vollgedrängtes Haus zeigte, kann, wenn es noch nöthig ist, beweisen, daß auch derjenige Theil des Publikums, der sich das Vergnügen des Theaters vorzugsweise nur am Sonntag zu gönnen im Falle ist, an dem Edlen und Schönen in der Kunst sich zu erfreuen Gefühl und Sinn besitzt. Und da wir einmal jener Darstellung (es ward Calderon's: das Leben ein Traum, nach Schreivogel's (West's) Bearbeitung, gegeben) gedenken, so sei auch erwähnt, daß die Leistungen der Hauptpersonen und namentlich Hrn. Molle's (Rodrich) sich eines verdienten Beifalls erfreuten.

Die musicalische Springfluth hier hat sich noch immer nicht verlaufen. Nach Ernst erschien zunächst Herr Nusso aus Neapel, Pianist, angeblich 13 Jahre, indessen wenn auch etwa 16 Jahre alt, jedenfalls ein Phänomen unter den Klavierhelden. Auf das weiter vorgerückte Alter schließen wir von seinem ausdrucksvollen Vortrage. Das findet man bei Kindern niemals. Aber auch seine Fertigkeit und Kraft ist weit größer, als daß solches einem 13jährigen Knaben möglich sein könnte. Nusso spielte im Zwischenacte, und gab danach ein eignes, aber leider, zum Theil wohl wegen des schlechten Wetters, nur sehr schwach besuchtes Concert, und zwar im Theater. Sodann war hier ein gewisser Herr Mortier de la Fontaine, Klavierspieler aus Paris, dem Vernehmen nach bedeutend, der aber wegen der ihm ungünstig scheinenden Zeit, ohne daß er auch nur den Versuch gemacht hätte, hier ein Concert zu Stande zu bringen, sehr bald wieder abreiste. Ferner war hier ein Clarinettist, Herr Springer aus Frankfurt, der sich in Zwischenacten auf der Clarinette, und sodann mit noch mehr Erfolg auf dem Bassethorn hören ließ. Danach die Schwestern Wilkens aus Hamburg. Die jüngere, Pianistin, angeblich 13 Jahre alt, der wir übrigens dies eher glauben, als dem Nusso, hatte hier nach Nusso einen harten Stand; indessen wurde anerkannt, daß sie eine für ihr Alter sehr bedeutende mechanische Fertigkeit besaß: man muß sie also loben, wenn man weiß und bedenkt, daß das Gefühl und die Seele im Vortrage erst mit einem gewissen Alter möglicherweise vorhanden sein kann. Wir glauben ihr das Prognosticon stellen zu dürfen, daß sie es sicher noch mal zu einem hohen Grade künstlerischer Bedeutung bringen werde. Sie ist kein überzeitigtes frühreifes Wunderkind; wie denn solche allerdings bald stehen zu bleiben pflegen, und nie etwas Rechtes aus ihnen wird. Sie wandelt auf guter Bahn festen Schrittes immer vorwärts. Und so ist es recht. Nur nichts überzeitigen! Die ältere Schwester, Sängerin, hat eine tüchtige Schule durchgemacht, und zeichnet sich übrigens auch im Vortrage, namentlich von Liedern, und besonders im Bereiche des Launigen und Naiven, bedeutend aus, wenngleich wir die ersten Sachen nicht weniger gern von ihr hörten. Aber man erinnere sich nur des Kinderliedes vom Steckenpferde mit dem hop hop und dem Herr, das sie auf den Dacapo-Ruf als Zugabe sang. Sentimentale Sachen sind leichter. Die singen auch manche andere gut. Die Schwestern gaben hier eine Soirée im kleinen Casinosaale und traten später auch im Zwischenacte auf. Die ältere machte im Theater weniger Glück als in der Soirée. Ihre Stimme, übrigens intensiv überhaupt nicht sehr bedeutend, d. h. nicht groß, aber sonst sehr angenehm, war belegt, und manchmal die Uebergänge hart, rauh und unbiegsam. Sie war, was



man heifer nennt —, dem Vernehmen nach bedeutend erkältet. Uebrigens war für das Theater die Wahl eines so innigen und sinnigen Liedes, wie das »Warum?« von Preyer ist, durchaus nicht politisch. Sie traute unserm Publicum zu viel zu, wenn sie ihm dies als ihr Bestes vorführte. Eine von den Donizetti'schen oder Bellini'schen Arien, diesen eigentlichen Gesang-Virtuosen-Sachen, oder auch die Arie der Susanne aus Figaro's Hochzeit, oder des Nemchen aus dem Freischütz, wie solche Referent in Privatcirkeln von der liebenswürdigen Sängerin vortragen hörte, — dergleichen, und zwar mit Orchester aufgeführt, wäre hier mehr am Plage gewesen. Dagegen effectuirte die jüngere Schwester, und zwar mit dem Weber'schen Concertstück, im Theater weit mehr, als in der Soirée mit den Sachen von Thalberg, Krebs und Dreischock. Die ältere hat hier auch ein theatralisches Debit gegeben, man sagt auf Engagement, und zwar das Käthchen in »Welcher ist der Bräutigam?«, und, wie wir hören, mit vielem Beifall. Warum sie dennoch nicht für die hiesige Bühne gewonnen worden ist, ob deswegen, weil, wie man sagt, der Vater der Debitantin für sie, als im Fache der Schauspielkunst doch mehr oder weniger noch Anfängerin, eine zu hohe Gage gefordert hat, können wir nicht angeben; versichern aber, daß wir bedauern, daß unsre Hoffnung, sie für unser gesangliebendes und gesangliebendes Publicum hier gewonnen zu sehn, hat zu Wasser werden müssen. Ein derartiges Vorbild thut unserm Gesang-Dilettantismus hier gar zu Noth. Das Rechte lernt sich ja nur von eigentlichen Sängern von Fach. Seit dem Eintritt unserer vortrefflichen Madame Jenke sind wir aber ganz verwaist. — Wir sind übrigens mit unserm Berichte noch nicht zu Ende. Ein Fräulein Menschling aus Bremen war hier, um, wenn nicht jetzt in dieser springfluthlichen Zeit, doch demnächst, wie wir hören, ein Concert zu veranstalten. Sie spielt gleichfalls Pianoforte. Ein Oboist aus der Dessauer Capelle hat sich von Bremen aus brieflich hieher gewandt. Man hat ihm abgerathen. Das von Herrn Organisten Musikdirector Nothe intendirte Concert aber wird am Freitag, den 17. Februar endlich wirklich von Stapel gehen, trotz der Springfluth, und hoffentlich viele Theilnahme finden. Endlich noch haben wir gehört, daß Herr Hofcapellmeister Prof. Pott, dessen Winterconcerte dieses Jahr wegen der jetzt höheren Kosten leider, und immerhin merkwürdigerweise, nicht haben zu Stande kommen können, baldigt ein Concert zum Besten der hiesigen Kleinkinderbewahranstalt zu geben beabsichtigt, und schon mit den Vorbereitungen beschäftigt ist.

Hört! Hört!

Am Sonntag, den 19. Februar, findet das durch die Güte des besten Fürsten unserm guten Gerber gnädigt bewilligte Benefiz statt. Es wird nur dieser Nachricht bedürfen, um das Publikum in Thalens Tempel, zum Vortheil seines Lieblings, zu versammeln.

Die Vorstellung wird Mestroy's »Zur ebenen Erde und im ersten Stock«, Posse mit Gesang in drei Acten, enthalten, die uns des Glückes Launen auf höchst humoristische Weise veranschaulicht.

Aphoristische Gedanken.

Die Freundschaft eines Mannes ist seiner Liebe vorzuziehen, die Liebe einer Frau ist aller Gefühle werth.

Die Freundschaft zwischen Mann und Frau ist angelische, reine und uneigennützigte Liebe.

Die Unschuld hat die Züge eines Knaben, und die Schamhaftigkeit die eines Mädchens.

Kirchennachricht.

Vom 4. bis 10. Febr. sind in der Dtb. Gem.

1. Copulirt: Johann Carl Gerhard Grube und Gesche Marie Elisabeth Glauert. Bernhard Friedrich Wilhelm Stanztrop und Caroline Wilhelmine Friederike Freyhardt. Friedrich Harms und Gesche Helene Heinemann.

2. Getrafft: Johann Ludwig Friedrich Büßing. Paulus Heinrich Bernhard Dinrichs. Johanne Auguste Elise Becker. Helene Wilhelmine Gesine Hummel. Talle Margarethe Seyen. Emma Friederike Maria Magdalene Hartong.

3. Beerdigt: Johann Christian Friedrich Arnten 19 J. Wäbke Margarethe Wintermann 4 J. Christine Willentsefer, geb. Mönlich 50 J. Marie Elisabeth Weuß, geb. Grote 39 J. Anna Maria Hübeler 18 J. Gorb Mahlstede 23 J. Johanne Catharine Margarethe Bößeler, geb. Harms 28 J. Johanne Margarethe Henriette von Bloh 5 M. Ernst Gerhard Anton Helmerichs 6 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 12. Febr.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Meyer, Ph. Dr., aus Hunklofen.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 7.

Sonnabend, den 18. Februar.

1843.

Noch etwas von Musik.

Ordentlich wohl thut es einem Musikfreunde, wenn er in unseren Unterhaltungsblättern Aufsätze findet, die nicht allein ein ungewöhnliches Interesse an der Musik, sondern oft ein tiefes Verständniß derselben zeigen. In dieser Weise waren schon mehrere Spalten in verschiedenen Nummern dieser Blätter mit Musikalischem angefüllt, und jedesmal wurde das Gegebene mit Freude auch von denen gelesen, denen der philosophische Aufschwung des Verfassers jener Aufsätze manchmal etwas zu hoch ging. Die nächste Veranlassung zu diesen Aufsätzen gaben die musikalischen Leistungen der letzten Zeit, zu deren Würdigung einerseits mancher allgemeiner Gesichtspunct herausgestellt wurde, um einen Standpunct zur Beurtheilung zu gewinnen; anderseits aber auch Einzelnes untersucht werden mußte, wo denn über mechanische und geistige Fertigkeiten des Producirenden gesprochen wurde. So wurden uns sowohl Resultate über Musik und ihr Verständniß im Allgemeinen, als auch über besonders hervorragende Individuen auf dem Gebiete der Musik gegeben. Auch bei diesen Letzteren, den Individuen, spricht sich, wie in allem Anderen, jenes lebendige Interesse für Dasjenige aus, was nach der Meinung des Verfassers jener Aufsätze auf dem Gebiete der Musik seine Kräfte mit Erfolg anwendet. Allein wie wir selten ein Interesse für Etwas gewinnen ohne dadurch für Anderes, und für den Gegenstand des Interesses selbst Etwas von unserer kritischen Scharfsichtigkeit, selbst unserer Wahrheitsliebe zu verlieren, so geht es auch unserem Musikfreunde in N^o 6 dieser Blätter, indem er sich für

die Einen zu sehr erwärmt, und die Anderen darum zu kalt behandelt.

Er nimmt in jener Nummer seine Erzählung wieder auf, indem er mit dem kleinen Angelo beginnt. Er sucht aber hier weiter Nichts nachzuweisen, als daß der liebe Kleine rücksichtlich der Angabe seines Alters ein Bögner gewesen sei. Die Deduction, deren sich der Referent zu diesem Zwecke bedient, ist gewiß für den kleinen Ruffo höchst schmeichelhaft, allein der Vorwurf selbst höchst kränkend. Aber die Deduction selbst geht von einer falschen Voraussetzung aus: es sei unmöglich, daß ein Knabe von 13 Jahren eines solchen Verständnisses der Musik fähig sei, wie Ruffo es gezeigt habe. Zuerst ist hiergegen anzuführen, daß verschiedene Climata sowohl Körper als Geist schneller zur Reife bringen (Ruffo ist Italiener); dann aber möchte ich fragen, hat Referent nie von dem Kinde Mozart, von dem 9jährigen Ernst gehört? Seinem Wesen im Umgange nach ist Ruffo durchaus Kind, was dem Schreiber dieses wenigstens einen eben so starken Beweis für Ruffo's 13jähriges Alter, als dessen große Geistesausbildung dem Referenten einen Gegenbeweis liefert. Aber fast scheint es, als wenn die kleine Klavierspielerin Wilkens dem Referenten näher gestanden hätte, und diese, auch 13 Jahre, gegen den ebenfalls 13jährigen Ruffo zu sehr zurückgestanden haben würde. Wird doch sogar um ihr ein gutes Prognostikon zu stellen, dem armen Ruffo mittelbar ein schlechtes gestellt. »Sie ist kein überzeitiges, frühestes Wunderkind; wie denn solche allerdings bald stehen zu bleiben pflegen, und nie etwas Rechtes aus ihnen wird.« Es fehlt nur, daß Sie hinzufügen, wie z. B. aus Ruffo nie etwas werden

wird. Kennen Sie die Geschichte von dem jungen Mediceer und dem Gefandten? Nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht an Ihnen und Russo wiederholt wird.

Was den Referenten zu diesem ungemeinen Interesse für die kleine Klavierspielerin bewogen haben mag, so daß der kleine Russo darunter leiden muß, begreifen wir schon nicht, allein noch weniger, wie ihn die Schwester Wilkens, die Sängerin, so enthusiastisch bewundern kann, daß er Behauptungen aufstellt, die zu vertheidigen ihm schwer werden möchten, vorzüglich wenn man berücksichtigt, was er in N^o 5 dieser Blätter von dem Schönen u. sagt.

Die Sängerin, heißt es, hat eine tüchtige Schule durchgemacht. Dazu gratuliren wir ihr und Ihnen von Herzen, der Sie privatim Gelegenheit gehabt haben, von diesen Früchten zu kosten. In gewisser Beziehung können wir sogar mit dieser Behauptung des Referenten übereinstimmen. Indessen was sollte man aus dem Singen von Pledern, wie »das Steckensperd, der kleine Hans, der Walzer« u. für die Gesangschule abnehmen. Es sind Lieder für eine leichte Stimme, der einige kleine Vorschläge, Doppelschläge u. leicht werden; Lieder, deren Vortrag vollkommen gelingen muß, wenn man die gewöhnlichsten Fehler vermeidet und sich eines lebhaften flüchtigen Gefühls erfreut, wie wir es der Sängerin nicht abzusprechen wagen. Allein »sie excellirte im Fache des Naiven und Launigen. Sentimentale Sachen sind leichter.« — Sie werden gewiß anhalten, wenn ich Ihrem durchgehenden Urtheile mit der lebenswürdigen Sängerin br und nicht hoy zurufe.

Unter Sentimental können Sie nichts Verwerfliches verstanden haben, sonst könnten Sie nicht sagen, »die singen auch Andere gut;« sondern, indem Sie es im Gegensatz vom Naiven und Launigen gebrauchen, eben nur solche Sachen darunter begreifen, die mehr die tiefere Gefühlseite behandeln, eine Seite wo Religion, Liebe, Schmerz u. dergl. Gegenstand desselben sind.

Sie bemerken in Ihrem Aufsätze in N^o 5, die Musik beschäftigt sich, das innere, subjective Ereigniß des Gefühls, äußerlich darzustellen. Somit entsteht die Musik durch zwei sehr verschiedene Ereignisse, einmal, durch das des Fühlens, und zweitens durch das Einkleiden dieses Gefühls in das Gewand der Musik. Es folgt daraus, wer eine Composition vortragen will, muß erstens die Fähigkeit besitzen, sich dasjenige Gefühl anzueignen, welches in der Composition ausgedrückt werden soll, und zweitens die Fähigkeit, dieses Gefühl in den musikalischen Tönen wiederzugeben. Bei'm Vortrag von Compositionen für Gesang wird Begierdes von der Gesangschule, Cesteres von der ganzen geistigen Ausbildung gelehrt, die zum Verständnisse der Musik, als der Darstellung der feinsten und tiefsten Gefühle, notwendig ist.

Sehen wir nun mit dem Referenten von der Gesangschule ab, und wenden uns zu dem Erfordernisse der Fähigkeit, das in der Musik des einzelnen Gesangstückes ausgedrückte Gefühl zu verstehen, so ergibt sich aus dem

Vorhergehenden ganz klar, daß je schwieriger das Verständniß dieses Gefühls im einzelnen Falle ist, auch der Vortrag für diesen Fall desto schwieriger wird. Damit daher die Behauptung des Referenten richtig sei, naive, launige Sachen seien schwieriger als sentimentale, muß er notwendig nachweisen, daß das Gefühl der Naivität und Laune schwieriger zu erfassen sei, als das der Sentimentalität im oben angegebenen Sinne, wo sie nur das tiefere Gefühl bezeichnet. Ich für mein Theil möchte nun nicht unbedingt sagen, Dieß oder Das ist leichter, sondern Das, was leichter ist, richtet sich nach Jeder Individualität. Wer leicht obenhin geht, Gemüthsbevegungen scheut, z. B. die Franzosen, wird das Launige leichter finden, als das Sentimentale. Welche von beiden Musikkarten in einem andern Sinne aber die leichtere ist, darüber wird Referent mit mir übereinstimmen. So wird es mir von ihm auch nicht verargt werden, wenn ich die Schröder als »Fidelio« höher stelle als Sängerin, wie die Wilkens als »kleinen Hans.« Ja ich muß weiter gehen und behaupten; wer auf seinem Repertoire, — was privatim geschieht, geht mich nicht an, — nur leichte Waare zeigt, bleibt mir auch nur eine leichte Waare. Mit solcher leichten Waare möchte es denn auch nicht gelingen sein, den schwerwichtigen Gesangs-Dilettantismus allhier in die Höhe zu bringen. Noch weniger aber möchte ich der Sängerin Natürlichkeit dem hiesigen Publicum anempfehlen, die, an's Unglaubliche grenzend, sie allenfalls zur Mutter Eva qualificirte, die aber eben so wenig in unser kleiderflüchtiges Zeitalter gehört, als das Publicum sich darüber beklagen darf, wenn eine Sängerin von ihrer Aufmerksamkeit zu viel den Ganzen entzieht und Einzelnen zuwendet. Wie kann man es ihr verdenken, wenn sie ihren Gefühlen freien Lauf läßt, vornämlich wenn sich in den Gesangstücken, ihrer Auffassung nach, Gelegenheit dazu bietet? Nichts als Natur, Naivetät.

Vaterländische Literatur.

M u s i k.

Vor Kurzem erschien in Gütin:

Theoretisch-praktisches Elementarbuch zum Pianofortespiel u. s. w., von Chr. Fürstenau, drittem Lehrer der Bürgerschule zu Gütin. Quartformat, X und 55 Seiten, Preis $\frac{1}{4}$ P.

Es soll zum Selbstunterrichte dienen, sodann zum Unterrichte einzelner Schüler, ferner auch zum gleichzeitigen Unterrichte mehrerer Schüler in Musikschulen. In der letzten Weise gebraucht es der Verf. selbst. Er hat seinen Plan und sein Verfahren in der Vorrede, so wie bereits schon früher einmal in den von ihm in der Vorrede s. g. großherzoglich-oldenburgischen Blättern weilkäuflicher auseinandergesetzt. Ref. hat über diese Art zu unterrichten keine Erfahrung, kann übrigens nicht läugnen, daß ihm diese Methode, in der Weise, wie sie der Hr. Verf. an-

wendet, für den ersten Anfang und bei Kindern überaus zweckmäßig erscheinen will. Vortrag und elegantes Spiel lernt sich freilich auf diese Weise niemals. Das muß nachher im Einzelunterricht nachgeholt werden. Andererseits hat solche Methode Vortheile. Als solche bezeichnet der Verf. selbst: die Erlernung tactmäßigen Spielens; den Wettstreit, den er rege zu machen weiß; sodann, daß die Schüler bei ihren Uebungen nicht sich selbst überlassen sind, vielmehr immer unter Aufsicht des Lehrers spielen; endlich, daß die Schüler zu Hause gar kein Instrument gebrauchen, und daß die Kosten des Unterrichts bedeutend geringer sind, als sonst, welches beides auch ganz unbemittelten Vätern es möglich macht, ihre Kinder in der Musik, diesen so wichtigen Hebel sittlicher Ausbildung, Unterricht nehmen zu lassen. Letzteres allein ist schon ein bedeutender Vortheil. Daß doch endlich nicht mehr die Musik immer nur noch als ein Sondergut der besseren Stände betrachtet würde! — Aber auch die besseren Stände mögen ihre Kinder an solchem Unterrichte Theil nehmen lassen; denn er gewährt, wie gesagt, auch noch andre Vortheile. — Wäre denn keiner der hiesigen Lehrer da, der diese schon seit Logier's Zeiten bekannte Methode in irgend einer Weise auch mal hier in Oldenburg versuchen möchte!? Aus Erfahrung wissen wir hier wahrscheinlich nicht, daß die Methode nicht zweckmäßig sei. Die Methode ist zwar vielfach angefochten. Herr Fürstenau dagegen spricht nun wieder von den besten Erfolgen.

Was nun dieses Elementarbuch rücksichtlich seiner Zweckmäßigkeit zum Selbstunterricht und für den Privatunterricht eines einzelnen Schülers anlangt, so dürfte es in der ersten Beziehung etwas zu kurz gefaßt erscheinen. Hinsichtlich seiner Brauchbarkeit zum Privatunterricht ist indessen dasselbe sehr zu empfehlen, und besonders weil ein ganz vortrefliches System darin ist. Hin und wieder sind kleine gefällige Musikstücke, als Lieder, kleine Tänze u. s. w. eingereicht, im Ganzen ihrer 50. Der Verf. sagt mit Recht: „es kommt nichts in den Musikstücken vor, das nicht vorher erklärt worden ist.“ Sie dienen dagegen als Beispiele zu gegebenen Regeln. Sehr zu loben ist, daß bisweilen ganz bekannte Stücke genommen sind, und auf diese Weise das, was von Musik in den Kindern bereits lebt, beunruhigt wird, um ihnen Regel und Theorie beizubringen und klar zu machen. Sehr gut ist auch, daß der Lehrer vor jedem Tonstücke, das geübt werden soll, die Tonleiter der Tonart des Stückes soll spielen lassen. Wie denn überhaupt noch manches andere, insbesondere aber das Ganze zu loben ist. — Herr Fürstenau ist dritter Lehrer an der Bürgerschule in Cutin. Musik ist also anscheinend nicht sein Fach. Und er hat dieses hier zu leisten vermocht! Wahrlich, er beschämt manchen eigentlichen Klavierlehrer! Aber sein sonstiges pädagogisches Wissen ist ihm zu Statten gekommen. Und wie viele eigentliche Klavierlehrer betreiben das Ding nicht anders als unvernünftig und höchst sinnlos! — Nun aber fragen wir: Wird Oldenburg, wenn die Bürgerschule hier errich-

tet wird, hinter der Provinzialstadt Cutin zurückbleiben wollen? Es handelt sich ja nicht darum, daß die Kinder lernen, sich einen angenehmen Zeitvertreib machen zu können! Daß man noch dafür streiten muß, daß die Musik, wie gesagt, einer der wichtigsten Hebel sittlicher Ausbildung sei! Namentlich der Gesang. Und wie würde ein solcher Klavierunterricht dem bessern Fortschreiten im Gesange zu Statten kommen!

Kommen wir nun zu dem Einzelnen in diesem Elementarbuche, so finden wir freilich noch Manches auszuweisen, was wir ohne Weiteres, so wie wir es beim Durchgehen des Buchs uns notirt, hieher setzen wollen.

Zunächst wolle man überhaupt vor dem Gebrauche des Buchs die Seite X verzeichneten Druckfehler verbessern; und sodann noch folgende, die nicht verzeichnet sind: S. 10 staccato soll heißen staccato, S. 11 N. 10 im 5ten Tact dreimal d, s. h. dreimal e, S. 26 unten vor dem Linien-system fehlt der G-Schlüssel, S. 45 in N. 42 fehlt nach der Fermate ein a tempo, S. 45, Zeile 6 v. u. s. h. der uneigentliche Triller cf. S. 38 unten sub 2 (Ref. ist übrigens die Bezeichnung sowohl, wie der Name fremd!), S. 52 in N. 48 muß im vorletzten Tacte des Basses die $\frac{1}{2}$ Pause fehlen, S. 48 in N. 45 ist zwar kein eigentlicher Druckfehler vorhanden, indessen sollte dieses Tonstück recht weilkünftig gedruckt sein, damit das Auge besser sehe, was Syncopen seien und wie sie zu spielen.

Sodann bemerken wir Folgendes: Seite 8 wird gesagt, man solle die Note, auf welche eine Pause folgt, jedesmal etwas kürzer spielen, als ihre eigentliche Dauer anzeigt. Dergleichen Regeln sind vom Uebel, und namentlich beim Elementarunterrichte. S. 9 in N. 7, im 3ten Tacte des 2ten Theils wird der Schüler nach dem, was vorangegangen ist, noch nicht wissen, wie er im Bass das h greifen soll; ebenso wird er S. 12 in N. 12 zu Anfang des 2ten Theils in Verlegenheit sein, wie er mit der linken Hand den Accord greifen soll. S. 21 in N. 22, das Quadrat in Tact 13 widerspricht der S. 20 gegebenen Regel, daß ein Kreuz nur einen Tact lang gilt, cf. auch S. 22 oben. S. 21 steht die Regel, die Versetzungszeichen seien wesentlich oder zufällig; diese Wörter sind schlecht gewählt, denn was der Verf. zufällige Versetzungen nennt, sind meistens sehr wesentliche. S. 39 in N. 40, Tact 2, klingt die Fortschreibung des Basses schlecht, weil er mit der Melodie Detaven macht; besser wäre e g a gewesen. Wie soll der Doppelschlag S. 40 in N. 41 Tact 4 v. C. gespielt werden? analog dem kurzen oder dem langen Vorschlage? ist nirgends erklärt worden. Daß der Verf. den Doppelschlag auch Anschlag nennt, was gar nicht einmal gebräuchlich ist, das ist auch um deswillen nicht gut, weil Anschlag beim Klavierpiel noch etwas ganz anders bedeutet. Ebenso: wie soll S. 45 N. 42, Tact 3, der s. g. Schleifer gespielt werden? — Die Regeln über die Ausführung von Verzerrungen dieser Art dürften sich am

Vortheilhaftesten in Verbindung mit der Lehre vom Tact vortragen lassen. — S. 46, Trillerübung: der Fingersatz ist gut, es giebt aber auch noch einen andern, z. B. 23242324, oder auch 132313 u. s. w.; so trillert z. B. Liszt. S. 47 unten: »keine«? soll doch wohl heißen: die Spannung vom 3ten zum 4ten Finger und von diesem zum 5ten wird nicht leicht eine Terz überschreiten. — S. 48, die Lehre von der Molltonleiter: der Verf. meint, sie ginge aufwärts anders wie abwärts. Also noch immer diese abgeschmackte Perücke in den Lehrbüchern. O Marx! Marx! und seitdem so viele andere! und vor ihm schon so viele Componisten! z. B. auch Beethoven am Schlusse des Rondo in der Sonate pathétique. Aber der Verf. kennt Marx. Er führt selbst einmal eine Stelle aus einem seiner Bücher an. Und huldigt dennoch solchem Unsinn! Ist es möglich, daß die Marx'sche Deduction jemandem nicht einleuchtet!? — S. 49, Fingerwechseln auf derselben Taste bei öfterem Anschlage; die Bemerkung widerspricht früherer Bezeichnung des Fingersatzes. Es hätte gesagt sein sollen, daß wegen zu erreichender Schnelligkeit oder Eleganz im Vortrage oftmals solches Fingerwechseln nothwendig oder zweckmäßig sei. — S. 50: Arpeggio werde gewöhnlich von unten auf gemacht. Nichtig! Aber wann wird es von oben herunter gemacht? Wenn es so vorgezeichnet ist. Der Verf. erwähnt nicht, daß es dafür ein eignes Zeichen giebt. — S. 52 Nr. 48, Polonaise, hat ein Trio. Was ist ein Trio? —

Schließlich: die Lehre vom Tact hat uns nicht ganz gefallen. Es ist offenbar die schwächste Seite des Buchs. Im 2. Tact, s. S. 6, sind die Viertel 1, 2, 3, 4 nicht: schwer, leicht, schw., l.; sondern: schwer, l., mittel-schwer, leicht. Sonst war es 2. Tact. S. 34 steht, daß man bei Sertolen immer die erste Note von den 6 stärker anschlagen soll. Das ist nicht genug. Denn die 3te und 5te Note muß auch ein ganz klein wenig markirt werden. Sonst könnt' es auch wie zwei Triolen klingen. Eine Sertole zerfällt in drei Theile, und jeder Theil wieder in zwei Theile; nicht in zwei Theile, die wieder einzeln in drei Theile getheilt würden. Der Verf. sagt, die Sertolen seien wahrscheinlich aus den Triolen entstanden. Ref. möchte das mit etwas mehr Zuversicht förmlich behaupten! S. 47 steht, man könne sich jede Note zweitheilig denken; man möge zählen 1 e, 2 e, 4 e, 4 e. Bei 1, 2, 3, 4 sei der schwere, bei e jedesmal der leichte Tactheil. Das giebt nun wieder Confusion. Das waren eigentliche Fehler. Aber auch sonst hätte sich fast Alles besser sagen lassen. — S. 33, die Regel und das Beispiel ist gut, des Inhalts, daß der Schüler, als Anfänger, wenn in der rechten Hand Achteltriolen und zugleich in der linken Hand gewöhnliche Achtel zu spielen sind, wo also eigentlich gleichzeitig die rechte Hand das Viertel in 3, und die linke es in 2 Theile getheilt geben muß, solche Stellen so spielen dürfe, daß er die zweite Note des zweitheiligen Viertels erst mit der dritten Note des dreitheiligen zusammenanschlage. Der Verf. meint, die andre, die richtige Execution sei anfänglich schwer. Das können wir bestätigen! Einem uns bekannt gewordenen Kammermusicus, Mitglied einer für bedeutend gehaltenen Kapelle, der übrigens kein Anfänger ist, sondern ein an seinem Instrument außerordentlich brauchbarer Mann, war es fast unmöglich reine Achtel zu spielen, wenn die Begleitung in Achteltriolen war. Ein paar Tacte lang gelang es ihm wohl. Aber wenn

es auf die Dauer ging, so machte er sich dann ohne Weiteres ganz unbefangen die Regel zu Nuzze, die Hr. Fürstenau seinen Schülern giebt, so lange sie noch Anfänger sind. Und doch ist für ein Bogensinstrument, wo eine andere Person die Begleitung spielt, das Ding lange nicht so schwierig, als für den Klavierspieler, der sich seine Melodie selbst begleitet, wo also in derselben Person gleichzeitig zweierlei Tact vorhanden sein muß, ein Tripeltact und ein zweitheiliger. Den modernen Klavierspielern ist übrigens solches ihr eigentliches Element. Es ist eines der wirksamsten Mittel, sich so recht überschwinglich zu ergehen.

Am Schlusse ist dem Werke der »beliebte« Gutiner Schützenmarsch beigegeben. Dieser Marsch sollte in einem Werke, das ja nicht lediglich für Kinder von Gutiner Schützen bestimmt ist, keinen Platz gefunden haben. — Wie ein solcher Marsch bei jemandem beliebt sein kann, ist nicht zu begreifen. Kaum einmal ein Stück von Melodie. Lauter buntschädig Gemengsel, sowohl in Melodie als Harmonie. Gewissermaßen komisch. Zweckmäßig besetzt und arrangirt ein recht's Stück für die bekannte Schöpffenstedter Kapelle. Der Componist war vielleicht beliebt, und freuen sich wahrscheinlich deshalb die Gutiner Schützen dieses Marsches noch jetzt als seines Product's. Das ist was anders. Der Marsch an sich kann sie schwerlich erfreuen; vielleicht die Erinnerungen, die beim Anhören desselben in ihnen wach werden. Dem Sohne verzeihen wir es, daß er ihn hier aufnahm, nur als dem Sohne. Er ist weit schlechter, als irgend eines der sonst gegebenen Übungsstücke. Jedemfalls der Aufnahme am Schlusse dieser Klavierschule, so gleichsam als Prämie für die Schüler, unwürdig.

Ref. entbietet Herrn Fürstenau seinen besten Gruß. Möge ihm unser weitläufiges Eingehen, und daß wir auch tadelten und urgärten, was uns nöthig schien, ein Beweis sein von dem großen Interesse, das wir an seinem Buche genommen haben. Das Publicum aber wolle der Redaction d. Bl. über die Aufnahme eines so langen, und den meisten unserer Leser so langweiligen Aufsatzes keine Vorwürfe machen. Dies Buch ist unsers Wissens das erste musicalische Lehrbuch, was in unserm Großherzogthum seine Entstehung gewonnen hat. Dazu ein redact. Schatz. Man gestatte es uns Musikfreunden doch, daß wir uns auch in Gesellschaft Anderer darüber ein wenig freuen!

Erste Kunstausstellung

Sonntag, Montag, Dienstag (19., 20., 21. Febr.) im Casino von 11 bis 2 Uhr.

Kirchennachricht.

Vom 11. bis 17. Febr. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Carl Friedrich Alexander Behrens. Johann Friedrich Heinrich Potthäuser. Anna Margarethe Gerhardine Helms. Ulmann Wöbken. Geilke Helene Willers. Carl Heinrich Sophus Behrmann. Ein unehelicher Knabe.
3. Beerdigt: Adolph August Wöbke 22 J. Anna Sophie Gerdes 6 J. Eine todtgeborene Tochter von Eylers. Catharine Marie Luise Schmidt 12 J. Wendeline Sieffen Wittwe, geb. Gallois 90 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 19. Febr.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Hüfsprediger Barelmann.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 8.

Sonnabend, den 25. Februar.

1843.

Musik.

Es ist nichts so fein gesponnen,
Es kommt dennoch an der Sonnen.

Aha! Doch mal ein Zeichen, daß man nicht ganz in den Wind schreibt, oder die Leute nur langweilt und verdrießlich macht, die doch für das Honorar, das sie für die Mittheilungen jährlich geben müssen, etwas zu lesen haben wollen, das sie interessiert, und das sie begreifen. So dacht ich, während ich in der vorigen Nummer dieser Bl. gleich vorn die erste Spalte las. — Und weiter: Musicalische Kritiken der Art, wie sie seit ein paar Jahren die Mittheilungen gebracht haben, finden hier kein großes Publikum. Leider ist dem so! Leider! — Nicht der Kritiken wegen; mögen sie für schlecht gelten. Nein, deswegen, weil den Meisten der Gegenstand dieser Kritiken so ganz eine terra incognita ist, ja und so, daß man gebildete Leute hier sagen hört: ich bin kein Kenner; ich verstehe nichts von Musik! und sie halten dafür: Musik sei ein Ding für die etwaigen Liebhaber; es gäbe einige Menschen, die für Musik Talent hätten, denen gebe anscheinend die Musik zuweilen eine ganz angenehme Beschäftigung und Zeitvertreib. Aber das ist hier in Oldenburg. Wir liegen hier so außer Cours! Sonst in aller Welt hält man es in der Pädagogik jetzt noch kaum für möglich, jemanden zu einem gebildeten Menschen zu machen, ohne daß man ihn Musik lehre. Auch hier gehört es freilich in neuerer Zeit gewissermaßen mit zum Tone, ein wenig Klavierspielen zu können; möglichst die schwersten Sachen. Das ist es aber nicht, was wir hier

unter Musik verstehen. Mit dem bloßen Klavierspielen, und dazu noch solcher Sachen, wie man sie gewöhnlich hört, ist das Ding lange nicht abgethan! — Hoffen wir indessen von der Zeit das Beste! Hat sich doch auch im Interesse der Kunst, die sich vorzugsweise »Kunst« nennt, erst ganz vor kurzem hier ein Kunstverein gebildet. Aber wie viel zugänglicher ist die Kunst der Malerei dem bloßen Menschen, als die Musik, d. h. Musik als Kunst! Mit andern Worten: Für ein Bild werden sich in der Regel aus einer nicht kunstgebildeten Menge weit mehr Menschen interessieren, als für ein Product der Kunst der Musik. An sichtbaren Gegenständen erfreuet sich das Auge des Kindes schon lange, bevor in ihm das für eine Melodie empfängliche Innere zu einigem Auffassungsvermögen gediehen ist. Darum sollten aber doch die, welche meinen, Musik sei für die humane Ausbildung ein noch wichtigeres Ding, als die Malerei, diese sollten doch — eben weil es schwerer ist, die Menschen sich dafür interessieren machen — nachgerade das Ding etwas eifriger betreiben! Insbesondere aber sollten die Schulanstalten in den Stand gesetzt werden, hier etwas wirken zu können? —

Genug, der Herr in N^o 7 d. Bl. zollt den musicalischen Kritiken der Mittheilungen im Allgemeinen seine Anerkennung. Sei nun dieser Herr einer von den wenigen hier, und wäre also damit durch die Kritiken eigentlich vielleicht nichts für gewonnen zu halten: es thut einem doch wohl, einmal eine solche Stimme zu hören. Dank! Ihnen recht herzlich, mein Herr in N^o 7! Mir sagte dagegen ganz vor kurzem ein Freund: »Glaubst Du denn, daß ich Deine musicalischen Kritiken lese? Das kann man nicht verlangen!« Und dieser war mein



Freund! Ich hab' ihn sehr lieb. Er sagte es mit einer Art von Verhöhnung gegen ihren Gegenstand. Aber er ist sonst ein gebildeter Mann. Man hat es wohl, daß einer auf das schimpft, was er nicht kann und versteht, bloß aus dem Grunde, weil er es doch gern können und verstehen möchte. Da wäre besser, er schimpfte sich selbst. Indessen wenn der Jäger ein Versehen macht, so daß das Stück Wild entkommt, so kriegt in der Regel der Hund Prügel, und hält' er seine Sache noch so gut gemacht. So ist nun 'mal die menschliche Natur. Einen hört' ich kürzlich auf das Narrenfest des literarischen Vereins schimpfen. Das sei hier für dergleichen die Segend nicht; er finde es abgeschmackt, so etwas hier anfangen zu wollen; ganz natürlich Weise müßten solche Versuche verunglücken u. s. w. Und haben wir doch bis jetzt die prächtigsten Resultate von diesem Narrenfeste gehabt, Resultate, die sich durch gar nichts anders je hätten gewinnen lassen! Dieser selbige Eine ist nicht Mitglied des Vereins, und bis dato auf keinem Narrenfeste zugegen gewesen. —

Was lobt denn nun der Herr in N^o 7 an den Kritiken? — Ich muß übrigens gestehen, daß mir dieses öffentliche Lob gar nicht einmal lieb ist. Es könnte gewissen Leuten dieses Treiben dem in einem andern Genre hier vorhandenen einer hier existirenden, schlecht verhehlten, Lobeserhebungsassurancecompagnie, auf Gegenseitigkeit beruhend, als ähnlich betrachtet werden. Mögen die Kritiken sich selbst loben, oder — aufhören, sofern sie ihren Zweck verfehlen! Es wäre mir lieber gewesen, wenn wie der Herr sein Gutachten privatim mitgeteilt hätte. Nun, — warum lobt der Herr die Kritiken? — Ja so! Da kommt der hinkende Bote ja hinterd'rein. Das also war des Tadels Kern! Er spendet dies Lob nur, um für den Tadel, den er aussprechen will, mehr Gold zu gewinnen. Dieser Tadel ist nun aber der Art, daß der Herr in Beziehung auf das mir gespendete Lob damit sich selbst zum Vignier macht. Er wirft mir vor, meine kritische Scharfsichtigkeit sei dem Interesse für den zu kritischen Gegenstand unterlegen, meine Wahrheitsliebe sei zu Schanden geworden. Kann das zusammen bestehen? — Wahrheitsliebe ist doch das erste und wesentlichste Erforderniß an einem guten Recensenten. Und wär' ich diesmal nicht wahrheitsliebend gewesen, so ist kein Grund anzunehmen, daß ich mich nicht auch sonst schon vom Interesse für oder wider hätte bewegen lassen. Und Wahrheitsliebe ist doch, wie gesagt, das erste Erforderniß. — Soll ich mich nun hier gegen solchen Angriff verteidigen? Das nicht. — Ich bitte die, welche sich für die Sache interessieren möchten, meine Recension in N^o 6 nochmals lesen zu wollen. Und nun frag' ich: Heißt das Herrn Russo zu kalt behandeln, daß ich von ihm sage, er sei ein Phänomen unter den Klavierhelden? Und heißt das die jüngere Wilkens zu günstig beurtheilen, wenn ich sage, sie spielt wie ein Kind? — U. s. w. — Somit Basta! —

Das aber muß ich noch sagen, daß ich mit Gewißheit weiß, wer der Verf. dieser Anfeindung ist. Er hat sich trotz seiner Maske der Anonymität nicht ganz zu verstecken gewußt. Ich kenne ihn an seiner Bewegung, an seinem ganzen Wesen, und insbesondere hier an seinem jetzigen Benehmen. Ich will ihn nicht namhaft machen, obgleich es in dieser närrischen Zeit Mode geworden zu sein scheint, bekannte Namen mit einem beliebigen närrischen Anhängsel öffentlich auszuhängen. Ich bin noch nicht Narr genug, um dergleichen närrisch finden zu können. Mich interessiert hier der Verf. jener Anfeindung zwar allerdings auch als Person, aber nur als beliebige Person, nur in seiner Eigenschaft als Person überhaupt, nicht als bestimmte Person. Sein Name sei X. Aber als eine vorhandene Person muß ich ihn behandeln. Ich sage, ich weiß gewiß, wen ich vor mir habe. Darum kann ich denn auch mit Gewißheit Folgendes über ihn aussagen, worüber das Publicum denn doch einigermaßen erstaunen wird: Dieser Herr hat nämlich die Schwestern Wilkens, die jüngere wie die ältere, deren Stimme, Gesangsfertigkeit, Vortrag, Art und Manier er so genau zu kennen sich die Mühe giebt, überall gar nicht gehört. Er ist freilich wahrheitsliebend genug, nicht ausdrücklich zu behaupten, daß er sie gehört habe. Aber wenn man nicht wüßte, daß er sie nicht gehört hat, und ihn deshalb jetzt controlirt hätte, so würde kein Mensch daran denken, daß einer dergleichen schreien könne, ohne selbst gehört und gesehen zu haben. Er begnügt sich kraft seiner Wahrheitsliebe, das Publicum zu einer Präsuntion zu veranlassen. Ausdrücklich die Unwahrheit sagen will er nicht. Aber um keinen Preis darf man die Wahrheit wissen. Er fühlt, daß er sich mit seinem ästhetischen Eifer uns lächerlich machen würde. Und so ist denn in dieser Hinsicht der Aussag wirklich mit einer Art von Pfliffigkeit abgefaßt. —

Darnach würde nun aber eine solche Animosität, mit welcher dieser Herr gegen meine Kritik zu Felde zieht, unerklärlich sein. Wie kann ein ihm ganz unbekannt sowohl gewesenenes, wie auch geliebtenes Frauenzimmer, so unnützer Weise ihn so in Harnisch bringen! Fräulein Wilkens ist lange wieder abgereist, und kein Mensch fragt mehr nach ihr. — Also auch darüber muß ich etwas mittheilen, und das ist denn dieses: Vielbemeldeter Herr singt selbst. Und damit wird denn wohl dem, der meine Kritik in N^o 6 nochmals wieder nachsehen möchte, das Räthsel sich lösen.

Er eben besucht mich ein Freund, und findet mich mit der Abfassung dieser Zeilen beschäftigt. Ich gab ihm die besprochene Anfeindung zum Lesen, um mittlerweile dieses fertig schreiben zu können. Er sagte: »Das ist ja Kofh! Darauf willst Du etwas erwidern? Wie kann man mit einem solchen Menschen disputiren! Der hat ja keine Logik im Kopfe!« — Nein, was den Punct anlangt, darauf hab' ich mich nicht eingelassen. Auch will

ich mich nicht etwa zum Ritter und Ehrenrächer besagten Fränkens aufwerfen. Ueber das was in dieser Hinsicht in dem Aufsatze vorkommt, offen oder zwischen den Zeilen, möge ein Theil des Publicums sich mit dem Verf. gaudiren; die andern mögen, vornehmlich wer weiß, daß der Verf. Alles nur vom Hörensagen, oder selbst erfunden, jedenfalls aber zu eigenen Beobachtungen durchaus gar keine Gelegenheit gehabt hat, solches für die schändteste Medisance halten. Nach Belieben. Das geht mich hier nichts an. Aber ich werde hier an meiner Recensentenlehre scharf angefaßt. Da hab' ich doch ein paar Worte sagen wollen. Du weißt ja, daß man solche Sachen nie auch nur mit einiger Aufmerksamkeit liest. Man merkt daher nicht die vorhandene Absurdität. Und so könnte sonst einer oder der andre glauben, daß der Mann Recht hätte. Du hast ja wohl auch selbst schon die Erfahrung gemacht, daß es nicht ganz unzuweckmäßig ist, dergleichen nicht ganz unbeantwortet zu lassen. — »Aber dieser schülerhafte Aufsatz! Und dem man ja auf den ersten Blick seine unlautere Absicht anmerkt! Würdigst Du Dich nicht herab, wenn Du den Verfasser eines Aufsatzes dieser Art ordentlich als einen Gegner behandeln magst?« — Democh! Ich habe meine Erfahrungen. Also fort damit in die Druckerei!

%

L i t e r a t u r.

Shakespeare-Panorama.

Ein Versuch, die romantischen Dramen des brittischen Dichters in Novellenform nachzuerzählen. Aus dem Englischen des C. Lamb für Deutsche übertragen und frei bearbeitet von C. A. Weinböfer. Erstes Heft.

Bei der großen Schnelligkeit, womit die deutschen Uebersetzer sich aller englischen Werke bemächtigten, deren Inhalt nur einigermaßen Interesse für unsere Landsleute zu haben scheint, oder deren Verfasser sich in ihrem Vaterlande einen Namen gemacht, ist es wirklich zu verwundern, daß Lamb's Tales of Shakespeare so lange von ihnen unbeachtet geblieben sind.

Charles Lamb, durch seinen Humor, sein Gemüth und die Weisheit seiner Darstellungen in seinen Essays einer der vorzüglichsten Prosaisten Englands, beschäftigte sich in seinen Mußestunden viel mit den älteren englischen Dramatikern, namentlich mit Shakespeare, seinen Vorgängern und Nachfolgern, und stellte die Einfachheit und Reinheit ihrer Sprache als Muster zur Nachahmung auf. In einer glücklichen Stunde faßte er den Plan, die Dramen Shakespeare's, deren Fabel und Handlung der Dichter selbst aus italienischen und altenglischen Novellen, Märchen und Erzählungen geschöpft, wiederum in Erzählungen umzuwandeln, und alle Eigen-

thümlichkeiten des Dichters, namentlich die dramatische Lebendigkeit, durch die Aufnahme der dialogischen Form in die Erzählung zu bewahren. In langen Winterabenden, wenn Lamb (geboren zu London 1775 starb er daselbst 1834) den Tag über im »Hindischen Hause« in »Mincing-Lane«, worin er über dreißig Jahre lang ununterbrochen als Buchhalter arbeitete, mit den Handelsbüchern der ostindischen Gesellschaft und der Berechnung unermesslicher Summen sich beschäftigt hatte, und nun am traulichen Camin neben seiner unverheiratheten Schwester Anna Maria (in seinen Essays Brigitte genannt) saß, schrieb er mit Lust und Liebe seine Shakespeare'schen Geschichten. Sie waren kein Werk des Augenblicks; sie entstanden nach und nach, wie ihn die Liebe zur Arbeit trieb. Er drängte die Fabel des Stückes auf einen kleinen Raum zusammen, entfernte die für die Jugend anstößigen Stellen, weshalb er mehrere Dramen ganz unberücksichtigt ließ, bewahrte die meisterhafte Zeichnung der Hauptcharacteren, und ließ von der Tiefe Shakespeare'scher Weisheit und Schönheit nichts Wesentliches verloren gehen. Seine Schwester übte das Amt des Kritikers, und seine literarischen Freunde Coleridge, Southey und Wordsworth hießen diese Erzählungen als Meisterstücke ächt dichterischen Nachempfindens willkommen. Sie erschienen zuerst im J. 1807, und die Ausgaben folgten so rasch auf einander, daß sie jetzt, wo noch unzählige Nachdrücke hinzugekommen, längst ein Gemeingut der englischen Nation geworden sind.

Democh vergingen über dreißig Jahre, ehe andere Nationen es versuchten, sich dieselben anzueignen, dann aber wurden, auffallend genug, drei Schriftsteller fast zu gleicher Zeit von dem Gedanken ergriffen, sie zu bearbeiten. Zuerst erschienen mit dem Anfange des Jahres 1842 in Paris: Contes Shakespeariens par Charles Lamb, traduits de l'anglais par Borghers, in einer schön illustrierten Ausgabe mit Vorreden von Philarete Chasles und Amédée Pichot. Dann kamen in demselben Jahre in Darmstadt (bei Leske) heraus: »Charles Lamb's Erzählungen nach Shakespeare. Eine Vorlesung dieses Dichters für die deutsche Jugend, nebst einer Lebensgeschichte Shakespeare's von Dr. G. Künzler;« und nun beginnt die Bearbeitung des Hrn. Weinböfer, welche wir hier anzeigen.

Lamb schrieb durchaus für das jüngere Alter und erzählt daher einfach, oft nur die Hauptbegebenheiten, Dr. Weinböfer wünschte, daß auch Erwachsene seine Bearbeitung gern läsen und sich daraus einen möglichst klaren Begriff von denjenigen Stücken Shakespeare's verschafften, welche in der Regel nur von Wenigen ganz gelesen, von Frauen aber ganz überzogen werden, weil selbst in den besten Schauspielen sehr anstößige Stellen vorkommen, die wenigstens scheinbar, zarte Gemüther unangenehm berühren. Es fehlt freilich auch in den beliebtesten Romanen unserer Zeit nicht an überzuckerten Inde-

cenzen, aber die redliche Aufrichtigkeit des Dritten schreckt durch seine unumwundene Offenheit ab, was ihm freilich stets von den s. g. zartfühlenden Seelen zum Vorwurfe gemacht worden; jedoch mit welchem Rechte, das möchte schwer zu entscheiden sein.

Hr. Weinböfer hat den Dichter öfter selbst reden lassen, als das im Original der Fall ist, denn mit Recht glaubte er, daß Niemand besser sprechen könne als der, und daher konnte er sich auch nicht entschließen, so viele trefflich ausgedrückte Stellen durch die Form der Erzählung zu vernichten. Der Dichter sollte sein Anrecht überhaupt und seine schönen Worte sollten ihm Freunde erwerben, auch da, wo er bisher nur dem Namen nach bekannt war. Besonders müssen wir es loben, daß er im »Sommerachtstraum« den Elfen ihre lieblichen Verse gelassen hat, statt solche in alltägliche Prosa aufzulösen. Diese Dichtung ist so zart, daß sie am wenigsten eine solche Umwandlung vertragen konnte, wodurch ihr nur der duftige Farbenschmelz abgestreift wäre, mit welchem Shakespeare sie so unnachahmlich ausgestattet hat.

Wir zweifeln nicht, an dem Beifalle, den die Bearbeitung des Hrn. Weinböfer finden wird, und wünschen daher, daß die Hefte sich bald folgen mögen, damit bald die ganze Sammlung in die Hände des Publicums komme. Im ersten Hefte befindet sich 1) der Kaufmann von Venedig; 2) Hamlet, Prinz von Dänemark; 3) der Sommerachtstraum; und 4) ein Wintermärchen. Das Original enthält 20 Erzählungen, doch hat Hr. Weinböfer sich nicht erklärt, ob er solche alle bearbeiten wolle; wenigstens hat er an die Ordnung derselben im Original sich nicht gebunden.

Singverein.

Außerordentliche Versammlung Mittwoch den 1. März.

- 1) Magnificat von Francesco Durante.
- 2) Quintetto für Pianoforte, Clarinette, Oboe, Horn und Fagott, von Mozart.
- 3) Lieder von Fr. Schubert (die Post), Spohr u.
- 4) Kindersymphonie (Symphonie burlesque), von Joseph Haydn.
- 5) Terzett aus Fidelio (im zweiten Act), von Beethoven.
- 6) Sextett aus Don Juan von Mozart.
- 7) Der 114te Psalm (achtstimmig), von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die Fremdenkarten wollen die verehrlichen Mitglieder gefälligst beim Mitdirector, Advocat Hoffmann, abholen lassen.

Aphoristische Gedanken.

Die Unschuld hat etwas so reines, sogar in ihrer Nacktheit, daß sie keinen widrigen Gedanken in dem Geiste Desjenigen erzeugt, der sie betrachtet.

Die Schamhaftigkeit verhüllt sich, erröthet und, ohne es zu wollen, erregt die Begierde ungestüme Gefühle.

Die Schamhaftigkeit ist für die Frau das, was der Staub den Flügeln des Schmetterlings ist; man kann davon das eine nicht wegnehmen, ohne dem andern zu schaden.

Die Helle des Mondes hat, für zarte und melancholische Seelen etwas Nührendes, das sie zu Gefühlen bringt, indem es sie bessert. Sie ist sanfter und reiner Wiederstrahl einer empfindsamen Natur. Der Mond soll die Fackel keuscher Liebe sein.

§ . . . §.

Kirchennachricht.

Vom 18. bis 24. Febr. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Herr Eberhard Ernst Adolph Schloifer und Fräulein Albertine Leonore Kunde. Gerhard Künke und Helene Klockether. Johann Hotes und Hille Detmers.

2. Getraut: Anna Maria Oltmandine Willers, Marie Catharine Christiane Mohrmann. Oltmann Meiners. Johann Gustav Wilhelm von Negelein. Zwei uneheliche Knaben.

3. Beerdiat: Anna Maria Helene Misegaess, geb. Hunte- mann 49 J. Carl Hermann Gottfried Oltmann Denker 2 J. Wäbke Mehrens, geb. Dohrmann 73 J. Johann Gerhard Helms 45 J. Adele Magdalene Kirchner 1½ J. Georg Christian Spaltthoff 56 J. Susanna Elisabeth Schwarting, geb. Uhlhorn 47 J. Margarethe Meyer, geb. Kreye 63 J. Johann Carl Friedrich Heddwig 89 J. Johann Hinrich Christophers 56 J. Ein todtgeborner (unehelicher) Knabe.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 26. Febr.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Pastor Busse.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

No 9.

Sonnabend, den 4. März.

1843.

Schlechtes Wetter.

Das ist ja ein ganz misantropisches Wetter,
Es friert, es regnet, es stürmt und schneit.
Ich weiß es, es liegen die ewigen Götter
Dort oben miteinander im Streit.

Wenn wir hier unten im Streit uns begegnen,
So brauchen wir Schwert oder Dolch oder Gift,
Und soll es recht schmerzhafteste Wunden regnen,
Dann dient uns als Waffe Dinte und Schrift.

Dort oben aber giebt's andere Waffen; —
Der Eine greift wild in den Norden hinab,
Tief in das Eismeer — die Abgründe klaffen —
Sechs Felsen von Eis reißt klirrend er ab.

Die hebt und schwingt er in nerviger Rechte —
Dann starrt uns hier unten vor Rälte das Blut —
Der Gott aber schreiet damit zum Gefechte,
Und schmeißt seinem Gegner vom Kopfe den Hut.

Darob ergrimmt denn der Andere höchlich;
Und suchend der Blig seines Auges fliegt —
Rasch nimmt er zwölf Bolken, so dick als möglich,
Und drückt sie und sprüht sie dem Feind in's Gesicht.

Der schüttelt sich dann, und Ströme von Regen
Und nasfaltem Schnee erlüssen uns fast;
Doch über dem Schüttler, auf lustigen Wegen,
Da ist noch ein andrer himmlischer Gast.

Ein Götterjüngling von zehntausend Jahren;
Er hatte sich just vermählt eine Frau,
Die wolt er ein wenig spazieren fahren
Auf Wirbelwinden, im himmlischen Blau.

Sie war recht schön; das ist ganz natürlich,
Eine junge Göttin ist immer schön —
Die Wangen wie Rosen, das Mündchen so zierlich —
Der junge Gott konnte nicht widerstehn.

Er beugt sich hinüber, sie zu umschlingen,
Sie thut zwar verschämt, doch sträubt sie sich nicht;
Schon spigt er den Mund — es wird ihm gelingen —
Da schießt ihm ein Wasserstrahl in's Gesicht.

Er pruhlet und spuckt, die Göttin schreit kläglich,
Verborben ist ihr das herrlichste Kleid.
Der Gott blickt umher und wüthet unsäglich,
Da sieht er dort unten den Götterstreit.

Er hebt seine Frau aus dem Fuhrwerk geschwinde,
Und nimmt sie so lange auf seinen Schooß.
Dann läßt er die wüthenden Wirbelwinde
Auf seinen Beleidiger unten los.

Der sieht die Gefahr, schwingt den Schild behende,
Und deckt sich; die Winde schießen vorbei
Hinab auf die Erde, erst bersten die Wände
Der tausendjährigen Felsen entzwei;

Dann geht es weiter, die Bäume splittern,
Es heben die Thürme im Sturmesgruß. —
So müssen wir armen Menschen erzittern,
Weil dem göttlichen Jüngling entging ein Ruß.

O, schämt Euch, Ihr Götter, Ihr macht's wie die Fürsten!
Wenn sie sich streiten, so geht es uns schlecht.
Wir müssen pflichtschuldbigst hungern und dürsten,
Das ist dann von Gottes Gnaden recht.

Das ist ein Hudekn, ein Schikaniren,
Dort oben, hier unten, s' ist einerlei.
So lange die Götter und Fürsten regieren,
So lange ist auch die Welt noch nicht frei.

Weil mich bei diesem schlechten Wetter
Acht Tage schon der Schnupfen plagt,
Hab' ich im Bohn, wie es die Götter
Dort oben treiben, frei gesagt.

Oldenburg, im Januar 1843.

Heinrich Lambrecht.

Die tugendliche Gesellschaft. *)

Als in den nächsten Jahren vor dem dreißigjährigen Kriege, so wie in den ersten Jahren während desselben, der deutsche Sinn in entschiedener Weise sich auszusprechen begann, und namentlich die Fürsten und edlen Herren zusammentraten, um deutsche Sitte und Sprache rein zu erhalten von fremder Mischung, als namentlich zur Stiftung des Palmenordens **) am 24. Aug. 1617 die Sächsischen und Anhaltischen Fürsten untereinander sich verbunden hatten, wollten auch die Frauen nicht zurückbleiben, und unternahmen unter ähnlichen Formen, aber in verschiedener Absicht, gleichfalls die Stiftung von Gesellschaften. ***) Es war am 5. Sept. 1619, als auf dem gräflichen Schlosse zu Rudolstadt in Gegenwart des Fürsten Ludwig zu Anhalt und seines Sohnes, ferner in Weisheit der beiden Grafen Karl Günther und Ludwig Günther zu Schwarzburg, neun Damen fürstlichen und gräflichen Standes, einmüthig beschloffen, Andern zur Aufmunterung und Nachfolge eine Gesellschaft anzufangen und dieselbe die tugendliche zu nennen. In echt christlichem Sinne, aus der heiligen Schrift selbst Vorgänger, Muster und Beispiele hernehmend, wählten sie jenen Namen, und bestimmten den Zweck ihrer Genossenschaft dahin, »daß es sein sollte eine Vereinigung gewisser Personen, welche durch Gottes Regierung ihnen (sich) vorgelegt, ihr Licht lassen zu leuchten vor den Menschen, daß dieselben ihren christlichen Wandel und tugendliches Leben sehen, dafür Gott im Himmel preisen,

*) Dies ist der Auszug eines ausführlicheren Aufsatze von F. A. Eckstein in den »Neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, herausgegeben von dem thüringisch-sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums«. B. 6. S. 1. S. 39.

**) Oldenburgische Zeitschrift B. 6. S. 533.

***) Am 21. October 1617 war durch Kaiser Christian I. zu Anhalt Bernburg Gemahlin, Anna, eine noble Academie des Loyales gestiftet, welche später auch den Namen *Pordre de la palme d'or* bekam. Die französisch abgefaßten Statuten sind erst 1633 in deutscher Sprache erschienen. Durch die Anruhen des dreißigjährigen Krieges verlor dieser auf 20 Mitglieder berechnete Damen-Orden, den man gewöhnlich »die getreue Gesellschaft« nannte, den 15. Jul. 1630 alle Mitglieder.

und in derselben Fußstapfen zu treten sich bestreuten.« Das Sinnbild der Gesellschaft war ein viereckiger Tisch mit einem weißen seidenen Tuche ganz bedeckt, darauf eine goldene Krone und Scepter. Dieser Tisch stand unter freiem Morgenhimmel; im Hintergrunde war das Schloß zu Rudolstadt und die Nymphe des Saalstroms abgebildet. Die Ueberschrift war: Tugend bringt Ehre. Aufgenommen wurden, wie in die getreue Gesellschaft, nur fürstliche, gräfliche, adliche Damen; der bürgerliche Stand war ausgeschlossen. Den beiden ersten Mitgliedern, der Fürstin zu Anhalt und der Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt, war freigestellt, an ihrem Orte »nach jedes Gefallen und freundlicher Bewilligung« andere Mitglieder aufzunehmen. Jede der aufgenommenen Damen führte einen besonderen Namen, und ein Sinnbild, das dem Namen entsprach. In besonderen Reimen wurde beides erklärt. Bei jenen Namen wurde sie von den übrigen Mitgliedern mündlich und schriftlich genannt. Die Zahl der Mitglieder war anfangs unbeschränkt, jedoch ist man nicht über 73 hinausgegangen. In der Regel wurden Mehrere auf einmal aufgenommen, wie z. B. am 6. Aug. 1620 sieben zugleich.

Das Verzeichniß der Mitglieder dieser Gesellschaft ist noch in mehreren Exemplaren vorhanden; wir nennen daraus hier nur die, welche dem oldenburgischen Hause entsproßt, oder Gliedern derselben als Gemahlinnen verbunden waren.

- 31. Fräulein Leonore, Herzogin zu Schleswig und Holstein, aufgenommen am 12. Dec. 1624. Die Langmüthige — in Trübsal.
- 36. Frau Anna Sabina, geb. Herzogin zu Schleswig und Holstein, aufg. 5. Sept. 1626. Die Leutselige — um Jedermann.
- 39. Frau Leonore Sophie, Fürstin zu Anhalt, geb. Herzogin zu Holstein, aufg. 1 Febr. 1628. Die Künstliche — im besten Sasse.
- 46. Fräulein Sophia Ursula, Gräfin zu Oldenburg und Delmenhorst, aufg. 4. Jan. 1630. Die Wissende — in nöthigem Verrichten.
- 47. Frau Sybilla Elisabeth, geb. Herzogin zu Lüneburg, Gräfin zu Oldenburg Wittve, aufg. 6. Jan. 1630. Die Gerechte — im Handel und Wandel.
- 53. Fräulein Dorothea, Gräfin zu Oldenburg und Delmenhorst, Canonissin zu Quedlinburg, aufg. 6. Febr. 1630. Die Einhellige — nicht zu brechen.
- 65. Frau Hedwig aus Dänemark, Churfürstin zu Sachsen, Wittve, aufg. 9. Jul. 1630. Die Großthätige — Gott zu ehren.

Waren Mitglieder verstorben, so stand es den Vorsteherinnen frei, an ihre Stellen andere aufzunehmen, welche Namen und Embleme ihre Vorgängerinnen zu führen verpflichtet waren. So z. B. trat

Frau Emilie, Gräfin zu Schwarzbürg, geb. Gräfin zu Delmenhorst, an die Stelle von 5. Frau Anna Sybilla, geb. und vermählte Gräfin zu Schwarzbürg. Die Segnende — zur Mehrung. Frau Dorothea Auguste, Herzogin zu Holstein-Plön, an die Stelle der oben unter 47 benannten Dame. Fräulein Juliane, Gräfin zu Delmenhorst, an die Stelle ihrer unter 53. aufgeführten Schwester. Frau Maria Elisabeth, Herzogin zu Holstein-Gottorp, an die Stelle von 63, Frau Sophia, geborne Herzogin aus Churfürstl. Stamme Sachsen-Herzogin zu Stettin-Pommern, Wittwe. Die Verständige — beim Anfange.

Aufnahmen, die bis über das Jahr 1644 hinausgingen, finden sich nicht in den vorhandenen Papieren.

Der größte Theil dieser Papiere besteht aus den, auf jedes Emblem gemachten Versen und der Auflegung desselben. Folgendes wird als Probe mitgetheilt.

Von der Frewdigen.

Ich muß nur ohne Furcht und raud heraus bekennen, Daß ich die große Zahl der Helbinnen zu nennen Auch nur nicht würdig satt, viel minder gnugsam bin Zu loben ihren Stamm und hocherleuchten Sinn.

Doch macht mir einen Muth, daß ich nicht gänzlich schweige Der ganz und freie 1) Tisch 2), sein grünes 2) Tuch 3), die (Seige 6), Ein 6) reines Glas 7) voll Wein 7), und noch mehr, damit man, Wann sich's gebären will 8), den Geist erfrischen kann.

Dies macht, Ihr Frewdige! daß wir von Ewrentwegen Der stillen 2) Frewdigkeit 3) frey 2) bey Gesellschaft 4) pflegen, So junger 2) Mut 7) und Mut mit keuscher 2) Mäßigkeit 6) Von Aranchheit 7) und in Angst 8) besreyet 7) und erkreyet 8).

Es ist ja frewdig sein und Thun, das trefflich zieret, Das auß- und innerlich gewissen Nutz gebieret, Das keinen Menschen nicht vom rechten Wege fähret, Wenn man es nur gebraucht, wie, wo wann sichs gebähret.

A u f l e g u n g.

- | | |
|----------------|------------------------|
| Der 1. freie | Bedeutet das 1. Jede |
| und 2. grüne | in ihrer 2. Jugend |
| 3. bedeckte | bey 3. Tiller |
| 4. Tisch | 4. Gesellschaft |
| auf dem 5. ein | 5. mächtig |
| 6. reines Glas | 6. wenn sichs gebühret |
| voll 7. Wein | 7. erfrischen |
| und 8. alleley | 8. erfreuen soll |
- Saitenspiel,

Wann sich die Gesellschaft aufgelöset, ergeben die Papiere nicht, welche sich in der herzogl. Bibliothek zu Gotha befinden.

U n H e r r n

Es sei der Verfasser des Nachstehenden der Urheber des Aussages in N^o 7 dieser Blätter oder sei es nicht, so viel steht ihm fest, daß er von Herrn % für den Urheber gehalten wird. Dieser Umstand mag es denn erklären, weshalb der Schreiber dieses sich des Rechtes bedient, welches Jedem dem gegenüber zusteht, der sich der Doffentlichkeit und damit der Kritik anheim giebt; des Rechtes, öffentlich zu widerlegen, was öffentlich behauptet ist. Allein, wie es so einerseits ein Recht zur öffentlichen Verhandlung geben kann, so unrecht ist es andererseits zur Doffentlichkeit zu bringen, was für dieselbe nicht bestimmt war. Hier meine ich jenes Gespräch über das Narrenfest, veröffentlicht durch Herrn % in N^o 8 dieser Blätter. Gewiß fühlen auch Sie jetzt das Unrecht. Aber der Verfasser % mußte einen Beweis dafür liefern, daß gewisse Leute die Manier haben, über Sachen und besonders Ereignisse zu urtheilen, denen sie nicht beigewohnt oder die sie nicht gesehen haben. Wäre in solchen Fällen wirklich immer ein Urtheil unmöglich, die Geschichte würde ein dürres Feld der Bereicherung des menschlichen Geistes sein. Es läßt sich nicht läugnen, daß eigene Anschauung oft zur Beurtheilung notwendig ist, allein eben so oft ist sie unnöthig. Der Verfasser des Art. in N^o 7 konnte doch sicherlich aus dem Concertettel das Repertoire der Sängerin erkennen. Dazu erfährt er von Ihnen in N^o 6, daß die Sängerin eine kleine Stimme gehabt habe. Solche Stimmen sind es gerade, von denen solche Lieder gesungen werden müssen, und denen, was von Gesangschule zu deren Vortrage gehört, von Natur gezecket ist. Und nun frage ich, ob es lächerlich ist, zu behaupten: das Publicum hat nichts gehört, woraus es abnehmen kann, die Sängerin habe eine tüchtige Schule durchgemacht. Und ist es ferner lächerlich zu behaupten: eine Sängerin, die auf ihr Repertoire nur leichte Sachen bringt, wird nicht viel von Musik, besonders Gesang verstehen. Wenn aber der Verfasser des Art. in N^o 7, wie Herr % versichert, selbst singt, sollte er dann nicht über Gesang, Vortrag und Gesangschule das competenteste Urtheil haben, und eher als jeder Andere Glauben verdienen? Oder glaubt Herr % Neid wegen des Lobes habe den Verfasser jenes Aufsages so in Harnisch gebracht? Schreiben denn Sie keine Recensionen in Fächern, wo Sie selbst etwas zu erreichen streben? Ja, ist es möglich, in andern Fächern Recensionen zu schreiben?



Aber Sie sehen selbst ein, daß Sie mit jenem Gerede den Verfasser jenes Aufsatzes nicht widerlegt haben, und siehe da, recht à propos, die Thüre öffnet sich, und ein deus ex machina, Freund Schulmeister oder Logiker tritt herein, und muß den Aufsatz kurzweg für schülterhaft und unlogisch, für Kohl u. s. w. erklären. Merken Sie denn gar nicht, daß dieser Freund Ihnen nur mit Schick die Besonnenheit einflößen wollte, die den Engländern im Motto fehlt? Aufrichtig, diesen Mann halte ich für Ihren Freund; nicht aber den, der Ihnen den Namen jenes Aufsatzes genannt hat, ich sage genannt hat. Er kann den Namen, ich weiß das gewiß, nur auf . . . Weise erfahren haben; aber man hütet sich vor dergleichen Spionstalenten, und führt sie, trotz ihres Talentes, hinter's Licht. Dieser wird Ihnen auch gerathen haben, den Aufsatz in N^o 8 drucken zu lassen, sonst Keiner. Hütten Sie sich vor ihm und, beiläufig bemerkt, vor dem Lesen zwischen den Linien.

Soviel mußte geantwortet werden, damit das, was neu von Ihnen zum Streite gebracht ist, auch von der anderen Seite beleuchtet werde. Im Uebrigen haben die Leser das Material in Händen um zu entscheiden, ob Angelo und die Wilkens, so in N^o 6 mit einander verglichen sind, wie Herr % in N^o 8 behauptet, oder so wie in N^o 7 behauptet wird; ob ein Widerspruch darin liegt, »der Verfasser % verräth oft ein tiefes Verständniß der Musfel« und »sein Blick für die objective Wahrheit wird manchmal durch sein übergroßes Interesse getrübt.«

Aphoristische Gedanken.

Nichts ist entwürdigender, als die Schmähung einer Frau von Seite eines Mannes; das ist die Waffe des Stärkern gegen den Schwächern, welcher einen entwaffneten Feind schlägt.

Der nagende Wurm der Usurpation ist die Presse.

Während der Despotismus der Unabhängigkeit Bande schmiedet, schärft der Haß seinen Dolch, um sie zu brechen.

Nur unter der Tyrannei der Furcht füllen sich die Kerker mit Männern von großem Charakter.

Die Discretion findet man selten bei Männern wie bei Frauen, weil sie drei schwer zu findende Dinge erfordert:

- 1) den Tact, der uns lehret zu sagen und nicht zu sagen, zu verschweigen oder nicht zu verschweigen, was die Ohren auffassen;
- 2) die Delicatesse, die uns nicht erlaubt, das uns anvertraute Geheimniß zu enthüllen;
- 3) das Ehrgefühl, welches das gegebene Wort heilig macht.

Die sich unbewußte Schönheit verdoppelt ihre Anziehunglichkeit.

Der im Carneval des literarisch-geselligen Vereins am 27. Febr. vom Herrn Adv. Cropp mit so großem Beifall gehaltene Vortrag:

Sans Volt,

ist im Druck erschienen und für 6 Grote Cour. in der Schulze'schen Buchhandlung zu haben. Der Ertrag ist für die Kleinkinder-Bewahrschule hiersebst bestimmt.

Kirchennachricht.

Vom 25. Febr. bis 3. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Gasten Wardeburg und Susanne Catherine Friederike Stücker.

2. Getauft: Gesche Helene Ribben. Anna Helene Hermine Schwarting. Anna Helene Wilken. Friedrich August Cornelius Lohse. Heinrich August Wilhelm Burmester. Hermann Diedrich Detken.

3. Beerdigt: Moriz Schwarting 35 J. Margarethe Böhlen, geb. Gerken 74 J. Georg Heinrich Ludwig Mahn 86 J. Wäbke Margarethe tom Diek, geb. Willers 37 J. Margarethe Elisabeth Malmgreen, geb. Kapan 72 J. Friederike Böse 33 J. Ahlert Lübkes 7 J. Catharine Harms 8 J. Johanne Helene Bakenhus 7 J. Heilke Margarethe de Vries, geb. Silers 58 J. Johanne Wilhelmine Antonette Harms 3 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 5. März.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann. 1
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Ballroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Freitage den 10. März.

Passionspredigt: Herr Hülfsprediger Barelmann.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 10.

Sonnabend, den 11. März.

1843.

Die Muskantenschlacht.

Erster Gesang.

In einer Stadt im Abendland,
Voll Künstler und Dilettanten,
Da waren in Grimm und Haß entbrannt
Die sämtlichen Muskantent.
Parteien entstanden bald hier und dort,
Und jede führte das große Wort,
Und sagte: die Andern sind Puschler!

Hier war ein Quartett, dort ein Singverein,
Dort gar eine ganze Capelle;
Eine Liedertafel schrie auch noch d'rein —
Ein Mordspectakel der Hölle.
Claviere, von schönen Händen gequält,
Diesen Seufzer und Klagen ungezählt
Schmerzvoll durcheinander raufchen.

Da wurde verachtet von einer Partei,
Was die and're unendlich lobte;
Darüber entstand nachträglich Geschrei,
Man schalt und zankte und tobte.
Und kam gar ein reisender Virtuos,
Dann schlug man erst recht aufeinander los
Zu des Reisenden Gunsten und Schaden.

Zuletzt aus dem Wirrwarr, wer hält' es geglaubt,
Kam Ordnung in die Parteien.
Zwei waren's, und jede hatte ein Haupt,
Das sollt' für sie kämpfen und schreien;
Die eine bestand aus den Herrn vom Metier,
Aus Dilettanten die andere —
Die Trancheen wurden eröffnet.

Der Kampf mit den Gänsefüßen begann;
Sie schnitten sie fein und sehr spitzig,
Sie stellten Vergleiche und Kritiken an,
Die waren mitunter höchst witzig.
Mit Rheinwein und Syrup verglich man Must —
Zwar dunkel kling't's für den Augenblick,
Doch die Nachwelt wird's sicher begreifen.

Und begriffe sie es nicht, was thut es denn auch?
Es lebt ja viel Unbegriff'nes.
So bleibt manch' Steinchen in Bergesbauch
Ein immerdar ungeschliff'nes.
Nur wegen des Reims, ich muß es gestehn,
Ließ ich dies Bildchen von Stapel gehn;
Ich bitte deshalb um Vergebung.

So ging es nun fort; die Gährung stieg,
Denn immer floß Del in's Feuer.
Wenn dann der Eine ein Weilchen schwieg,
So erhob sich der Andere freier.
Mitunter auch wurde die Zeit zu lang
Den Herren Streitern vom unteren Rang,
Und sie singen selbst an zu krähen.

Da entstand erst ein kleines Bedetten-Gefecht —
Eine Sängerin debütirte;
Das arme Kind sang so herzlich schlecht,
Daß das ganze Haus applaudirte.
Da wollte nun Jeglicher Kritiker sein,
Der tabelte, der wollte Blumen streun —
Die Säng'rin entwich noch bei Zeiten.

Nun erhoben die Häupter sich mit Gekreisch,
Sie glaubten sich fest in den Bügeln,
D'rum sandten sie Pfeile in's eigene Fleisch,
Die Keckheit der Söldner zu zügeln.
Doch diese, zu Anfang zwar winzig und klein,
Sie glaubten jetzt süßge und mündig zu sein,
Und drohten mit off'ner Empörung.

Was war zu thun? Es fehlte an Kraft
Den Häuptern der beiden Parteien;
Sie konnten die Untertänenschaft
Nicht gänzlich zu Boden schreien.
Sie riefen zusammen ihr ganzes Heer,
Berietzen hin und berietzen her,
Und beschloffen endlich, wie folget:

Wir bleiben vereint noch bis ausgemacht,
Wer recht oder unrecht gestritten.
Entscheiden soll eine blutige Schlacht,
Und der Sieger soll Allen gebieten.
Dem unterwerfen wir uns sogleich,
Er sei der König im weiten Reich
Der Töne und Instrumente.

Wie gesagt, so gethan; es kreuzten sich
Die Fehbedriefe; mit Wangen
Sah man die Streiter sich fürchtlich
Mit seltsamen Waffen behangen.
Der Kampfplatz war eine große Heid' —
Schnell rückte heran die bestimmte Zeit —
Da stehn sie auf Leben und Sterben.

Mußt, o du himmlische Trösterin,
Du Tochter der höheren Sphären;
Du brachtest die eigenen Jünger dahin,
Daß sie grausam sich selber zerstören.
Doch du bist schuldlos, du bist nur entweiht
Durch schände Selbstsucht und kleinlichen Reid' —
D, verhülle dein Antlig und weine.

In den ersten Reihen, da stehen ganz dicht
Die Herrn von der Violine,
Sie machen ein grimmes Schlachtgesicht,
Und zum Angriff ernstliche Miene.
Kampflustig erwarten sie das Signal —
Und schwingen die Fiedelbögen all',
Als wären's nur Binsen und Palme.

So weit gedieh' es; der erste Theil
Des Werkes ist hiermit geschlossen;
Im zweiten verkünd' ich dem Sieger Heil,
Und den sämmtlichen Siegesgenossen.
Da will ich beschreiben die furchtbare Schlacht,
Die unterdessen zu Ende gebracht,
Und auch die Waffen der Streiter

Da auch besing' ich die Art des Gefechts.
Zu Fuß und zu Ross und zu Wagen,
Die Losungsworte jedes Geschlechts,
Denn auch die Frau'n wollen schlagen.
Vor Freuden sind mir die Augen schon naß,
Denn, mit den Helden der Ilias
Ward zugleich unsterblich Homeros.

Ralph.

Die Brüder.

(Fortsetzung von Nr. 2.)

Nach dem Essen hat ich die jüngste Tochter, einen
Spaziergang durch's Dorf mit mir zu machen. Vieles
hatte sich verändert, Einiges erkannte ich wieder. Häu-

ser, Bäume, Felder und Wege fand ich zum Theil wie
früher, doch die Menschen nicht: Waren auch Einige
mir nicht ganz fremd, so war ich es doch ihnen gewor-
den. Das Kind mir zur Seite sprach wenig, vielleicht
von dem Ernst der Fremden eingeschüchtern; doch war mir
das nicht unlieb. Unser Weg führte uns durch grüne
Kornfelder, deren üppige Fülle zu Hoffnungen berechtigte;
es war ein sehr heiterer Tag. Wir wollten den Weg
durch die Kornfelder bis zu einem kleinen, mir noch be-
kannten Gebüsch verfolgen und von dort auf einem näheren
zur Pfarrei zurückkehren. Da bemerkte ich bei einer Wie-
gung des Weges einen Graben, einen Fliederbaum, der
mir bekannt schien, so auch einige Eschen, und auf ein-
mal wurde es mir klar, ich befand mich auf dem Wege
zu der Wohnung, die ich oben geschildert habe. Sonder-
bar lange hatte die Erinnerung daran geschlummert, auch
heute war sie unter Dem, was mich bewegt hatte, nicht
erwacht, jetzt aber erneuerte sie sich so lebhaft in mir, daß
ich rasch den Fußpfad am Graben hineilte, und bald er-
blickte ich auch den schmalen Steg, der über denselben zu
dem Garten führte, und das mit Rohr bedeckte Dach des
kleinen Hauses. Ich ging schneller, so daß die Kleine
mir nur mit Mühe folgen konnte, und war bald am
Ziele.

Es war mir, als müße, wie früher, Marie mir
entgegenkommen, und mir zum Uebergange über den Steg
die Hand reichen, allein ich sah Niemand, wohl aber
einige Scheiben der Stubensenster mit Papier verklebt
und andere sehr schmutzig. — »Wer wohnt hier jetzt?«
fragte ich meine Begleiterin; sie nannte mir einen fremden
Namen. »Also nicht Bergen's?« — »Die Tochter
von Bergen's wohnt hier mit ihrem Manne, die El-
tern sind schon vor Jahren gestorben.« — »Also Marie
lebt doch noch!« rief ich freudig, und eilte über den
Steg. Gott, welche Veränderung! Das kleine Blumen-
stück war mit Nesseln und anderem Unkraut überwachsen,
zwischen dem der Wind die Blätter einer zerrissenen Bibel
umhertrieb, wie ich deren später auch hin und wieder
zwischen Zäunen und Gesträuchen fand. Still und be-
kommen ging ich um das Haus, zwischen Schmutz und
Säcken gelangte ich bis zur Vorderseite desselben, um
noch Traurigeres zu schauen. Der Backofen, die schönen
alten Eschen, der Taubenschlag, ja selbst die friedlichen
Schwalben waren verschwunden, und ein großer, von
rohem Material zusammengefügter Schuppen nahm den
größten Theil des Raumes ein. Ich stand unbeweglich
und würde vielleicht noch lange so gestanden haben, wäre
nicht ein dreizehnjähriges Mädchen, mit einem kleinen
Kinde auf dem Arme, aus dem Hause zu mir getreten.
»Wohnen Deine Eltern hier?« fragte ich. »Ja!« ant-
wortete das elend aussehende und schlecht und schmutzig
gekleidete Mädchen. — »Wo ist Deine Mutter?« —
»Auf dem Moor, mit Vater bei'm Dorf,« erwiderte
sie. — »Am Festtage?« — »Ja; in der Woche kann

der Vater nicht, er muß für Tagelohn arbeiten.« — »Hast du noch Geschwister?« — »Ja, dort im Garten.«

Ich ging mit ihr dorthin; das Thor lag halb aus den Angeln, und zwischen den nothdürftig unterhaltenen Gemüsebeeten fand ich vier Kinder, von denen das jüngste wohl zwei Jahre alt sein mochte und doch noch nicht allein gehen konnte. Vergebens suchte ich in den Zügen dieser sechs Kinder eine Spur von Aehnlichkeit mit ihrer, mir noch in ihrer vollen Schönheit vor den Augen der Seele schwebenden Mutter; ach, ich fand nur die Zeichen Körperlicher und sittlicher Verwahrlosung: die Kleider zerrissen und beschmutzt, das Haar in Unordnung; zwei der Kinder schienen scrophulös zu sein.

Ein Schauer durchrieselte mich; stumm wandte ich mich zum Gehen. Was ich eigentlich in diesem Augenblick dachte, weiß ich nicht. Ich war noch nicht ganz aus den Blicken der Kinder, als mir das Älteste nachrief, ob sie mir ein paar Syringen abschneiden solle. Dieser kleine Zug von Gutmüthigkeit bei so abschreckendem Aeußeren rührte mich unbeschreiblich. Nahe am verfallenen Gartenthore sah ich einen Syringenbaum, mir noch aus früherer Zeit bekannt, der jetzt alt und kemoost noch mit weißen Blumenbüscheln reichlich bedeckt war. Ich kehrte zu dem Kinde zurück und dankte ihm; die Blumen mochte ich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Doktor à la mode zu Paris.

Sehen Sie dieses Individuum an, das bei einer hübschen Frau erscheint, ohne anzuklopfen; er hat die Dreifügigkeit eines Gatten, die Sprache eines Freundes, das Ungenirte eines Geliebten, den zudringenden Blick eines Eifersüchtigen; es scheint zu sagen: Hier bin ich Herr; kein Geheimniß mehr für mich; Alles ziehe sich zurück; und in der That, Verwandte und Bekannte be-eilen sich, ihn von dieser Wahrheit zu überzeugen, indem sie ihren Platz verlassen. Kaum ist es installiert, so verläßt es seine gezwungene Steife, die Schickslichkeitsmaske für den Pöbel, streicht hastig mit den Fingern sein schwarzes Haar durch, erhöht seinen Kragen, zieht seine Weste, krümmt seinen Leib, und wirft einen vergnügten Blick auf seine Person, indem es die auf einem Sopha halb ausgestreckte Schönheit fragt: »Wie haben Sie die Nacht zugebracht? Sind die Nerven noch immer gereizt? Sagen Sie, wo es Ihnen fehlt;« und oft, ohne die Antwort zu erwarten, fährt es fort: »Sie haben dessen ungeachtet eine heitere Gesichtsfarbe, Ihre Frische ist bewundernswürdig, mit einem Worte, Sie sind schön unter den Schönsten, und man ist sehr glücklich, einer so liebenswürdigen, einer so geistreichen Frau, wie die Gräfin N... zu pfelegen.« — »Immer, immer artig,« antwortet diese;

in Wahrheit, Doktor, Ihre Pillen sind mit Honig vermengt, und wären sie nicht allen Kranken verordnet unter der nämlichen Form, so würde man sie mehr schätzen, und einmal Geschmack daran finden. — »Ah! Ah! — Bösheit, humm, das Salz der Schönheit, das ist ein gutes Zeichen, es geht besser; folglich kann man sich beschränken, indem man bloß eine stillende Portion bei'm Schlafengehen einnimmt, ein Bad morgen früh, und als Trank einen Linden-Abguß mit Guimmi-Syrup. — Wissen Sie wohl Neuigkeiten?« — »Mademoiselle G... hat sich von dem jungen N... entführen lassen, und sie sind auf dem Wege nach C..., der Bruder eilt ihnen nach, will den Räuber tödten; allein das wird ihr nicht wieder die Ehre geben, was sagen Sie dazu? Ferner ist die C... vom Herrn H... in Hoffnung. Darum verläßt sie, unter dem Vorwand zu reisen, die Stadt...; sie hofft vor der Zurückkunft ihres Mannes entbunden zu werden, der, ich weiß nicht mehr, — nach N... verreist ist.« — »Guter Gott! wie Sie schlimm sind; es ist sehr übel, Doktor, das böse Gerücht der Leute noch mehr zu verbreiten, und das größtentheils ohne Grund ist. — »Wie, schöne Dame, für Sie sammle ich die scandalöse Chronik, und Sie werden deshalb böse auf mich?« — »Ja, weil man so die Verläumdung circuliren läßt, die uns tödtet, uns arme Frauen, und wozu Ihre Mittel kraftlos sind. Uebrigens, ihr Herren, dürftet mehr als alle übrige nachsichtig sein, denn man sagt, ihr führet selten eine glückliche Haushaltung.« — Der Doktor runzelte die Stirn, und setzte fort: »Ich sehe wohl, schöne Dame, Sie sind heute über Laune; gehen Sie ein wenig spazieren, machen Sie eine kurze Ausflucht in das Gehölz, und vergessen Sie nicht die Lindendolde.« Hierauf drückt er liebevoll der Madame N... die Hand und hebt sie an seine Lippen. Diese fragt ihn: »Auf wann, lieber Doktor?« — »Auf morgen, wenn ich einen Augenblick frei bin;« alsdann, seinen Hut ergreifend, tritt er mit steifem Kopfe, mit der gewichtigen Haltung und der beiläufigen Gebärde der Nestulaps-Kinder ab, nimmt sich kaum Zeit, dem auf seinen Schritt herbeigeckelten Gatten zu antworten, der ihm zuruft: — »Wohlan, wie finden Sie die geliebte Kranke?« — »Dieser Zustand wird noch lange währen: der Leib ist schwach, der Geist finster gespannt; allein Ruhe, Ruhe für sie, besonders keine Widersprüche, dann die Bäder von Baden-Baden in der schönsten Jahreszeit.« — »Wieder ein Doktor à la mode,« murmelte der Graf; »immer die nämlichen Vorschriften, wodurch Mann, Vermögen, Inneres dem Zustand der Frau geopfert werden. Es wundert mich nicht, wenn sie die Frauen so sehr in Ehren halten; sie sind ihren Lammern ergeben, und schreiben den Gatten vor, sich denselben zu unterwerfen als eine wesentliche Basis einer Behandlung, welche die Heilung herbeiführen soll.«

Das Wesen, das uns das Leben gerettet hat, kann Anspruch machen auf unsere Dankbarkeit und Ergeben-



heit; es ist also nicht zu verwundern, daß man in diesem Falle seinen Doktor lieb gewinnt, wie es gewöhnlich die Frauen zu thun pflegen, deren Herz von großmüthigen Gefühlen überläuft.

Zwei Dinge sind im gleichen Grade verdorben von den Frauen: die Aerzte und die Reichwäter.

Wir suchen Diejenigen auf, die unser physisches und moralisches Elend kennen, welche es lindern ohne es zu entdecken, weil von ihnen zu uns ein Band ist, das an unserer Natur Theil nimmt, uns erlaubt, die geheime Wunde zu entlocken, die uns verzehret, und davon ohne Besorgniß zu reden.

8 . . . 8.

Erklärung.

Auf den Wunsch des Herrn Redacteurs dieser Blätter erkläre ich mit Vergnügen, der Wahrheit gemäß, daß den Herrn, der mich da in den letzten Nummern dieser Blätter so gestraft hat, als den Verfasser dieser seiner Aufsätze weder die Redaction, noch die Verlagshandlung, noch auch irgend Jemand, der das »Spionstalent« gehabt hätte, die der Redaction oder der Verlagshandlung anvertrauten Papiere zu durchschnüffeln, irgendwie, d. i. weder direct noch etwa durch die Blume, mir zu erkennen gegeben hat. Jenes Herrn pochendes »genannt hat« und »ich weiß das gewiß« ist freilich mit großer Sicherheit, aber mit eben so großem Unrecht gesagt. *) Niemand überhaupt hat mir den Herrn als Verfasser genannt. Ich hab' ihn selbst erkannt. Und das sagt' ich auch bereits deutlich genug in meiner Antwort.

9

Bemerkung.

Bekanntlich sind die Bremer Kellner immer sehr beflissen gewesen, in ihren Fremdenlisten Titel und Rang-erhöhungen zu ertheilen; aber einige unserer Vereine können es auch. Sollte man nicht Lust bekommen, ihnen beizutreten, um in ihren gedruckten Mitglieder-Verzeichnissen einen höheren Titel und Rang zu erlangen?

*) Nachdem mir der Hr. Verf. des Aufsatzes in Nr. 7 und 9 erzählt hat, welche Thatsachen ihn zu jener Behauptung veranlaßten, kann ich nicht umbin, ihn desfalls völlig entschuldigt zu finden, und wünsche, daß nun hiemit diese Fehde beendet sein möge.

Der Redacteur.

An die Redaction der »Neuen Blätter für Stadt und Land«.

Sie nennen mich in N^o 19 Ihrer Blätter einen Gutschmecker — darin gebe ich Ihnen vollkommen Recht. Sie haben das auch wohl daraus geschlossen, weil ich den Aufsatz Ihres Narrenvaters nicht habe goutiren können. Aber warum setzen Sie mir denn nun ein so fadcs Gericht vor, ein Mouturle-Magout, worin der Geist fehlt, der Madeira? — Ich habe im Bremer Unterhaltungsblatt gesagt: »Es wird nichts verschont mit den Fasching-Bigen, nicht einmal das heilige Gotteshaus.« Sie sagen, Ihr Narrenvater habe in N^o 13 Ihrer Blätter geschrieben: »der Carneval nimmt Abends halb 7 — also lange nach beendigter Kirche — seinen Anfang.« — Ist denn die Kirche nicht das, was ich das heilige Gotteshaus nenne? Soll das nicht ein Big sein, was Ihr Narrenvater da vorbringt? Freilich ein Faschingswitz ist's, so habe ich es auch nur genannt, aber wenn Ihren Narrenvater sein Big zu sehr prickelt, so mag er ihn an etwas Anderem auslassen, als an der Kirche, die mir und gottlos noch vielen meiner Mitbürger heilig ist.

Sie nennen das einen »Hieb mit dem Fächer des Narren,« allein die Kirche ist kein Gegenstand für Fächerhiebe der Narren, und alle Diejenigen, die durch eine solche Neuerung empört sind, wollen das, was ihnen heilig ist, nicht zur Zielscheibe des Narrenwitzes machen lassen. Oder meinen Sie etwa, daß alle Leser Ihres Blattes beständig die Narrenkappe tragen?

Kirchennachricht.

Vom 4. bis 10. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Harm Hinrich Schnitger und Gesche Marie Steentjen.

2. Getauft: Johann Bodeker. Johann Willen. Jürgen Diedrich Gerhord Deltjen. Hermann Heinrich Rudolph Meyer. Salke Helene Wöbken. Mette Margarethe Strodtorf. Ein unehelicher Knabe.

3. Beerdigt: Johanne Helene Wakenhus 7 J. Anton Gerhord Wilhelm von Breton 25 J. Johann Hinrich Bernhard Schnellke 1½ J. Harm Hinrich Ribder (ertrunken) 45 J. Johann Friedrich Gerhord Mehrens 9 M. Johann Meyen 11 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 12. März.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Grönning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Freitage den 17. März.

Passionspredigt: Herr Hülfsprediger Barelmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 11.

Sonnabend, den 18. März.

1843.

Abendweh.

Es will mich manchmal sonderbar erfassen,
Wenn ich am Abend mich zur Ruh begeben,
Als hätt' ich Etwas hinter mir gelassen,

Als hätt' ich mir am Morgen vorgenommen,
Auf einer Tagerei' es mitzunehmen,
Und wär' doch blind daran vorbeigekommen.

Und — sonderbar! man sollte wirklich meinen,
Es sei Bedeutendes, was ich vermisse,
Denn heftig sang' ich d'rüber an zu weinen,

Als stände das, dem ich vorbei gegangen
Allein auf diesem schon gegangnen Wege
Und nimmer wär' fortan es zu erlangen.

Ob's eine Blume, eine Frucht gewesen,
Wie soll ich es, von wem soll ich's erfahren?
Selbst in dem Herzen steht es nicht zu lesen;

Doch immer sagt mir dann mein wund' Gewissen:
Zuerst, ich hätte leicht es nehmen können,
Und dann, daß ich es hätte nehmen müssen.

Lh. Driske.

Die Brüder.

(Fortsetzung.)

Auf dem Heimwege konnte meine kleine Begleiterin mir nur wenig Befriedigendes auf meine Fragen antworten. In der Pastorei angelangt, wo ich erzählte, was mich

so tief bewegt hatte, erhielt ich jedoch einen Aufschluß, den ich Dir hier wiedergeben will und zwar mit des Pfarrers eignen Worten, die mein Gedächtniß nur zu tren aufbewahrt hat.

»Als ich vor fünfzehn Jahren hier mein Pfarramt antrat,« erzählte er, »und mich, sobald ich konnte, mit den Gemeindegliedern bekannt machte, lernte ich auch gleich anfangs die Bewohner jener, nun so traurig verödeten Pflanzung kennen. Den frommen, rechtlichen Sinn der beiden Alten erkannte ich bald; die in jugendlicher Schönheit aufblühende Tochter fand ich unter meinen ersten Confirmanden. Ihr Betragen während meines Unterrichts war tadellos und auch später war ihr Ruf unbescholten, obgleich ihre Schönheit Aufsehen erregte, und es ihr als der einstigen Erbin der zwar kleinen, aber schuldenfreien Stelle nicht an Freiern fehlte; ja, es verbreitete sich bald das Gerücht, daß der Sohn und Grunderbe des reichsten Bauern im Kirchspiele sich um sie bewerbe. Aber der Vater des jungen Mannes widersetzte sich einer Verbindung desselben mit ihr aus Stolz. Da gab es denn nun viel Gerede, und Marien's Eltern, die sonst ihrer Tochter den reichen jungen Mann wohl gegönnt hätten, fanden sich durch das Betragen des alten Schildmeier (so hieß der Vater des Bewerbers, dessen Name Heinrich war) so verletzt, daß sie nun auch sich zu stolz fühlten, demselben ihre Tochter aufzudringen und daher derselben jeden Umgang mit ihm streng untersagten. Heinrich verfiel in Trübsinn, und einst kam sein Vater zu mir, klagend, daß sein Sohn die Arbeit versäume, auch ihm oft so schlecht begegne, daß er demselben wohl das Grunderbrecht nehmen müsse. Dies Grunderbrecht steht

dem Herkommen nach hier dem jüngsten Sohne zu, und die früher gebornen Söhne haben nur eine mäßige Abfindung zu erwarten. Da nun der Alte noch einen älteren Sohn hatte, der auf dem nur zwei Stunden entfernten Amtshofe als Gärtner diente, so sollte dieser an die Stelle Heinrich's treten. Ich sagte dem Alten, daß allerdings das Gesetz ihm gestatte, seinen Grunderben zu wählen, doch sei es hart, seinem jüngsten Sohne zu entziehen, was durch Geburt und Herkommen ihm zugesichert sei. Daher solle er noch vorher den Weg der Güte mit ihm versuchen, und mir gestatten, daß ich ihm Vorstellungen über sein Unrecht mache. Er willigte ein, obgleich er sich wenig davon zu versprechen schien. Ich ließ noch an demselben Tage den Sohn zu mir kommen und sagte ihm, was der Vater mir geklagt hatte. Er verteidigte sich nicht, sondern gestand unter Thränen, daß er sich nur zu oft gegen seinen Vater vergangen, aber auch, daß er ohne Marien's Besitz zeitlebens unglücklich sein würde, daß jeder Versuch, seine Neigung zu bekämpfen, fruchtlos sei, und ihm alle Lust zur Arbeit raube. Da nun noch dazu sein Vater oft seiner Neigung spottete, so erbitterte ihn das um so mehr und veranlasse ihn manchmal, die schuldige Achtung gegen denselben aus den Augen zu setzen; er könne daher sein Betragen ihm gegenüber nicht ändern, so lebhaft er es oft auch fühle, daß er unrecht handle. Als ich ihm sagte, daß sein Vater ihm das Grunderbrecht nehmen könne, schien das Eindruck auf ihn zu machen; er hörte meine ferneren Ermahnungen schweigend an, und verließ mich ohne weiter Etwas zu erwiedern.

»Nach acht Tagen kam er unerwartet zu mir; er hatte mit dem Gedanken, sein väterliches Erbe zu verlassen, sich befreundet, und erklärte mir, daß er willig sein Grunderbrecht dem Bruder abtreten wolle, wenn der Vater in seine Verbindung mit Marien einwillige. Wie sehr ich ihm nun auch vorstellte, wie unbesonnen es sei, so voreilig Etwas aufzugeben, was ihm heilig sein sollte, da es schon durch seine Geburt ihm bestimmt sei, so blieb er doch fest und bat mich nur um meine Vermittelung. Die Gestalt des jungen Mannes schien mir von einem heftigen innern Kampfe zu zeugen, in dem er nur mit Mühe Sieger geworden, aber er ließ sich mit der größten Ruhe über sein Verhältniß zu seinem Vater aus. Seine Art sich auszudrücken, so wie sein ganzes Benehmen verriethen mir ein tieferes Gefühl, als ich bei ihm erwartet hatte, und seine, eines so großen Opfers fähige Treue gegen Marien rührte mich. Ich versuchte Alles, was in meinen Kräften stand, den Alten zu einem milderen Sinne zu bewegen, aber vergebens; Wochen vergingen in nutzlosen Unterhandlungen, bis nach einem erneuerten Zwiste der Vater dem Sohne erklärte, er könne thun, was er wolle, er werde auch thun, was er längst schon gewollt habe. Dies war für Heinrich genug; er kam zu mir, mich zu bitten, daß ich bei Marien's Eltern für ihn

das Wort führe. Er schien von dieser Seite kein Hinderniß zu fürchten; auch ich erwartete keins. Desto mehr befremdete es mich, als meine Anfrage, ob sie Heinrich auch dann als Sohn annehmen würden, wenn sein Vater ihm das Grunderbrecht entziehe, die alten Bergen's betreten machte, und sie sich acht Tage Bedenkzeit erbat. Dies letztere konnte zwar, weil doch die Form beobachtet werden mußte, nicht auffallen; aber Heinrich konnte, trotz aller Mühe, die er sich gab, ihr sich zu nähern, doch während dieser Zeit Marien nicht anders als von Ferne sehen. Nach Verlauf der acht Tage erklärten mir die Alten, daß sie den Antrag nur dann annehmen könnten, wenn der alte Schildmeier seinen Sohn ohne Zorn aus seinem Hause entlassen, und Marie als seine Schwiegertochter anerkennen wolle. Als ich, um dies zu bewirken, mich zu Heinrich's Vater begab, fand ich diesen, sonst für sein Alter noch sehr rüstigen Mann, von einer damals in unserer Gegend herrschenden Epidemie, doch nur leicht befallen, und daher auch außerhalb des Bettes. Meine Worte, womit ich ihm den Entschluß der alten Bergen's eröffnete und ihn zur Milde gegen seinen Sohn ermahnte, schienen Eindruck auf ihn zu machen, und sein früherer Zorn schien von ihm gewichen zu sein.

»Am andern Tage besuchte ihn Marie mit ihren Eltern. Man schien von beiden Seiten ruhig und zufrieden: der alte Schildmeier sprach von dem, was er Heinrich mitgeben wolle, und der alte Bergner von den Veränderungen, die er in seinem Hause und seiner kleinen Landwirtschaft vornehmen wolle. Dies geschah in meiner Gegenwart, die der alte Schildmeier sich zu diesen Verhandlungen erbeten hatte. Marie verhielt sich bei dem Allen ganz stille und ließ die Eltern für sich reden, die denn auch den Tag der Verlobung in der nächstfolgenden Woche bestimmten, an welchem zugleich Heinrich sein der Liebe gebrachtes Opfer durch eine Erklärung vor dem Amte bestätigen wollte. Ich sah nun auch zum Erstenmale den ältesten Sohn, und dessen vortheilhaftes Aeußere, so wie sein Benehmen, welches zeigte, daß er die Welt gesehen und den Umgang gebildeter Menschen genossen habe, machten mir das geistige Uebergewicht begreiflich, welches er über Vater und Bruder auszuüben schien. Gegen Marie und deren Eltern, die ihm wohl nicht sehr gewogen sein mochten, war sein Betragen das eines klugen Mannes, der bei aller Höflichkeit sich Nichts vergiebt. Ich konnte ein gewisses Mißtrauen gegen ihn nicht unterdrücken, und als am andern Tage das anfangs unbedeutende Unwohlsein des Alten eine so schlimme Wendung nahm, daß der Arzt gegen mich äußerte, es werde mit ihm zu Ende gehen, ließ die Theilnahme, welche Heinrich mir eingeflößt hatte, mich wünschen, er möge im Besitze seines Rechtes bleiben, und sein Vater ihm das Opfer desselben erlassen. Auch fand ich diesen, der selbst sich dem Grabe nahe fühlen mochte,

milder gegen den sonst so guten Sohn gestimmt, so daß es nur von demselben abzuhängen schien, den drohenden Verlust zu vermeiden. Marie hatte dem Alten gefallen, und die Bereitwilligkeit Vergen's, selbst unter diesen Umständen die Tochter seinem Sohne zu geben, hatte nicht verfehlt, einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen. Ja, als ich ihn verließ, gab er mir die Hand, und sagte, ich solle nicht vergeblich gesprochen haben.»

»Als ich die Stube verließ, fand ich den älteren Sohn in der Nähe der Thür, und sein Gesicht schien mir anzudeuten, daß er gehorcht habe. Ich bat ihn daher, mich zu begleiten, und verhehlte ihm meine Wünsche für Heinrich nicht. Ich schilderte ihm die Wichtigkeit eines Rechts, welches durch ein langes Herkommen geheiligt sei, und dessen Werth, wenn auch in anderer Form, die Bibel selbst anerkenne; ich machte ihn aufmerksam darauf, wie die Entfagung desselben den Brüdern früh oder spät gereuen könne, und forderte ihn auf, der milderen Gesinnung des Vaters nicht hemmend entgegenzutreten. Er schien verlegen zu werden, doch versicherte er, daß er sich frei von Eigennutz fühle und mit jedem Entschluß des Vaters zufrieden sein werde.«

»Der nächste Morgen war ein trüber, neblichter Herbstverklünder, und es fiel mir auf, als ich aus dem Fenster meiner Studierstube den Wagen des Amtmanns erblickte, der auch bald vor meinem Hause anhielt. Der Amtmann, mein Universitätsfreund, stieg aus, mich zu begrüßen. Wer aber beschreibt den Schrecken, welchen ich empfand, als ich erfuhr, daß er so eben vom Sterbelager des alten Schildemeier komme, daß dieser seinem ältesten Sohne das Grunderbrecht zugeschrieben, und daß dieser gegen Verdoppelung seiner Abfindung aus dem Nachlasse des Vaters eingewilligt habe! Gleich nach Mitternacht, erzählte er, habe der älteste Sohn ihn und den Amts-Auditor ersucht, eiligst zu kommen, um die letztwillige Verordnung seines Vaters zu Protocol zu nehmen, und da er den seit zwei Jahren in seinen Diensten stehenden jungen Mann nur von der besten Seite kenne, da der jüngste Sohn freiwillig verzichtet habe, so freue es ihn, die Sache noch zu Stande gebracht zu haben. Was war nun noch zu thun! Man hatte den Alten zwar noch lebend verlassen, allein sehr schwach. Dennoch ging ich hin, aber — ich fand eine Leiche.«

»Heinrich's Trauer war still und resignirt. Der Bruder war nun Herr im Hause, und ein etwas hämischer Zug, der bei meinem Eintritt sich an seinem Munde zeigte, widersprach der Empfindung, die er zu erkünsteln suchte. Was hätte ich hier sagen können? Mit einem Händedruck verließ ich den von seinem Vaterhause abgeschriebenen Sohn, dessen Verheirathung nun Anstands halber aufgeschoben werden mußte. Auch konnten die beabsichtigten Veränderungen in dem Hause seines Schwiegervaters vor dem nächsten Frühjahre nicht beschafft werden.«

»Die Brüder blieben bei einander und schienen sich gut zu vertragen, wenigstens haben die, welche Zeugen ihres häuslichen Zusammenlebens gewesen, späterhin gesagt, daß Heinrich Alles gethan, dem nun etwas gebieterisch auftretenden Bruder gegenüber, den Hausfrieden zu erhalten. Es wurde aber doch bald auffallend, wie sein Aeußeres sich veränderte: seine sonst blühende Gesichtsfarbe wurde blaß, und da er eigentlich nicht krank war, konnte man das nur einem verborgenen Gram zuschreiben. Es war natürlich, daß man allgemein annahm, seine Entfagung gereue ihm, denn Viele hatten solche gleich anfangs thöricht genannt; man wollte aber auch wissen, daß es zwischen ihm und seiner Braut nicht so sei, wie es wohl sein sollte. Ich nahm ihn gelegentlich allein, zeigte ihm meine Theilnahme, und drang in ihn, mir als seinem Freunde, sich zu entdecken, aber vergebens; er versicherte, ihm gereue nicht, was er gethan, er liebe Marie noch immer wie vorher, und hoffe mit ihr ganz glücklich zu werden. Zwar sei sie etwas zurückhaltender, als er wohl wünschen möchte, allein das liege einmal so in ihrem Wesen, auch entschuldige ihre Jugend das; er habe ja von ihr selbst die Versicherung ihrer Liebe erhalten und könne ihr trauen. Durch dergleichen Reden suchte er meiner Besorgniß zu begegnen, und ich fand es nicht angebracht, weiter in ihn zu dringen.«

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer auf Reisen.

Mrs. Trolope glaubt, daß so grelle Beispiele abhernen Hochmuths ihrer Landsleute, wie sie in ihren Witzes erzählt, nur selten auf dem Continent vorkämen — und doch wird jeder, den Rhein und die Schweiz besuchende Deutsche, der mit ihnen auf Reisen in Gesellschaft kam, Gelegenheit gehabt haben, noch ärgere Verstöße gegen Sitten und Gebräuche des dem Engländer fremden Bodens, zu bemerken.

Ja, schon Sir Richard Steele, Addison's Mitarbeiter, rügt in seinem »Tadler«, daß der Leichtsinne junger Engländer, durch ihre Thorheiten, bei den gebildeten Nationen Europa's so oft Stoff zum Spott und Gelächter geben. Daß in England solche Bizarrieten nicht so auffallen, liegt bloß darin, daß jeder Einzelne einen nationalen Sonderling zu spielen sich müht, — daß jeder Einzelne den Character der ganzen Nation in seinen abstracten Begriffen von Socialismus repräsentiren möchte, — daß sich der Engländer in seinem Familienkreise gemüthlicher beweget und sich dort nur ausschließt, daß der Einzelne — bei jedem einzelnen Landsmanne dieselben Marotten, dieselben Eigenheiten, dasselbe sich Abschließen, als Nationaltypus wiederfindet.

Im vorigen Jahre fand ich eine Gesellschaft solcher reisenden Gentlemen, die den Pavillon des Dampfschiffes



bestellt und bezahlt hatten, wovon zur bestimmten Abgangszeit noch keiner da war. Nachdem der Conducateur sie hatte bitten lassen, sich einzufinden, da es die höchste Zeit sei, kamen sie mit einem Hunde, dem der Conducateur eine gute Stelle auf dem Verdeck, wohin nach den vor-schriftsmäßigen Bestimmungen die Hunde gehörten, zu geben versprach; der Gentlemen, welchem der Hund gehörte erwiderte aber mit einer anmaßenden Heftigkeit, daß er durchaus sich nicht von seinem Thiere trennen werde, und da der Conducateur mit aller Höflichkeit ihn nicht zum Nachgeben vermochte, setzte sich die ganze Gesellschaft auf den Hinterteil des Verdecks in die Wagen, zwischen Pferden, Schiffsgeräthschaften und Passagieren legten Rang, um bei dem kleinen vierbeinigen Landsmann zu bleiben.

Im Schützenhose zu Wiesbaden hatte eine Familie Extrapost bestellt, um nach Mainz zu fahren. Zwei Stunden waren die Pferde vorgespannt, ohne daß sich Jemand in den Wagen setzte, als der Schirremeister die Pferde wieder abspannen und zum Posthause führen ließ. Jetzt endlich kommt die Sonne, sieht den Wagen noch ohne Pferde, und auf's Neue muß besorgt, bezahlt und angespannt werden. Man setzt sich ein, bezahlt keinen Kreuzer Trinkgeld, kein Douceur, sagt Niemand adieu und läßt sich vom Kellner, vom Portier, vom Stiefelputzer lieber alle Grobheiten auf der offenen Straße nachrufen, als man einen Gulden ausgiebt.

»Was sind das für Leute, die da oben stehend, die Beine auseinander spreizen — stehend sich die Speisen reichen lassen — stehend einige Stücke Fleisch verzehren — stehend Alles beriechen — besehen — die nicht wissen, ob sie Etwas annehmen wollen — um es nicht wieder wegsetzen zu müssen — die von Niemand Notiz nehmen, sich um Nichts bekümmern, was um, neben, oder bei ihnen vorgeht?« fragt mich mein Nachbar, der General B—y. — »Es sind junge reisende Engländer.«

Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 23. März wird, als Benefiz der Dem. Schulz, zum ersten Male aufgeführt:

Das Mädchen aus der Vorstadt,

oder:

Ehrlich währt am längsten.

Posse in 3 Aufzügen mit Gesang von J. Nestroy.

Musik von A. Müller.

Hegel und die Hegelianer.

Hegel ist Etwas an sich, wer leugnet das, — doch was an Dir sei,
Trennt man den Meister von Dir, zeig' uns Du Hegels-gewürm.

Hegelianus, so nennet man Dich — ich theile das Wörtlein,
Und vom Haupte getrennt summet enthauptet der Stumpf.

Sie nennen Dich,
Und meinen sich,
Und was sie Dir an Weibrauch streu'n,
Davon zieh'n selber den Duft sie ein!

Die Schrift-That.

(Beliebter Ausdruck der neueren deutschen Schriftsteller-Helden.)

Run so schlag' ein D — r
In die deutsche Micheli,
Nennst nicht der verrückte Wetter
That jetzt seine Schreiberei!

Thaten thut er mit der Feder,
Dint' ist Blut, Papier sein Feld:
Michel, sonst concret von Leder,
In Abstracto bist Du Held!

Kirchennachricht.

Vom 11. bis 17. März sind in der Dtb. Gem.

1. Copulirt: Keine.

2. Getauft: Wilhelmine Metta Maria Müller. Friedrich August Hennings. Catharine Friederike Wilhelmine Paulus. Wilhelm Gerhard Hencke. Talle Margarethe Ahlers. Margarethe Friederike Helms. Carl Hinrich Peter Schäfer.

3. Beerdigt: Kirchenrath Roth 66 J. Johanne Wilhelmine Christiane Clauert 22 J. Helene Köntje, geb. Klockgether 35 J. Cäcilie Johanne Catharine Suhr 3 J. Caroline von Palmstein 40 J. Talle Margarethe Ahlers 2 J. Friedrich Gerhard Meyer 80 J. Johann Warms 50 J. Gerb Dietrich 59 J. Anna Catharina Kästen 30 J. Talle Anna Willers 5 J. Schröders todtgeborne Tochter.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 19. März.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Claußen (Gebächtnispredigt auf den Hrn. Kirchenrath Roth).

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hofprediger Walroth.

Am Freitage den 24. März.

Passionspredigt: Herr Hülfsprediger Barelmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 12.

Sonnabend, den 25. März.

1843.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Der Sohn des Fürsten.

Drauerspiel in fünf Akten von Julius Moser.

Zweiter Artikel.

Donnerstag den 16. März wurde »der Sohn des Fürsten« von Julius Moser zum zweiten Male aufgeführt. Ich will zuerst von der Darstellung reden. Sie war nach dem Urtheile nicht nur einzelner Kenner, die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, sondern auch des Publikums im Ganzen, fast in jeder Hinsicht des Kunstwerkes würdig, befriedigend durch den Totaleindruck des Zusammenspiels, gelungen und theilweise meisterhaft in einzelnen Partien und Szenen. Alle Vortheile einer nicht zu lange verzögerten Wiederholung für die Förderung ächter und wahrer dramatischer Kunstleistung, die Frische des Gedächtnisses, die Sicherheit der Vorstudien, die erleichterte Vergleichung und Abwägung des zuerst Geleisteten mit dem jetzt zu Erreichenden, dies und vieles Andere trat bei dieser Gelegenheit recht schlagend hervor. Eine bedeutende Auslassung^{*)}, durch äußerliche, zum Theil maschinistische Gründe motivirt, bewährte sich als zweckmäßig. Denn der Dichter, der bei uns doch immer auch ein lesendes Publikum in der Perspective hat, kann der Einbildungskraft desselben gar Vieles zumuthen, und mit Erfolg zumuthen, was, mit unzureichenden

*) Der ganze Schluß des ersten Aktes.

Mitteln dargestellt, des Effectes verfehlt und nicht selten die Wirkung des Ganzen gefährdet.

Ueber die Leistungen der Hrn. Berninger (der König), Moltke (Katte), Haake (Wartensleben), Fr. v. Zahlhas (Drzelska), könnte ich nur das schon früher ausgesprochene Lob wiederholen. Aufmerksame Beobachter, welche auch der ersten Vorstellung beiwohnten, werden es sich nicht haben entgehen lassen, wie die sämtlichen hier Genannten, obschon im Ganzen und das mit Recht, den ursprünglichen Grundtypus in der ersten Auffassung ihrer Rolle festhaltend, doch manches Einzelne anders nuancirt und bedeutungsvoller ausgeprägt hatten. Auch die Hrn. König (Grumbkow), Heuser (Magner), und namentlich Hr. Richard (Dessau), hatten sich die von der Kritik mitgetheilten Winke des Dichters zu seinem und ihrem Vortheile zu Nuzge gemacht; und wenn unser Jenke, die jetzt freilich auf ein Minimum reduzierte Rolle des Quanz abgegeben hatte, so bewies dies nur, wie scharf und richtig der »Regisseur« den »Komiker«, der ordnende Künstler den ausübenden zu sondern und den letztern von einer unrechten Stelle zu entfernen weiß.

Einer aber war, dem die früher erwähnten Vortheile einer Wiederholung nicht zu statten kamen, der vielmehr bei seinem ersten Auftreten in einer großen tragischen Hauptrolle^{*)} eine nicht geringe Anzahl von Schwierigkeiten zu überwinden hatte, die wohl geeignet waren, für manchen

*) Wir sprechen hier natürlich nur von Herrn Otto's Leistungen auf unserer Bühne, der er erst seit einigen Monaten angehört. Seine früheren Leistungen (er ist schon 7-8 Jahre Schauspieler) kennen wir nicht.

den Erfolg als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Vor, oder wenn man will hinter sich, einen Vorgänger, der bei unserm Publikum mit Recht beliebt, auch in dieser Rolle sich lebhaften Beifall erworben hatte; durch keine Praxis in großen, tragischen Rollen zu jener Sicherheit des Auftretens gelangt, die dem Schauspieler unentbehrlich ist, dazu durch mangelnde Körpergröße behindert, von keiner Erwartung, keinem schon vorher gefestigten günstigen Urtheile getragen, und Alles dies in einem Stücke, dessen Lichtpartieen auf verschiedene, von Natur sehr begünstigte, durch Erfahrung und Praxis sichere, und gerade in diesen ihren Rollen vorzugsweise ausgezeichnete Darsteller vertheilt sind — man erwäge alle diese Umstände und man wird gesehen, daß Hr. Otto, dessen Rolle überdies die schwierigste des ganzen Stückes ist, keine leichte Aufgabe hatte, und daß das Verdienst, ihr dennoch in bedeutendem Maße genügt zu haben, ihm zur doppelten Ehre gereicht. Seine Scene mit Ratt im letzten Akte, sein Gelübniß in den Armen des zum Tode gehenden Freundes, waren von ergreifender Wirkung auf jedes, nicht ganz versteinerte Herz, und werden bei manchem Anwesenden noch lange wiedererönnen.

Uebershaupt zeigte Hr. Otto, daß er bei manchem, was ihm die Natur versagte, etwas besäße, was keine Kunst ersetzt, Sinn für Naturwahrheit und Seele in der Auffassung. Daß er auch mit dem Verstande die Intention des Dichters in dem Charakter des Prinzen im Ganzen und Einzelnen richtig gefaßt, dafür glaube ich bürgen zu können. Daß er diese Intention immer und überall vollständig im Ausdruck erreicht, wird er selbst am wenigsten behaupten. Daß er ihr aber im Ganzen nahe gekommen und in einzelnen Zügen völlig genügt habe, scheint un- zweifelhaft.

Wir nannten diese Rolle die schwierigste des ganzen Stückes und sie ist es in der That. Alle anderen Personen und Charaktere, der König, der Deffauer, Ratt, Grunblow, Wartensleben, Drzeloka, sind theils historisch fertige, durch die Tradition in ihrem Grundtypus fixirte, an das Kunstportrait erinnernde Bilder, theils sind sie in sich einfach, von einer gewissen typischen Allgemeinheit. Ihre Ausprägung durch die lebendige Darstellung ist daher sehr erleichtert, und gelingt ferner bei uns auch dadurch so vollkommen, daß die hier entsprechenden Darsteller, wie z. B. die des Königs und Wartenslebens, mit ihrer ganzen Persönlichkeit in dieselben so hineinpassen, daß sie sich gegenseitig fast völlig decken. Alles dies ist anders bei dem Prinzen. Wir zeigten schon in einem frühern Artikel, wie der Jüngling Friedrich durch den alten Frey mit Kückstock und Dreimaster in der Tradition fast völlig verdeckt erscheint. Hier ist nichts, auch gar nichts, woran sich der Darsteller lehnen könnte, nichts was ihm in Phantasie und Vorstellung der Zuschauer fördernd und erleichternd entgegenkäme, wohl aber tritt ihm Vieles, ja genau genommen, Alles hier entschieden erschwe-

rend gegenüber. Und während nichts Persönliches ihn fördert, hat er, so wie der Dichter selbst, nur in der biographischen Kenntniß der Zuschauer einen gewissen Stütz- und Anhaltspunkt.

Und nun der Charakter selbst. Hier breitet sich ein Feld neuer Schwierigkeiten aus. Ein Königssohn in der ersten Blüthe des Jünglingsalters stehend, ein werdender in der vollsten Bedeutung des Wortes, ein junger Mar mit gebundenen Fittichen, ein Gefäß, in dem der edle Wein einer neuen Lebens- und Weltansicht braut und gähret, — niedergehalten von einem bis zur Starre strengen Vater, der nichts von dem begreift, was des Sohnes Seele füllt, dem Poesie, Kunst und Wissenschaft eine Thorheit, Philosophie und Speculation, die über den »Catechismus Chri Noltenii« hinausgehn, ein Gräuel sind, und der in Allem, was bei den, dem Prinzen verwandten Gemüthern, wie Ratt und Drzeloka, ja selbst bei dem greisen Erzieher, Finckenstein, die bewundernde Ahnung des einstigen großen Herrschers weckt, nur die Gewißheit des Gegentheils, nur die Vereitelung seiner theuersten Hoffnungen und Wünsche erblickt.

Allein der Dichter hat diesen, auch historisch begründeten Gegensatz zwischen Vater und Sohn, so klar und deutlich hervorgehoben, daß wir uns hierbei wohl nicht länger aufzuhalten nöthig haben. Betrachten wir vielmehr die Consequenzen desselben für den Charakter des Prinzen. Die Umstände und Verhältnisse, unter denen er sich zu entwickeln hat, haben ihn zu einer Doppelnatur gemacht. Es wohnen zwei Seelen in seiner Brust. Von Natur zu innigem Hingeben, vertrauendem Anschließens geneigt, sieht er seine Liebe mit Strenge erwidert, sein Innerstes unverstanden gerade von dem, zu dem ihn die tiefste Sympathie der Bande des Bluts und der Natur hinzieht. Das macht ihn selbst äußerlich kalt, starr, gemessen überall wo er sich beobachtet, wo er sich dem ihm innerlich Fremden gegenüber sieht. Er schwärmt für die Menschheit und sieht sie geknechtet und mißhandelt und ohne Kraft, ihre Menschenrechte geltend zu machen: statt freier Menschen sieht er »Maschinen« um sich her. Ja er selbst sieht sich als solche behandelt.

Er ist begeistert für alles Große, Schöne, Ideale, und sieht es, ohne Macht sich zu verwirklichen, verspottet und verböhnt. Das Alles macht ihn zum Ironiker, zum sarkastischen Spötter, der den letzten Trost der Resignation in dem Spotte, im bitteren Wize über Welt und Menschen, über seine Ideale, über sich selbst findet. Diesen, für die spätere Zeit des großen Königs so bedeutungsvollen Charakterzug, hat der Dichter in dem Jünglinge vortrefflich anzudeuten gewußt, ohne doch die Schlingpflanze des Wizes und der Ironie den tiefen, gehaltvollen Kern seines Gemüths überwuchern zu lassen. Ist auch sein Pathos, das Ringen nach freier Menschlichkeit ein einfaches, den Grundzug seines Wesens bildendes, so bewegt er sich doch selbst nicht etwa in dieser idealen Allgemeinheit, sondern es tritt dasselbe in den verschiedensten Verhältnissen immer anders

gestaltet, an ihm hervor. So sehen wir in einer Person vereint den jugendlich begeisterten Enthusiasten und den künftigen Herrscher, den kindlich gehoramen, pietätvoll sich dem Vater unterwerfenden, und den durch Härte und Verletzung des Heiligsten in ihm, bis zum äußersten Widerstande und zu trotziger Selbstbefreiung getriebenen Sohn und Thronerben, den liebevollenden Jüngling, der »Kron' und Scepter in den Staub wirft«, um ein Mensch zu sein, und den gebornen Fürsten, der keiner Gewalt der Erde sich beugt, wo es sein Recht gilt, und in seinem Verhältnisse zu dem Freund seiner Seele, zur Geliebten, zum Vater, zu dessen Umgebungen, überall ist er ein anderer und doch derselbe.

Beleben wir diese Skizze durch einige Farbenstriche aus der Dichtung selbst. Gleich im Anfange des Stückes treten die verschiedenartige Züge dieser Natur heraus.

Mein königlicher Vater hat befohlen,

Mir Voltaire und die Fäuste wegzunehmen? *)

Des Vaters Antwort ist bezeichnend genug:

Von heut an Feig, will ich Hofmeister sein;

Du sollst ein Deutscher werden, nicht Franzose!

Mit Zahl und Degen kommt ein Reich empör,

Studie' und exercie' bei Tag und Nacht,

Aus Zucht und Gottesfurcht wird Bürgerthugend,

Du aber bist noch schwach im Christenthum;

Den Catechismus Ehre Nolteni!

Sollst Du mir wieder aufwendig lernen!

Friedrich.

Wenn Armuth und Gehorsam christlich sind,

So steht mit meinem Christenthume leiblich.

Wie richtig der Vater den Stachel dieser Rede würdigt, sieht man aus seiner drohenden Antwort:

Will er die böse Zunge hüten lernen!

Ueberhaupt ist dem Könige dieser charakteristische Zug des sarkastischen Spottes und kaislichen Wises an dem Prinzen wohl bekannt. Schon vor dem ersten Auftreten des Prinzen sagt er zu dem Gezieher desselben, dem Grafen Finkenstein, der allein die Vertheidigung des Sohnes gegen den aufgeregten Vater zu führen wagt (Akt I. Sc. 2):

Ich merke wohl, er hat Euch eingeschüchtert

Mit seiner scharfen Zungl' und spöttischem Wes-

sen, u. s. w.

Doch nur einen Augenblick läßt sich der Prinz von der Bitterkeit der ersten Stimmung überraschen. Schon im nächsten drängt ihn die Offenheit seiner edlen Natur zur Sprache des Herzens zurück, ja er macht sich sogar für einen Moment die Illusion, daß eine Verständigung mit dem Vater möglich sei, und richtet an ihn die rührende Bitte:

Wenn ihr mir nur ein wenig Freiheit schenket *) u. s. w.

Auf des Königs Antwort:

Subordination sollst Du begreifen.

die jene Illusion sofort vernichtet, hat er doch keinen

*) Dies rasche, um die Umgebung des Königs unbekümmerte Eintreten des Prinzen, stimmt bei der Aufführung recht gut mit den ersten Worten, die der Herbeicitirte halb bittern, halb vorwurfsvoll zu sprechen hat.

**) S. Mittheilungen S. 20—21, wo diese Stelle abgedruckt ist.

Trog, wohl aber den Ton kälterer Resignation wieder gefunden, mit dem er spricht:

Das Eine aber könntet Ihr mir gönnen,

Ich kann am Ende Voltaire wohl entbehren,

Doch biet' ich um die Fäuste, Herr und Vater!

Und aus dieser sanften, ergebenen Stimmung kann ihn selbst der rauhe, fast an Spott gränzende Bescheid:

Ich werd' dafür Dir eine Trommel geben!

nicht heransbringen, vielmehr hören wir ihn die Bitte um »die einzige Freundin« und Trösterin nur um so beweglicher wiederholen.

Ganz vortrefflich läßt nun aber der Dichter hier den König abbrechen, und durch einen Gnadenbeweis gegen den Sohn die Disharmonie des Moments zur Harmonie auflösen. Schon daß der Vater ihm eine Freude machen will, macht den Sohn wieder völlig zum Sohne. Es folgt jetzt unmittelbar die Vorstellung Kattes, des »Freundes«, den der König dem Prinzen zuführt. Ihm, dem Fremden gegenüber, ist der letztere ganz der Fürst und künftige Herrscher. Die knappe Kürze der Sprache erfordert hier auch eine entsprechende Action, welche dem Darsteller sehr gut gelang. Noch einmal blüht ein Wetterleuchten des Sarkasmus in dem Prinzen auf:

So läßt Du Dich auf Freundschaft kommandiren?

Da hast Du's weit gebracht. —

Doch ein gedankenvoller Blick auf die Züge des jungen Mannes genügt ihm, hier eine verstehende Seele zu ahnen *):

Schwer mützig, finster, doch entschlossen, sehen

Mir Deine Augen in das Angesicht,

Mir ist, als würden wir uns noch verstehen.

Das Bezeichnende, was in diesen Worten zugleich für den Sprechenden liegt, habe ich schon früher (S. Mitth. N. 5. S. 20) angedeutet. —

Diese zwei Naturen nun, der durch den Druck gestählte und zum spöttischen Wize geschärfte Verstand, und das tiefste, rein menschliche Gefühl in dem Prinzen offenbaren sich wiederholt durch das ganze Stück und in allen Entfaltungsphasen dieses Charakters.

Ich trink' voraus und das Verdienst kommt nach!

erwidert er dem Vater, als dieser mit Uebergang seiner bei der Jagdscene den Pokal an Doffau gießt. Und selbst in der ersten Hauptscene mit Katte (II., 2.), wo wir ihn zum erstenmale Alles, was in seinem Innersten gährt und wühlt, aussprechen hören **), klingt der spöttische Ton hindurch, als ihn der Freund »den Gott der neuen Zeit« nennt:

»dem es erbärmlich schlecht geht auf der Erde,«

wirft er dazwischen, und nur den »Reichthum« in des Freundes Freundschaft vermag er anzuerkennen.

*) Hier müßte der Darsteller eine etwas längere Pause machen, und die folgenden Worte fast mehr für sich und in sich hinein, als Resultat des ersten Eindrucks, sprechen, statt sie direkt an Katte zu richten.

**) Diese Stelle war bei der zweiten Aufführung sämmtlich verstümmelt. Warum? die Auslassungen entzogen ihr ja gerade das Bedeutungsvollste.

Das ist's, was Klatte bezeichnet, wenn er klagt, daß er sehen müsse:

In Witz und Spott den himmelfürmenden Gedanken in Dir funkelnd sich zersplittern,
Und jeder Splitter schneidet in mein Herz.

Ich könnte zu diesen Zügen noch mehrere fügen, doch will ich nur noch auf zwei Stellen aufmerksam machen, in denen dieses charakteristische Element in seiner ganzen Schärfe hervortritt. Es sind dies die vierte Scene des vierten Aktis, in welcher der gefangene Prinz nach der verunglückten Flucht dem Vater gegenübertritt, und der Monolog im vierten Auftritte des letzten Aktis. In der ersten Stelle erwidert er auf die wohlgemeinte Mahnung des milden Finkenstein:

Laßt eure Worte sein wie fromme Milch,
Denn schwer erzüret ist Eures Waters Hebe.

mit bitterem Spotte:

Dies Gleichniß trifft zu gut, denn Milch gerinnt,
Wenn ein Gewitter an dem Himmel steht.

und setzt nach einer, vom Darsteller wohl zu beachtenden längern Pause hinzu:

Zuschauer, seß ich, haben wir genug,
Denn Freibillete machen voll das Haus;
Doch möcht' ich nicht um Alles in der Welt
Hier stehn und applaudiren auf Befehl.

In der zweiten der bezeichneten Stellen erreicht diese Schärfe des Witzes ihre letzte Höhe in der eignen Selbstverspottung, mit der er sich in der Einsamkeit des Gefängnisses gegen sich selbst wendet. Es ist dies die Form, welche in einem kräftigen Geiste die Verzweiflung sich schafft, die einem schwächeren in ohnmächtige Klagen ausbrechen läßt:

Die Luft des Kerkers macht mich matt und stumpf,
Und an der Erde flattern die Gedanken
Wie Vögel, die ein Hagelwetter schlägt.
Schlaflos sind meine Nächte, und auch diese
Zucht mir vorüber wie in leisen Krämpfen,
Und gähmend sehn um mich die Knabenträume,
Wie müde Poffenreißer, und der Held,
Das non plus ultra der modernen Zeit,
Der als der neue große Alexander
Mit ausgepreizten Weinen, auf sechs Pferden
Und aufrecht stehend im Galopp den Erdkreis
Im Circus prachtwoll brausend hat durchstürmt —
Hat Schläge nun vom Principal bekommen; —
Houplal! das ist die Welt, und ich bin schläfrig.

Wer aber die Sprache der Liebe, der begeisterten Hingebung, des tiefsten Gefühls, der innigsten Freundschaft aus demselben Munde vernommen hat, wie sie, um nur Einiges hervorzuheben, in der Scene mit Orzelska, mit dem Freunde beim Schließen des Lebensbundes, so wie in dem weitem Verfolge des eben angeführten Monologs, und vor allem in der Schlussscene, in welcher er den Freund zum Todesgange scheidend lassen muß, in aller Fülle poetischen Zaubers dahinströmt; wessen Ohr die Worte der Begeisterung, der stürmenden Leidenschaft in diesen und andern Stellen sich in das Herz bringen ließ, dem wird es nicht zweifelhaft sein, daß er hier einen ganzen, vollen Menschen vor sich hat, in dem sich das scheinbar Widerstrebende zur

schönen Einheit abgeschlossener Individualität zusammenfügt. Aber dazu gehört hier, wie bei jedem dramatischen Kunstwerke feinerer Composition, daß man es nicht bloß einmal an sich vorüber rauschen läßt, sondern daß man durch öfteres Sehen, und wo möglich Lesen, den Wiederhall der Poesie von Sprache und Gedanken dem Darsteller gleichsam entgegen bringt, und so dem letztern auch da mit dem eigenen Gefühle zu Hülfe kommt, wo ihm der wahre Ausdruck nicht vollständig gelingt. Dies ist der große Vortheil, dessen sich Alles Klassische, und von Jugend her Bekannte, vor dem Neuen, das sich erst Bahn brechen muß, erfreut. Aber auch das Klassische, allen Bekannte, Alte, war einst neu und unbekannt, und hatte mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es sich Bahn brach. Von Shakspeare in Deutschland will ich hier gar nicht reden; aber die Geschichte selbst der Schillerischen und Göttschen Dramen wird dem Kenner unsere Fingerzeige erläutern. Ich will nur hinsichtlich des Einzelnen den Schluß jenes Monologs im Gefängnisse hierher setzen. (Aus der Ferne tönt eine Flöte):

Die Flöte! — das ist Duanz, der Töne Meister!

Wie hast du doch den Weg zu mir gefunden,
Du melodienreicher Hermes, der die Sorge,
Die tausenddüggige zum Schläfe bringt.

Aus dem Dachfenster drüben von dem Hause

läßt er die Töne zu mir niederflattern

Wie Vögel singend auf der Frühlingsreise.

hab' tausend Dank für diese Gottesgabe,

Die Du zum Bettler in den dunkeln Kerker

Herniederklängen läßt im goldnen Regen.

Das ist die Melodie von der Romanze,

Die mein geliebter Katt im Munde führte —

Vom tapfern Reiter, der um seinen Leib

Die Fahne hat gewickelt, und verblutend

Sich in den Sumpf versenkt! der treue Mann *)! — —

Wenn ich nur meinen Katt gerettet wüßte,

Es würde leichter mir zu Muthe sein. —

Die Töne rieseln leis auf mich herab,

Mohnkörner sind es, und mein Haupt wird schwer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hier dürfte die Pause noch ein wenig länger vom Darsteller zu halten sein. Die letzten Verse endlich dürfen nicht mehr stehend gesprochen werden.

Kirchennachricht.

Vom 18. bis 24. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Wilhelm August Gottfried Meyer und Wilhelmine Catharine Sophie Fortmann.

2. Getrauft: Hermann Martin Carl Eiters. Johanne Mathilde Elise Schmidt. Helene Sophie Margarethe Jeddeloh. Johann Diedrich Grashorn. Hermine Luise Wilhelmine Fahrben.

3. Beerdigt: Tante Margarethe Senen 2 W. Anna Catharine Mahn, geb. Geerken 76 J. Anna Drewes, geb. Sameyers 53 J. Friederike Dorothee Sophie Helms 35 J. Elert Warns 5 J. Johann Harms 13 J. Ein bald nach der Geburt gestorbenen Sohn von Klatte.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 26. März.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Collaborator Rieken.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Kastenpredigt am Freitage, den 31. März.

Herr Hülfsprediger Barelmann.

Kunst-Verein.

Sonntag, März 26. Im Casino Verloofung von Kupferstichen, Stahlstichen und Steinbrücken an Mitglieder des Kunstvereins — 30 Gewinne. — Die Ausstellung der Gewinne fängt um 12 Uhr an. Um 12½ Uhr wird die Verloofung beginnen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 13.

Sonnabend, den 1. April.

1843.

Dramaturgische Studien

von Dr. Adolf Stahr.

Der Sohn des Fürsten.

Tragödie in fünf Akten von Julius Rosen.

(Schluß.)

Wir wenden uns jetzt zu der Composition des Ganzen zurück, und betrachten das Verhältniß der einzelnen Hauptfiguren zu derselben. Hierbei kommt es uns nun zu Statten, daß wir an einem der tragischen Hauptcharaktere, an Katte, bereits das tragische Pathos und den nothwendigen Verlauf der Entwicklung desselben nachgewiesen haben. Der Titel der Tragödie, der immer mehr oder minder etwas Gleichgültiges ist, darf uns hier eben so wenig irre leiten^{*)}, als uns der Tod Katte's zu der Meinung verführen dürfte, daß an diesem allein sich eigentlich das tragische Gescheh'n vollziehe. Dies würde eine sehr oberflächliche Ansicht sein. Der leibliche Tod allein ist es ja überall noch nicht, der das Schicksal eines Helden zum tragischen macht. Und wenn der Untertan, der Diener, der Freund, sich für den Freund, den Fürsten, den vereinstigten Herrscher eines großen Reiches dem Tode weihet, und sich „freudig den blut'gen Vorbe'er in die braunen Locken drückt“, so erscheint das Schicksal des Fürstensohnes, der nach dem Verluste Alles dessen, was das Leben des Menschen, des Jünglings lebenswerth macht, sich zum Leben, zum Leben für die Idee der Pflicht verurtheilt sieht,

^{*)} Das Stück könnte eben so gut: »Katte«, oder der Sohn des Fürsten«, oder: »die Freunde« betitelt sein.

sicherlich nicht weniger tragisch. Dies ist es, was auch Katte fühlt, wenn er in seiner Todesstunde dem Freunde zuruft:

Dir bin ich eigen, keinem Menschen sonst.
Doch Du gehörst dem ganzen Leben an,
Und mit Kanonendonner sollst Du wecken
Die deutschen Völker aus dem Todeschlaf,
Und aus der Gruft des römisch-deutschen Reichs —
Sie führen zu dem neuen Tageslicht —

Und dieses Gefühl der höheren Bestimmung, das den Sohn des Fürsten durchdringt, giebt ihm die Kraft, das Opfer des Freundes anzunehmen, und den Muth, seinen Verlust zu überleben. Das ist ja überall das Tragische, was in der Stellung großer Menschen und Führer der Völker liegt, daß sie das Individuelle ihres Daseins opfernd daran geben müssen an den Dienst der Idee, des Allgemeinen, den das »von Gottes Gnaden« in sich schließt. Es ist das Tragische, wie es das Erhabene ihrer Stellung ist, daß sie nicht sich selber, daß sie dem Allgemeinen angehören, zu dessen Dienst sie berufen sind, dem sie sich willig zum Opfer bringen. Katte ist der Glücklichere der beiden Freunde. Sein Leben, dem Dienste des Allgemeinen in dem Freunde geweiht, »liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet«. Er hat sein Ziel erreicht, seine Aufgabe gelöst. Wie ganz anders steht ihm der Freund, der »Sohn des Fürsten« gegenüber! Wenn es der Verlauf des ganzen Stückes nicht predigt, der höre es in den letzten Worten des Monologs, in welchem der zum Tode Verwundete und Gebeugte sich durch die Erinnerung an die Aufgabe seines Lebens, der so eben ein theures Opfer fallen soll, aus der Verzweiflung emporrafft: Entsagung

heißt das Wort, Aufopferung für den höchsten Lebenszweck des „Fürsten“:

So hat sich Alles von mir abgeschieden
Was sonst den Menschen an das Dasein kettet,
Die treueste Freundschaft, Sonne meiner Jugend,
Seht unter, blutigroth in's tiefe Meer.
Hinabgesunken ist der Mond der Liebe,
Und nie erscheint mir mehr sein freundlich Bild. —

Du hast erreicht, was Du gewollt mein Vater!
Mir leuchtet nur fortan der Stern der Pflicht,
Und einsam steh ich an dem Steuerruder,
Zum fernen Giland sicher hinzuführen
Die theuren Menschen, die das Schiff bestiegen.
Mit allen Kräften muß ich ihnen dienen,
Und für sie wachen und das Steuer lenken.
Hör' mich, mein Gott, in dieser dunklen Stunde!

(Der König mit dem Generalfstab tritt herein.)

Wollenden will ich meines Vaters Werk
Gewaltig, daß Europa soll erbeben!
Mein einziger Freund bist Du fortan mein Volk!
Du die geliebte Braut, mein Vaterland!
Weh' jeder Hand, die gegen Dich sich hebt, —

Hier ist mein Degen und — hier bin ich selbst.

Da ertönt „Trauermusik“ von außen vorüberziehend. Sie geleitet den Freund zum letzten Gange. Und schmerzergrißen stürzt der Prinz mit dem Rufe:

Ratt! Ratt!

wie vernichtet dem Fenster zu. Es gilt den letzten Kampf zu kämpfen mit dem furchtbaren Momente.

Aber auch der König fühlt die Größe des Opfers und die Tiefe des Schmerzes, um den der Sohn sich selbst und seiner Bestimmung zurückgegeben ist:

— Es sucht der König seinen Sohn
Und Preußen seinen Friedrich!

Und der Ausruf: „Vater! Vater!“ mit dem am Schlusse der Scene in die Arme des Vaters stürzt, ist trotz seiner Kürze die inhaltvollste Zusammenfassung alles dessen, was die Seele des Prinzen in diesem Momente erfüllt. Es ist nicht Schmerz, nicht Verzweiflung, nicht Kindesliebe, nicht Vorwurf und Anklage, aber es ist etwas von diesem Allen, was diesen Schlussworten die tief erschütternde Wirkung verleiht.

Wie der Dichter es verstanden hat, in dem Jünglinge Friedrich die künftige Herrscher- und Heldengröße, insofern sie in edelster Menschlichkeit wurzelt, zu einem festen Bilde schöpferisch auszuprägen, und aus der Gegenwart eine Perspektive auf die Zukunft zu eröffnen, so ist es ihm nicht minder gelungen, in der Gestalt des Königs, das Rechte und Wahre seines Wollens und Strebens, das Große und Edle dieser Natur aus seiner rauhen Schale herauszulösen, und das ächte Metall dieser historischen Erscheinung von der Schlacke der Zufälligkeit geläutert, darzustellen. Das ist ja eben die Aufgabe des ächten historischen Dramatikers, daß er ohne die historische Treue im höheren Sinne zu verlegen, seine Figuren zu ihrer wesentlichen Existenz zu erheben versteht. Wie der Portraitmaler, um

das geistreiche Wort Rahels hier anzuwenden, „lügen muß, um wahr zu sein“, wie er, „um die Wahrheit zu schaffen, weil das Bild gefesselt ist, oft einen, drei, vier wahre Schatten weg lassen muß, auf die Gefahr von „Schattensmessern“ getadelt zu werden“, so der dramatische Dichter, wenn er historische Personen poetisch wiederzuschaffen hat. So treu und wahr er sie auch aufzufassen, so fest er auch an dem Wesentlichen ihrer Natur zu halten, und nur dies zu explizieren und zur Erscheinung zu bringen hat, so wird er sie doch eben um dieser Treue willen, über sich selbst hinaus heben müssen, indem er ihre Hauptzüge verstärkt, die minder wesentlichen Nebenzüge dagegen mehr oder weniger zurücktreten läßt. Es ist eine eben so richtige, als tiefe Bemerkung eines unserer bedeutendsten Historiker *), daß die Historie, so wie sie in das Gedächtniß der Menschen übergeht, allemal das Gebiet der Mythologie berührt (genauer: poetisch wird). Die Persönlichkeiten werden schroffer, stärker; sie nähern sich auf irgend eine Weise einem fasslichen Ideal; die Begebenheiten werden bezeichnender ausgebildet; die Nebenumstände und mitwirkenden Ursachen vergessen.“ Dieser allgemeine, im Wesen des Menschen als eines künstlerischen, liegende Trieb, tritt in der dramatisch-historischen Dichtung am prägnantesten hervor. Wie treu und wahr, wie lebensvoll ist der „König“ in dem Sohn des Fürsten aufgefaßt; wie ist sein innerstes Streben und Wollen zu wahrhaft historischer Anerkennung hervorgehoben, und wie künstlerisch ist die schlichte oft rauhe Einfachheit und Grabheit, die strenge Gerechtigkeitsliebe, das tiefe Gefühl seines hohen Berufs, das Bewußtsein seiner Aufgabe: den Grund zur einstigen Größe seines Reichs legen zu müssen, wie ist dies Alles neben der Beschränktheit, die seiner Zeit angehörte, wie ist dies warme Gefühl für Freundschaft, die Vaterliebe mildernd der Härte des fiat iustitia et pereat mundus gegenüber gestellt, und die Berechtigung seines Handelns und Seins, dem Sohne, als dem Repräsentanten einer werdenden, neuen Zeit gegenüber, hervorgehoben! In dieser derben Rauheit beleidigt uns doch keine Rohheit der gemeinen Wirklichkeit, und selbst die vestigia veteris leporis in der Sprache, sind mit weiser Mäßigung so angewendet, daß sie nur der künstlerischen Illusion dienstbar erscheinen, und nur den Gegensatz zwischen dem Vater und der Bildung des Sohnes noch schärfer hervorheben helfen. Dasselbe gilt von den Nebenpersonen in des Königs Umgebung, vom Dessauer, Grumbkow und vor allem von dem alten Feldmarschall von Wartensleben, in dessen Darstellung sich Hr. Haake diesmal selbst übertraf.

„Aber die modernen Gedanken, die Gedanken, welche die neueste Zeit, die unmittelbare Gegenwart bewegen, wie vertragen sie sich mit dem historischen Charakter der dargestellten Personen? Darf der Dichter sich auch diese Freiheit erlauben? Darf er“ — Ob er darf! — er muß.

*) Leop. Ranke Pöpsie III, S. 322.

Dem kein Dichter kann aus sich vollständig heraus, so wenig er aus seiner Zeit heraus kann. Daher sehen wir bei den althellenischen Tragikern die Helden und Heldinnen der heroischen Zeit so oft mit allem Reichthum der Gedankenbildung des Rimonischen und Perikleischen Zeitalters ausgestattet. Um von den Spaniern und Franzosen, von Calderon und Racine, gar nicht zu reden, bei deren ersterem sein Ulysses zum ächten Caballero, bei dem andern zum Hofcavalier Ludwigs „des Großen“ wird — sind nicht bei Shakespeare selbst, nach Goethe's Bemerkung *), „seine Römer lauter eingefleischte Engländer?“ und ist Schillers Wallenstein in minder groß, weil er dem Wallenstein der Historie an Bildung und Gedankentiefe unendlich übertrifft, und der Marquis Posa weniger unsterblich, weil der Dichter alle Freiheitsideen, welche ihn und seine Zeit bewegten, in diesen Enthufasteten am Hofe des spanischen Philipp gelegt hat? — In der That, steht man die Forderung, welche in jenen obigen Bedenlichkeiten liegt, genauer an, so findet man bald, daß sie die rechte Schwester jener Verwunderung ist, welche nicht begreifen kann, wie ächte Spanier und Dänen, wie König Philipp und Hamlet und vollends die Griechin Iphigenie und der Seythe Thoas auf unsern Brettern deutsch und obenein in Versen sprechen. —

Gerade in der Allgemeinheit substantiell menschlicher Interessen und in der Darstellung derselben durch die subjective Bildung des Dichters, beruht der unvergängliche Werth eines dramatischen Kunstwerks, während der Versuch, das historisch Beschränkte und specifisch Nationale im Drama mit buchstäblicher Treue zu fixiren, zum Gegenheile führen würde. Ich will hier zum Schluß die Worte des Begründers der Aesthetik als Wissenschaft anführen: Insofern das Drama die Handlung in sinnlicher Gegenwartigkeit an uns vorüberführt und die Individuen in ihrem eignen Namen reden und handeln, könnte es scheinen, daß sich der dramatische Dichter mehr noch als der Epiker — ganz zurückziehen müsse. Mit diesem Anschein hat es jedoch nur relativ seine Richtigkeit. Denn — das Drama verdankt nur solchen Epochen seinen Ursprung, in denen das subjective Selbstbewußtsein sowohl im Bestreben der Weltanschauung, als auch der künstlerischen Ausbildung, bereits eine hohe Entwicklungsstufe erreicht hat. Das dramatische Werk darf deshalb nicht wie das epische, den Schein an sich tragen, als sei es aus dem Volksbewußtsein als solchem hervorgegangen, für welches der Dichter nur gleichsam das subjectivitätslose Organ gewesen sei, sondern wir wollen in dem vollendeten Werke zugleich das Product des selbstbewußten und originalen Schaffens, und deshalb auch die Kunst und Virtuosität eines individuellen Dichters erkennen. Erst hierdurch gewinnen dramatische Erzeugnisse, im Unterschiede unmittelbar wirklicher Handlungen und Ereignis-

nisse, ihre unmittelbare Spitze künstlerischer Lebendigkeit und Bestimmtheit.

Soviel für heute von einem Stücke, von dem wir überzeugt sind, daß es sich in der Liebe der Darsteller wie des Publikums immer mehr festsetzen und erhalten wird. Vielleicht bietet eine spätere Wiederholung uns Gelegenheit, manches hier nur Angedeutete wieder aufzunehmen und weiter zu begründen.

Appellation an's Publikum

von Seiten des im Briefkasten zu N^o 19 der „Neuen Blätter für Stadt und Land“ so schmähtlich abgewiesenen *advocatus diaboli*.

Die Redaction der N. Bl. wies vor einiger Zeit einen „adv. diab.“ unterzeichneten Artikel auf eine Weise zurück, die für den Verfasser nicht anders als verlegend sein konnte. Bei einfacher Anzeige der Nichtaufnahme würde er sich leicht beruhigt haben; nur die Art der Zurückweisung, und der Umstand, daß die Redaction nach der Aussage eines ihrer Mitglieder, gerade auf sie Gewicht gelegt hat, veranlassen ihn, gedachten Artikel hier (unter 1.) zu veröffentlichen, und auf denselben (unter 2.) ein Schreiben folgen zu lassen, welches bestimmt war, der Redaction vorgelegt zu werden, ihr aber nur theilweise bekannt geworden ist.

1.

Aus einem Briefe, veranlaßt durch den Aufsatz über Schulprogramme und Schulgesetze in N^o 11 der Neuen Blätter.

..... — Du theilst mir Dein Urtheil über den Aufsatz „Schulprogramme und Schulgesetze“ sowie über den Verfasser desselben mit, und verlangst zu wissen, ob ich mit Dir gleicher Ansicht sei. — Herr Collaborator Breier, welcher schon einige Male als Polemiker gegen hiesige Literaten aufgetreten ist, gilt hier für einen Mann, der viel Talent und gute Kenntnisse, und sehr viel Aroganz und Grobheit besitzt. Was die beiden letzteren Eigenschaften betrifft, so möchte es wirklich schwer halten, davon irgendwo stärkere Proben aufzufinden, als in dem fraglichen Aufsatz in jeder Zeile vorkommen. Als ich denselben las, dachte ich unwillkürlich an jenen Professor, der, wenn er auf seinem Catheder irgend einen Kollegen wissenschaftlich abgethan zu haben glaubte, jedesmal mit triumphirender Miene ausrief: „In der Wissenschaft kann man nicht zu grob sein; ja meine Herren, je größer, desto besser!“ Das, meinte ich, wäre ein passendes Motto für Herrn B's. Philippica gewesen, und mitunter will mich auch jetzt noch also bedünken. Dann aber scheint es mir doch wieder, als würde ich Herrn B. Unrecht thun, falls ich annähme, daß bei ihm jenes Wort des groben Professors als Grundsatz feststehe. Er hat sich nämlich unlängst gewaltig abgemüht,

*) Werke, Bd. 35, S. 370.

gute »Zeichen der Zeit« auch da zu erspähen, wo sie, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht zu finden sind; mußte da nicht eine Reaction eintreten, mußte jene Ueberanstrengung nicht zur Folge haben, daß er diesmal fast nur böse Zeichen erblickte? Gewiß! *hinc illae lacrimae*: hier über Brachliegen, Verschleppung der Kräfte und Tod, — dort über Zöpfe, Perücken, Pedanterie, Quark, und was dergleichen Erschreckliches noch mehr sein mag. Einen ferneren Grund für die Richtigkeit dieser meiner milden Auslegung, glaube ich in dem Umstande zu finden, daß die von Herrn B. so heftig Angegriffenen mit derselben einverstanden zu sein scheinen, indem keiner bis jetzt für nöthig gehalten hat, zu seiner Vertheidigung etwas zu sagen, was doch gewiß nicht schwer sein würde. Namentlich dürfte es dem »Bechtaer Gesetzgeber«, dessen Gesetze übrigens mit den für das hiesige Gymnasium bestehenden beinahe gleichlautend sein sollen, leicht sein, so manche paradoxe — oder meinetwegen originelle — Behauptung unseres Gespenstersehers in ihrer Blöße hinzustellen, und eine Menge lustiger Widersprüche hervorzuheben, worin derselbe sich ergeht, wenn er z. B. fast in einem Athemzuge behauptet, bald, daß der Lehrer dem Schüler Alles in Allem sein solle, er, der doch ein größerer Sünder ist als jener, dann, daß am Ende der liebe Gott doch Alles thun müsse; bald, daß die Schüler sich gegenseitig erziehen, dann, daß sie von Hause aus gut sind, also der Erziehung wohl kaum bedürfen etc.

Wie dem auch sei, jener von Hrn. Bs. Kollegen, der »unserer Schule entzieht, was er einer auswärtigen Zeitschrift zuwendet; der Rector, dessen Schuld es sein wird, daß unser Gymnasium nun schon so lange brach liegt, dann auch der »pedantische Bechtaer Gesetzgeber« werden leicht selbst für sich antworten können, wenn sie es für nöthig finden sollten. Aber, die sitzen gebliebenen Emigrirten, und überhaupt Jene, die man, wenn sie nur etwas parliren konnten, ehemals als Lehrer des Französischen anstellte, und denen dann ihrer Untüchtigkeit halber, ganz natürlich von den Schülern so arg mitgespielt wurde: diese können sich bei unserem Censor nicht verantworten. Sollte ich nicht ein gutes Werk thun, wenn ich für diese »armen Teufel« ein Wörtchen einlege, und so als *advocatus diaboli* oder *diabolorum* auftrete?

Mit Herrn Dreier's Erlaubniß bin ich nun so frei, dafür zu halten, daß unter seinen »armen Teufeln« viele Männer gewesen sind, die mehr waren, als bloße *Parleurs*, Männer, wohlbewandert auf dem Felde der Wissenschaften, wenn sie das auch gerade nicht durch enorme Grobheit documentirt haben. Aber, sie verstanden es nicht, sich bei den Schülern in Respect zu setzen, weshalb sie auch so arg von diesen tractirt wurden! Das mag von manchen gelten, — von allen gilt es nicht. Sicher gab es manche, denen weder die Achtung, noch die Liebe ihrer Schüler fehlte, und wenn andere sich keine Autori-

(Sie zu ein

tät verschaffen konnten, so mag doch noch oft die Schuld weniger an ihnen, als an ungünstigen Umständen gelegen haben, die zu entfernen es ihnen an Macht, oder auch an der erforderlichen Grobheit fehlte. Herr B. enthält sich, wo er von den »armen Teufeln« spricht, aller Exempel; diesen löblichen Beispiele will ich auch in so weit folgen, daß ich keine Namen anführe, — sonst könnte ich, zum Belege für das Gesagte, Dir einen Mann nennen, der vor nicht vielen Jahren an einer gewissen Schule provisorisch einige Monate lang die französische Sprache gelehrt hat, und der, wie Viele meinen, von Herrn B. auch als unter die Zahl der »parlirenden armen Teufel« gehörend betrachtet wird. Ich glaube wohl, daß dieser »arme Teufel« von seinen Schülern nicht sonderlich ist gesücht worden, aber von ihrer Liebe hat er noch unzweideutige Beweise erhalten, als er schon lange nicht mehr ihr Lehrer war. Uebrigens ging seine Befugniß nicht mal so weit, fordern zu können, daß die Schüler sich die nöthigen Schulbücher anschafften, und um durch Handhabung des *Dakels*, durch Faustschläge u. dgl. sich Achtung zu verschaffen, dazu war er auch nicht groß genug. — Statt solcher Leute, die wenigstens richtig parliren konnten, nimmt man jetzt zu Lehrern des Französischen häufig solche, die es nicht können, die sich allenfalls auf dem beschränkten Boden einer Grammatik nothdürftig zu bewegen verstehen, die, wenn sie einen französischen Vortrag halten sollen, mit einem Sprachfehler beginnen, mit Fehlern fortfahren und enden, und dabei eine Aussprache haben, die Alles sein mag, nur nicht französisch ist. Sollte durch dergleichen Lehrer für unsere Schulen besser gesorgt sein, als durch die ehemaligen »armen Teufel von *Parleurs*«?

Es ärgert Dich noch, daß Schlosser herbeigerufen wird, um zu sehen, daß auch jetzt noch unser Land ein finsterner Winkel sei, wenigstens noch einen finsternen Winkel enthalte, welcher Winkel Dir doch theuer ist. Zu der Zeit, welche Schlosser im Sinne hatte, gehörte das harmlose *Bechta* noch nicht zu unserem Lande, und ob er gerade in dem Bestehen von Schulgesetzen Finsterniß erblickt habe, oder jetzt erblicken würde, möchte mindestens zweifelhaft sein. Tröste Dich deshalb, und wird Dir Dein *Bechta* um ähnlicher Ursachen willen, wieder als ein düsterner Winkel geschildert, dann citire Du den guten Lobredner der Grobheit, dessen Worte ich Dir vorher genannt habe, und sage: Grober Professor! Grober Professor.

D., Febr. 27., 1843.

Adv. diab.

2.

Du hast Deine Ansicht über den Dreier'schen Aufsatz und über meine Bemerkungen zu demselben jüngst zu deutlich gegen mich ausgesprochen, als daß ich auch nur einen Augenblick glauben könnte, Du seiest mit der Abweisung der letzteren oder gar mit der Art, in welcher

Beilage

zu N^o 13. der Mittheilungen vom Sonnabend den 1. April 1843.

dieselbe angezeigt ist, einverstanden gewesen. Es ist doch sonderbar, daß die Redaction nicht das mindeste Bedenken getragen hat, einen Ausfall, der voll der gehässigsten Angriffe auf Personen ist, aufzunehmen, und eine Reclamation gegen solche Ungebühlichkeiten hofmeisternd zurückweist. Sollen denn die N. B. eine Spielbank werden, aus welcher dieser oder jener nach Belieben überzulos Vorübergehende herfallen kann, ohne daß es den Angegriffenen verstatet ist, ihm in seinen Schlupfwinkel zu folgen? Aber, die Redaction hat ja das »offene Sendschreiben« aufgenommen! Freilich, — sie hat es aber auch durch ihre Note zu demselben zu paralyßiren gesucht; wozu sonst die Bemerkung, daß der Verfasser selbst es ein Capriccio genannt habe, daß es die Sache nicht berühre u. d. Und nun vollends die Gründe, womit sie die Ablehnung meines Schreibens hat motiviren wollen! Als man diese seinsollenden Gründe wollte geltend machen, war der Carneval vorüber, mithin wird es nicht mehr verpönt gewesen sein, Vernunft zu gebrauchen; dadurch bin ich völlig außer Stand gesetzt, es irgend erklärlich zu finden, wie grundgeheute Leute also haben sprechen können. Es soll ein — überdies schon berichteter — Irrthum sein, daß der »finstere Binkeln« eine »geographische Bezeichnung« habe sein sollen! Das ist nur dann möglich, wenn »das Oldenburger Land«, und speciell »Becht« keine »geographische Bezeichnung« sind. Man behauptet, N. N. habe nicht zu den »armen Teufeln« gerechnet werden sollen, und nennt ihn doch einen »armen Teufel«, gleich als hielte man ihn für einen solchen *non ego*. Angenommen ferner, N. N. habe nicht getroffen werden sollen, ist es dann schon nicht schlimm genug, wenn Hr. B. sich so ausgedrückt hat, daß viele Leser ihn als gemeint ansehen mußten? Aber, sagt man, ich habe ihn auf Kosten nicht theilhaftiger Persönlichkeiten erheben wollen. Wodurch habe ich das gezeigt? Ich habe nur vorausgesetzt, daß er der französischen Sprache mächtig sei, und von vielen deutschen Lehrern habe ich das verneint, und waren denn nicht diese in anderer Weise auch auf Kosten der herabgewürdigten Franzosen erhoben worden? Endlich heißt es, man solle zur Sache kommen, mit der Form wolle die Redaction es dann nicht strenger nehmen, als bei Herrn B. Wie nun aber, wenn die ungemessenen Beleidigungen gegen Personen die Sache, und die hohen Anforderungen an Schulprogramme und die Windmühlkämpfe wider alle Gesetze eine Nichtsache wären? Und habe ich denn nicht, wenn auch nur im Vorbeigehen, Mehres, was Widersinn sein dürfte, hervorgehoben? Wahrhaftig, die Redaction hat alle Ursache, gerade auf die Art der Abweisung Gewicht zu legen; ich gestehe, dieselbe verräth einen Roseus in sua arte.

März 10., 1843.

Abwehr.

In N^o 22 der neuen Blätter für Stadt und Land erstattet der Narrenvater Bericht über den diesjährigen Carneval des literarisch-geselligen Vereins. Es ist nicht unsere Absicht, über dies Narrenfest selbst, so wie über die bisher erreichten Resultate, eine Meinung zu äußern. Wir haben Nichts gegen diese Treibhauspflanze; vielleicht gedeiht sie in dem engen Kreise des literarischen Vereins, für den sie auch nur in den oldenburgischen Boden verpflanzt sein soll. Wir haben auch Nichts gegen die öffentlichen Proclamationen des Narrenvaters in den neuen Blättern. Jeder nach seinem Geschmack. Meint er auf der einen Seite, daß das Narrenfest nicht für das Volk, sondern nur für einen kleinen Kreis gleichgestimmter (?) Männer passend sei, und tritt er auf der andern in seiner Eigenschaft als Narrenvater mit der bunten Harlekinsjacke und der klingenden Schellenkappe doch öffentlich vor den Augen des Volkes, in den neuen Blättern, auf, so ist das seine Sache, wir wollen ihn nicht darin stören. Möge er ruhig fortfahren, aus seinem Hötel, genannt das zärtliche Haus, allerlei carnevalische, narrenväterliche Reden in die Welt zu schicken; sie sind gut geschrieben und amüsiren uns. Wir wollten auch nicht fürchten, daß, obgleich der Hr. Professor S. a. h. den unfeinwilligen Humor erfunden hat, dieser seine Waffe gegen den Narrenvater wenden werde. Nein, wir wollen das nicht fürchten; der erstere wäre gegen den letzteren zu sehr im Vortheil. Der spitze Pfeil, preisend die Luft durchbohrend, gegen die klappernde Peitsche und ängstlich läutende Schellenkappe! Nein, der Kampf würde zu ungleich. Wir wünschen ihn nicht. — Aber, was wünschen Sie denn? wird der Narrenvater, schon ungeduldig, ausrufen. Geruh'n Ew. lächerliche Majestät sich noch einen Augenblick zu gedulden.

Sie sagen: das leichtere Blut der Rheinländer, der katholische Boden u. begünstige das carnevalische Leben. Das ist sehr richtig. Wir haben nicht den schönen Himmel, nicht die wärmere Sonne, nicht die grünen mit Neben unkränzten Berge und Hügel des herrlichen Rheinlands; und darum haben wir auch nicht die sprühende Lebendigkeit, den blitzschnell erregten Sinn, den lachenden Geist, den heiteren aber wandelbaren Character der Rheinländer. — Wir sind ein anderes Volk, wir sind ernster und ruhiger, und, wollen Sie noch etwas — so haben wir auch einen kleinen Theil jener wehmüthig frohen und schmerzlichen Schwärmerie, die das Volk des Nordens, und besonders das der Scandinavier characterisirt —; und darum haben wir auch andere Freuden, andere Neigungen und Wünsche, als unsere deutschen Brüder am Rheine. — Aber zu welchem enormen Gegensatz kommen Sie bei dieser Gelegenheit? Sie nennen den Oldenburger im Allgemeinen schwärz-

fällig und blöde! Blöde! warum nicht gar blödsinnig? Schwerfällig und blöde! Das klingt ungefähr wie »Elephanten und Schafe.« Sie haben als Narrenvater allerdings das Recht, allerlei närrische Behauptungen aufzustellen, da Sie aber in Ihrem letzteren Artikel halb als Narrenvater, halb als Dr. R. A. Mayer erscheinen, so weiß man nicht, welcher Hälfte von Ihnen jenes Urtheil über die Oldenburger zuzuschreiben ist. Erinnerung, man sich indessen, daß Sie früher schon einmal, wenn ich nicht irre, in den humoristischen Blättern, das oldenburgische Theater einen Elefantentanz genannt haben, so scheint es, daß jene, die Oldenburger charakterisiren solchende, Bemerkung, so wie die in den hum. Blättern dem Doctor gehört, und in diesem Falle sind wir so frei (vorläufig schon ein Gegensatz von blöde), Ihnen zu erklären, daß Sie im entsehrlichsten Irrthum befangen sind. Sehen Sie, irrender Doctor, ich will Ihnen die Wege bezeichnen, um Ihnen zu beweisen, daß Sie sich irren. Sehen Sie also zunächst vor's Thor und sehen Sie, wenn die Sonne nur auf Augenblicke den dunkeln Wolkenschleier zerreiht, wenn nur eine laue Luft weht, wie sie sich loswinden Mann und Weib, Jungfrau und Jüngling aus den Bureaux und Studirstuben,

»Aus dem Druck von Siebeln und Dächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Bänden —
wie sie rasch und wohlgenuth Wiesen und Felder durchstreifen, lachend und scherzend, hüpfend und springend. — Sehen Sie hier Leute aus den ersten Ständen. Wollen Sie diese schwerfällig nennen? Unsere jungen Herren und Damen, die bei Hrn. Alexander Casorti die Masurkatanz gelernt? Tanzen die Aelteren auch nicht mehr, so sehen Sie doch an ihrer Haltung und ihren Manieren, daß sie sich sowohl auf den glatten Parquets, wie auf dem Boden der täglichen Welt zu bewegen wissen — und blöde? Du lieber Gott! ich mag das Wort gar nicht einmal aussprechen, so närrisch klingt es. Oder meinen Sie vielleicht die Leute der anderen Classen? Sehen Sie diesen Handwerker, um sogleich einige Stufen zu überspringen, trägt er etwa einen langen Rock, oder Perücke oder Popp? oder schlottert er läppisch und läppisch einher? Nein, er ist anständig, ja, fast modisch gekleidet und seine Haltung ist ungezwungen und leicht. Reden Sie mit ihm, und er wird in vielen Fällen mit Anstand und Bescheidenheit über Frankreich und England, ja, selbst über Italien und Rußland, und nicht selten in der Sprache dieser Länder zu reden wissen. Können Sie diesen Mann, der sich im Leben umgethan und etwas Tüchtiges gelernt hat, schwerfällig und blöde nennen? Oder meinen Sie das »Schwerfällig« allein in geistiger Beziehung? Dann schauen Sie zuerst auf die große Masse von Vereinen! Sobald etwas Tüchtiges, wahrhaft Gutes bezweckt wird, fehlt es ihnen nicht an zahlreichen Mitgliedern. Da sind die Vereine für den Dombau, die Mäßigkeit, hilfbedürftige arme Kranke, für Kunst und Musik, der Verein zur Besserung entlassener Sträflinge, der Frauenverein u. u. c. Sollten alle diese

Vereine in unserm kleinen Orte entstehen und bestehen können, wenn die Bewohner desselben schwerfällig an Geist und Begriff wären? Dann gehen Sie in's Theater, wenn ein gutes Stück gegeben wird, Sie werden ein volles Haus finden. Wird die Ausgabe der Werke eines bekannten Schriftstellers angekündigt — die Subscribentensammler bemühen sich hier nicht umsonst. Der Umstand, daß die große Zahl der vaterländischen Journale hier bestehen kann, giebt ebenfalls Zeugniß von der lebhaften Theilnahme für geistige Interessen. Wie Vieles ließe sich noch anführen, was die Rührigkeit und Lebendigkeit, den immer rascheren Fortschritt in unserer Stadt documentiren würde, in einer Stadt, die in einem Winkel Norddeutschlands liegt, weitab von den großen Märkten und Straßen der Welt, und die kaum 10000 Einwohner hat. Ist es etwa nicht wahr, was ich anführe? Und da es wahr ist, Doctor, wie können Sie die Bevölkerung dieser Stadt in irgend einer Beziehung schwerfällig nennen? Freilich, zum Narrenvater und Carnevals-Reden taugt nicht ein Jeder, muß denn aber darum jeder Nicht-Narr schwerfällig sein? Es wäre dasselbe, wenn Sie sagen wollten: jedes Mädchen, das nicht tanzt wie die Taglioni, ist eine lahme Ente.

Was nun endlich den zweiten Theil Ihrer Charakteristik der Oldenburger, die Blödigkeit, betrifft, so findet dieser seine Widerlegung zum Theil schon in den oben angeführten Dingen. Nehmen Sie die Vereins-Angelegenheiten, welche lebhafteste Debatten für und wider! Wer sich für die eine oder die andere Sache interessiert, spricht sich auch ungeschert dafür aus, und die That folgt dem Worte. Erinnern Sie sich nur, wie für und gegen den Dombau, die Mäßigkeitssache, die Musik, den Carneval u. gesprochen, geschrieben und gehandelt worden ist. Wird im Theater ein Stück gegeben, wie »die Schule des Lebens« oder »Prinz und Apotheker«, so spricht jeder sein Verdammungsurtheil ohne Bedenken aus. Und endlich, betrachten Sie gefälligst diesen Jüngling! Er ist ein Schreiber, Schüler, oder doch ein sonstiger männlicher Backfisch. Am rechten Arm führt er ein Mädchen, er trägt Watermörder, hat die linke Hand in der Tasche, im Munde eine Cigare und sein Taschentuch dreiviertel Elle aus dem Rocke hängen. Sehen Sie sein unbefangenes, vergnügtes Gesicht! Ist er blöde? Gott behüte! Er würde sogar nicht blöde und dorkelig sein, wenn ihm auch Sr. lächerliche Majestät, der Narrenkönig, entgegen träte. — Doch, genug jetzt.

Es ließen sich zwar noch einige ernsthafte Betrachtungen darüber anstellen, ob es passend sei, ein Urtheil über die ganze Einwohnerzahl einer Stadt, ohne alle Belege, mit sieben Worten hinzuwerfen, zumal wenn man erst einige Jahre mit den Leuten, die man beurtheilt, verkehrt hat; aber wir wollen der Phantasie des geehrten Lesers nicht zuvorkommen, und überlassen ihm diese Betrachtungen. R alph.

Kirchennachricht.

Vom 25. bis 31. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: Franzisca Amalie Euarbine Böhlfen. Hinrich Helms. Carl Ernst Ludwig Demms. Martin Klockether. Martin Friedrich Friedrich tom Diet. Hinrich Wilhelm Johann Anton Subroek.
3. Beerdigt: Johann Hinrich Friedrich Bode alt 44 J. Anton Günther Klinge 29 J. Margarethe Gerdes, geb. Rowold 60 J. Johann Hinrich Iken 56 J. Hermann Schwarting 14 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 2. April.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Freitag, den 7. April.

Herr Pastor Gröning: Confirmation.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 14.

Sonnabend, den 8. April.

1843.

Die Blume des Lebens.

Liebliche Blume,
Leben genannt,
Ach, wie entsinkst du
Schnell unsrer Hand!

Gleichend der Knospe
Lächelt dein Kleid,
Ist auch wie sie dem
Welken geweiht.

Morgens enthüllt du
Rosige Pracht,
Sinkst vergessen
Abends in Nacht!

Hedwig Hülle.

Die Brüder.

(Schluß.)

„So verfloß der Winter, und um Lichtmess hörte ich manches Gerede, welches mir doch nicht ganz grundlos zu sein schien; so daß ich es für meine Pflicht hielt, ein ernstes Wort mit den alten Bergens zu sprechen.“
„Marie war zugegen, als ich ihre Eltern fragte, wie sie mit ihrem künftigen Schwiegersohne zufrieden wären; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie verließ schnell die Stube. Die Alten hatten Manches gegen ihn: sie sagten, er sei immer verschlossen und blide Marie

manchmal so ernst an, daß diese ihn schon oft gefragt habe, wie ihm sei. Dann rede er meistens so sonderbar, daß sie für Marien's Zukunft fürchten mußten, und daher schon beschlossen hätten, mich um Rath zu bitten, wie sie dabei sich verhalten sollten. Sie glaubten ebenfalls, daß es ihn gereue, seinem Erbrecht so voreilig entsagt zu haben. Das war nun deutlich genug gesprochen. Noch an demselben Abend sprach ich mit Heinrich, aber nun forderte ich ernst und streng ein Bekenntniß, welches er schon längst mir hätte machen müssen. Erschüttert schlug er die Hände krampfhaft zusammen und rief: „Ja, ich will's nicht länger verschweigen, was ich bisher gelitten! Sie werden mich schelten, aber auch mir verzeihen, denn ich bin der Unglückseligste aller Menschen.“ Nun erzählte er mir, so gut es seine heftige Bewegung zuließ, Folgendes:“

„Einige Wochen nach des Vaters Bestattung hatte sein Bruder seine Schlafstelle in dem Alcoven der Wohnstube genommen, in welchem bis zu seinem Tode der Vater geschlafen; in dem andern Alcoven hatte Heinrich seit seiner Kindheit seine Schlafstelle gehabt. Da, gleich in der ersten Nacht hört Heinrich den Bruder im Schlafe laut lachen, und dazwischen die Worte: „Du Narr! Narr!“ Diese Worte und das Eigenthümliche des Lachens erfüllten ihn mit Entsetzen, ohne daß er begriff, warum. Da erinnert er sich, daß sein Bruder schon als Knabe die Gewohnheit des lauten Redens im Schlafe gehabt, und man damals ihn manchmal über Dinge ausgefragt, die nur er allein hatte wissen können. Er richtet sich im Bette auf um auch jetzt eine Frage an ihn zu richten, aber es ergreift ihn ein Grauen, es ist ihm, als werde

er ein entsetzliches Geheimniß erfahren. Und dennoch drängt ihn ein unwiderstehliches Verlangen, die Frage zu thun. Er versucht zu beten, um die Versuchung zu verschleichen, aber vergebens; er widersteht nicht länger. Bald steht er am Lager des Bruders, und die Frage: „wer ist ein Narr?“ gleitet leise von seinen Lippen. „Du, Heinrich!“ lautet die Antwort, und auf weiteres Fragen enthüllt der Schlafende ein Gewebe von Bosheit, welches ich leider für mehr als ein Phantom des Traumes halten muß. Er erzählt, wie er den Vater gegen Heinrich's Verbindung mit Marien aufzubringen gewußt, mit welcher List es ihm gelungen sei, Heinrich zur Entfagung seines Rechts zu bewegen, und wie er selbst noch den Entschluß des sterbenden Vaters, Heinrich das Opfer zu ersparen, umzustößen gewußt. Das Alles hätte der Unglückliche vielleicht ertragen, aber daß der Bruder auch die ihm rauben wollte, die der Preis dieser Entfagung war, das war zu viel. Daß sein Bruder Marien liebe, daß er ihrer Gegenliebe zwar nicht gewiß sei, aber doch sie zu erlangen hoffe, das erfuhre er gleichfalls auf sein fortgesetztes Fragen. Von dieser Nacht an war sein innerer Frieden für immer zerstört. Schwarze Gedanken zogen bei Tage durch seine Seele; allnächtlich trieb es ihn an das Lager des Bruders, um sich neue Qualen zu ersfragen. Zwar wurde ihm nicht die Gewißheit, daß Marien's Herz für ihn verloren sei, aber daß sein Bruder sicher hoffe, zu ihrem Besitze zu gelangen, das hörte er nur zu oft. Mit argwöhnischen Blicken betrachtete er die Braut; ging der Bruder spät aus, so folgte er in der heftigsten Spannung ihm von ferne. Natürlich mußte sein Betragen Marien zurückhaltend machen; er erkannte dieß und beschloß, offen mit ihr zu reden, ihr Alles zu sagen, was so störend zwischen sie getreten war, aber dann schien ihm auch das schon zu spät zu sein. Marien, schon von Natur schüchtern, war es noch mehr durch sein Benehmen gegen sie geworden; sie vermied es, mit ihm allein zu sein, und was er in den letzten Nächten erfragt hatte, nahm ihm vollends der Muth: er fürchtete eine Gewißheit, die er, wie er versicherte, nicht überleben würde.

„So sehr nun auch das Eigenthümliche dieses Bekenntnisses mein Mitleid in Anspruch nahm, so glaubte ich doch von Schuld ihn nicht freisprechen zu dürfen. Ich stellte ihm vor, wie thöricht es sei, auf die Aussagen eines Schlafenden zu bauen; wie sein Betragen allein die Ursache sei, wenn Marien's Herz wirklich sich von ihm gewendet, und forderte ihn auf, noch an demselben Abend zu ihr zu gehen, das Unrecht, welches er durch sein verlegendes Betragen ihr zugefügt, ihr abzubitten und sich mit ihr und ihren Eltern zu verständigen, ja, wenn es nicht anders sein könne, die Ursache der mit ihm vorgegangenen Veränderung ihnen zu gestehen. Er war bereit, zu ihr zu gehen und sein Unrecht ihr abzubitten, aber den Grund desselben ihr zu gestehen, weigerte er sich bestimmt, und erklärte, wenn Marien von der Neigung seines Brui-

ders zu ihr noch Nichts wisse, so solle sie es auch nicht erfahren, am wenigsten aber von ihm. Diesem Einwande konnte ich Nichts entgegensetzen, und erbot mich zum Vermittler, falls Marien oder deren Eltern etwa über sein Betragen Aufschluß verlangen sollten.“

„Heinrich war damit zufrieden und schied dem Anscheine nach ruhig von mir; desto schrecklicher sollte unser Wiedersehen sein. Am nächsten Morgen durchlief die Schreckenspost das Dorf und gelangte bald zu mir, Heinrich Schildmeyer sei wahnsinnig geworden, er habe am Abend vorher Bruder und Braut ermorden wollen. Eine Stunde darauf fand ich den Unglücklichen in der Scheune seines väterlichen Hauses mit dem Fuße an die Kette eines schweren Pfluges gefesselt, die Hände auf dem Rücken gebunden, in dem Zustande der schrecklichsten Raserei. Man ließ mich auf mein Verlangen mit ihm allein. Ich bog mich zu ihm nieder und nannte seinen Namen, indem ich ihm die Hand auf die Schulter legte; er erkannte mich und wurde ruhiger. Es gelang mir, aber nicht ohne viele Mühe, ihn zu zusammenhängender Rede zu bringen. „Ich kam zu spät,“ sagte er; „ich fand meinen Bruder schon bei Marien, und habe beide umgebracht — ich will nun auch nicht länger leben.“ Auf meine Versicherung, daß Beide sich am Leben befänden, und sein Bruder nur leicht verletzt sei, sah er mich schweigend an, als könne er den Sinn meiner Worte nicht fassen. Dann sprach er leise wie für sich: „Marie muß für mich todt sein.“ Er erzählte hierauf ganz zusammenhängend, wie er auf dem Wege zu Marien's Wohnung diese in der Nähe derselben an der Hand seines Bruders gesehen, wie er dann, nur durch einen dichten Zaun von ihnen getrennt, aus ihrem Gespräche sich überzeugt habe, daß sie nur schon zu vertraut mit einander geworden. Das Gefühl seines Unglücks habe ihn so ergriffen, daß er über beide hergefallen sei, und jetzt sich nicht überzeugen könne, daß sie mit dem Leben davon gekommen, da er sie ja in ihrem Blute leblos am Boden habe liegen sehen. Ich erbot mich, Bruder und Braut zu ihm zu führen, damit er selbst sich von ihrem Leben überzeugen könne, aber dieser Gedanke schien ihn so zu erschüttern, daß die Angst, die ihn durchbehte, als ich von Wiedersehen und Vergeltung sprach, mich die Rückkehr eines Wuthanfalls fürchten ließ. Ich rief den Mann wieder herbei, den man zum Wächter bei ihm bestellt hatte und ging zu seinem Bruder, der mit verbundenem Kopfe im Sorgenstuhle saß. Er war mir leicht verletzt, und auf meine Fragen vernahm ich von ihm, wie er Marien durch Zufall begegnet und arglos mit ihr nach ihrer Wohnung gegangen, in der Nähe derselben aber durch einen Schlag auf den Kopf zu Boden gestreckt sei. Einige Bauern, welche zufällig in der Nähe gewesen, hätten Marien aus den Händen seines Bruders gerettet, und darauf denselben und ihn nach seinem Hause gebracht. Das war nicht ganz zusammenhängend und deutlich, aber es war dasselbe, was auch

schon das Gericht mir verkündet hatte. Aehnlich erzählte mir später auch Marie den Vorfall, nur mit der Abweichung, daß sie ihren Schwager nicht unterwegs, sondern vor der Thür ihres Hauses angetroffen und auf sein Bitten ihn einige Schritte begleitet habe. Johann, so hieß Heinrich's Bruder, entschuldigte diese Verschiedenheit der Erzählung, als ich ihn aufmerksam darauf machte, mit der Betäubung, die ihm, als ich zuerst ihn gesprochen, noch von dem Schläge auf dem Kopfe zurückgeblieben sei. Von einem Einverständnis mit Marie wollte er jedoch eben so wenig etwas wissen als diese, klagte vielmehr seinen Bruder einer Bosheit an, die bestraft werden müsse, sobald der Zustand desselben sich nur erst geändert habe. Marie'n's Eltern erklärten sich ganz bestimmt gegen eine Verbindung Heinrich's mit ihrer Tochter, selbst wenn dieser den vollen Gebrauch seiner Vernunft wieder erlangen sollte."

"Wie sich nun auch immerhin die Sache verhalten mochte, für den unglücklichen Heinrich schien Alles verloren. Konnte sein lebensgefährlicher Angriff nicht als die Folge eines plötzlich entstandenen Wahnsinns dargestellt werden, so verfiel er dem Gesetze und schwere Strafe barnte seiner. Und doch hatte er oft Stunden, wo seine Reden ganz zusammenhängend waren; aber bei der leisesten Erwähnung des Wiedersehens seines Bruders, oder auch nur bei der Nennung des Namens "Marie" verfiel er in eine Wuth, welche die strengsten Zwangsmaßregeln gegen ihn nothwendig machte."

"So vergingen mehrere Wochen, bis endlich auf des menschenfreundlichen Aetztes Vermittelung die Irrenanstalt zu S... ihn aufnahm. Der humane, von Allem unterrichtete Vorsteher derselben ließ ihn eine so wohlthuende Behandlung genießen, daß bald jene heftigen Ausbrüche sich ganz verloren. Ich habe ihn in den zwei Jahren, die er dort verlebte, oft besucht, und kann nur mit dem tiefsten Mitleid seiner gedenken. Wie er gefiehl, so hat er auch bereut, und denen, die an ihm gesündigt hatten, hat er verziehen. Ich aber mußte einige Wochen nach seinem Eintritt in jene Anstalt, mit widerstrebenden Empfindungen den Segen der Kirche über die Verbindung Marie'n's mit Johann aussprechen: Ich konnte das nicht ändern. Johann's Ruf war tadellos; was er im Schlafe gesprochen, konnte kein Zeugniß gegen ihn ablegen; die alten Berge'n's wollten die gute Partie für ihre Tochter nicht abweisen, und diese — — — Sie hatte dem Ernst meiner Ermahnungen nur Thränen entgegenzusetzen, und endlich das Bekenntniß, daß sie schon bald nach dem Tode des alten Schildmeier durch Heinrich's Betragen mißangenehm berührt worden, wogegen Johann's Sorge um sie sie angezogen habe; wie sie denn auch an jenem schrecklichen Abend beide nicht ohne Schuld gewesen. Johann setzte jedem meiner Versuche, zu seinem Herzen zu reden, nur kalten Stolz entgegen; er hat bis jetzt noch nicht das Bedürfniß gefühlt, sein

Herz durch ein offnes Bekenntniß zu erleichtern. Der Segen aber konnte an dieser Ehe sich nicht erfüllen. Anfangs ging es leidlich: einige kleine Unglücksfälle, als Viehsterben, Mißwachs u. dgl. konnte der reiche Mann ertragen: Da kam die Franzosenherrschaft; er wurde Maire und gefiel sich in einem Aufwande, der nur zu häufige Besuche von leichtsinnigen Fremdlingen herbeiführte. Durch einen treulosen Schreiber ging eine ihm anvertraute Cassé verloren, und dies führte seinen völligen Ruin herbei. Durch Trunk und Spiel in lockerer Gesellschaft hatte er schon lange den Wurm, der ewig sticht, zu beschwichtigen gesucht; Streitigkeiten, beim Trunk und Spiel entstanden, verleiteten ihn zu Greußen, die eine Untersuchung gegen ihn herbeiführten, und ihn am Ende in's Gefängniß brachten. Als er wieder frei war, hatten seine Gläubiger das väterliche Erbe zum Verkauf getrieben; Marie war mit ihren Kindern zu ihren Eltern gezogen, welche bald nach Johann's Zurückkunft der Tod von dem Kummer befreite, den das Unglück ihres einzigen Kindes ihnen machte."

"Jetzt muß der einst so reiche Mann im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen. In die Kirche kommt er nicht; wenn er mir begegnet, weicht er mir scheu aus, ohne mich zu grüßen. Marie kommt wohl zuweilen in mein Haus; Gram und schwere Arbeit haben jede Spur ihrer ehemaligen Schönheit verwischt."

Mit tiefer Trauer hatte ich diese Erzählung angehört; sie begleitete mich auf dem Heimwege bis in mein stilles Schlafgemach, wo ich erst spät die Ruhe fand. Auch Dein sühlendes Herz, meine Freundin, trauert bei dem Gedanken an das Glend der Sünde, und ein Warum höre ich im Geiste von Dir. Kein System des klügelnden Verstandes kann es genügend beantworten, denn selbst das Wort Gottes giebt keinen Aufschluß, warum der Mensch so steht; aber dieses lehrt uns eine Gerechtigkeit des Glaubens, eine demüthige Unterwerfung. Paulus trauert tief über sein unglückliches Volk, trauert über den Duell der Sünde, die er auch im eigenen Herzen erkannt hatte; aber anstatt zu klügeln, beugte er seinen Geist vor dem Unsichtbaren, indem er in die Worte ausbrach: wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!"

Literatur.

Shakespeare-Panorama, nach Lamb in's Deutsche übertragen und frei bearbeitet von C. A. Behnhöfer. Zweites Heft,

ist in diesen Tagen erschienen, und enthält 5) Ende gut, Alles gut; 6) der Sturm; 7) der Widerspenstigen Zähmung; 8) Romeo und Julie. Wir beziehen uns desfalls auf unsere Anzeige in N^o 8 der diesjährigen Mittheilungen.

Aufkündigung.

Unterzeichneter beehrt sich, einem geschätzten Publikum hiemittels bekannt zu machen, daß er hieselbst einen Handel mit Zeit etablirt hat. Da sein Lager durchaus complet ist, indem dasselbe jedem Zeitbedürftigen ausshelken kann, so schmeichelt sich Unterzeichneter nicht ohne Ursache mit reichlichem Absage.

Einige der vorzüglichsten und besonders empfehlenswerthen Zeitforten sollen hier aufgeführt werden:

- 1) Stunden für Stubengelehrte, von dem bekannten grünen Stoffe, in Packeten zu 12 Duzenden; Preis 1 Gulden holl. (41 Gr. Cour.)
- 2) Mußestunden, Stück 1 gr.
- 3) Morgenstunden, wegen des Goldes im Munde, Stück 1 Louisd'or.
- 4) Schäferstunden, eine Waare von besonders zartem Stoffe, aber beispiellos billig, nämlich das Stück à 1 Pfennig. In größeren Quantitäten genommen, fällt der Preis nahe an Null.
- 5) Stunden der Andacht und Betrachtung. Diese sehr gediegene Waare kann wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit und der Schwierigkeit ihrer Verfertigung nicht unter 1 preuß. Thlr. das Stück abgelassen werden, werden indessen auch minutenweise ausgegeben.
- 6) In Wochenheften werden bloß die bekannten Plüsterwochen abgelassen; an der Rückseite ist ein Barometer angebracht. Preis 1 holl. Gulden.
- 7) Todesstunden (s. g. letzte Stündlein) um schnell damit zu räumen, bei Tausenden à tout prix.

Schließlich bemerkt Unterzeichneter, daß er in diesen Tagen eine Narität erwartet, die unentgeltlich von seinen gefälligen Abnehmern besehen werden kann, nämlich den jüngsten Tag. Mit diesem in seiner Art ganz einzigen Gegenstande hofft Unterzeichneter einem verehrungswerthen Publikum große Freude zu verursachen. Die Anschaffung hat dem Unterzeichneten große Summen gekostet, insbesondere die des Apparats der Aufstellung und der vielfachen mikroskopischen Gläser, mit denen man ihn in's Auge faßt.

Auch bittet er dringend um Anschauung seines wohlgetroffenen Counterfeis von dem bekannten Zeitgeiste.

Sein Etablissement ist im Keller des Rathhauses drei Treppen hoch.

Ergebenster
Sproß des ewigen Juden
Mendel von Hasverus.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Goethe und Seinesgleichen.

Ist Goethe ein unerreichbarer Meister?
Ach nein, wir haben noch viel solcher Geister,
Was er gethan, das thun diese auch.
So wie er schweigend errungen sich Siege,
Vernichten sie schweigend die Kritik und Rüge
Mit vornehm ausgedunstetem Hauch.

Und sind sie auch Zwerge nur gegen den Alten,
Sie glauben, sie können's wie er doch hatten,
Und schalten mit seinen Worten frei.
Wie würd' er lachen, wenn er es hörte,
Wie die Zwerge klirren mit seinem Schwerte
Im Dachsbau der Vornehmkeuerei.

Kalph.

Kirchennachricht.

Vom 1. bis 7. April sind in der Old. Gemt.

1. Copulirt: Keine.

2. Getauft: 86) Marie Hermine Sophie Gramberg. 87) Anna Wienholt. 88) Johann Friedrich Meyer. 89) Anna Catharine Dorothee Heinemann. 90) Gesche Helene Wienken. 91) Catharine Winkler. 92) Gerhard Friedrich Christian Währ. 93) Christian Friedrich Hilbert Bakensbus. 94) Heinrich Ludwig Gerhard Dellas. 95) Gesine Wilhelmine Schmidt. 96) Ein uneheliches Mädchen.

3. Beerdigt: 90) Eine vor der Taufe verstorbene Tochter des Johann Sachhof. 91) Johann Heinrich Anton Eggers 15 J. 11 M. 92) Thalka Hüllmann, geb. Wenhe 73 J. 2 M. 93) Gerhard Peter Ludwig Müller 37 J. 3 M. 94) Catharine Winkler 8 Tage.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage den 9. April.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel:
Confirmation.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am grünen Donnerstage, den 13. April.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Charfreitage, den 14. April.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Baretmann.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 15.

Sonnabend, den 15. April.

1843.

Der Fischer.

Es fuhr ein Fischer wohl über den See;
Des Fischers Lieb war todt.
Er klagte weinend sein tiefes Weh
Dem goldnen Morgenroth.

Die Sonne bligte so hell und hehr
Hernieder auf die Welt;
Die Wolken theilten die Lämmer umher
Am blauen Himmelsfeld.

Und über den Wolken erhoben gar
Die Berge stolz ihr Haupt;
Es war ihr blinkendes Silberhaar
Mit grünem Wald umlaubt.

Die Winde küßten mit weichem Mund
Der Wellen flücht'gen Schaum,
Und tanzten mit Eifen den Giefferrund
Am schatt'gen Waldesraum. — — —

Den Fischer freuten der Sonne Licht,
Der Winde leiser Sang,
Die prangenden Gipfel der Berge nicht —
Sein Herz war gar so krank.

Der Fischer schaut in den wogenden See
Mit trübem Blick hinab;
Er sprach: »D läg' ich mit meinem Weh
Im tiefen, tiefen Grab!« —

Paul Wilken.

Hajo Hoskens Fall.

(Eine Erzählung aus der vaterländischen Geschichte.)

I.

»Bedenket was Ihr thut, Häuptling, ändert Euer Wandel! Dem Fleische nachzujagen führt auf die breite Straße, die breite Straße aber zum ewigen Feuer. Oft schon habe ich Euch ernstlich gebeten, abzulassen von der Sünde, doch ohne Erfolg blieben meine treugemeinten Worte. Sinnmal aber, Häuptling, wird die Zeit kommen, wo ihr es bitter bereuen werdet, meinen liebreichen, ersten Ermahnungen Euer Herz verschlossen zu haben. Ihr verachtet die Thränen Eurer keuschen Gemahlin, schwelgt in der Buhlerin Armen, aber es steht uns Allen ein Tag bevor, wo auch Ihr werdet Rechenschaft geben müssen von Eurem Wandel. Kraft meines Amtes, als ein verordneter Hirte der Herde Christi und verpflichtet, zu ihr auch die verirren Schafe zurückzuführen, muß auch an Euch ich noch einmal meine Stimme wenden und Euch zurufen: Kehret um auf Eurem Wege! Kehret zurück zu dem Wege des Heils, damit nicht einst Euer Blut auch über mich komme!«

So schloß der ehrwürdige Pater Eberhard; der Häuptling aber behohnlächelte des Priesters treugemeinte Warnung, und mit den Worten: »laßt den Pfaffen schwagen!« wandte er seiner Concubine sich zu.

II.

Hajo Hosken, Häuptling von Esenshamm, lebte in der Ehe mit Jarste, Halbschwester des aus der Geschichte hinlänglich bekannten Edo Wiemken des Ael-

teren, ersten Häuptlings von Jever. Er hatte auf der noch jetzt diesen Namen führenden Hosenwurt*) unweit Butterburg, im Kirchspiel Esenshamm seinen Sitz, und so wie die Ritter seiner Zeit im Innern Deutschlands Belagerer waren und den Kaufmann auf der Heerstraße niederwarfen und plünderten, so trieb er gleich vielen Häuptlingen an der Küste, seine Räubereien auf dem Wasser, und er besonders auf dem Weserstrom. Wurde er vielleicht von den Bremern oder anderen stärkeren Nachbarn bedroht, dann gewährte die stark befestigte Kirche zu Esenshamm — die Geschichtschreiber nennen sie die feste in Anstringen diesseits der Jade — mit ihren starken Mauern, Thürmen und Gräben von hundert Fuß Breite, ihm Schutz gegen jeden feindlichen Angriff. Seine Gemahlin, mit allen weiblichen Tugenden geschmückt, in der Blüthe ihrer Jahre mit ausgezeichnete Schönheit prangend, hatte anfangs des rohen Häuptlings Sinn in Etwas gemildert, so daß er von den Räubereien abließ und sich glücklich fühlte im häuslichen Leben und in der Bewirthschaftung seiner reichen und ausgedehnten Ländereien; nur zu bald aber erkaltete des rohen Wüßlings nur durch den Reiz der Neuheit erhaltene Liebe zu der jungen Gemahlin, er suchte Zerstreuung außer dem Hause, und wie der Jäger dem Wilde, so lauerte er dem friedlichen Kaufmann auf, der mit seinen reichbeladenen Schiffen den Weserstrom besuchte und kaum das nackte Leben davon trug, wenn er ihm in die Hände fiel, denn nicht allein, daß Hajo die Schiffe plünderte und verbrannte, wenn er sie etwa nicht selbst gebrauchen konnte, auch die Mannschaft wurde gefangen genommen und mußte ihre Freiheit theuer erkaufen, wenn sie dazu im Stande war. Nebenbei aber hatte auch Hajo Fehden mit benachbarten Häuptlingen, denn jeder Mindermächtige hatte seine Hab- und Herrschsücht zu fürchten. Zu diesen Kämpfen zu Wasser und zu Lande unterhielt er eine Schaar gewaffneter Knechte, die er sich auf Leben und Tod verbunden hatte, indem er an der Beute ihnen Antheile zugestand, und so wagte es nicht leicht Jemand, ihn anzugreifen und zur Verantwortung zu ziehen, auch war man nicht sicher, ob nicht Hajo's mächtiger Schwager Edo Wiemken, ihm zu Hilfe ziehen werde, im Fall er Hilfe bedürfte. Daher trieb Hajo sein Unwesen lange, bevor ein Rächer der Bedrückten gegen ihn aufstand.

Seine Gemahlin, anfangs der Gegenstand seiner heißesten Liebe, behandelte er später mit Kälte und Zurücksetzung, und die Jugendblüthe, welche sie ihm zugebracht

*) Es ist von derselben, außer dem Namen, Nichts mehr zu erkennen. Der Hamm Landes, welcher diesen Namen führt, ist seit langer Zeit eine schöne Wiebweide, in welcher man noch vor wenigen Jahren einen nur oben verschütteten steinernen Brunnen fand. Die Familie Hosen scheint sich längere Zeit erhalten zu haben; eine Wiemke Hosen, gestorben den 6. Oct. 1588, liegt in der Kirche zu Esenshamm begraben.

hatte, welkte, von dem Wurm des nagenden Schmerzes zernagt, den sie über seinen Wandel, über sein verändertes Betragen gegen sie empfand. Sehnsüchtig gedachte sie oft der schönen Tage, die sie auf den buschigen Höhen von Dängast und Jeringhave verlebte hatte, sehnsüchtig gedachte sie des Bruders in Jever, der stets als seine leibliche Schwester sie liebte. Aber je mehr ihre Schönheit, ihr heiterer Sinn abnahm, desto mehr entfernte sich der Gatte von ihr. Nur selten ließ Hajo auf Hosenwurt sich blicken; meistens, wenn er nicht zu Felde lag oder an der Weser auf Beute spähte, hielt er sich zu Esenshamm auf, und kam er einmal nach Hause, so durfte seine Gemahlin sich ihm nicht nahen, nicht an seinem Tische essen, ja, während seiner Anwesenheit nicht einmal das Zimmer verlassen, welches ihr zu ihrer Wohnung angewiesen war. Eine Buhlerin hatte ihre Stelle bei dem Gatten eingenommen, schwelgte mit ihm von dem Ertrag seiner Räubereien, schmückte sich mit den Kostbarkeiten der geplünderten Kaufleute, dankte ihm seine Geschenke mit feilen Liebesworten und pries einen Lebenswandel, der ihr solche Beute verschaffte. Darum liebte Hajo seine Concubine und verstieß die tugendhafte Gattin, die nun auch ungeheissen es vernied, in seine und der Buhlerin Nähe zu kommen.

III.

Endlich aber ermüdete ihre Geduld. Sie erklärte ihrem Gemahl, daß sie eine solche Behandlung nicht länger dulden, und falls er sie nicht änderte, zu ihrem Bruder zurückkehren wolle, der gewiß mit offenen Armen sie aufnehmen werde. Da erzürnte der Häuptling in glühendem Zorn. „Das werde ich Dir schon wehren!“ rief er und befahl dem Thurmwärter, sie bei dürftiger Kost wohl zu verwahren. Dieser, ein hartherziger Diener seiner Willkühr, war auch sein Günstling, denn er verstand es trefflich, die Lösegelder von den Gefangenen zu erpressen, die Hajo bei seinen Raubzügen machte, und er sollte nun, so wollte es der Häuptling, den stolzen Sinn der Gemahlin beugen, und sie zur Demuth und Ergebung bringen.

Vergebens bat Jarste ihren Gemahl, sie nicht so schmäzlich zu behandeln, vergebens versprach sie mit Thränen, ihn seinen Weg ungehindert gehen zu lassen, aber Allet, ihre Nebenbuhlerin, verlächte ihre Thränen und reizte mit spöttischen Worten den Häuptling noch mehr zum Zorn. „Fort mit dem Weibe!“ herrschte er dem Thurmwart zu, und bald befand die Unglückliche sich in einer engen Zelle, deren kleine Fensteröffnung, mit einem Fenster nicht versehen, aber mit starkem Gitter verwahrt, nach dem Hofe ging.

Mit Schauder betrat Jarste diesen Aufenthalt, und mit einem lauten Ausruf des Jammers stürzte sie auf ihre Kniee, Gott um Erbarmen anzuflehen, daß er bald aus diesem Kerker sie errette. Hajo und seine Concubine

aber hatten sich eben zu Pferde gesetzt, um nach Esenshamm zu ziehen, und als sie den Thurm vorbeiritten, tönte der Gefangenen ängstliches Flehen aus demselben hervor. Es war, als ob doch ein Zug des Mitleids Hajo's Blick nach dem Kerkerfenster lenkte, aber lachend sagte Alie: „Hörst Du sie nun? Das geht aus einem anderen Tone. Dort wird sie zur Besinnung kommen, und die Zartgewöhnte wird es lernen, auf harten Steinen den Schlaf zu erwarten, während Du in meinen Armen ruhest, mein Geliebter.“

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Seit einiger Zeit haben diese Blätter viel und mancherlei über unser Theater geliefert, aber sobald von innern Einrichtungen desselben die Rede war, stets in einer einseitigen Färbung gehalten, bei der das Bestreben, Alles von der möglichst besten Seite, ja wir möchten sagen, in etwas idealisirender Manier *) darzustellen, zu sehr vorherrschte. Ja, mögt ihr schreiben so viel, als ihr wollt, unser Theater ist und bleibt doch noch weit entfernt von der Trefflichkeit des Weimarer Theaters zu Schiller's und Göthe's Zeit, oder des Düsseldorfer Theaters unter Immermann's Leitung, und alle eure Demonstrationen können uns nicht zu dem Glauben verleiten, den ihr uns so gerne aufdrängen wöllet, daß von Oldenburg's Bühne in naher Zukunft eine Regeneration des Deutschen recitirenden Schauspiels zu erwarten sei. Denn dazu fehlt eben ein Schiller und ein Göthe. — Alle Hofbühnen haben zwei in der Regel zum Verderben gereichende Klippen zu vermeiden, Stabilität der Mitglieder und Protectionswesen. Sobald nicht diese beiden Krebschäden siebender Theater schon im Keimen gänzlich erstickt oder radical geheilt werden, kann nie eine solche Annäherung an das Ziel der Vollkommenheit erreicht werden, wie zum kräftigen Gedeihen eines werdenden Instituts unumgänglich erforderlich ist. — Unter Stabilität verstehen wir aber das den Interessen der Anstalt zuwiderlaufende Beibehalten von Mitgliedern, welche theils von vornherein gar nicht hätten engagirt, theils sobald als thunlich wieder hätten gekündigt werden müssen. Eine unzeitige Nachsicht in dieser Hinsicht führt unfehlbar dahin, daß im Wirken des Personals eine von Jahr zu Jahr steigende Stagnation eintritt, die nur durch Beimischung neuer und Ausscheidung veralteter Elemente beseitigt werden kann. Die wirksamste Ursache dieser Stagnation liegt in der übermäßigen Vermehrung lebenslänglicher oder langjähriger

*) Man vergl. damit auch das in auswärtigen Blättern, z. B. Hamb. Freischüz, Gesagte.

Contracte. Der Mensch liebt einmal die Bequemlichkeit und so ist es nicht zu verwundern, daß Viele, denen es um die Sache nicht sowohl, als um das gute Auskommen zu thun ist, durch die Erlangung einer lebenslänglichen Sicherheit verleitet werden, in ihrem Eifer für die Bühne zu erkalten. Zahlreiche Beispiele bietet die Geschichte fast aller größeren Hofbühnen, bei welchen auch in neuester Zeit vielfach das Princip der lebenslänglichen Engagements aufgegeben worden ist. Wer tüchtig ist und bleibt, der wird nicht leicht in Verlegenheit kommen und mit Sicherheit auf Erneuerung seines Contracts nach jedesmaligem Ablauf rechnen können.

Die unausbleiblichen Folgen solcher zu häufig bewilligten lebenslänglichen Engagements sind immer theils doppeelte und dreifache Besetzungen einzelner Rollenächer, weil die älteren dafür engagirten Mitglieder nicht mehr ausreichen, oder in andre gleichfalls schon besetzte Fächer übergehen, theils ein übermäßig langes Festhalten von Rollenächtern, für welche die Engagirten bald zu alt werden, ohne die Fähigkeit oder Gelegenheit zu besitzen, andre zu erwählen.

Mit Bedauern vernehmen wir, daß auch bei unserer Hofbühne das Bestreben, sich lebenslängliche oder langjährige Contracte zu verschaffen, auf eine Art zugenommen hat, welche ähnlichen Befürchtungen, wie wir so eben kurz angedeutet haben, wohl Raum zu geben geeignet ist. Wenn wir es daher uns erlauben, Intendantz und Direction vor Uebereilungen zu warnen, so glauben wir, nur im Interesse der Kunst, ohne alle persönlichen Rücksichten, unsere Ueberzeugung aussprechend, einer Mißdeutung nicht unterworfen zu sein. — Mit Freude haben wir, und mit uns gewiß der größte Theil des Publicums, den durch Hrn. Jenke's Eintritt in die Regie-Verwaltung dem Institute eingehauchten neuen Geist begrüßt, der die seit Jahren stets lähmender gewordenen Fesseln der freien Entwicklung, trotz der besonderen durch Tod und Krankheit verursachten Hindernisse, auf eine zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigende Weise gelöst hat. Um so mehr wäre es daher zu bedauern, wenn der Gang dieser Entwicklung wiederum durch Bewilligung von lebenslänglichen Contracten, wenn auch nicht sogleich, doch in nächster Zukunft, erhebliche Störungen erleiden könnte.

Oldenburg 1843, April.

Germaniens Völkerstimmen.

Unter diesem Titel erscheint in Berlin eine Sammlung aller deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Volksliedern u. s. w. Herausgeber ist Johannes Matthias Firmenich, ein bekannter Name. So eben hat das erste Heft von 80 Folienseiten die Presse verlassen; es erstreckt sich

über die Küstenländer der Nord- und Ostsee bis Mecklenburg, also über Länder, die uns nahe angehen. Man muß erstauuen über den Reichtum und die Mannichfaltigkeit der niederdeutschen Zungen, wenn man diese Sammlung durchblättert. Ich nenne nur die Namen der darin repräsentirten Dörter und Landschaften: die Inseln Sylt und Helgoland, Ostfriesland, Fehver, Bremen, Angeln, die Insel Fehmarn, Kiel, Gutin, Segeberg und Oldesloe, Dithmarschen, Hamburg, Lübeck, Schwerin, Rostock. Alle diese treten auf, und zwar nicht bloß in ihrer besonderen Mundart, sondern durchgängig auch mit Landesprodukten, so daß der Leser, wenn er die Völkerrimmen vernommen, sich einigermaßen den Ruhm des vielgewanderten Odysseus aneignen kann, der

„Vielere Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt.“

Um so mehr muß ein guter Patriot bedauern, daß Stadt und Land von Oldenburg in diesem Buche kein Plätzchen gefunden, da doch der hiesige Dialekt sich eben so gut kann hören lassen, als alle andern. Auch fehlt es ja diesem Lande nicht an Sagen und andern charakteristischen Erzeugnissen des Bodens, mit denen es frei auftreten könnte. So hat z. B. jedes Land seine eigenthümlichen Sprichwörter und Redensarten; und obgleich wir in der Residenz nicht viel davon merken, so habe ich doch von einem Freunde, den sein Beruf vielfach mit dem Landvolke in Verkehr bringt, es oft rühmen hören, wie reich unser Land an solchen für die Denk- und Lebensweise des Volkes merkwürdigen Sprüchen sei. Wie schön wäre es, wenn solche gesammelt und bekannt gemacht würden! Ohne Zweifel wird der Leser mit Vergnügen folgende Ostfriesische Sprüche vernehmen, die vortreflich diesen gesunden, kernigen, kühnen deutschen Stamm bezeichnen. Wer mehr der Art kennen lernen will, findet reichlich in dem besprochenen Buche S. 18.

Als de Wagen nich sleet un 't Peerd nich freet,
weert' goot Fohrmann wesen.

De pleiten *) will um'n Kof, gew' leewer een to.

De wieder springen will as de Kock reekt, fallt in
de Schloot.

Is man erst aber de Hund, kummt man of wol
aver de Stert.

In'n Beker verdrinken mehr, as in'n See.

Proten **) is gootkoop, man Dohn is'n Ding.

Verspreken is adlik, man Hollen is bürgerlik.

Gott lat unse Wag noch lang leven; wi kunnen
woll 'n schlümmern Düvel weer kriegen.

*) Prozessiren.

**) Sprechen.

't Best in de Midden, sä de Düvel, do leep he
tüsken *) twee Papen.

Dat Oge will of wat, sä de blinde Jakt, da frehd'
he na'n mos' Wicht. **)

Dat is'n Hund van Peerd, sä de Jung', da reed'
he up'n Katt.

He is so egenstunig as Jan Fink, de an de Gals'
sull un wull nich.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zwischen.

**) Mädchen.

Versöhnung.

Der Vater zürnt, die Mutter weint,
Getrennt sind die, die Liebe sonst vereint.
Willst, Vater, lieb' Mütterchen Du beträben,
Wird auch Dein Emm'chen Dich nicht mehr lieben!
Der Vater schaut das Mägdlein an,
Und drückt es an die Brust gar sehr,
Umfaßt in Lieb die Mutter dann,
Und sie, sie weint nicht mehr! —

G.

Kirchennachricht.

Vom 8. bis 14. April sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: 97) Heinrich Wilhelm Hagelmann. 98) Bergl. Nr. 97 der Beerd. 99) Christian Friedrich Kaiser. 100) Johanna Helms. 101) Heinrich August Wilhelm Janßen. 102) Helena Willers. 103) Gerhard Harms. 104) Anna Röben. 105) Emma Ida Sophie Högl. 106) Hermann Diedrich Haase. 107) Henriette Johanne Magdalene Marie Wühlmeister. 108) Anna Sophie Friederike Mathilde Ahrens. 109) Thalte Margarethe Ahlers.
3. Beerdigt: 95) Johann Diedrich Martin Broker 6 J. 6 M. 96) Johann Hillers 53 J. 3 M. 97) Ein todtgeborener Sohn des Johann Friedrich Christian von Varel. 98) Gerhard Volkers 25 J. 6 M. 99) Gesine Wilhelmine Schmidt 11 Tage. — Frau Wilhelmine Magdalene Bulling, geb. Schröder, von Blankenburg. (Nr. 98 ist ertrunken.)

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am ersten Ostertage, den 16. April.
Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Goens.

Am zweiten Ostertage, den 17. Apr.
Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hilfsprediger Baretmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Ahrens.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 16.

Sonnabend, den 22. April.

1843.

Hajo Hoskens Fall.

(Fortsetzung.)

Eine Ohnmacht der Gefangenen war der heftigen geistigen und körperlichen Anstrengung gefolgt; als sie erwachte, war es tief in der Nacht. Der Vollmond erhellte den Hof der Burg, wo Alles stille war, und nur der Schritt des Wächters sich vernehmen ließ, der spähere, ob auch vielleicht ein Feind sich nahe, die Ruhe zu stören. Diese Ruhe wirkte auch wohlthätig auf Hajo's verstosene Gattin. Sie dachte nur darüber nach, wie sie sich befreie aus diesem Kerker, von dieser unwürdigen Behandlung, und natürlich gedachte sie auch des Bruders. Vermuthlich, dachte sie, ruht er jetzt im sanften Schlummer auf seiner neuerbauten herrlichen Burg, oder er freut sich beim festlichen Becher mit seinen Kampfgenossen eines erregenen Sieges, während seine geliebte Schwester hier auf kaltem, feuchtem Stein ruht, eine Verstosene, eine Gefangene. Wenn er das wüßte! wenn er das nur ahnete! Zwar hatte sie früher manchmal es versucht, ihm Nachricht zu geben, von der unwürdigen Behandlung, die sie von ihrem Gatten und seiner Concubine, und selbst von dem Burggesinde zu erdulden hatte, welches den Häuptling nachahmte in Rohheit und Sittenlosigkeit, aber vergebens hatte sie einen treuen Boten gesucht, und wenn sie noch glaubte, einen gefunden zu haben, verrieth sie denselben an Hajo Hosken, oder dieser erspähte die Absicht seiner Gattin und wußte den Boten aufzufangen, ehe derselbe nach Jever gelangte. Edo Wiemken war zu sehr beschäftigt, sich neben Jever auch Destrigen, Müstringen und Wangerland zu unterwerfen, als daß ihm Zeit geblieben wäre, den Schwager auf seiner Burg zu

besuchen; Hajo Hosken aber unterließ es nicht, fleißig nach Jever zu kommen und wußte dann dem Bruder so viel Liebes und Gutes von seiner Schwester zu erzählen, wußte sein häusliches Leben mit so blühenden Farben zu schildern, daß Edo Wiemken nicht anders glauben konnte, als daß seine Schwester mit ihrem Gatten die glücklichste Ehe führe, und demselben treue Freundschaft und Schutz gegen alle Feinde gelobte.

Frau Jarste hatte noch gehofft, ihr Gemahl habe sie nur schrecken wollen, und werde sie am andern Tage aus dem Kerker entlassen; als aber der Kerkermeister am andern Morgen ihr Stroh zum Lager und eine schlechte Decke brachte, da sah sie, daß ein längerer Aufenthalt in dieser dunkeln, feuchten Zelle ihr bestimmt war. Wenn sie dann mit trockenem Brode den Hunger, mit trübem Wasser aus dem Burggraben den Durst stillen mußte, dann dachte sie mit Kummer des heitern Lebens ihrer frühlichen Kindheit und des Reichthums, der auf der väterlichen Burg sie umgab, dann gedachte sie selbst der ersten, schönen Zeit, die sie auf Hosken wirth verlebte, als noch der wilde Hajo, durch Liebe gezähmt, in sie nur seine Herrin verehrte, und um so bitterer schnitt der Gegensatz in ihre Seele, da sie keine Hoffnung sah, ihre Freiheit wieder zu erlangen.

Sechs Tage und sechs lange Nächte hatte sie so im Kerker verweilt, da knarrten eines Morgens die rostigen Riegel, die Thüre öffnete sich und der Häuptling trat ein mit der Frage: „Nun, hast Du deine Halsstarrigkeit bereut? wirst Du zufrieden sein mit Deinem Loose, wie Du es verdienst, und wirst Du dich nicht weiter kümmern um meine Lebensweise, um das Leben Deines Herrn und Gebieters?“ Jarste erhob sich auf ihrem Stroh

lager, und als sie ihre Augen auf die geöffnete Thüre richtete, erblickte sie Aliet, welche draußen stand, sich an ihrer Erniedrigung zu weiden. Da erhob sich die edle Frau mit Würde, trat einige Schritte vor, und sagte mit fester Stimme: »Ich habe Nichts zu bereuen, Hajo. Ich verlange nur mein Recht, und das muß mir werden. Was Du am heiligen Altare mir versprochen, Liebe und Treue, Schutz und Theilnahme an Deinen Gütern, das fordere ich, und willst Du das mir nicht gewähren, so laß mich ziehen zu meinem Bruder, der wird seine Schwester nicht Mangel leiden lassen, wird nicht ihr die Freiheit versagen, die Du so schändlich mir geraubt hast.« Da ergrimnte Hajo. »Ich will den steifen Nacken Dir beugen!« rief er zornig, ergriff ihr aufgelöstes Haar und riß sie zur Erde nieder. Mit Schlägen und Tritten mißhandelte er sie, als Vater Eberhard eintrat, und sie seinen wüthenden Händen entzog. Hajo stuzte bei seiner Erscheinung, denn die ehewürdige Gestalt gebot ihm Ehrfurcht, und er wagte es nicht, sich demselben zu widersetzen, denn bei aller Rohheit war er doch wohl sich bewußt, wie gefährlich es sei, die Hand an einen Priester zu legen.

Was Eberhard ihm sagte, nachdem er die Gemisshandlung auf ihr Strohlager gebracht und einigermaßen beruhigt hatte, das haben wir im Anfange dieser Erzählung wiederholt, aber auch angeführt, wie geringe der Eindruck war, den es auf Hajo machte.

Der Priester wandte sich mit seinen Tröstungen an Jarste, als Hajo den Kerker verlassen hatte, aber bald erschien der Thurmwächter und ermahnte ihn, sich zu entfernen, da er Befehl habe, den Kerker zu schließen. Eberhard konnte das nicht hindern, und kaum war er heraustrgetreten, als die Thüre sich schloß.

Nun schien Jarste ganz vergessen zu sein, und da die Hoffnung der Erlösung immer mehr schwand, wellte sie sich täglich ihrer Auflösung entgegen. Hajo aber trieb es jetzt ohne alle Rücksicht ganz nach seinen Gelüsten, und Aliet ward als die Herrin der Burg eingesetzt und mußte von dem ganzen Gesinde so anerkannt werden. Doch das war der Buhlerin noch nicht genug, auch die ehemalige Gebieterin der Burg sollte ihr unterthänig sein. Von ihr angeregt, trat eines Nachmittags Hajo in den Kerker der Gattin. »Willst Du Aliet als die Herrin der Burg anerkennen?« sagte er, »willst Du ruhig in Deinem Closet leben, und um Nichts Dich kümmern? dann magst Du heraus gehen!« — »Nur ich kann neben Dir gebieten auf dieser Burg,« war die Antwort, »nur mir gehören die Rechte, die Du der Buhlerin einräumst, und nie wird eine Tochter des Hauses Papinga diese verkennen, nie ihnen entsagen.« — »Nun denn, wie Du willst,« rief Hajo, »Eine Gebieterin kann die Burg nur beherbergen.« Damit winkte er den Knechten, welche die von Kummer und Gutbehrung geschwächte, nur noch in Lumpen gefüllte Herrin ergriffen, sie aus dem Kerker über den Hof und die Zugbrücke schleppten, und dort auf die Landstraße sie hinausstießen.

(Fortsetzung folgt.)

zur Beherzigung für die »Neuen Blätter.«

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen, und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit, Aber das Stüchliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden, Fertigt von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.

Als ich im Herbst v. J. zuerst von dem Plane dieser neuen Zeitschrift und von der Absicht hörte, neben dem als verantwortlicher Redacteur auf dem Blatte figurirenden Verleger, eine aus 5 Mitgliedern bestehende geheime (?) Redaction zur Leitung des Unternehmens zu constituiren, sprach ich sofort gegen den einen oder andern jener Herren, welche diese Redaction zu bilden bereit waren, meine Zweifel über den Erfolg des Unternehmens aus. Ich wies namentlich darauf hin, daß ein so vielköpfiges Redactions-Ungeheuer — man verzeihe mir den damals in vertraulicher Unterhaltung gebrachten, etwas kräftigen Ausdruck — ein Urding sei und dem Blatte keine bestimmte Tendenz zu geben vermöge, falls nicht entweder ein Haupt-Redacteur mit entscheidender Stimme an der Spitze stehe oder jedes einzelne Mitglied für ein bestimmtes Fach eine souveräne Machtvollkommenheit habe. *)

Meine Besürchtungen sind seitdem vollkommen gerechtfertigt. Den neuen Blättern fehlt, wie man nach den jetzt vorliegenden Proben — es sind 30 Nummern — wohl schon auszusprechen sich erlauben darf, jede bestimmte Färbung. Sie sechten nach allen Seiten ins Blaue hinein und treten einzelne Fragen so sehr ins Weite aus, daß beim Publicum der Geschmack an solcher Lectüre immer mehr erkalten muß. — Von Anfang an ist das ganze so pomphaft angekündigte Unternehmen, welches »ein echt Oldenburgisches Volksblatt, eine Zeitschrift, die mit den erforderlichen geistigen Mitteln ausgerüstet, ausschließlich oder doch vorzugsweise unsere heimatlichen Interessen mit Ernst und Liebe einer freimüthigen Besprechung unterziehen, unsere eignen Zustände, Erseuliches, wie Unerseuliches, uns zum Bewußtsein bringen und so am ehesten geeignet sein sollte, Vorurtheile und Mißstimmungen zu entfernen, Gemeinfinn, Liebe zur Heimath und zum Vaterlande hervorzurufen und zu erhöhen«, nie in Fleisch und Blut des Volkes, wenn

*) Der ganze Plan der N. Bl. ist nicht so neu, wie man das Publicum glauben machen will. Meine damaligen Bekannten werden sich noch sehr wohl erinnern, daß ich schon im Frühjahr 1833 auf der Universität Göttingen, oder gleich nach der Rückkehr von dort im Oftern jenes Jahres den Plan und die Grundzüge eines solchen Unternehmens klar entwickelte, aber nicht in der Art, wie die N. Bl. jetzt hervorgetreten sind, sondern unter Leitung eines wirklichen verantwortlichen Redactors, dem ein Redactions-Ausschuß von 3 oder 5 Gehülfsen nur mit beratender Stimme zur Seite stehen sollte.

man sich so ausdrücken darf, übergegangen; es wurzelt nicht im Volksbewusstsein und findet auf dem Boden, für welchen es bestimmt ist, weder gehörigen Nahrungstoff, noch Sympathien in den Kreisen, welche zu belehren und zu bilden Absicht war. Vielmehr haben die N. Bl. durch ihre schroffe Auffassung der meisten, in ihren Spalten erörterten, zum Theil nicht unwichtigen Zeitfragen, viel dazu beigetragen, eine große Missstimmung und einen Widerwillen gegen das ganze Treiben Derjenigen, welche solche zum Organ ihrer Partezwecke zu machen bemüht gewesen sind, zu erregen.

Mein wahrlich, Eure Zeit ist noch nicht gekommen und wird hoffentlich weder für uns, noch für unser Gesamt Vaterland je erscheinen. Es fehlt Euch nicht sowohl der innere Halt, als jede Wurzel im Kerne und in der Masse unseres practisch erfahrenen und das ihm wahrhaft Dienliche von leeren Phantomen wohl zu unterscheiden befähigten Volks. — Ihr wollt alles Althergebrachte, durch Jahrhunderte bestehende und in ehrwürdiger Ueberlieferung auf uns Ueberkommene, woran wir, Alte und Junge, mit den lebendigen Erinnerungen unsrer Jugend hängen, niederreißen, und an dessen Stelle leere Theorien, deren Werth sich erst erproben soll, setzen. Ja, wenn Ihr selbst über das Wie und Was noch im Reinen wäret und uns etwas fertiges, in sich vollendetes Neues an die Stelle des Alten zu bieten vermöchtet, dann wölkte ich gern der erste sein, der mit voller Ueberzeugung seine Bestimmung zum Sturz des Alten und zum neuen Bau erteilte. Allein das in sich vollendete, seit Jahrhunderten Bestehende hat zuviel zähe Lebenskraft und Widerstandsmacht in sich und wurzelt zu fest in einem durch und durch kernigen, von Tag zu Tag seiner selbst mehr bewußt werdenden Volke, wie das Deutsche, dem, wenn nicht alle Zeichen trügen, in der Geschichte noch eine große Zukunft bevorstehen wird, als daß das ohnmächtige Mitteln der, einer einseitigen und mir verkehrt erscheinenden Zeitrichtung folgenden Vorkämpfer für Fortschritt und freihelliche Institutionen daran auch nur das Geringste zu ändern im Stande sein könnte.

Ja, wohl wollen auch die, welche dem Bestehenden eine gewisse Berechtigung einräumen und nichts eher vernichten, als bis sie etwas Besseres fertig an die Stelle zu setzen vermögen, den vernünftigen Fortschritt auf der Bahn der Civilisation und wahren Gesittung, allein dabei nicht übereilt im hastigen Laufe, den Dampfwagen gleich, tausend und schraubend dahin stürmen, um vielleicht bald im Fluge gehemmt, matt und erschöpft zusammenzusinken, ehe das große Ziel erreicht ist.

Wie sehr weit die N. Bl. von dem vorgesteckten Ziele entfernt geblieben sind, wird daher kein Unparteiischer bestreiten können und wenn ich mir zum Schlusse noch erlaube, das ganze Unternehmen als vorläufig nicht zeitgemäß zu bezeichnen, so möchte sich demselben vielleicht nicht ohne Grund das Prognosticon stellen lassen, daß die N. Bl. sich bald entweder spurlos verlieren und aus Mangel an

Theilnahme *) eingehen oder das Schicksal der » Rheinischen Zeitung« theilen werden.

Oldenburg, den 16. April 1843.

Wilh. Köhler.

Germaniens Völkerstimmen.

(Fortsetzung.)

Wir Deutschen sind wunderliche Leute; überall zu Hause, nur nicht bei uns in der Heimat. Wenn von Balladen die Rede ist, so fliegen wir mit unsern Gedanken sogleich in die schottischen Hochlande und lassen uns den Dudelsack was vorschnarren, oder wir versetzen uns nach Skandinavien und gerathen in Verzückung bei jenen melancholischen Weisen mit ihren räthselhaften Mundreimen. Wer wollte das aber schelten? — Denn ist es nicht die Stimme unseres gemeinschaftlichen Urvaters Teut, oder wie er heißen mag, die wir in den schottischen und nordischen Liedern vernehmen? Vergessen wir nur nicht, daß auch uns die Gabe des Gesanges verliehen ward. — Folgende Ballade in ostfriesischer Mundart darf sich kühn dem Schönsten an die Seite stellen, was irgend ein Volk in dieser Art aufzuweisen hat.

De twee Königskinner.

Der weeren twee Königskinner
De hadden eenanner so leev;
Bi 'nanner kun'n se nich kamen:
Dat Water weer vöels *) to deep.

»Du kank ja goot schwemmen, mien Leeve,
So schwemm denn herover to mi;
Van Nacht fall een Fackel hier brannen
De See to belüchten fêr di.«

Der weer of een falske Nunne,
De schleek sül ganz sacht na de Stee **),
Un dampte dat Licht hüm *) tomal ut —
De Königsfêhn bleev in de See.

De Dochter sprok to de Moder:
»Mien Hart dat beit mi so seer **),
Lat mi in de Lügg *) gahn to wandeln
Woll an de Kant von dat Meer.«

»Doh dat, mien leevste Dochter,
Man auren dürft *) du nich gahn;
Wat up dien Brör, de jungste,
Un de lat' mit di gahn.«

*) Es könnte ihnen so ergehen, wie der seit ein viertel Jahr im Lesezimmer unseres Casino's aufgelegten Königsberger Zeitung, von welcher dem Vernehmen nach noch nie eine Nummer geöffnet sein soll.

*) Viel. *) Stätte, Stelle. *) Ihm. Engl. him. *) Beh. Engl. sore. Ribel. Lied: herzenser Herzeleid. *) Luft. *) Darfst

»Oh nå! mien Brör, de jungste,
De is so wild, dat Kind,
De schütt na all' de Böegels,
De an de Seekant sünd;

Un schütt he denn all' de macken, ¹⁾
De wilsen de lett he gahn;
Denn seggen gelief alle Minsken
Dat het dat Königskind dahn.

»Man Dochter, mien leevste Dochter,
Alleen düst du nich gahn;
Waak up dien jungste Süster
Un de lat' mit di gahn.«

»Oh nå! mien jungste Süster
Je noch een spöelend Kind,
De löppt na all' de Blömtjes
De an de Seekant sünd;

Und plückt se denn all' de roden,
De witten de lett se stahn;
Denn seggen gelief alle Minsken,
Dat het dat Königskind dahn.«

De Mober gung na de Karke,
De Dochter gung an dat Meer;
Se gung so alken un so trurig
Dat hart dat de' hder ²⁾ so seer.

»Oh Fisser, mien goode Fisser,
Du sücht, ik bin so krank,
Du kannst je un mußt mi helpen,
Sett ut dien Fisknett to Fank.

Hier hebb' ik mien leevste verlarren
Wat ik up Erden habb',
Man rief will ik di maken,
Kannst du upfischen de Schatt.«

»För so will ik bagelant fischen,
Verdeen ik of nix as Gott's lohn.«
He schmeet sien Nett in dat Water,
Wat fung he? — de Königsdehn!

»Dar Fisser, mien leevste Fisser,
Dar nimm dien verdiene Lohn:
Hier heft du mien golden Ketten
Un mien demanten Kron.«

Se neem hder leevst' in hder Arme,
Un küßt de sien bleeke Mund:

»Oh trohe Mund, kunnst du sprekten,
Denn word' mien hart weer gesund.«

Se drücke hüm fast an hder Harte,
Dat hart dat de' hder so seer;
Un langer kunn' se nich leven,
Se sprung mit hüm in dat Meer.
(Schluß folgt.)

¹⁾ Zähmen; holl. mak; vielleicht zusammenhängend mit dem hochdeutschen gemacht. ²⁾ Ihr; engl. her.

Musikalischer Hausschatz der Deutschen.

Alle Freunde des Gesanges machen wir auf die sehr empfehlenswerdige Sammlung von 1000 Liedern

Redacteur: Oberamtmann Straßerjan.

und Gesängen aufmerksam, welche unter obigen Titel von dem verdienstvollen G. W. Fink in Leipzig, mit Singweisen und leichter Clavierbegleitung herausgegeben wird. Die Sammlung enthält:

- | | |
|---|--|
| 1. Volkslieder. | 7. Romanzen und Balladen. |
| 2. Jugendlieder. | 8. Minnelieder. |
| 3. Vaterlands- und Hei-
mathslieder. | 9. Lieder zum Preise der
Natur. |
| 4. Studentenlieder. | 10. Erbauungslieder. |
| 5. Soldaten- und Jäger-
lieder. | 11. Trauer-, Grab- und
Trostlieder. |
| 6. Liedertafel- und Gesell-
schaftslieder. | 12. Vermischte Lieder. |

Es ist damit also für Jedermann, und für jedes Bedürfniß, in heitern, wie in trüben Stunden gesorgt. Die Lieder sind größtentheils so eingerichtet, daß sie auch mehrstimmig, ohne Begleitung gesungen werden können, alle aber sind, mit wenigen Ausnahmen, einstimmig zum Clavier zu singen. Jede Lieferung (klein Folio) kostet nur $\frac{1}{2}$ Rthlr. Papier und Druck sind sehr gut. Die beiden ersten Lieferungen sind heraus und in der Schulz'schen Buchhandlung vorräthig. Sie enthalten 206 gut ausgewählte Volkslieder, die wir größtentheils in unserer Jugend selbst mitgesungen oder oft gehört haben, und die hier gesammelt zu finden, uns viel Freude gemacht hat.

Kirchennachricht.

Vom 15. bis 21. April 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 16) Georg Friedrich Leo Volkmer und Amath Brage; 17) Bataillons-Hornist Friedrich Wilhelm Burghard und Hille Friedrichs-Prüsner. 18) Herr Forstamts-Auditor Gustav Jacob Theodor Kirchhoff und Jungfrau Eleonore Clementine Dugend. 19) Gerhard Hermann Brand und Anna Margarethe Kriete, geb. Schütte. 20) Carsten Hores und Thaiske Margarethe Schellstede. 21) Schneidermeister Eilert Hilbers und Helene Busch.

2. Getauft: 110) Hinrich Schwarting. 111) Gerhard Schwarting. 112) Helena Harms. 113) Georg August Louis Anton Meyer. 114) Franziska Wilhelmine Louise Preßahn. 115) Carl Friedrich Eugen Sonnenberg. 116) Friedrich Carl Diederich Hots. 117) Hinrich Christoph Ludwig Neunaber. 118) Anna Gesche Helene Helms. 119) Vergl. Nr. 108 der Beerdigten.

3. Beerdigt: 100) Anna Catharine Henriette Campo 22 J. 11 M. 101) Pensionirter Buchhalter Detlev Schmedes 62 J. 6 M. 102) Christiane Elisabeth Martin, geb. Imhorst 23. J. 103) Ernst Gerhard Kaiser 2 J. 104) Gesche Margarethe Rößen, geb. Rößen 68 J. 11 M. 105) Margarethe Sophie Henriette Hilaen 11 J. 10 M. 106) Margarethe Catharine Helene Dierks, geb. Rose 36 J. 8 M. 107) Franzisca Thum, geb. Stadler 87 J. 108) Eine todtgeborne Tochter des Herrn Assessor Friedrich Theodor Burchard Scholtz.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 23. April.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Walroth.

Vorm. (Anf. 9 $\frac{1}{2}$ Uhr) Herr Pastor Wöhrmann aus Patens.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 17.

Sonnabend, den 29. April.

1843.

Pädagogisches.

„Das Turnen, und die deutsche Volkserziehung. Ein Entwurf.“ So heißt ein Büchlein, das kürzlich (1843) zu Frankfurt a. M. herauskam. Der Verf. hat sich nicht genannt. Warum nicht? Ist das aus Bescheidenheit, oder weil man sich als Verf. solcher Lapalien nicht bekennen wollte, was denn gewissermaßen das Gegentheil wäre? Letzteres unmöglich. Denn die Pädagogik ist das allerwichtigste Ding überhaupt für die Menschheit. Die Pädagogik macht die Menschen zu dem, was sie sind, was sie sein werden, was sie sein können. Dem Verf. vorliegender Schrift scheint aber wiederum in der Pädagogik die von ihm hier behandelte Frage, das Turnen, das allerwichtigste Ding, ja gegenwärtig der einzig und allein hier der Aufmerksamkeit bedürftige Gegenstand zu sein. Also hier keine Lapalien. Aber bei einer solchen Schrift seinen Namen zurückhalten! Das ist nicht recht. Damit wollen wir sagen, daß man nichts Besseres und Ueberzeugenderes lesen kann, als was hier über die Nothwendigkeit der Einföhrung regelmäßiger Turnübungen in allen, namentlich auch in den Volksschulen, gesagt ist. Ja, aber wer kommt nur dazu, eine solche Schrift zu lesen! Wer beachtet ein so anspruchslos erschienenenes Büchlein! Und über diesen Gegenstand haben wir vor Zeiten schon so viele unweise junge s. g. Enthusiasten, altkluge Jungdeutsche, und jugendliche Altdenische ihr Liedlein singen hören — wir mögen nicht mehr. Weg damit! Denn wer ahndet, daß es ein Mann wie Trendelenburg ist, den diese Brochüre zu ihrem Verf. hat? Also für die meisten bleibt das ungelesen. Ob wol auch, wenn Trendelenburg

dem Titel dieses seines Büchleins seinen Namen als Verf. beigelegt hätte? Aber weil nun eben Trendelenburg der Verf. ist, so wolle man doch nicht versäumen, sich mit dem Büchlein bekannt zu machen.

Die Schrift nennt sich „das Turnen, und die deutsche Volkserziehung.“ Und die deutsche Volkserziehung. Es ist aber in dem Büchlein fast ausschließlich nur vom Turnen die Rede. Dies nur zur Erörterung. Wir wollen nicht behaupten, daß der Titel etwas anderes sage, oder mehr verspreche, als was in dem Büchlein stehe. Das Und im Titel ist eine Redefigur. Jedermann kennt das. Wenn aber der Verf. S. 6 sagt: „Wo die großen Griechen, wie Plato und Aristoteles, über die Erziehung, diesen wichtigen Gegenstand ihrer weisen Fürsorge, reden, da verlangen sie außer Lesen und Schreiben als die allgemeinen Elemente insbesondere Musik und Gymnastik“, die auch bereits das athenische Leben als solche anerkannte,“ so glaubten wir erwarten zu dürfen, daß im Verlaufe der Abhandlung doch noch 'mal der Musik werde irgendwie gedacht werden. Diese Erwartung schien nun doch auch der Titel zu rechtfertigen. Aber nein, das geschieht mit keiner Silbe. Nun hätten wir aber Lust, auch ein Büchlein zu schreiben, das sollte heißen: „Die Musik und die deutsche Volkserziehung.“ Was? Ist denn die Musik heutzutage weniger wichtig in der Pädagogik, als zu den Zeiten der Griechen? Nein, vermöge ihrer jetzigen Beschaffenheit, in ihrem Verhältnisse zur damaligen, den heutigen Modestram übrigens natürlicherweise abgerechnet, gerade im Gegentheil noch viel wichtiger. Oder schließt

*) Man vergleiche Mitth. N^o 50 vom vorigen Jahre.

der Verf. die Musik aus, weil er meint, dafür sei bereits gesorgt? So hat er es nämlich mit den andern Gegenständen der Pädagogik gemacht. Das ist möglich. Wir müssen dabei bedenken, daß er in Preußen, und eigentlich nur für Preußen schrieb. Und in Preußen hält man bereits seit längerer Zeit in der Pädagogik auf die Musik große Stücke. Aber wie steht es z. B. bei uns? Ach Gott, es ist zum Erbarmen! Keine einer durch unser ganzes Land, und sehe sich um; ich glaube nicht, daß der 50ste Mensch auch nur ein einziges deutsches Volkslied, wenn ich nämlich die gemeinen, obgedehnten Gassenhauer, die in Unzahl hier zu Hause sind, nicht mit dahin rechnen, zu singen im Stande sein wird. Aber wie sollen sie hier dergleichen auch lernen? In den Schulen werden höchstens einige Choräle nothdürftig abgeplärrt, wirklich abgeplärrt. Ich bin nicht tadelstüchtig. Mir hat jedesmal das Herz geblutet, wenn ich das zuweilen habe mit anhören müssen. Wirklich abgeplärrt. Aber in den Schulen sollte hier um so mehr singen, und ordentlich und gute Sachen singen gelehrt werden, als das Volk wirklich an sich hier unmusikalisch ist. Die Pflanze bedarf also einer um so bessern und sorgfältigern Pflege. Dazu müssen aber auch die Gärtner ihre Kunst verstehen. Aber es ist jämmerlich, wie schlecht es eben da beschaffen ist. Wie soll jemand lehren, was er selbst zu lernen keine Gelegenheit hatte! Reden wir nun von Oldenburg, von dem alles Geistige für das ganze Land ausgeht, direct oder indirect: Sollte man denn gar nicht einsehen wollen, wie zweckmäßig es wäre, für sämtliche pädagogischen Institute dort gemeinschaftlich, mit besonderer Rücksicht auf das Institut, wo wieder die Pädagogen selbst ihre Bildung erhalten, einen tüchtigen Lehrer der Musik, der ausschließlich hierfür da wäre, der ein Mann wäre, welcher seinen Beruf begriffen, kein Handwerker, kein Modemusicant, und dem an Lehrstunden so viel Zeit gegeben würde, daß er wirklich was ausrichten könnte, auf gemeinschaftliche Kosten anzustellen? Sollte man nicht einsehen wollen, daß das nicht allein zweckmäßig wäre, vielmehr daß es geradezu nothwendig ist? Ja, könnte man sich nur erst von der Zweckmäßigkeit der Musik für die Pädagogik überhaupt überzeugen! Aber da sind noch Zweifel. Es gibt Menschen, die gar nicht begreifen, daß es noch andere Musik gibt, als Strauß- und Lanner'sche Walzer und Thalberg'schen Hocuspocus, als Quadrillen von Müserd und variations brill. von Herz und Hünten, Burgmüller et Cons., und Gott weiß, wie sie alle heißen. Die meinen, es wäre gar nicht mal gut, daß die Musik in's Volk käme: die untern Stände, die eigentliche arbeitende Classe, hätten schon mehr wie zu viel Mittel und Gelegenheiten sich zu amüßten, und zu zerstreuen. In Betreff solcher Musik, ja, da bin ich nun wirklich derselben Meinung. Aber solche Musik wollen wir ja nicht. Und solche Lehrer, die nichts anderes lehren können, als solche Musik, die wollen wir auch nicht. Wir wollen einen Lehrer für eine ganz andre Art von Musik, wir wollen einen unter-

richteten, wirklich gebildeten Mann, wir wollen einen Lehrer, der Pädagog ist. Nicht Musik an sich sollen die Zöglinge lernen, sie sollen Musik lernen, damit ihre Erziehung vollständig geschehen könne. Das ist eben ohne Musik nicht möglich. Eine vollständige humane Auszubildung nicht möglich. Rümpt nicht die Nase, ihr, die ihr meint den vollständigsten Grad humaner Bildung erreicht zu haben, und ohne daß ihr Musik gelernt habt. Ich will euch zu Gefallen sagen: der Proceß der vollen humanen Auszubildung geht schneller und leichter, auch sicherer vor sich, wenn Musik gelehrt wird, als wo dies nicht der Fall ist.

Woher aber einen solchen Mann nehmen? Ja, das ist es eben. Dazu ist nicht jeder beliebige Musicant gut genug. Solche Leute sind heutigetags noch gar selten. Ihr müßt euch vereinigen, ihr verschiedenen pädagogischen Institute in Oldenburg. Ein einzelnes Institut wird einen solchen Mann nicht bezahlen weder können, noch wollen. Das kostet viel zu viel. Also thut euch zusammen. Wahrhaftig, wahrhaftig, es ist eine Nothsache.

Schl u ß w o r t

für die „Neuen Blätter für Stadt und Land.“

Vergebens hätte unser Publicum erwarten können, daß ich einer Erwiderung der Redaction der N. Bl. gegen mein in N^o 16 der Mitth. enthaltenes „Wort zur Beherzigung“ etwas entgegnet hätte, wenn meine Widersacher auf dem der streitigen Frage ausschließlich zukommenden Gebiete des sittlichen Ernstes geblieben und gründlich meine allgemein hingestellten Einwürfe gegen ihre Redactionsgrundsätze zu widerlegen versucht hätten. Das ist aber nicht geschehen, indem sie diese Angelegenheit in N^o 32 ihres Blatts vielmehr mit ein paar flüchtigen Bemerkungen auf das Gebiet des Humors zu verlegen bemüht gewesen sind.

Wahrlich, dazu ist die Sache doch zu ernst und wichtig und für den, welcher zwischen den Zeilen zu lesen versteht, gewiß noch von viel höherer Bedeutung, als für den großen Haufen, dem bei uns kein größeres Vergnügen bereitet werden kann, als wenn wir Männer der Feder uns in den öffentlichen Blättern recht tüchtig mit einander herumzanken. Dieses Vergnügen müssen die alten Klatschschweftern unsrer Stadt und der Theil des männlichen Publicums, der, ohne selbst innern sittlichen Halt und eine eigene Willensmeinung zu besitzen, nur dem augenblicklichen Impulse Anderer zu folgen gewohnt ist, sich dieses Mal schon versagen.

Wir wollen ehrliche Feinde sein, sprach ich (si magna parvis componere licet) schon am Abend vor dem Erscheinen der N^o 16 der Mitth. gegen ein Mitglied des vielköpfigen Redactions-Ungeheuers, wie sie sich jetzt selbst zu nennen belieben, offen aus und im offe-

nen Kampfe Stirn gegen Stirn und Brust gegen Brust wird jeder Theil nach Gewissen und Ueberzeugung für das streiten, was er einmal als recht erkannt hat.

Ich habe in meinem, den Fehdehandschuh hinwerfenden Artikel allerdings die Farben etwas stark aufgetragen; allein das hielt ich für nothwendig, um die Schwachen und Ungläubigen im Publikum grade auf das hinzuweisen, was wir, vielleicht nicht schon in der nächsten Gegenwart, doch in einer allmählig näher rückenden Zukunft, wenn nicht in Zeiten ein kräftiges Halt entgegengerufen wird, von den Bewegungsmännern unsrer Zeit zu gewärtigen haben. Daraus erklärt sich auch die scheinbare Inconsequenz, welche in der ersten Hälfte meines Aufsatzes und dem Schlusse hie und da gefunden ist, indem ich den N. Bl. in jener eine bestimmte Tendenz, abspreche und ihnen in diesem eine destructive Richtung schuld gebe. Letzteres ist nur das Bild der Zukunft, welches ich, um die Richtung unsrer Anhänger der modernen Theorien recht auffallend zu charakterisiren, als schon in der Gegenwart existirend darstellte.

Jetzt bleibt mir nur noch ein Wort zu sagen übrig über das, wie ich höre, zu meinem Nachtheile ausgesprengte Gerücht, als habe ich gegen ein Mitglied der Redaction der N. Bl. mich vor dem Erscheinen meines Manifestes darüber entschuldigt. Wer das fragliche, allerdings von mir erlassene Schreiben, dessen Gründe eben so wenig, wie dessen Inhalt, vor das Publikum gehören, einzusehen Gelegenheit haben sollte, dem wird sich die Ueberzeugung aufdrängen müssen, daß darin keine Art von Entschuldigung, sondern nur eine Anerkennung der Grundsätze eines Mannes liegt, dessen Geistesrichtung und wissenschaftliche Bestrebung von mir gewiß mit Recht nicht den Ideen und Ansichten derer gleichgesetzt ist, welche die von mir gerügten Tendenzen verfolgen.

Und somit Gott befohlen; dies mein letztes Wort in dieser Sache.

Oldenburg, 1843, April 27.

Wilh. Köhler.

Germaniens Völkerstimmen.

(Schluß.)

Durch die ganze germanische Welt geht von Alters her der schwermüthige Ton von dem Leid der Liebe. Dies ist das ewige Grundthema der Minnelieder, welche sich nicht umsonst mit der Nibelungen vergleichen, und selbst das Nibelungen-Lied, das gewaltigste und großartigste aller epischen Gedichte, spricht zu Anfang und zum Schlusse den Gedanken aus, daß die Liebe zu allerletzt Leid bringe. Dahin gehört nun auch die angeführte ostfriesische Ballade von den zwei Königskindern; das Schauerliche löst sich in Wehmuth auf, und so entsteht der Eindruck, den man unter dem Namen romantisch kennt. Ganz anders ist die folgende Zeversche Ballade, die wahrhaft grauſig

ist, ohne jene Beimischung des menschlich Rührenden. Graufig aber nicht etwa darum, als ob sie Greuelthaten und Menschenbosheit zum Gegenstande hätte, wie viele altenglische Balladen; sondern es ist eben ihre Eigenthümlichkeit, daß sie sich ganz von dem Menschen entfernt und das wilde Meer zu ihrem Helden macht. Die einzigen Lebendigen darin sind die verstorbenen Todten. So erweckt dieses Gedicht ein Grauen, welches man ein elementarisches nennen möchte, während die gewöhnlichen Balladen einen sentimentalen Eindruck machen.

De Vanter Karkhof. *)

De Ja' de rullt er' Bulgens, ¹⁾

Grannig ²⁾ is se na Land;

Wat will dat gröne Warffen ³⁾

So dicht an Waterkant?

Dat is de Vanter Karkhof,

Verlaten ligt he her,

De het van't Rükterland stalen

Wör Tiden dat wilde Meer.

Dat is de Vanter Karkhof,

De ligt butendiels up d' Groo,

De Lüten de roopt un d' Seelobb' kritt, ⁴⁾

De Doden de hört to.

Na 't Oſten 'nuut un Süden

Dar strit de folte Floot,

Un bi dat Waterbrusen

Ik segg' jo, raut't sik good.

Ligt hoch un drög' de Karkhof,

Fast steit he up sien' Föt',

Un bi dat Seelust-Süſeln

Wol staapt de Doden söt.

Man weit 't un störmt 't ut Westen

Denn lummt de Ja' in't Will':

De Karkhof as verlaten

Steit midden in't Bulgenspill.

Dann wärt in't Graft de Doden

Angstig un dröm't so mall —

Dat Stänen, dat fligt van Grund up,

Dat maakt de Doden all.

Se dröm't dar denn, dat kamen

Up d' Ger de jüngſte Dag:

De Welt vergeit, sien Enn' nu

Keen Minsk entlophen mag.

De dröm't se denn, dat 't Water

Flütt over't Zeverland:

*) Es wird berichtet, daß Zeverland einst so nahe mit Butjadingerland zusammentrag, daß man vom diesseitigen Ufer hinüberrufen konnte zum jenseitigen. Allmählich bildete durch mehrere große Sturmfluthen sich der jetzige Tadebusen aus. Besonders trug auch dazu bei die sogenannte Antonifluth von 1511, in Folge deren sieben Kirchdörfer ausgebeicht werden mußten. Von allen diesen ist keine Spur mehr vorhanden, nur daß man noch einen kleinen grünen Hügel auf dem Aufengröden findet hart am Rande der Fluth. Das ist der alte Kirchhof des vor dreihundert Jahren mit ausgebeichten Dorfes Pant, den allein noch die Gewalt des Wassers verschont hat. Anm. des Herausgebers.

¹⁾ Wogen. ²⁾ Gierig. ³⁾ Hügelchen. ⁴⁾ Schreit; niedersäch. freit; hochd. krächt.

Van dissielb's striekt de Ja' her,
D' Nordsee *) van d' anner Kant.

Un doer un' Land dat arme
Brewst hen de wilde Floot,
Un wat in twintig Roespels
Lebennigs, bitt se dood.

Man all un' Land, dat gröne
Dat is nu rooen Slick;
Un in er' Graft vor Sorgen
Umdreit de Doden sit.

Und nun sage noch Einer, das Platt oder Niederdeutsche sei eine plumpe, platte und gemeine Sprache, die in der Poesie höchstens für das Komische und Burleske taugel! Man übersetze nur einmal die beiden angeführten Gedichte in's Hochdeutsche; ob unsere Schriftsprache wohl das Naive, Kindliche der ersten Ballade erreichen wird, ob sie in der zweiten wohl das Gewaltige, die Natur des wilden Elementes, so unmittelbar vor die Sinne zu bringen vermag. In Reineke Vos, sagt der größte Kenner germanischer Litteratur, weht es einen an wie frischer Waldgeruch; in diesen Feuerlandsliedern hört man den Ocean dumpf branden und tosen:

»De Ja' de rullt ar' Bulgens«

man sieht ihn als ein wildes, raubgieriges Ungeheuer da-her rasen:

»Grannig is se na Land«

und es schallt aus dem Drausen der Wogen hohlnlachend der Ruf des Erderschütterers, der mit dem Festland sein Kinderspiel treibt:

»Wat will dat gröne Warffen
So dicht an Waterskant?«

Vergleicht man mit den Liedern der Ostfriesen und Feuerländer die Töne, welche Hamburg und Bremen in Germaniens Völkerstimmen erschallen lassen: wie klein und armselig erscheinen da diese großen Handelsstädte! Bremen hat nichts zu bieten, als ein paar Uebersetzungen aus Hebel's und Göthe's Gedichten nebst einigen Kleinigkeiten; Hamburg hat wenigstens Originale gebracht, Gegenstände aus dem städtischen Leben und Treiben, wodurch man doch in eine bestimmte Wirklichkeit versetzt wird. Da haben wir: »De Iesenbahn«, »Dat Niemels up den Handwerksstand«, »Wat de beiden Bettern Goodbeer ut Hamburg

*) »De Nordsee.« Eine echte Ballade würde gewiß bloß de See sagen. Diese und andre rein lokale Bezeichnungen wie: dissielb's, butendieks, up d' Eer, verrathen unverkennbar, daß dies Gedicht nicht echte Volkspoesie ist, sondern nur eine Nachbildung. Auch einen so lahmen und überflingenden Ausgang, wie in dem Verse: »de Welt vergeit, sin Eenn' nu,« duldet kein Volkslied; es opfert eher den Sinn auf, als den Wohlklang. Solche Schwächen dürfen uns indeß nicht abhalten, in dem Gedichte eine gewaltige produktive Phantasie zu erkennen, wie sie nur einem Volke eigen sein kann, das den Kampf der Elemente beständig vor Augen hat und von Kindesbeinen an unter großen Anschauungen und Eindrücken aufwächst.

im Trohart in de Windmöhl to Staad tosamem maekt heft von wegen Beer und Brannwien«, »De Hamburger Kööfisch«, »De moderne Welt in ere nye Manieren« u. m. a. Das ist freilich alles recht gut, voll Laune und Wig, aber im Vergleich mit dem Vorigen nicht besser als Nante Eckensteher; und am Ende ist es doch ein trauriger Zustand, wenn die Poesie so an den Nest gekommen ist, daß sie ihren Stoff nur in den niedern Ständen hat und keine andere Form als Ironie, Spott und Satyre.

Alles aber läuft zuletzt auf die einfache Wahrheit hinaus, daß die wahre Poesie nur gedeihen kann unter dem Einflusse einer großen Natur, d. h. in Bergen oder am Meere, oder in einem großen Volke, das andere Interessen hat als Krämerinteressen, und andre Gefahren, andere Kämpfe zu bestehen hat, als die sich in der Schreibstube mit Federstrichen und Ziffern ausfechten lassen. ***

Zur Nachricht.

In der nächsten Woche wird sich, Herr Kaufmann, Professor der Musik aus Dresden, auf den von ihm erfundenen verschiedenen Instrumenten, als da sind: Chordaulobion, Symphonion, Salpington, das vielgepriesene Harmonichord und der Trompetenautomat in Oldenburg hören lassen. Das Urtheil, welches ihm von allen Seiten voransieht, ist so glänzend, sowol den Erfinder wie den Künstler so hoch stellend, daß wir durch diese vorläufige Anzeige das Publikum auf den bevorstehenden Genuß aufmerksam machen zu müssen glauben.

Kirchennachricht.

Vom 22. bis 28. April 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 22) Hermann Gerhard Brand und Margarethe Christiane Grahlmann. 23) Hofrathe Johann Dieblich Hostes und Hanchen Marianne Henriette Stöcker. 24) Johann Niens und Helene Sophie Kaiser. 25) Gerhard Krumland und Meta Detmers.

2. Getrafft: 120) Henriette Friederike Antoinette Harms. 121) August Wilhelm Ferdinand Friedrich. 122) Georg Ernst Ludwig Theodor Laue. 123) Elise Henriette Gerhardine Westphal. 124) Eduard Theodor Julius Lesmann. 125) Anna Hinrike Gramberg. 126) Catharine Blohm. 127) Heinrich Hermann Wilhelm Schubert. 128) Bergl. N^o 109 der Beerdigten. 129) Johann Gramberg. 130) Amalie Hermine Henriette Arnold. 131) Eduard Friedrich Ludwig Hagena.

3. Beerdigt: 109) Ein todtgebornes Mädchen des Ahrend Schnitger. 110) Anna Helene Willers 7 J. 7 M. 111) Mette Margarethe Schmidt geb. Meyer 50 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 30. April.
Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 18.

Sonnabend, den 6. Mai.

1843.

Bögleins Trauer.

Böglein, kommst so ganz allein
Aus der Ferne wieder;
Hast dein Weib nicht heimgebracht,
Nicht die frohen Lieder.

„Mein Weib ist eingeschlafen,
An einem kühlen Ort;
Bist nimmer wieder wachen,
Schläfst immer, immer fort.

Da sind nun auch die Lieder
Alsbald geschlafen ein;
Bin jetzt in grünem Walde,
Auf weiter Flur allein.

Mag länger nicht mehr wachen,
Möcht' schlafen auch so gern;
Und schlafen bei dem Weibe,
D'rum wieder in die Fern'!

Böglein hob das Flügelpaar,
Nimmer ich's gesehen.
Dachte, könnt' ich doch mit dir
Auch so schlafen gehen.

Wilhelm.

Hajo Hoskens Fall.

(Beschluß.)

IV.

Raum seiner Sinne mächtig stürmte Edo Wiemken durch die Gemächer seiner geräumigen Burg; Rachepläne beschäftigten seinen Geist, Zorn glühte auf seinem Gesichte. Endlich trat er vor Jarste hin mit den Worten: »Du sollst gerächt werden, der freche Bösewicht soll seinen Trevel hängen.«

Jarste hat ihn mit sanfter Rede, davon abzustehen. »Es ist mir genug, mein Bruder,« sagte sie, »daß Du meine Unschuld anerkennst, daß Du überzeugt bist, Deine Schwester habe sich einer solchen Behandlung nicht würdig gemacht. Laß mich nun bei Dir verweilen, auf Deiner Burg und jetzt in stiller Ruhe mein Leben der Andacht widmen. Ich will für den beten, den ich einst liebte, und den nur die Sünde mir ungetreu gemacht hat. Ich will beten, daß Gott nicht die Strafe, die gewiß ihn ereilen wird, unversehens über ihn hereinbrechen lasse, daß er ihm Zeit gönne zur Buße, damit doch seine Seele gereinigt werde, und ich hoffen darf, einst in jener Welt ihn so wiederzusehen, liebend und geliebt, wie am Tage unserer Verbindung.« — »Umsonst,« erwiderte Edo, »bei ihm ist Besserung nicht möglich; er muß untergehen mit seinem Raubneste, er muß sterbend nur fühlen, daß Niemand ungestraft Edo Wiemken beleidigt, der seine Schwester ihm anvertraute, damit er sie ehre, wie sie es verdient.«

Da ward ein fremder Gesandter gemeldet und Edo begab sich in sein Prunkgemach, ihn gebührend zu empfangen. Es war ein Sendbote des hochedlen und hochweisen Rathes der Stadt Bremen, welcher freundlichen Gruß brachte und ein Schreiben von Seiten dieser damals mit Edo verbündeten Stadt. Das Schreiben klagte, wie Hajo Hosken den Frieden des Landes wie des Weserstroms löre, wie kein Kaufmann mit Sicherheit reisen, keiner mit Sicherheit Waaren versenden könne, und es daher nothwendig sei, seinem Frevel zu steuern und seine Burg zu brechen, die nur zum Schlußwinkel seiner Räuberereien diene. Da man wußte, daß Hajo Edo's Schwager war, und man den mächtigen Häuptling von Jever, Desfringen, Rustringen und Wangerland schenete, im Fall derselbe dem Schwager zu Hülfe eilen sollte, so suchte man ihm das Recht der gegen Hajo Hosken beabsichtigten Fehde auseinander zu setzen, um ihn von der Theilnahme daran abzuhalten, die man sich nur auf Seiten des Schwagers denken konnte. Wollte aber Edo den Schwager bewegen, daß er abstehe von seinem Räuberhandwerke, dann wollte der hochedle, hochweise Rath es gern aus Freundschaft gegen seinen geehrten Bundesgenossen Edo Wiemken, noch eine Weile ansehen lassen, und erwarten, ob Besserung zu hoffen sei.

Aber Edo wies alle Vermittelung von sich. Ein treuer Bundesgenosse der Stadt Bremen sei er, so antwortete er dem Sendboten, und als solcher wolle er handeln, denn Hajo Hosken's Schwägerschaft erkenne er nicht mehr an, derselbe habe alle Rechte an seine Freundschaft verwirkt, und solle in ihm nur seinen Feind erkennen.

So wurde denn das Bündniß Edo Wiemkens mit Bremen erneuert und fester geknüpft, ein Operationsplan gegen den gemeinschaftlichen Feind wurde verabredet, und erfreut zog der Sendbote heim, von Edo freundlich bewirthet und reichlich begabt.

Frau Jarste war zur Abendzeit, in zerrissenen und beschmutzten Kleidern, mit wunden Füßen auf des Bruders Burg zu Jever angekommen, sie, die kaum gewohnt gewesen war, den Hof der väterlichen Burg zu Fuße zu verlassen. Edo Wiemken mußte erzürnt werden bei ihrem Anblicke, denn er hatte keine Ahnung von Allem, was auf Hoskenwurtz vorgefallen war, und erkaunte daher um so mehr, die geliebte Schwester in diesem Zustande vor sich zu sehen, die er von Reichthum und Bequemlichkeit umgeben, als Gebieterin auf der Burg ihres Gemahls wählte. Indes bedurfte sie der Ruhe und Pflege, die Edo's Gattin ihr liebend gewährte. Erst am andern Tage war sie gefaßt genug, dem Bruder Alles zu erzählen, was sie gelitten, und wir haben gesehen, wie er den Bericht von dem Frevel des unwürdigen Schwagers aufnahm.

In Esenshamm war Alles in größter Verwirrung. Im gestreckten Gallop kam der Häuptling von der Wurtz her durch's Dorf gesprenzt, warf sich am Kirchhofsthore vom Roß und ertheilte Befehl, schleunig den mit Wlidscharten versehenen Thurm mit Mannschaft zu besetzen. *) Edo Wiemken und die mit ihm verbündeten Bremer hatten ihm Fehde angesagt und schon zogen die bewaffneten Schiffe der Bremer die Weser herab. Ihre Landung zu verhindern, war er zu schwach, darum warf er mit seinem besten Eigenthum sich in die besetzte Kirche, wo er sicher zu sein hoffte, und ließ nur wenig Mannschaft zur Bewachung der Burg zurück, die er gegen einen starken Feind zu vertheidigen, doch nicht im Stande war.

Aber während Hajo sich immer mehr befestigte, seine Anhänger unter den Landleuten in vier Bauerschaften an sich zog und alle Zugänge zur Kirche mit Mannschaft verwahrte, während die Bremer mit ihren großen Schiffen (Eken genannt) landeten und das verabredete Bundes-Contingent, hundert Mann, theils zu Pferde, theils zu Fuß, und die Wliden **) ausschifften, welche zur Belagerung dienen sollten, während sie große Vorräthe von Bremer Bier an's Land schafften, bestimmt, das Belagerungsheer zu stärken und zu ermutigen, zog aus Westen ein starkes Heer Bewaffneter zu Lande heran. Edo Wiemken war es mit seiner Schaar, zu Roß und zu Fuß, wie es im Bündnisse festgesetzt war, und ihm hatte Sibeth Hinrichs, Häuptling zu Burhave ***) gleichfalls ein Verbündeter der Bremer, mit seiner Mannschaft sich angeschlossen. Ein großer Trost folgte ihnen, denn sie hatten es übernommen, das verbündete Heer mit Röhren, Schweinen, Schafen, Butter und Käse zu versorgen, so wie Bremen die Verproviantirung mit Brod und Bier übernommen hatte.

Edo Wiemken aber konnte es nicht erwarten, bis das Bremer Heer zum Angriff bereit war, er mußte an dem Eigenthum Hajo Hosken's seine Rache kühlen. Wie ein Sturm brausete das Heer aus Westen über die Ebene hin, bald war Hoskenwurtz umzingelt, und da

*) Der jetzige Kirchturm zu Esenshamm, obgleich er auch Wlidscharten hat, scheint doch nicht der alte Festungsturm zu sein, den, wie wir sehen werden, die Feinde zerstörten. Dennoch ist auch der jetzige Thurm sehr alt, und die Kirche muß bald wieder besetzt worden sein, da sie 1414 abermals von den Bremern und Oldenburgern belagert und erobert wurde.

**) Wliden waren Wurfmaschinen, womit man große Steinmassen gegen die belagerten Mauern schleuderte, auch glühende Steine und brennende Fackeln, oder große, mit Brennmaterialien umwickelte Pfeile.

***) Der Häuptling von Burhave, Lübbe Sibeths, der Schwiegerohn Edo Wiemkens war vermuthlich ein Sohn dieses Sibeth Hinrichs und führte nach friesscher Sitte den Vornamen des Vaters als Zunamen.

die geringe Mannschaft auf derselben mehr zur Wache als zur Vertheidigung dort war, leistete sie keinen Widerstand. Edo fand nicht, was er suchte, denn seine beweglichen Güter hatte Gajo nach Esenshamm geschafft und Liet war entflohen; man hat nie wieder von ihr Etwas vernommen. Aber in den Gefängnissen des Thurms fand Edo mehrere gefangene Kaufleute, in dem elendesten Zustande, an Händen und Füßen mit haarenen Stricken so fest geknebelt, daß die Stricke die Haut durchschnitten hatten, und tiefe Wunden die Folge davon gewesen waren. Das war die Weise, wie Gajo die auf seinen Raubzügen zu Wasser und zu Lande Gefangenen peinigete, damit sie desto eher Rath schafften, ihm das geforderte, oft unerschwingliche Lösegeld zu zahlen, und oft ließ er die rauhen Stricke in den wunden Einschnitten hin und herziehen, um die Schmerzen der Gepeinigten zu vermehren; ja er band ihnen Haarstricke um den bloßen Leib und ließ solche mit Knebeln zudrehen, bis die Pein sie seinen Forderungen nachgiebig machte. Edo Wiemken setzte die Gefangenen in Freiheit, aber die Burg ließ er in Flammen auflodern, und als Alles niedergebrannt war, zog er weiter gen Esenshamm, wo indeß auch die Bremer sich eingefunden hatten.

Bald war nun die Kirche ringsum eingeschlossen; nach der Westseite hin lagerten sich die Bremer, denen auch Osterfader zu Hilfe gezogen waren, und nach der andern Seite die beiden friesischen Häuptlinge. Der Angriff begann von allen Seiten mit der größten Wuth, aber Wuth und Verzweiflung widerstand ihm. Die Mauern wurden mittelst der Bliden mit schweren Steinen beschossen, die Vertheidiger derselben mit Pfeilen, und zwischen durch wurde gestürmt. Dreizehn Tage hatte die Belagerung gedauert und 5 Last Pfeile hatten die Belagerer verschossen, da gelang es am dreizehnten Tage, die Kirche mit Sturm zu erobern, aber nicht ohne großen Verlust, denn der Sturm dauerte von dem Morgen bis zur Vesperzeit. Junker Hermann von Werfabe war unter den Todten der Belagerer, nebst mehreren Bürgern von Bremen, und manchen tapferen Friesen; auch waren Viele verwundet. Als die Belagerer sich im Besitz der Kirche befanden, zog Gajo in den Thurm sich zurück, um noch dort sich zu vertheidigen, allein nun untergruben die Belagerer das Fundament des Thurms, setzten Stützen unter denselben und zündeten dann diese Stützen an. Als diese verbrannten, stürzte der Thurm nieder, und da die Belagerer dabei nicht mit der gehörigen Vorsicht zu Werke gegangen waren, wurden Mehrere von ihnen durch den stürzenden Thurm erschlagen. Auch viele der Belagerten fanden dabei ihren Tod, doch Gajo Hosken fiel lebendig in die Hände der Sieger.

Edo Wiemken überließ den Bremern die Kirche zu Esenshamm, die sie gänzlich demolirten, *) für sich

*) Dies geschah im Jahre 1381 (nach Anderen 1384), doch muß die Kirche bald wieder befestigt sein, denn als im Jahr 1414

verlangte er, außer dem vertragsmäßigen Antheil an der Beute, nur den gefangenen Häuptling, um wegen des Betragens gegen seine Schwester ihn zur Strafe zu ziehen, und die Bremer waren gern damit zufrieden. Sibeth Hinrichs wurde durch Land entschädigt; die Bremer aber zogen an der Weser hinauf, nahmen alle befestigte Kirchen ohne Widerstand ein und zwangen die Einwohner, ihre Burgen zu zerstören.

VI.

Edo Wiemken nahm seinen gefangenen Schwager mit nach Jever, wo er ihn in Fesseln legen und unter denselben Entbehrungen im Thurm seiner Burg schmachten ließ, die derselbe seine unglückliche Gemalin hatte erdulden lassen. Hatte aber diese ihre Leiden in Geduld ertragen und nur im Gebete von Gott Hilfe erfleht, so behielt dagegen Gajo auch im Gefängnisse seine Halsstarrigkeit und seine wilde Wuth. Er tobte und suchte alle Mittel, sich zu befreien. Da er sogar eine Meuterei unter dem Burggenossen Edo Wiemkens anzuzetteln suchte, indem er ihnen reichen Lohn von seinen angeblich verborgenen Schätzen versprach, wenn sie ihn zur Freiheit verhülfsen, da verhängte Edo Wiemken über ihn als Strafe die Pein, die so mancher unglückliche Kaufmann unschuldig erlitten hatte, er ließ ihm Haarseile um den bloßen Leib legen, und solche mit Knebeln zudrehen. Gajo aber tobte nur um so mehr, und durch Fluchen und Schimpfen suchte er den Schmerz zu unterdrücken. Er reizte jedoch dadurch nur Edo's Knechte, desto fester das Seil anzuziehen, bis endlich mit dem letzten Fluche seine Seele entfloß. *)

Frau Jarste bedurfte einiger Zeit, sich von den Folgen der schlechten Behandlung zu erholen, die sie hatte erdulden müssen, und vergebens suchte sie ihren Bruder zu bewegen, daß er nicht so grausame Rache nehme an ihrem unwürdigen Gemahl. Später verheiratete sie sich jedoch wieder an Ulrich von Seedicke und ihr Bruder gab ihr zur Aussteuer siebenhundert Grafe Landes. Sie wurde die Stammutter zweier geachteten Familien, deren einer Kemmer von Seedicke, der treue Minister Mariens von Jever angehörte, und der anderen Boyung von Didersum der ritterliche Vertheidiger und langjährige Verehrer derselben.

die Bremer mit ihren Bundesgenossen abermals das Stadt- und Putzadingerland durchzogen, um die Häuptlinge, welche sich ihrer Herrschaft zu entziehen strebten, zum Gehorsam zu bringen, mußten sie auch wieder die Kirche zu Esenshamm mit Gewalt einnehmen. Der ehemalige Pastor Meyer zu Esenshamm, ein bekannter vaterländischer Geschichtsschreiber, besaß eine Blide, welche im Wurf der Pastorei, dem ehemaligen Graben der befestigten Kirche, gefunden war, und welche er dem bremischen Geschichtsschreiber Mushard schenkte. Ob diese von der ersten oder zweiten Belagerung herrührte, ist freilich ungewiß.

*) Die Chroniken sagen, Edo Wiemken habe ihn mit einem haarenen Taur von einander winden lassen. Es bedarf nur eines Nachdenkens, um zu finden, daß das gar nicht möglich ist.

Theater.

1.

Der verehrten Theater-Direction gereicht es zum unbefreitbaren Lobe, daß sie durch Wahl und Aufführung neuer, dem hochwichtigen Zwecke des Institut's angemessener Stücke, die Leistungen unserer Bühne bedeutend gesteigert hat. Noch mehr würde dieses der Fall gewesen sein, wenn durch zweckmäßigere Verwendung des Personals eine größere Einheit des Spiels wäre erzielt worden, was manches Mal eine unangenehme Verstimmung des Publikums mag herbeigeführt haben. Ein wohlgefälliger Gliederbau, interessante Blässe des Gesichts machen den Schauspieler oder die Schauspielerin noch nicht einer Rolle, vielleicht der Hauptrolle würdig; Hauptsache ist und bleibt richtige Auffassung, verbunden mit einer derselben angemessenen Darstellung.

Beide Bedingungen haben wir oft in den Bestrebungen jüngerer Mitglieder des Personals bethätigt zu sehen Gelegenheit gehabt; und liegt es gewiß im Interesse der Zukunft unsere Bühne, durch bildendere Bethätigung solcher Talente, vor Erschlaffung und Pfüschereien zu bewahren. Möge es uns erlaubt sein, hier auf das Spiel des Herrn Otto aufmerksam zu machen, das, nach öffentlichem Urtheile und Kritik, sich mancher glücklichen Erfolge zu erfreuen gehabt; dessen Kräfte, ohne Frage, einem größeren Wirkungskreise gewachsen sind.

Mehrere Theaterfreunde.

2.

Mit Bedauern wird unser Publikum vernehmen, daß die Intendantz die sich ihr im Laufe des verflossenen Winters mehrfach darbietende Gelegenheit an die Stelle des Herrn Häfer, welcher nach dem Ausspruche des Arztes kaum binnen Jahresfrist die Bühne wieder würde betreten können, einen tüchtigen Liebhaber zu engagiren, der auch das hier ganz unbefegte Fach der jugendlichen Liebhaber-Rollen auszufüllen im Stande ist, stets ungeprüft hat vorübergehen lassen. Mehrere Male wurde ihr der Vorschlag gemacht, Hrn. Richter, welcher bis vor Kurzem in Bremen, wenn auch nicht mehr engagirt, doch durch andere persönliche Verhältnisse zurückgehalten war, jenem erkrankten Mitgliede der Bühne zu substituiren. Allein alle solche wohlgemeinte Rathschläge scheinen spurlos vorüberzugehen, indem selbst ein Antrag zu Gastrollen unter sehr annehmblichen Bedingungen, von der Hand gewiesen wurde.

Jetzt scheint die Möglichkeit, einen der besseren Künstler dieses Fachs, dessen Vorzüge hauptsächlich darin bestehen, daß er vielseitig und von aller Manier frei ist, für unsre Hofbühne zu gewinnen, verschwunden zu sein, da Herr Richter ein äußerst vortheilhaftes Engagement mit der Direction des Leipziger Stadttheaters abgeschlossen und auch vom Burgtheater zu Wien, dessen Director,

v. Holbein, ihm für eine bloße Unterredung in Wien 100 Gulden Reisegeld zahlt, Engagements-Anträge erhalten hat, auf welche er indessen nur mit Aufopferung einer in dem Leipziger Contracte stipulirten Conv. Strafe von 500 \mathcal{F} würde eingehen können.

Mit Recht dürfte daher Hof und Publicum erwarten, daß die Intendantz und Direction sich über diese anscheinende Nichtbeachtung unserer theatralischen Interessen erklären.

Oldenburg 1843, Mai 3.

Correspondenz *)

Delmenhorst, April 20, 1843. Es ist heute ein Jahr, daß unser allverehrter Cantor Gerken beerdigt wurde. Ueber die dabei stattgehabten Feierlichkeiten haben wir damals Mittheilung gemacht. Heute wurde sein Grab mit einem, im Kunstguß sehr gelungenem, eisernem Kreuz geschmückt. Es trägt auf der einen Seite die Inschrift: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen. Spr. Salom. 10, 7. Dem Andenken des Verstorbenen gewidmet von seinen dankbaren Schülern und Mitbürgern.“ Die andere Seite: „Hier ruht Johann Heinrich Gerken, geb. 9. Januar 1770. Er wurde Cantor zu Delmenhorst 1. October 1795, starb 14. April 1842.“

Einige junge Damen hatten einen Kranz aus Immergrün und Ephen gewunden. Er schmückt das Kreuz. Gewiß ist er nicht der letzte; die dankbare Erinnerung an den Verewigten, wird noch manches Jahr seinen Todestag ehren.

*, Durch Zufall verspätet.

Kirchennachricht.

Vom 29. April bis 5. Mai 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 26) Schneidermeister Hinrich Wilhelm Magnus Müller und Meta Sophie Louise Blohm. 27) Tischlermeister Johann Hermann Brinkmann und Anna Franzisca Elise Köster. 28) Drechslermeister Johann Christian Georg Regahl und Johanne Friederike Lucie Weisenborn. 29) Caspar Oltmann Wiemken und Anna Margarethe Willers. 30) Carl Friedrich Ludwig Köhne und Anna Helene Margarethe Eiserbeck. 31) Stabsfourier Johann Hinrich Eiben und Adelheid Ottilie Johanne von Gruben. 32) Gerhard Hermann Diedrich Brand und Anna Margaretha Bischen, geb. Sparenberg. 33) Heinrich Bernhard Theilmann und Gesche Margarethe Detken. 34) Diedrich Friedrich Gerhard Wichmann und Diederike Catharine Helene Brüggemann. 2. Getauft: 132) Karl Theodor Heinrich Bauer. 133) Ein uneheliches Mädchen. 134) Hinrich Wilhelm August Harms. 135) Johann Friedrich Franz Unkraut. 136) Marie Charlotte Henriette Pape. 137) Elise Sophie Caroline Wilhelmine von Münster.

3. Beerdigt: 112) Johann Gramberg 6 T. 113) Oltmann Janßen 2 T. 11 M. 114) Friederike Gesine Regine Bellini, geb. Bruns 39 T. 6 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 7. Mai.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Rumpf aus Esenshamm.

Vorm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Baretmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 19.

Sonnabend, den 13. Mai.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

Es giebt wohl noch in Oldenburg Greise, die sechzig und siebzig Jahre zurück denken und sich der Zustände des Herzogthums und der Stadt erinnern, als sie noch vernachlässigte, tief verschuldete Provinz und Verbannungsort eines fernem Königreichs waren. Vor kurzem lebte noch unter uns ein Greis, der mit großer Wärme in seine Jugend und Kindheit sich zu versetzen liebte und mit lebhaften Farben ein treues Bild jener Zeiten darzustellen wußte. So abschreckend dies Gemälde ist, so unbegreiflich ist davon der Abstand des gegenwärtigen Zustandes Oldenburgs in so kurzem Zeitraume geworden. Seit siebzig Jahren freilich hat fast ganz Deutschland ein anderes Ansehen erhalten und vielseitig Fortschritte gemacht. Den meisten Ländern und Städten war es leicht; sie durften nur im Strome der Zeit, der seine Bedürfnisse und Vorstellungen herbeiführt, sich willig gehn lassen; sie waren schon Etwas, oder waren schon Vieles, Großes und konnten mit vielen, großen Mitteln noch weit Größeres ohne Anstrengung werden, Größeres zum Theil als sie geworden sind. Aber ein ausgezogenes, tief verschuldetes, von mächtigen Nachbarn eingeschlossenes und vielseitig behindertes Ländchen, was kann das werden? wo die Mittel finden, empor zu kommen, unbelastet, schuldenfrei, wohlhabend, zufrieden und dankbar zu werden und in Intelligenz jeder Forderung der Zeit zu genügen? Dennoch, ohne großsprecherische Publicität, in aller Stille, in dem kurzen

Zeitraume von 57 Jahren ist Oldenburg das geworden. Ihr, die Ihr das Heil der Menschheit in der Volkssouverainität sucht, in constitutionellen Staatsformen und durch diese in Erhebung des Bewußtseins des Volkes, in dem vielleicht kein Einzelner ist, der versteht, was Ihr zu seinen Gunsten wollt, Ihr, die ihr die Worte liberal und Liberalität aus seiner großen, edeln Bedeutung in das Schiboleth einer Volkspartei verkehrt, die in Feindseligkeit und Unfrieden selten Gutes, meistens sehr unnöthig Parteilich und gefährliche Mißverständnisse bewirkt — sagt mir doch, wodurch ward denn Oldenburg was es ist? Durch Volkssouverainität etwa? Nein! Durch die rein menschliche, väterliche Sorge und Mühwaltung zweier edler Männer, die wir Oldenburger nur zu gut kennen und dankbar verehren.

Von Allem was durch die Sorgfalt unseres Großherzogs und seines verewigten Vaters in Oldenburg ausgerichtet worden ist, will ich nur von dem anscheinend Kleinsten sprechen, was so leicht übersehen wird, weil sein heilbringender großer Einfluß selten so nahe liegt, daß ihn der flüchtig eilende Blick nicht verkennen sollte, wie man sich wohl der Wohlthaten eines Schiffe tragenden, Länder verbindenden Stroms erfreut, dessen unscheinbare Quelle aber wohl ausnahmsweise nur ein neugieriger Wanderer erspäht. — Es sind die Großherzoglich-Oldenburgischen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, von denen ich sprechen will.

Die älteren dieser Sammlungen, unter der vorigen Regierung begründet und unter ihr wie unter der gegenwärtigen fortgesetzt und mehr und weniger ansehnlich vermehrt, sind die öffentliche Bibliothek, die Privatbibliothek

Er. Königlichen Hoheit und die Sammlung alter Gemälde. Die Erstere ist bereits zu nahe an 60,000 Bänden angewachsen und hat zum Unterricht im Publikum und zu Ausbildung der in ihm verbreiteten Intelligenz gewiß sehr wesentlich beigetragen. Die Privatbibliothek des Großherzogs ist, als solche, mit seltener Liberalität jedem wissenschaftlichen Bedürfnisse von je her geöffnet worden und dürfte eben sowohl mit Recht eine öffentlich gemachte genannt werden, wenn sie auch blos müßige Romanenleser nicht zuläßt. Mit ihr ist eine ansehnliche Kupferstich-Sammlung verbunden, wie sie sonst nur in Residenzen mächtiger Fürsten und großen Hauptstädten gesucht wird. Die Sammlung der Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts endlich, ist wesentlich die Schöpfung des kunstliebenden hochseligen Herzogs und verdankt ihre sorgfältige Erhaltung und die gegenwärtig fortgehende General-Restauration der Gemälde dem Kunstsinne unsers Großherzogs. Der plastische Kunstsinne der Liebhaber und Künstler in Oldenburg findet bis zu einem gewissen Grade Befriedigung in einer Sammlung Gypsabgüssen der wichtigsten Werke des griechischen Alterthums. Auch an geschnittenen Steinen und Cameen aller und neuer Zeit fehlt es dem leicht zugänglichen Privat-Besitze Sr. Königlichen Hoheit nicht. Seitdem nun auch der Versuch der Stiftung eines Kunstvereines zu gelingen und die Theilnahme eines großen Theils des Publicums erlangt zu haben scheint, zeigt sich, daß dieses für den wohlthätigen Einfluß der Kunst, der Cultur und Würdigung des Schönen, offenen Sinn hat; ein schönes und wichtiges Wahrzeichen! da der Sinn für das Kunstschöne, wo er rechter Art ist, in seinem Grunde nicht selten den Trieb zum Sittlich-Schönen erweckt und ausbildet.

Unter der jetzigen Regierung begründet, also noch ihrer Geburt nahe, aber mit großer Freigebigkeit gefördert, sind die Sammlungen der Alterthümer, Münzen, Naturalien und physikalischen Apparate. Wenn diese zum Theil sehr kostbaren Sammlungen zur Genüge beweisen, daß dem Stifter derselben kein wissenschaftliches Streben fremd, keines gleichgültig ist, so verdienen zumal die beiden letztern vorzüglich unsern Dank. Von je her hat man für wichtig, der Aufmerksamkeit und des Studiums würdig nur das gehalten und gelten lassen, was Menschen gethan und gesagt haben, und mit wegwerfender Gleichgültigkeit die Natur und ihre Kräfte und Bildungen auf sich beruhen lassen. Dem schlichtesten Menschenverstande ist aber doch klar zu machen, daß das Menschenwerk, das immer Unvollkommene, dem Menschen nicht wichtiger sein soll und kann, als die Natur, die in Allem Vollkommene, das flüchtig eilende Erdenleben nicht wichtiger als das Gesamtdasein des unsterblichen Menschen, und diesen aus seinen mangelhaften Aeußerungen kennen zu lernen nicht wichtiger, als den Schöpfer der Natur aus seinen Werken. Wenn nun aber der Mensch, befangen in seiner täglichen Bedürftigkeit, einer scheinbaren Wich-

tigkeit in den engen Grenzen eines dürftigen Erden-daseins nachjagt und den Blick dem unmittelbar Nächsten, das ihn unablässig, in demselben selbst, eng umgiebt, entzieht und seine hohe Wichtigkeit nicht anerkennt, weil es und so lang es ihm keine irdischen Vortheile und sinnlichen Genüsse verspricht; so scheint ihm, wahrlich! keine größere Wohlthat widerfahren zu können, als daß ihm die Gelegenheit gegeben wird, an gesammelten, nach leichter fasslichen, menschlichen Vorstellungen geordneten Werken der Natur, an Anstalten zum Erkennen ihrer Kräfte, sich zu besinnen, mit den Räthseln und Wundern der Schöpfung, ihrem Einfluß auf sich selbst, ihrer Creatur, als dem ihm Nächsten und Wichtigsten, vertrauter zu werden und ihren Schöpfer daraus besser kennen zu lernen, als aus den vielen unfruchtbaren theologischen Streitigkeiten, die dem mangelhaften Menschenwerk. — So väterlich sorgt für uns unser Landesherr, unser Landesvater sollt' ich sagen! Er sammelt auch, zum Theil um ansehnliche Kosten, nicht für sich allein, vielmehr für alle Oldenburger und jeden Menschen und schätzt die guten Erfolge bei ihnen als ein besseres Eigenthum, als seine Sammlungen.

Diese letztern Institute sind freilich erst sechs bis sieben Jahre alt, aber ihre Jugend hat bereits verhältnißmäßig viel geleistet und größere Fortschritte gemacht als die alten großen Museen andrer Länder in so kurzer Zeit, und die warme Theilnahme ihres Beschützers verspricht ihnen dauernde und fortgesetzte Ausbildung. In der Voraussetzung der Theilnahme der Oldenburger an Entstehung, Ausbildung und speciellere Nachricht vom jetzigen Zustande der ältern und neuern Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, wird diesen einleitenden Zeilen in diesen Blättern nach und nach eine Reihe ausführlicherer Abhandlungen folgen.

Theater.

Die Nummer 18 dieser Blätter enthält einen Aufsatz (Theater 2.), welcher der Berichtigung bedarf. Es heißt darin, das Publikum würde mit Bedauern vernehmen, daß die Intendanz mehrere sich in diesem Winter bietende Gelegenheiten: »an die Stelle eines erkrankten Mitgliedes einen thätigen jugendlichen Liebhaber engagiren zu können, stets ungenutzt habe vorübergehen lassen; daß sie ferner die ihr mehrere Male gemachten Vorschläge, den Schauspieler Richter in Bremen jenem erkranktem Mitgliede zu substituiren, unberücksichtigt gelassen, und endlich einen Antrag des genannten Schauspielers zu Gastrollen unter sehr annehmbaren Bedingungen, zurückgewiesen habe. Der Aufsatz schließt mit den Worten: Mit Recht dürfte daher Hof und Publikum erwarten, daß die Intendanz sich über diese anscheinende Nichtbeachtung unserer theatralischen Interessen erkläre.

Der Wahrheit gemäß kann versichert werden, daß die Intendanz sich mausgesetzt, aber leider vergebens bemüht hat, einen tüchtigen Substituten für Herrn Häfer zu engagiren; daß ihr, mit ihrem Wissen, nie bestimmte Vorschläge in Betreff des Herrn Richter gemacht worden sind, und daß ferner, aus dem einfachen Grund, ein Antrag des Herrn Richter zu Gastrollen, nicht abgewiesen worden ist, weil ein solcher Antrag nie von ihm gestellt wurde. Es kann sogar noch hinzugesetzt werden, daß Herr Richter eine ihm gemachte Aufforderung, in einer Rolle bei der hiesigen Bühne Beweise seines Talentes abzulegen, keineswegs entgegenkommend aufgenommen hat. Daß vielleicht Herr Richter der Intendanz von einem Dritten genannt oder gar empfohlen wurde, soll als eine Möglichkeit nicht bestritten werden.

Was die Schlussworte des erwähnten Aufsatzes betrifft, so soll hierauf ein für allemal erwidert werden, daß sich die Intendanz durchaus nicht verpflichtet glaubt, eine Aufforderung von einem Unbekannten, wie die in jenem Aufsatze ausgesprochene, zu berücksichtigen, und daß sie daher in Zukunft dergleichen Interpellationen unbeantwortet lassen wird. Wenn die Intendanz diesmal eine Ausnahme von dem eben Erklärten macht, so geschieht es nur, um ebenfalls ein für allemal zu zeigen, wie leicht sich dritte Personen in ihrem Urtheile über Dinge, welchen sie entfernt stehen, irren können.

Gern wird jedoch angenommen, daß der hier bekämpfte Irrthum aus der reinen Quelle des lebendigen Interesse für das hiesige Hoftheater hervorgegangen ist, und so mag denn die gute Absicht den Fehlgrieff entschuldigen.

Oldenburg, den 9. Mai.

Der Hoftheater-Intendant.

Friedrich Kaufmann und seine Instrumente.

Die Leser dieser Blätter sind in N^o 17 auf die Ankunft des Herrn Kaufmann aufmerksam gemacht worden, und da derselbe hier zwei Concerte gegeben, am 5. und 8. Mai, so darf man annehmen, daß ihn nicht unbesucht gelassen habe, wer in der Stadt für solche Leistungen Theilnahme empfindet. Auch unsern auswärtigen Lesern können seine Instrumente nicht unbekannt sein, da dieselben einen allgemeinen, man kann sagen, europäischen Ruf haben. *) Wie führen also bloß an, daß das Symphonion und das Chordaulodion einander ähnlich sind, indem sie aus Flötenwerken und Pianofortes be-

*) M. s. den Artikel »Kaufmann« im Conversationslexicon, und in Schillings Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universallexicon der Tonkunst, wo auch G. M. v. Webers Urtheil über den Trompeter-Automaten angeführt ist. Legteres Werk enthält auch unter »Belloneon, Chordaulodion, Crescendozug, Harmonichord und Trompeter« ausführliche Beschreibungen und Beurtheilungen der verschiedenen Erfindungen Kaufmanns.

stehen und durch Walzen, die ein Uhrwerk in Bewegung setzt, gespielt werden. Der mildere und weichere Ton des zweiten und der schärfere Klang des ersten begründet ihren Unterschied, der besonders fühlbar wird, wenn das Symphonion vom Piccolo, Triangel und einer verhältnißmäßig großen Trommel begleitet ertönt. Das Salpington besteht bloß aus 9 Trompeten und einem Paar Pauken. »Bewundernswürdig,« sagt ein gründlicher Tonmeister (Tomaschek, in den Beiblättern zu »Ost und West«) davon, »bewundernswürdig ist das schnelle Ansprechen der Trompeten. Daher das Halleluja aus Händels »Messias« von diesem Tonwerke ausgeführt, von einer so imposanten Wirkung ist, wie sie kaum ein virtuoser Trompeterchor hervorbringen würde.« Dasselbe Urtheil haben wir auch hier von Musiklern aussprechen hören. *) »Das Trompet-Automat,« fährt Tomaschek fort, »übertrifft Alles, was in dieser Art bisher gesehen und gehört worden. Ein ächter, kräftiger Trompetenschall und eine präcise Durchführung der Melodie lassen dem Hörer Nichts zu wünschen übrig, und zeigen zugleich, mit welcher Vollendung Herr Kaufmann die schwierigsten Aufgaben der Mechanik und Akustik zu lösen weiß.« Ein lebender Trompeter würde freilich vergebens sich bemühen, diesen Trompeter zu erreichen, denn Töne, die sonst nur durch Steyfen erzeugt werden können, entstehen hier in gleicher Stärke mit den natürlichen Tönen allein durch die mechanisch-akustische Vorrichtung, und eben so kommen Doppeltöne zum Vorschein, die wohl schwerlich je ein menschlicher Mund nachblasen wird. »Doch,« schließt Herr Tomaschek, »für die Krone aller Erfindungen halte ich sein Harmonichord, das sich in Form eines aufrechtstehenden geschweiften Pianofortes darstellt, und, mit einer Tastatur versehen, jeder geistigen Regung folgen kann. Eine Walze, die man mittelst zweier Pedale und eines Schwungrades in Bewegung setzt, ist ein

*) Dies Instrument hieß früher Belloneon und von einem Exemplar desselben, welches König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gekauft hatte, erzählt man eine besondere Anekdote. Dasselbe stand nämlich in einem Saale des königl. Schlosses zu Potsdam, als im J. 1806 Napoleon dort sein Hauptquartier hatte, und war mit einer Uhr in Verbindung gesetzt, so daß es zu einer bestimmten Minute zu spielen anfing. Ein kaiserlicher Ordnonanzofficier, der von der Langenweile geplagt, müßig die Säle des Schlosses durchstrich, zog es einst auf und vom Muthwillen getrieben, stellte er es auf die Mitternachtsstunde. Da plötzlich in der nächsten Nacht schmetterten die Trompeten den Marsch der Garde du Corps durch die stillen Räume und Pauken wirbelten därein. Erschreckt fuhr Alles auf, selbst Napoleon wurde beunruhigt, die Wachen traten ins Gewehr und die Trommel weckte die Schlafenden. Bald war freilich der Grund der nächtlichen Feldmusik entdeckt, aber nicht so schnell der Veranlasser derselben, der mit Recht fürchtete, Napoleon habe den schlechten Spasß übel genommen, den man auf Rechnung irgend eines im Schlosse zurückgebliebenen Dieners des Königs schrieb. Erst im russischen Feldzuge entdeckte sich gelegentlich der Thäter.

sehr wichtiger Bestandtheil dieses Instruments, da durch Niederdrücken der Tasten die bedeutend dicken messingenen Saiten zum Er tönen gebracht werden. Wahre Sphärenklänge sind es, die sich durch diese Friction entwickeln, und da sie Flageolet-Töne sind, so kommen sie den Klängen einer Aeolsharfe wohl am nächsten. Daß sich aber der Zauber, der in den Klängen dieses Harmonichords liegt, durch Worte nicht schildern läßt, wird Jeder, der das Instrument gehört hat, mir zugeben. Ich sagte so eben, daß es Flageolet-Töne sind; diese entwickeln sich aber hier nicht wie beim Monochord, nach den Gesetzen der gewöhnlichen harmonischen Progression, ihre Entwicklung ist auf eine andere, jedoch immer natürliche Berechnung basirt, worüber man freilich erst nach einer, in den inneren Bau des Instrumentes genommenen Einsicht ein gültiges Wort sprechen könnte. Die Färbung des Tones, vom leisesten Hauch bis zur größten Tonanschwellung hat der Spieler ganz in seiner Macht, und Herr Kaufmann versteht es auch meisterhaft, seinem durchaus reinen und präcisen Spiel gehörig Licht und Schatten zu geben. Ein anderer Kritiker beschreibt das Harmonichord als »ein Tasteninstrument mit Metallsaiten, von ganz eigenthümlichem Klange, Aeolsharfenartig, mit beliebiger Dauer und Anschwellung nicht bloß der ganzen erklingenden Tonmasse, sondern jedes einzelnen Tones, so daß ein Ton anwachsen kann, während ein anderer verklingt; dabei hat der Klang nicht das ermüdend Kränkliche der »Physharmonika«, noch auch zerfällt er in verschiedene getrennte Register, wie Buschmanns »Terpodion«, sondern der ganze Umfang von $4\frac{1}{2}$ Octaven (vom großen C bis dreigestrichenen F) hat eine Klangfarbe. Die Töne sind Flageolet (Harmonika-Töne) indem nicht die ganze Saite erschwingt, sondern die (ungefähre) Quinte der vollen Saitenlänge ertönen läßt. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß wunderschöne, ganz ätherische Effecte in diesem Harmonichord liegen, und Herr Kaufmann weiß sie auf überraschende und ergreifende Weise hören zu lassen.« Poetischer noch urtheilt ein dritter Recensent: »Hr. Kaufmann hat durch die Erfindung des Harmonichords eine ganze neue Welt von Tönen erstehen lassen, Töne, die vom leisesten Hauche, vom kaum hörbaren Geflüster bis zum tobenden Sturm, bis zur schauerlichen Höllenlage der Verdammten, aller Modulationen fähig sind, Töne, die bald wie ein Wiegenlied klingen, womit die weinende Mutter ihr krankes Kind in den Schlaf lullt, bald wie eine Hymne stürmen, die die Windsbraut durch die Lüfte braust, Töne, die in den Himmel aufzusteigen scheinen, um in den Lobgesang der Sphären mitzujubeln. Das Harmonichord übt eine Macht auf das Gemüth des Hörers, wie kein zweites Instrument; von stets gleicher Lieblichkeit des Tones bei so vielen kaum geahnten Abstufungen desselben, überflügelt es in der feinen Nuancirung

des Piano und Forte, im mächtigen Aufschwellen des Crescendo und dem langsamen Verhauchen des Decrescendo jedes andere Tonwerkzeug.«

Wir haben diese verschiedenen und doch einstimmigen Urtheile hier zusammengestellt, weil sie dasselbe sagen, was wir hier von den Hörern des Hrn. Kaufmann vernommen, und was wir zum Theil selbst empfunden haben. Das Spiel des Hrn. Kaufmann ergreift wunderbar, nicht nur wenn er allein auf dem Harmonichord sich hören ließ und wenn er die Declamation wie extemporirend begleitete, sondern auch wenn dieses Instrument sich mit den übrigen vereinigte. Wenn übrigens es sich von selbst versteht, daß in solchen durch Mechanismus zu bewegenden Instrumenten, die Abschnitte, welche zur Bezeichnung der Zeiten dienen, genau berechnet sein müssen, so überrascht es doch immer, zu hören, wie bei diesem Zusammenspielen der Instrumente sie so genau zur bestimmten Zeit einfallen und nicht die geringste Stockung das gehörige beisammenbleiben verhindert.

Schließlich noch die Bemerkung, daß schon Friedrich Kaufmann's Vater, Johann Gottfried, welcher am 10. Apr. 1818 in Frankfurt starb, der Erfinder der meisten dieser Instrumente ist, bei deren Ausführung jedoch sein Sohn ihn unterstützte. Zum Harmonichord gab der Sohn die erste Idee an, und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die originelle Art der Stimmung aber ist die Erfindung des Vaters. Wie der Vater den Sohn an mechanischer Erfindungskraft übertraf, so ist der Sohn bei Weitem gründlicherer Musiker als der Vater, der eigentlich nie Unterricht in der Musik erhalten hatte.

Kirchennachricht.

Vom 6. bis 12. Mai 1843 sind in der Old. Gem.
1. Copulirt: 35) Carl Gerhard Georg Priesner und Wilhelmine Magdalene Anna Dorothee Hasselhorst. 36) Gerhard Kortlang und Anna Catharine Behrens. 37) Vater Hermann Hoting und Sophie Caroline Friederike Schröder. 38) Hermann Hinrich Bölsler und Auguste Catharine Elisabeth Helms. 39) Sergeant Johann Theodor Brockhaus und Caroline Elisabeth von Hörken. 40) Marten Schmeyers und Gesche Margarethe Weinert. 41) Johann Friedrich Wintermann und Anna tom Büffel.
2. Getraut: 138) Wilhelm Georg Theodor Weber. 139) Johann Christian Wilhelm Raewer. 140) Ludwig Gottfried Nicolaus Böhme. 141) Anna Catharine Klockgeter.
3. Beerdigt: 115) Anna Brünning 26 J. 3 M. 116) Schlächtermeister Joachim Eiert Müller 60 J. 1 M. 117) Puttmacher Johann Gerhard Hinrich Hellmann 57 J. 2 M. 118) Paul Friedrich August Tegtmeyer 10 J. 10 M. 119) Johanne Margarethe Gerhardsine Ahrens 2 J. 3 M. 120) Anna Sophie Friederike Mathilde Ahrens 2 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 14. Mai.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hülfsprediger Baretmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 20.

Sonnabend, den 20. Mai.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

I. Die öffentliche Bibliothek.

Als nach dem Tode des Grafen Anton Günther das Allodialvermögen desselben und somit auch die auf hiesigem Schlosse aufbewahrte Bibliothek in die Hände seines Sohnes des Grafen von Oldenburg kam und nach Varel übersiedelt wurde, woselbst die Bibliothek bis auf wenige Stücke, durch einen Brand verloren ging, befand sich in der Stadt Oldenburg keine Bibliothek, wenn man nicht die von dem geflüchteten Holländer Meursius gestiftete, noch jetzt bestehende Schulbibliothek hierher rechnen will. Gar bald wurde bei den hiesigen Beamteten dieser Mangel fühlbar und mußte um so fühlbarer werden, als Männer hierher kamen, denen in Kopenhagen die reiche Bibliothek zur Benützung offen gestanden hatte. Diesem Mangel abzuhelfen, war erst dem hochseligen Herzog Peter Friedrich Ludwig vorbehalten, als derselbe die Regierung des Landes antrat. Ein Freund der Künste und Wissenschaften, suchte er diesen Mangel zu beseitigen und ergriff mit Freuden die sich 1790 darbietende Gelegenheit, die Bibliothek des im September 1791 zu Hannover verstorbenen Hofraths und Geheimen Kanzleisecretairs G. F. Brandes für 24000 R Gold und eine jährliche Leibrente von 300 R Gold anzukaufen; obgleich ihm zu derselben Zeit auch des obengenannten Brandes ausgezeichnete Kupferstichsammlung zum Kauf

war angeboten worden. Der hochselige Herzog verzichtete auf seinen Lieblingswunsch, für seine Privatsammlung von Kupferstichen diese Acquisition zu machen und zog es vor, durch die Brandes'sche Bibliothek den Stamm zu einer öffentlichen zu bilden. Mit dieser Bibliothek, welche meist seltene und werthvolle Bücher enthielt und ungefähr 22000 Bände umfaßte, wurde die Bibliothek des Pastor Neumann, meist aus Oldenburgisch bestehend, so wie die des in Kiel verstorbenen Professors Trendelenburg, welche in der Jurisprudenz reichhaltig war, vereinigt, so wie ihr von Privaten manches gute Buch zufloß.

Bei der französischen Occupation des Landes wurde die Bibliothek als Privateigenthum des vertriebenen Landesherren in Anspruch genommen, jedoch durch einen Scheinkauf 1811 glücklich den Händen der französischen Behörden entzogen. Nachdem der hochselige Herzog wieder in das Land zurückgekehrt war, so ließ derselbe sich die Vermehrung der Bibliothek, welche 1815 wieder zurückgebracht wurde, aufs Neue angelegen sein, um so mehr, als nicht allein — wie es bei jedem größeren Transport zugehen pflegt — manche der Bücher beim Aus- und Einpacken verloren gegangen oder ruiniert, sondern auch viele durch Franzosen aus den in Bremen stehenden Kisten entwandt worden waren. Es wurde daher die Bibliothek des Kanzleiraths Gramberg angekauft, so wie vom Jahre 1815 an die Ueberschüsse aus den Einkünften der Anzeigen und der Zeitung und später auch aus dem Staatskalender und den Oldenb. Blättern, so wie der Betrag der verkauften Gesefsammlung der Kasse überwiesen. Der 1826 verstorbene Pastor Jedelius in Fada legirte ihr auch einige (80) Bände, nach der Auswahl des Bibliothekars.

Nach dem Hinscheiden des Hochseligen Herzogs Peter Friedrich Ludwig, beglückte Se. Königl. Hoh. der Großherzog die Stiftung seines Vaters mit seiner Aufmerksamkeit, indem Höchstderselbe 1833 die Bibliothek des verstorbenen Conferenzraths Meng, 1839 die des verstorbenen Staatsraths Thiele, 1842 die des verstorbenen Hofraths Dr. Voh und in diesem Jahre einen Theil der Bibliothek des Hrn. Geh. Kirchenraths Dr. Böckel anzukaufen geruhten, so wie auch verordneten, daß die Schulbibliotheken in Zeven und Cutin mit der hiesigen Bibliothek ihre Doubletten austauschen sollten. Durch das Landgericht in Zeven wurde die schon vorhandene, ungefähr 20000 Stück umfassende juristische Dissertationsammlung, noch um einige Tausende vermehrt, so wie mit dem angekauften Theile der Böckel'schen Bibliothek auch circa 3000 Stück Dissertationen (meist theologischen Inhalts) in den Besitz der Bibliothek gekommen sind. Durch die Bemühungen des Archivsecretsairs Dr. Levertius gelangten aus dem hiesigen Kirchenarchive mehre Handschriften und Incunabeln, welche vielleicht einen zurückgelassenen Theil der alten Bibliothek gebildet haben, zu der jetzt bestehenden öffentlichen; so wie auch einige nicht ganz werthlose Geschenke ihr anheimfielen. Mit einigen hier bestehenden Lesegesellschaften, z. B. der juristischen, waren schon früher Verträge hinsichtlich der von denselben angeschafften Bücher geschlossen worden, mit andern wurden selbige erst in neuerer Zeit abgeschlossen. Durch die vermehrten Einnahmen der verschiedenen, zum Ressort der Bibliothek gehörigen Druckfachen, war es in neuerer Zeit auch möglich, theils auf dem Wege des Buchhandels, theils durch Auctionen, den Umfang der Bibliothek zu erweitern.

Ob wir jedoch auf die einzelnen besonders hervorzuhelenden Gegenstände übergehen, sei es erlaubt, auch einiger Bücher zu gedenken, welche durch ihren Einband ihre Abstammung aus berühmten Bibliotheken nachweisen können. So finden wir z. B. unter den Aldinen einzelne Bände aus den Sammlungen der bekannten Bibliophilen Jos. Smith, v. Hoym, während andere Bände die gesuchten Wappen Colberts, des Grafen von Büchau oder des Kurfürsten August von Sachsen (des Stifters der königlichen Bibliothek zu Dresden) führen, und somit wie die, mit dem Herzogl. schleswig-holsteinischen, dem dänischen oder französischen Wappen versehenen, ihren Stammbaum aufweisen. So kleinlich dies auch scheinen mag, so wichtig ist es dennoch dem Bücherfreunde, weil Exemplare aus diesen Sammlungen als besonders gut erhaltene vor den übrigen einen größeren Vorzug verdienen.

Ziert nun schon eine solche Aeußerlichkeit ein Buch, wenn es auch nicht durch seinen innern Werth von großer Bedeutsamkeit sein sollte, wie vielmehr wird das der Fall sein, wenn zu der guten Schale auch ein guter, gehaltreicher Kern kommt. Außer durch das Kleid, bekommen

die Bücher zufälligen Werth durch beigeschriebene Bemerkungen ihrer frühern Besitzer, wobei denn der Zufall oft sein Spiel treibt. So z. B. beweist das auf der hiesigen Bibliothek befindliche *Theatrum Genealogicum* von Henninges, seine Wanderungen durch die beigeschriebenen Namen der Besitzer: Johann Graf zu Oldenburg 1598. Voigt (in Bremen). Brandes. Einzelne Beispiele giebt es, wo dergleichen Exemplare sich eines bedeutenden Aufses erfreuen, wie z. B. *Histoire de la peinture ancienne, extraite de l'histoire de Pline lib. XXXV* (par D. Durand), bei welchem Buche Ebert sagt: »Es giebt ein von Durand selbst handschriftlich verbessertes und vermehrtes Exemplar.« Dies Exemplar ist auf der hiesigen Bibliothek. Als Autographen wichtig sind unter den Gelehrten: Conring, Heinsius, Basnage, Hevelius, Halley, Thomasius, Clearius, Eschenburg, Less, Myer, Claproth, Sturz u. s. w., unter denen der Fürsten: die von Anhalt-Zerbst und der Herzöge zu Schleswig-Holstein.

Doch wenden wir uns zu den Büchern selbst, unter denen sich manches Seltene befindet, wenn gleich die Bibliothek, als eine jüngere Anstalt, nicht mit ihren ältern Schwestern Mittel- und Oberdeutschlands concurriren kann, was namentlich die Handschriften am besten beweisen.

Außer einigen Gebetbüchern (mit Miniaturen geziert) findet sich unter den Handschriften nichts Besonderes vor als: ein schön geschriebener Koran auf geglättetem Baumwollenpapier, eine Pergamenthandschrift der Reden des Cicero, eine Papierhandschrift des Terentius und der Achilleis des Statius aus dem 15. Jahrhunderte, eine Papierhandschrift der Briefe des Seneca an den Lucilius, die einiges Eigenthümliche enthält aus demselben Jahrhunderte, eine niedersächsische Erklärung der zehn Gebote, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts, eine Handschrift der berühmten Bücher *de tribus impostoribus* (od. *imposturis*) religion., und Bodini heptaplomeres, so wie die Originalhandschrift (?) der *Memoiren* des Marquis Ant. von Guiscard. Außerdem nennen wir noch die Briefe von Polye. Vyser, Casp. Eber, Ludw. Huber, Obrecht, Mylius, C. v. Pufendorf, M. Rader, H. Drerel, C. Ehinger, so wie einen Band über Kometen, mit Schriften und Briefen von Hevelius u. a., und zum Schluß die Handschrift der Goethe'schen *Iphigenie*.

Als *Curiosa* können die in Palmrohr und Rohrspäne eingetragten malayischen Gebete und Briefe gelten, welche der Schout by Nacht Wardenburg der Bibliothek geschenkt hat. Den besten Uebergang zu den Druckfachen bildet auf jeden Fall der japanische Staatskalender, der hinsichtlich des ganzen Habitus einen eigenthümlichen Eindruck macht, da Alles ganz anders ist, als wir es an Büchern zu sehen gewohnt sind. Der Schnitt am Rücken des Buchs, die Seitenzahl und Inhalt nicht über dem

Blatte, sondern an der vordern Seite desselben, statt doppeltbedruckter Blätter nur einfach bedruckte, kurzum nur Zeichen der Kindheit der göttlichen Buchdruckerkunst. Ohne uns streng an die Ordnung der Ausstellung zu halten, wollen wir noch auf einige seltene Sachen aufmerksam machen.

In der Theologie (d. h. dem jetzt aufgestellten Theile) finden wir als besonders bemerkenswerth die 7te Ausgabe der lateinisch. Bibel aus der Reihe, die durch die Schlussverse: *Pontibus ex graecis etc.*, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, die Antwerpner Polyglotte, die böhmische Bibel (Kralitz 1579—93), die unterdrückte und unvollendete Saubersche deutsche Bibel, die Stephanische hebräische (1539—40), die spanische vom Jahr 1569, die erste lutherische niederländische (Lübeck 1533). Auch die erste Ausgabe des ganzen neuen Testaments vom Jahr 1516, sodann die Woide'sche Copie des alexandrinischen Codex, so wie die Griesbach'sche von Götschen gedruckte Prachtausgabe, verdienen einige Berücksichtigung. Zur Geschichte der Jansenisten in Frankreich ist eine hübsche Sammlung gleichzeitiger Piecen vorhanden, so wie auch über die Socinianer, Arminianer, Jesuiten und andere christliche Secten und Orden Schriftchen, die jetzt selten zu werden beginnen. Durch Schönheit und Treue der Kupfer ziehen: *Bar, recueil de tous les costumes religieux et militaires* und die *Ceremonies et coutumes religieuses de tous les peuples*, die Aufmerksamkeit auf sich, welche eben so *Wharton's Anglia sacra* und andre speciellere kirchenhistorische Werke verdienen. Durch Typenschönheit oder in der Form merkwürdig, erscheinen das Stephanische griechische neue Testament (welches Exemplar zugleich *reglé* und Großpapier ist), die Griesbach'sche schon oben erwähnte, so wie die *Vaskerville'sche* Prachtausgabe, ein malayisches (mit eingelesteten Typen gedrucktes) Gebetbuch, ein malayisches neues Testament, so wie die zum Buchdruckerjubiläum erschienenen Prachtausgaben der Bibelübersetzung und als der einzige auf hiesiger Bibliothek befindliche Pergamentdruck, die *Heures*. Paris 1519.

Wenden wir uns nun zu den alten Classikern, so finden wir eine ziemliche Anzahl Ausgaben aus den Aldin'schen, Giunti'schen, Stephan'schen, und Elzevir'schen Officinen vor, so wie die vollständige Suite der niedlichen Brindley'schen, Barbou'schen und Constellier'schen Ausgaben, die *Vaskerville'schen* Drucke in Quart und Octav, einzelne Stücke, die von *Ditot* und *Vodoni* gedruckt sind, so wie eine fast ganz gleichmäßig gebundene (ein Fall, der sehr selten ist) Ausgabenreihe, der hinsichtlich ihrer Bearbeitung nicht immer zu lobenden *Classiker in vsum Delphini*. Besonders dürften noch der zu *Parma* 1795 ganz mit Capitälchen gedruckte *Anakreon*, so wie der 1496 zu *Strasburg* von *Grüninger* gedruckte *Terentius* wegen der Holzschnitte, der von *J. Pine* ganz in Kupfer gestochene, zu *Von-*

don 1733—37 erschienene *Horatius*, der durch *H. Justier* zu *Haag* 1757—63 besorgte *Virgilius* (gleichfalls ganz in Kupfer gestochen) und die Fragmente und Gemälde eines Vaticanischen Codex des *Virgilius* (von *Petr. Sante Bartolo* gestochen), wovon die Ausgaben von 1728 und 1741 vorhanden sind, so wie die griechische Anthologie von *Hier. v. Dorsch* als Großpapier herauszubeben sein.

Von den Schriften der Akademien finden sich die der Berliner, Göttinger, Leopoldinischen, Münchner, Pariser, Petersburger, so wie die der Holländischen, bis auf Einiges vollständig vor. In der Philosophie dürften der Seltenheit wegen, die bis auf 4 Stück vollständige Reihe der Schriften des *Giordano Bruno* der Erwähnung werth sein, so wie der *Chiliasien Postellus* und *Camparella* Schwärmereien. Die Technologie bietet wenig dar, so wie auch die Naturwissenschaften im weitern Umfange, wenn gleich in der neuern Zeit das Streben dahin gerichtet ist, auch hier die gefühlten Lücken auszufüllen. Nasser der Originalausgabe des *Buffon* und ältern, theilweise sehr theuern Werken, wie *herbarium Blackwellianum*, *Lister historia conchyliorum* (in doppelten verschiedenen Exemplaren), *The british zoology*, *Poissons, ecrevices et crabes*, *Negenfuß* auserselene Schnecken, *Seligmann's Vögel*, *Knorr's Naturalien-cabinet*, *Swamerdam biblia naturae*, *Pennant*, die *Schäffer'schen* Schriften; finden sich als hauptsächlich bemerkenswerth vor, *Blach's Fischwerk*, *Cäper's Pflanzenthiere* und *Gräser*, *Schrebers Naturgeschichte*, *Nöfjels Insectenbeschäftigung*, *dess. historia ranarum*, *Hübners Schmetterlinge*, *Panzers Fauna*, *Hahn's Wanzen* und *Spinnen*, *Martin's Conchyliencabinet*, *Geer Histoire des Insectes*, *Lamarck animaux sans vertebres*, *Deder's Flora Danica*, *Ledebur's Flora Rossica*, *Nees v. Esenbeck officinelle Pflanzen*, *Vidlo anatomia humani corporis*, mit prächtigen Kupfern von *Laireffe*, *Voders anatomische Tafeln* und *Webber's großer anatomischer Atlas u. s. w.*, so wie kostbare Monographien.

In Gebiete der neuern Sprachen finden wir die *Classiker* meist in guten Ausgaben vor, wir erwähnen nur hier *Boccaccio decamerone* Fir. 1527 (ist die zu *Venedig* bei *Vasinello* 1729 in 300 Exemplaren abgezogene, durch Brand vernichtete edition contrefaite) Venet. 1546. *Firens* 1761. *Dante* Venet. 1739 und ebendas. 1757. *Carteromaco* oder *Fortiguerra* Par. (Venet) 1738, *Tasso's Gierusalemme liberata* Urbino 1735 mit Kk. und Venet 1745, *Butler Hudibras* 1744, mit Kupfern nach *Hogarth*, *Shakespeare*, *Drford* 1771 und 1773, *Lafontaine's Fabeln*, Paris 1755—9, mit schönen Kupfern, *Desperiers nouv. recreations*, Lyon 1558, mit *Schreibensiv* (*carractères de civilité*) gedruckt; *Klopstock* und *Wieland* in der *Götschen'schen* Originalaus-

gabe. Beachtungswerth dürften noch sein eine Sammlung englischer Schauspiele, so wie zwei dergleichen deutscher Schauspiele in den Originalausgaben. Von den älteren Denkmälern der deutschen Sprache finden sich fast alle Ausgaben des Ditz v. Boberfeld vor, mehre Ausgaben des Reinecke Fuchs, das Heldenbuch und Treihsau erwein's weiß Kunig (sowohl die 1775 erschienene Ausgabe, als die kostbaren alten Abdrücke, der noch Zeichnungen von Hans Burgmaier, von diesem, Hans Springinklee und Hans Schäußelein gemachten Holzschnitte), so wie der Theuerdank in der ersten (1517 gedruckten, mit Holzschnitten von Schäußelein versehenen), der 2ten (1519), der 3ten (1537), der 7ten (1596) und 8ten (1679) Ausgabe.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In N^o 17 dieser Blätter befindet sich ein Aufsatz »Pädagogisches« überschrieben, dessen Verfasser ein — an sich immerhin achtbarer — Eifer für die Aufnahme der Musik unter die Elemente der Volksbildung zu einer Behauptung hingerissen hat, die jedenfalls übereilt ist, weil die darin gegen unsere Volksschulen, wie gegen unser Schullehrer-Seminar gerichtete Anklage grundlos ist. In den Schulen soll nämlich für Musik nichts geschehen, als daß »einige Choräle nothdürftig abgeplärrt, wirklich abgeplärrt werden.« Der Verfasser hat das wirklich zuweilen hören müssen. Aber geschieht denn das, was der Verfasser zuweilen (wie viel Mal? und wo?) hat hören müssen, in allen Schulen? — Freilich zu dem Glauben hält sich der Verfasser berechtigt. Sollte es anders sein, sollten andere Gewächse und Früchte der Schularbeit in diesem Felde wahrzunehmen sein, »so müßten ja die Gärtner ihre Kunst verstehen. Aber es ist jämmerlich, wie schlecht es da eben beschaffen ist. Wie soll Jemand lehren, was er selbst zu lernen keine Gelegenheit hatte!« — Das heißt also: im Seminar lernen also die Volksschullehrer nicht singen; also können sie es nicht — und also können sie es nicht lehren. Ob nun der Verfasser das Seminar kennt; — ob er weiß, was im Seminar für Musik überhaupt und für den Gesang insonderheit gethan wird; — ob er in das Seminar auch nur zuweilen gekommen ist, das sagt er nicht.

Unterzeichneter — allerdings kein Musikkenner — weiß, wie man ihm glauben wird, was in den Volksschulen und was im Seminar geschieht. Eben deswegen ist er es jenen, wie diesem schuldig, das Falsche in jener Anklage zu berichtigen. Dem Verfasser und dem Publikum kann der Unterzeichnete ruhig als zuverlässige Wahrheit sagen, daß weder in unsern Volksschulen, noch im Seminar bloß Choräle gesungen werden (das Plärren

wollen wir an seinen Ort gestellt sein lassen). Im Gegentheil ist die Zeit schon gekommen, daß die Schul-Inspectoren viel öfter Ursache haben, vor Vernachlässigung des Chorals zu warnen, als das Singenlernen deutscher Volkslieder (und ähnlicher Sachen) zu empfehlen. Es soll gar nicht in Abrede gestellt werden, daß der Gesangunterricht bei uns der Verbesserung bedarf; — wo wäre eine menschliche Einrichtung, die deren nicht bedürfte? — am wenigsten will Unterzeichneter dies in Abrede stellen, der diese Verbesserung — wie jede — von Herzen wünscht und auch zu fördern bemüht ist. Aber sicherlich würde der Verfasser des Aufsatzes in N^o 17 seine ganz allgemein gefaßte Anklage, wo nicht zurück nehmen, doch zum wenigsten sehr beschränken, wenn er auch nur »zuweilen« einmal in irgend einer von unsern bessern Volksschulen, die jetzt Gottlob nicht mehr so selten sind, einem Examen, oder noch lieber, dem Unterrichte selbst beigewohnt, und die Kinder singen gehört hätte, was sie dem Lehrplane gemäß gelernt haben müssen.

Es ist nicht wohlgethan, was von Einzelnen einer Gesamtheit prädicirt werden kann, Allen darin Begriffenen beizulegen. Warum? das wird Unterzeichneter dem geehrten Verfasser des sonst sehr beherzigungswerthen Aufsatzes in Nr. 17 nicht erst sagen dürfen.

Kirchenrath Clausen.

Pädagogisches und Musikalisches.

An Herrn %.

Sie haben ganz Recht, wenn Sie in N^o 17 dieser Blätter den Wunsch aussprechen, daß für die musicalische Ausbildung des Volks besser gesorgt werden möge; Sie haben ganz Recht, wenn Sie sagen: »in den Schulen werden höchstens einige Choräle nothdürftig abgeplärrt.« Wie soll aber in den Volksschulen der Gesang gut gelehrt werden, wenn selbst das Institut, wo die Volksschullehrer ihre Bildung erhalten, in musicalischer Hinsicht so wenig zu leisten vermag. Davon haben wir noch kürzlich bei der Leichenfeier des seel. Kirchenraths Roth Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt, als die Seminaristen den Choral: »Auserstehn, ja auserstehn« u. a. sangen. Mir klang dieser Gesang so sonderbar, daß ich meinen Nachbar fragte: »soll das einstimmig sein?« — Er war der Meinung, sie beabsichtigten unisono zu singen. »Das ist nicht möglich!« sagte ein Dritter, und der hatte Recht, denn es wurde weder unisono, noch harmonisch gesungen. Wie ist das nun möglich, da doch von den Behörden so sehr für den Musikunterricht im Seminarium gesorgt und dem Hrn. Hofcapellmeister und königl. dänischen Professor Pott die Leitung desselben übertragen ist? Mir steht es nicht zu, das zu untersuchen, aber ich bin mit Ihnen der Meinung, daß ein Musiklehrer am Seminarium,

(Siehe eine Beilage.)

B e i l a g e

zu № 20 der Mittheilungen vom Sonnabend den 20. Mai 1843.

der Pädagog wäre und der sich bemühte, den Kirchengesang würdig wieder herzustellen, mehr auf den musikalischen Unterricht in unsern Volksschulen wirken würde, als bis jetzt durch das Seminarium geschehen ist.

Seit einiger Zeit haben wir hier mehrere musikalische Genüsse gehabt, worüber ein kurzer Bericht Ihnen wohl nicht unangenehm sein wird.

Herr Krauffé, Hofcomponist der Herzogin von Parma, spielte im Theater — wenn man Clavier schlagen, spielen nennen kann —. Wäre ich die Herzogin, ich würde ihn bei den Pauken anstellen. Wie könnte man aber einen solchen Herrn empfehlen? ein paar hiesige Herren, welche ihn in Privateirkeln gehört hatten, äußerten sich über sein Spiel, es sei eben so großartig, wie das des Hrn. List; er habe ganz dieselben Manieren. Wie fiel aber der gute Mann durch! — Ja

Wie er sich räuspert und wie er spuckt;

Das hat er dem List wohl abgequakt; —

Auch wie er seine Hände hebt —

Und wie sein Blick nach den Logen schwebt;

Aber seinen Geist, sein Genie

Erringt er nie — trotz seinem Aigu.

Herr Krauffé aus Weimar ist nemlich einige Zeit in Paris gewesen, und um dies zu beweisen hat er seinen Namen durch den Accent (') französisirt. Er drohte uns mit noch einer Soirée, wozu er einen englischen Flügel von Bremen kommen lassen wollte, allein es muß Etwas dazwischen gekommen sein: Herr Krauffé war plötzlich verschwunden — ohne Abschied. Sogar hatte der große Tonkünstler vergessen, dem Herrn Franzen die 1½ Louis' oder Miete für den ihm besorgten Flügel zu behändigen, obgleich derselbe unter seinen Händen bedeutend gelitten hatte. Das ist nun freilich eine listige Manier, aber eine Manier des großen Virtuosen Franz List ist es nicht.

Die Leistungen des Herrn Prof. Kaufmann aus Dresden sind in № 19 dieser Bl. hinlänglich ins Licht gestellt, so daß ich darüber Nichts weiter zu sagen brauche. Leider fiel sein letztes Concert schlecht aus: die ganze Brutto-Einnahme betrug 19 ₰. Er hätte dem Rathe seiner Freunde folgen und das zweite Concert nicht geben sollen. Oldenburg ist freilich eine Residenz, aber doch keine der größten, und um zweimal kurz nach einander diese Instrumente zu hören, muß man doch eine besondere Liebhaberei dafür haben.

Am Montag den 15. gab Die Bull sein Concert. Es sind nun 4 Jahre verflossen, seit dieser große Künstler uns zum Erstenmale besuchte, aber mit einer solchen Ehsucht wie damals, wurde er diesmal nicht erwartet. Das Concert war nur schwach besucht, obgleich er nur die gewöhnlichen Theaterpreise nahm; indeß wurde doch zu mei-

ner nicht geringen Freude dem bescheidenen Virtuosen der verdiente Tribut der Ehre mit großem Enthusiasmus dargebracht. Ein paar Herren wollten behaupten, Die Bull sei recht fleißig gewesen, sein Ton sei viel stärker und reiner als vor vier Jahren; — wir kennen das. Das ist nur Façon de parler: Kaum hat der Künstler die Thore Oldenburgs verlassen, dann ist er doch wieder ein Seitkänzer, Charlatan &c. — Die Bull kennt auch seine Leute und braucht sich nicht darum zu kümmern; es giebt Tonkünstler, welche auch auf den ersten Rang Anspruch machen, und doch, wenn sie auch ein Decennium studiren, sind sie nicht im Stande, zehn Tacte eines Concerts von Die Bull ordentlich herauszubringen. Sie, das weiß ich, geben Ernst den Vorzug, auch steht derselbe als Musiker gewiß höher als Bull, aber ihre Charactere sind ganz verschieden. Ernst's Vortrag ist gebiegen, großartig, und sein gesangreiches Spiel tiefergreifend. Die Bull ist ganz ein Franzose: sein Vortrag ist sehr kunstvoll, nach Effect haschend, der ihm nie ausbleiben kann, und doch ist sein Gesang phantastisch und seelenvoll. Hinsichtlich der Fertigkeit hat Die Bull wohl mehr überwunden als Ernst: sein Quartett auf der Geige bleibt einzig in seiner Art, seine Vogenführung ist noch nicht übertroffen worden.

Die Bull gab uns reichliche Gaben: ein neues Concert, wovon wir das Rondo auch kürzlich durch den jungen talentvollen Michael Hauser vortragen hörten. Nachdem Herr Capellmeister Schmidt Variationen für's Fagott über das schöne Thema: „An Alexis send' ich dich &c.“ mit großer Fertigkeit und vieler Präcision vorgetragen und allgemeine Anerkennung gefunden hatte, gab uns der Concertgeber ein originelles Bild seiner Heimath, „Norwegische Felsen.“ Diese Phantasie ist meiner Meinung nach — wie alle seine Poesien — etwas unverständlich; wenigstens ist es sehr schwer, sie gleich zu fassen. In der zweiten Abtheilung spielte er Variationen über ein Thema aus „Norma“ und die Ihnen bekannte Polacca guerriera, welche für seine beste Composition gehalten wird; — die Begleitung war manchmal sehr störend. Am Schluß des Concerts wurde Die Bull gerufen, eine Ehre, die hier noch keinem Virtuosen erwiesen ist, auch wurde er während der Pause den Höchsten Herrschaften auf Verlangen derselben vorgestellt.

Wir werden ihn nun wohl schwerlich wiedersehen: er wird noch eine Kunstreise durch die nordamerikanischen Freistaaten machen, um sich von dort einen Sack voll Piaster zu holen, und dann in Norwegen auf seinen Lorbeeren ausruhen. Wir wollen ihm den besten Erfolg wünschen.

Am Ausfaatsfeste werden die Liedertafeln eine Zusammenkunft in Rastede halten: da werden Sie doch auch nicht fehlen. Wir wollen den Himmel bitten, daß er uns

einen solchen Tag schenken möge, wie vor vier Jahren, der noch bei uns in so freundlicher Erinnerung ist. Zu diesem Feste wird auch der Ihnen bekannte norddeutsche Liedersänger Egersdorf aus Lüneburg erwartet.

E.

M ü g e.

In N^o 31 der „Neuen Blätter für Stadt und Land“ ist bei Erwähnung des von De Wall im Theater gegebenen Concerts die Vermuthung ausgesprochen, daß man ohne Zweifel dasselbe lieber im Casinosaale gehört hätte. Zugegeben, daß vielleicht der Casinosaal zu einem solchen Concerte einigermaßen geeigneter sein mag, als das Theater, indem hier die zarteren Töne mehr schwinden, als dort, so kann doch Niemand mit solcher Arroganz, wie es hier geschah, dem größeren Theile des Publikums entgegen treten, ohne dasselbe zu beleidigen, und ihm Geringschätzung zu bezeigen, denn auch unter diesem giebt es Viele, die nicht bloß, wie Manche der s. g. Gebildeten ins Concert gehen, um sagen zu können, daß sie diesen oder jenen Virtuosen gehört haben, sondern um sich einen außergewöhnlichen Genuß ohne große Anstrengung in pecuniärer Hinsicht zu verschaffen. Wer hat wohl dem Schreiber jener Vermuthung solche zugeflüstert? Etwa Einige jener Feinschmecker, die nur da recht genießen, wo Andere nicht Theil nehmen können, die gegen Alles, was sich nicht in ihrer Sphäre bewegt, jederzeit eine Geringschätzung an den Tag legen, die den schlichten Mann beleidigen muß, die nur zu tief von demselben empfunden wird, aber nicht immer mit der gebührenden Verachtung von demselben zurückgewiesen werden kann, — die sich schon unbehaglich fühlen, wenn sie denselben in ihrer Gesellschaft erblicken? Abgesehen davon befindet sich auch nicht Jedermann gemüthlich im Casinosaale, der doch kein so öffentlicher Ort ist, wie das Theater; obgleich das nur ein Vorurtheil ist und eine Scheu, die ein Jeder unterbrücken sollte, welcher sich bewußt ist, daß er in jeder Gesellschaft anständig sich benehme. — Es ist sehr befremdend, daß die „Neuen Blätter“ deren Tendenz doch dem Allgemeinen zugerichtet sein soll, solche Neufierungen aufnehmen, die mehr von Vornehmthuerei zeugen, als von humanen Ansichten.

— t.

Correspondenz.

Herr Kemmers ist am 12. May wieder in seiner Vaterstadt angelangt, wohin er von Breslau ohne sich aufzuhalten gereiset ist. Er hatte seine Kunstreise über Stettin, Danzig, Königsberg und Warschau bis Kiew gemacht, von da er über Djeffa nach Constan-

tinopel zu gehen gedachte, durch die Schwierigkeiten der Quarantaine-Anstalten aber bewogen wurde, seinen Entschluß zu ändern. Er kehrte daher über Lemberg, Krakau und Breslau zurück, indem er auf der Herreise wie auf der Hinreise, allenthalben den gewohnten Beifall erndete. In Lemberg z. B. mußte er siebenmal sich hören lassen, viermal in besonders von ihm veranstalteten Concerten. Sein vorigjähriger Begleiter, der Pianist Schumann aus Berlin hat auch diese Reise mitgemacht. Da die Jahreszeit schon so weit vorgeschritten war, gab er in Breslau den Plan auf, noch einige große Städte Deutschlands zu besuchen, und wandte sich der Heimath zu, die ihn immer wieder anzieht.

Vierte Kunstausstellung

Mai 21., 22. und 23.

Kirchennachricht.

Bomf 13. bis 19. Mai 1843 sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: 42) Reinweber Christian Friedrich Gerhard Stäkel und Johanne Caroline Sophie Kampe. 43) Andreas Busch und Beke Margarethe Reimers geb. Thomas. 44) Johann Hermann August Hilbers und Almuth Wetjen geb. Hanken. 45) Gerb Willers und Gesche Helms. — Herr Hülfsprediger Hermann Friedrich Andreas Thormählen, z. F. in Bieren, und Franzisca Charlotte Lucie Kimm geb. Vollen. 46) Carlsten Bohlen und Thalle Margarethe Dbejohanns. 47) Hinrich Wilken und Thalle Schmeyers.

2. Getauft: 142) Mite Bakenhuis. 143) Bergl. N^o 128 der Beerbigten. 144) Bergl. N^o 129 der Beerbigten. 145) Wilhelm Leopold Adolph Köster. 146) Julie Georgine Friederike Marie Breier. 147) Helena Hotes. 148) Johann Gramberg.

3. Beerbigt: 121) Gerhard Stubr 59 J. 10 M. 122) Anna Elisabeth Reichenstein 32 J. 1 M. 123) Hoffsch Hermann von Bremen 33 J. 6 M. 124) Helene Dirks geb. Walles 25 J. 1 M. 125) Margarethe Caroline Busch geb. Homann 41 J. 126) Johann Silers 30 J. 127) Hornist Johann Heinrich Schröder 22 J. 128) Ein todtgeborener Sohn des Rahnschiffers Geleert Meyer. 129) Ein vor der Taufe verstorbenen Sohn des Schlossermeisters Friedrich Gerhard Schwartina. 130) Lüder Wöbken 30 J. 1 M. 131) Juliane Charlotte Hermine Bullerdiek 4 J. 9 M. 132) Gerhard Melchior Wilhelm Krito 44 J. 1 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 21. Mai.

Borm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Borm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Hedewig aus Ewarden.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenroth Clausen.

Am Himmelfahrtstage, den 25. Mai.

Borm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Bavelmann.

Borm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenroth Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

M i t t h e i l u n g e n

aus

O l d e n b u r g .

E i n

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 21.

Sonnabend, den 27. Mai.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

I. Die öffentliche Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Von der Poesie wenden wir uns zu der Malerkunst, wo uns unbedenklich das Cabinet du roi (Louis XIV.) de Crozat, d'Orleans, so wie die Galerie de Dresde, de Dusseldorf, de Florence, de Luxembourg, du comte de Bruhl (mit dem nicht im Buchhandel erschienenen 2ten Theil), so wie die Apocalypsis von Alb. Dürer in die Augen fallen müssen. — Unter den Antiquitäten und Galleriebeschreibungen nehmen ohne Zweifel die Thesauri von Grävius, Sallengre, Polenius, Gronovius, das Museum Capitolinum, das Museum Florentinum, Montfaucon's antiquité expliquée, Degers's Schriften, Hamilton's Vasensammlung, Beckers Augusteum, David's Museum de Florence, Piranesi's Werke unter so vielen guten den ersten Platz ein, so wie für Numismatik (wir nennen nur den kostbaren Tresor numismatique) manches Brauchbare da ist.

Da die Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, der Geographie, Statistik, Genealogie, Diplomatie u. ein gewaltiges Gebiet umfaßt, so daß, um nur aus allen Fächern Etwas zu erwähnen, der Raum dieser Blätter weit überschritten werden müßte; so deuten wir bloß das Vorzüglichste an, da ja hier überhaupt keine Beschreibung,

sondern nur ein Fingerzeig gegeben werden soll. Eilen wir bei dem prachtvollen Blacvischen Atlas und der schön colorirten Merianischen Topographie vorüber, so finden wir unter den ältern Reisen die von Cadamosto (Neue unbekandte Lande), von Breydenbach nach dem gelobten Lande (1486), von Chardin nach Persien, Gulsius Schiffahrten, die sogenannten grandes und petites voyages von de Bry, die von Dapper und Lindschoten, unter den neuern die von Cook, La Perouse, Saint-Non, dem Grafen Choiseul, A. v. Humboldt, Duperrey, Spix und Martius, mit allen dazu gehörigen naturhistorischen Bänden, von Rüppel, Böppig und dem Prinzen Max von Wied, nebst den Sammelwerken von Neisen. Bei der Diplomatie finden wir das Corps diplomatique von Dumont mit allen Supplementen, bei der Heraldik das große Siebmachersche und Tyross'sche Wappenwerk, so wie über einzelne Orden Monographien von besonderm Werthe. In der deutschen Geschichte finden wir die Scriptorum rerum Germanicarum bis auf Weniges ganz vollständig, an welche sich die Specialgeschichten der einzelnen Staaten (mit seltenen Chroniken und Monographien, z. B. dem nur einmal gedruckten Karlellus, der editio princeps des Eginhardt u. a.) anschließen. Die nordischen Staaten werden würdig durch die Atlantis von Rudbeck (es fehlt bloß das nur in einigen wenigen Exemplaren bekannte Stück des 4ten Bandes), so wie durch Ausgaben der Edda und Saga's, durch Peringskiolds Werke, Langebeck und Suhm u. dgl. vertreten; Ungarn findet in Bel (notitia mit den 71 SS. des 5ten Bandes), so wie in Schwandtner vollgültige Repräsentanten, so wie auch

Rußland, die Türkei und die außereuropäischen Staaten durch manches seltne Buch bedacht sind. In den Reihen der französischen Geschichte begegnen wir den Monumens von Montfaucon, den Chroniken von Froissard, Enguerrand de Monstrelet; dem Cominaeus, einer reichhaltigen Sammlung von 1200 sogenannten Mazarinaden, einiger Bände gleichzeitiger Schriften (theilweise mit Kupfern) auf die Pariser Bluthochzeit, den Memoiren der neuern Zeit, in Bezug auf die Revolution und das Kaiserreich. Englands Geschichte kündigt sich durch Rymer foedera etc an und bietet die in Deutschland so seltenen Hearne'schen Chroniken nebst Memoiren der verschiedenen Staatsmänner, so wie politische Satyren (z. B. auf die unglücklichen Versuche der Präsidenten) und Pamphlets dar, so wie Holland durch die Chronik von Fländern, den Ligeia, Serivarius u. a. vertreten wird, während die südlichen Staaten Europa's durch Schott Hispania illustrata, Diego Farada corona gotica, Muratori rer. italicar. scriptor. und Grävius Thesaurus angedeutet werden.

Unter den juristischen Büchern stellen wir oben an: Die Pandecten (Flor. 1553) den ersten genauen Abdruck der Florenzer Handschrift, der auch hinsichtlich des Drucks ein typographisches Meisterstück ist. Wir erwähnen hier nur noch die verschiedenen geschätzten Ausgaben des Corpus juris und seiner einzelnen Theile, wie die von Rufardus (Lion 1561), van Leeuwen (Amst. 1663), Gebauer (1776—97, auf Schreibpapier), Holander (Nürnberg 1529 ff.), Pothier (Paris 1748), so wie die verschiedenen bändereichen Schriften von Lünig, mehre ältere Ausgaben des Sachsenspiegels, eine fast vollständige Ausgabenreihe des jütischen Low u. s. w.

Wenn wir aus der Litterargeschichte, und den Schriften über Buchdruckerkunst nichts Besonderes herausgehoben haben, so hielten wir dies bei dem bibliothekarischen Hausgeräthe nicht für notwendig, doch machen wir noch zum Schluß auf die große französische Encyclopädie, so wie auf das Zedlersche Universallexicon aufmerksam, wenn wir vorher die Chastelain'sche Vaterunser-Sammlung in den verschiedensten Sprachen, so wie Barth's monumenta pacis Germanicae, nebst andern Prachtdrucken zum Buchdruckerjubiläum in Augenschein genommen haben.

Nun bleibt aber die Beantwortung der Frage übrig: wozu soll diese Bibliothek? Wie steht's mit ihrer Benutzung? Mit Freuden können wir bekennen, daß dieselbe fleißig benutzt wird, wozu denn freilich auch die ultraliberale Erlaubniß getreulich mit hilft. Der verstorbene Bibliothekar Hofrath von Halem hat aus den Schätzen der Bibliothek seine jetzt so seltenen bibliographischen Unterhaltungen herausgegeben, Dr. Levekus Einiges aus der Handschrift über die zehn Gebote bekannt gemacht und der Herr Dr. und Professor A. S t a h r die göthe'sche Sphingie in der ersten Ausarbeitung nach einem jetzt sehr gewöhnlichen Ausdrucke aufgefunden und veröffentlicht, so

wie bei der Herausgabe der Aristotelischen Politik den Aldinischen Aristoteles der Bibliothek wie sein Eigenthum benützt. So oft die Bibliothek geöffnet ist, finden sich zahlreiche Besucher und — Leserinnen ein, um theils zu studiren, theils die öffentliche Bibliothek als eine Leihbibliothek zu mißbrauchen. So gewiß eine Bibliothek nicht wie ein todter Schatz angesehen werden soll, so gewiß müssen aber auch Gränzen sein, sowohl in der Benutzung als im Verlangen und Wunsche für die Bibliothek Bücher angeschafft zu sehen. Niemand — selbst der Gelehrteste nicht — hat ein Recht Bücher zu beschädigen und zu verunreinigen, geschwehe nun dasselbe entweder durch beigezeichnete Bemerkungen oder durch Kaffeeflecke; denn die Bücher sind nicht sein Eigenthum. Kleinere Sachen in seinem Fache kann sich ein Jeder selbst anschaffen, denn die Bibliothekskasse ist nicht dazu vorhanden, um jeder Neugier, jedem Gelehrten, der Furcht, sich selbst Bücher anzuschaffen, Vorschub zu leisten. Für Romanlectüre sind die Leihbibliotheken da, aber keine öffentliche Anstalt. Befinden sich jedoch auch Romane und andre sogenannte Geisteswerke auf der Bibliothek, so sollten dergleichen nur an Personen verliehen werden, die einen wissenschaftlichen Zweck dabei nachweisen können; nicht aber an solche, die nur Etwas zu lesen haben wollen, um ihre müßigen Stunden zu tödten.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung und Nachtrag

zum Auffag des Herrn S. in N^o 20.

I. Berichtigung, keine Apologie für Herrn Krauffé.

Herr S., Publicist im Fache des Groß- und Kleinhandels, der Pädagogik und auch der Musik, hat eine gelegentliche, privatim ihm mitgetheilte, auf Privaterfahrung beruhende Ansicht von mir, zum Gegenstande seiner öffentlichen Kritik gemacht. Weiß Gott, ihr Publicisten macht es Einem schwer, eine Unterhaltung auf der Parade oder wo sonst zu führen; so sehr meugt ihr untereinander, was der Sprecher nur privatim Einzelnen gegenüber vertreten kann und will, mit dem, was öffentlich behauptet werden kann, und daher auch öffentlich vertreten werden soll. Aber tritt erst eine kühne Phantasie, der auch Bulls Norwegische Felsen nicht unersteiglich sind, zu einer brennenden Recensentenlust, wer wundert sich dann noch, wenn auch das wochenlang vergebens erharrete öffentliche Auftreten einer privatim erfahrenen Ansicht am Ende als wirklich geschehen erscheint.

Herr Krauffé, Hospianist der Herzogin von Parma, ein listiger Mann, weil er Hrn. Franzen, zwar nicht

mit $1\frac{1}{2}$ doch mit 1 Louisdor, nicht durchbrannte, sondern nur durchzubrennen versuchte, schlug das Clavier im Theater, zerschlug es aber nicht. Referent kann dies aus eigener Anschauung versichern, und gewiß zur Verurtheilung des Publikums, welches weiß, daß dieses Instrument vor etwa 3 Monaten eine ganz abscheuliche Behandlung erfahren hat. Jenem Attentate hat es Herr Kraussé auch zu verdanken, daß er dies Instrument nur zu jenem hohen Preise erhalten konnte, daß er nach sechsstündigem Umherlaufen am Tage seines Auftretens sich freuen mußte, überhaupt nur ein Instrument zu erhalten; daß er dadurch, durch dies Umherlaufen, und die Hitze des Tages erschöpft, öffentlich spielen mußte. Dazu kam, daß das Instrument kaum 5 Minuten reine Stimmung hielt, daß die Dämpfung desselben zum Theil durch jenes Attentat, zum Theil durch feuchten Stand in früherer Zeit gelitten hatte, und ihm Dienste versagte, so daß die Töne in einanderklangen. Wie viel von dem Durchfallen des guten Mannes auf Rechnung jener Umstände komme, wollen wir gelinderen oder auch gerechteren, keine That sachen übersehenden Richtern zu beurtheilen überlassen.

Uebrigens wurde die mechanische Fertigkeit des Künstlers allgemein bewundert. Auch sein Anschlag, den Sie zu den Pauken verweisen, muß rund und eben gewesen sein, da er trotz seiner ungeheuern Stärke dem Instrumente so wenig geschadet, daß solches 3 Tage nachher, ungeachtet es 9 Jahre benützt war, für $\frac{1}{4}$ seines Einkaufspreises an einen geachteten Musikkenner verkauft werden konnte. Hören möchte ich aber doch das Orchester des Hrn. S., wo der Componist und Spieler der allgemeinen gelobten Romane nur an die Pauken gehört; da kann doch nur Hr. S. selbst Director sein.

Wie konnte man einen solchen Herrn empfehlen? Öffentlich ist Kraussé nicht empfohlen, von mir nicht, auch nicht von Anderen. Das zu sagen genügt zur Rechtfertigung in den öffentlichen Blättern für ein paar hiesige Herren, (zu denen auch ich gehöre,) welche ihn in Privatirkeln gehört hatten, und die da meinten, Mr. Kraussé gliche dem Hrn. Lisi.

Ich habe diese, nach ihrem eignen Aussprache, auf meiner Erfahrung aus Privatirkeln beruhende Ansicht, dem Publicum gegenüber, nicht ausgesprochen, und nie aussprechen wollen, brauche sie also auch ihm gegenüber nicht zu rechtfertigen, kann das auch nicht, weil das Publicum eben in jenen Privatirkeln nicht gewesen ist. Das aber das Spiel des Hrn. Kraussé im Theater unter Verhältnissen Statt fand, die einen schlechten Erfolg bei vieler Virtuosität erklärlich machen, ist oben gezeigt.

Hr. S. hatte wahrscheinlich gehofft, es würde sich Einer jener Herren des unglücklichen Durchgefallenen annehmen, und gegen die Meinung der Meisten, wohl gar Aller, mich selbst nicht ausgenommen, das öffentliche Spiel Mr. Kraussé ausgezeichnet finden, und dann wehe ihm, wehe diesem Manne! der schon jetzt, da

er nur bescheiden seine Meinung privatim aussprach, in jenen herlichen Reimen von Schiller und Hrn. S. oder Hrn. S. und Schiller bekämpft wird. Diese Reime, wie vereinen sie zwei große deutsche Genies! Man lese: »abgezuckt, spuckt,« (Schiller); »heben, schweben«, (Hr. S.) und wie reimt Hr. S. da viel besser als »Brust, Lust — Herz, Schmerz — Liebe, Triebe.« Und nun gar die Pointe: »Genie, er nie, Ligu«; sollte man nicht vor lauter Vergnügen selbst mit Hrn. S. Poet werden? Und wie besorgt uns Hr. S. dann den Hauptwiz auseinander setzt, wie er uns erzählt, wie Kraussé zum Accent, und zwar Ligu gekommen! ist diese Aengstlichkeit, daß uns sein Wiz entgehe, diese Fürsorge eines Vaters, diese väterliche Sorgfalt nicht rührend?

Dafür verdienen Sie auch wohl einen guten Rath: wenn Sie wieder einen Aufsatz schreiben, so unterschreiben Sie lieber ihr ganzes Zeichen (L. S.)

(Der Nachtrag folgt.)

Der Quartett-Verein.

Außer anderen, zur Förderung des Gesanges gestifteten Vereinen, besteht hier auch einer für vierstimmigen Männergesang unter dem Namen »Quartett-Verein«, über welchen Einiges hier mitzutheilen, ich mich veranlaßt fühle.

Wenn gleich der Quartett-Verein keine besondere Statuten und zum Vorsteher nur einen Gesangsdirector hat, so ist derselbe desselbenungeachtet durch Einigkeit begründet, und jedes Mitglied strebt für das Interesse des Vereins durch Förderung der guten Ausführung des Gesanges. Leider ist der Stifter und seitherige Leiter des Quartett-Vereins aus's Land versetzt, und es drohte mit dem Abgange desselben dem Verein eine Crisis, allein festbegegründet durch die bereits erwähnten Elemente, hat er diesen harten Schlag glücklich überstanden, und die Leitung ist von dem Musiklehrer Hrn. Grosse übernommen. Wenn auch anfangs Bedenklichkeiten bei dieser Veränderung entstehen konnten, da die Leistungen dieses jungen Künstlers zu wenig bekannt waren, so darf jetzt zuverlässlich behauptet werden, daß sie dem Bestehen des Vereins nicht nachtheilig sein werde, da Hr. Grosse sich mit Liebe der Sache annimmt, und durch Talente und Kenntnisse solche zu fördern im Stande ist.

Der Quartett-Verein hat bereits mehrere schöne Feste gefeiert, wobei natürlicherweise auch Damen nicht fehlten, wozu auch die Liedertafel eingeladen war, und an welchen mehrere Mitglieder derselben mit ihren Frauen Antheil nahmen. Unparteiisch gesprochen, war die Ausführung

der Gesangstücke sehr gut, besonders in den leichtgehaltenen Liedern von Reiffiger und den Volksliedern von Silcher. Die Feste des Quartett-Vereins sind um so gemüthlicher, da ein günstiger Augenblick sie rasch zur Ausführung bringt; das Stiftungsfest ist jetzt das zunächst bevorstehende, wozu alle Freunde des Gesanges eingeladen und willkommen sind.

Ich bemerke noch zum Schluß, daß es nicht die Absicht der vorstehenden Zeilen ist, dem Quartett-Verein Lob zu spenden, sondern vielmehr nur, denen, welche Unzucht genug besitzen, das Bestehen desselben ignoriren zu wollen, die Mittheilung zu machen, daß derselbe noch eines unverkümmerten Bestehens sich erfreut, und hoffentlich, wenn nicht sonst widrige Umstände eintreten sollten, noch lange fortbauern wird.

Oldenburg.

S.

Correspondenz.

(Aus einem Briefe aus Bremen.)

Wir haben hier gegenwärtig eine Ausstellung von Gemälden jetztlebender Künstler. Ich bin auch einmal hingewesen; die Säle waren aber stets so überfüllt — auch als ich dort war — daß ich nicht Ruhe genug finden konnte, nur ein Bild recht in mich aufzunehmen, und meinen Geschmack zu befragen oder daran zu bilden. Solche Ausstellungen kommen mir fast vor wie Guckkästen, vor denen man steht, um die Bilder rasch vor sich abrollen zu lassen, damit der nächste Beschauer baldigst Platz finde. Ich mag nur in solchen Gallerien mich ergehen, wo höchstens einzelne Besucher mit mir zugleich sich einfinden, die aber nicht durch halblaut gemurmelte Urtheile mich in eigner Betrachtung jeden Augenblick stören und so einen halbempfangenen Eindruck verwischen. — Die Einrichtung war übrigens ziemlich gut getroffen, auch gewiß manches werthvolle Bild vorhanden; das Streben, auch hier den Kunstsinne mehr zu wecken, ist gewiß anzuerkennen: und dennoch — es wollte noch nicht gelingen, es steht noch zu sehr darnach aus, im Auslande den Namen haben zu wollen: »Auch ich war in Arkadien.« — Nun, mag es denn diesmal eine Puppe gewesen sein — in jedem Sinne! — Es liegt doch immer ein Streben darin verborgen, was gewiß einst genügender sich entfalten wird.

Bilder.

Sehet ihr in einem Salon ein Individuum von klaffer Farbe, mit durchdringendem Auge, mit zerrauten oder sonderbar geschnittenen Haaren, das in seinem ganzen Wesen ein Original ohne Gleichen bezeichnet, dem die Augen folgen, und das niemanden sehen will, zurückgezogen in dem entferntesten und dunkelsten Winkel der Wohnung, nachsinnend über eine Idealität, die seine Einbildungskraft eben erzeugt. Ach, sagt, ist er nicht Poet?

Sehet ihr in einem Salon dieses oder jenes Individuum, mit voller Oberfläche, mit apoplektischer Haltung, beherzter Miene, kurz antwortend und alle Fragen entscheidend, ohne widersprochen zu werden, begrüßt und complimentirt von Jedermann, so kömmt ihr ganz dreist sagen: »Dieser giebt gute Tafeln.«

S...s.

Kirchennachricht.

Vom 20. bis 26. Mai 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 48) Johann Heinrich Köster und Anna Christine Elisabeth Köpfen. 49) Johann Dieblich Ehlers und Elisabeth Dorothee Friederike Meynen. 50) Anton Janssen Harms und Anna Elise Lübring. 51) Hermann Dieblich Meyer und Christine Louise Schütte. 52) Anton Friedrich Renken und Anna zum Buttel. 53) Hilbert Ehlers und Catharine Helms. 54) Otto Bruns und Helena Rakebe.

2. Getauft: 149) Gesine Sophie Johanne Catharine Mehrens. 150) Oscar Wilhelm Heinrich Ernst Müller. 151) Johann Friedrich König. 152) Johann Heinrich Klostermann. 153) Mathilde Sophie Caroline Wieting.

3. Beerdigt: 133) Wilhelmine Christine Elise Ferdinandine Maurer, geb. Mangels 40 J. 7 M. 134) Johann Gerhard Gerdes 50 J. 9 M. 135) Grete Wöbken 38 J. 3 M. 136) Catharine Rogkamp, geb. Hays 57 J. 6 M. 137) Anna Catharine Kieselhorst, geb. Stint 39 J. 1 M. 138) Gesine Juliane Johanne Frers. 13 J. 6 M. 139) Soldat Friedrich Gerken 21 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 22. Mai.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Am Saatkfeste, den 4. Junius.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 22.

Sonnabend, den 3. Juni.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

2. Die Großherzogliche Privat-Bibliothek.

Die Großherzogl. Privat-Bibliothek in Oldenburg besteht:

- 1) und hauptsächlich aus der von des verstorbenen Herzogs Peter Friedrich Ludwig Durchl. allmählig zusammen gebrachten Büchersammlung;
- 2) aus dem damit verbundenen Kupferstich-Cabinet und
- 3) aus der im Jahre 1830 mit diesen beiden Sammlungen vereinigten Bibliothek des Erbprinzen, jetzt regierenden Großherzogs;
- 4) endlich aus einer Sammlung Landkarten, Planzeichnungen und Rissen.

I. Die Bibliothek des Herzogs Peter Friedrich Ludwig war ausschließlich von Demselben angelegt und bis zu seinem Ende erweitert. Die ersten Anschaffungen dafür scheinen im Jahre 1783 gemacht zu sein; wenigstens kommen in den Rechnungsbüchern der Privatvermögenskasse, aus welcher die Ausgaben für die Privat-Bibliothek immer bestritten worden sind, zuerst in dem gedachten Jahre Bücherrechnungen vor.

Bei der Anlage und Sammlung der Bibliothek scheint kein bestimmter Plan vorgeherrscht zu haben, es sei denn der, daß der hochselige Herr von denselben Büchern, welche Ihm zur Ansicht vorgelegt wurden, solche, die ihn

augenblicklich anzogen, oder die Er besonders zu lesen und zu studiren beabsichtigte, behalten, und in der Privat-Bibliothek oder in Seinem Arbeitszimmer, — beide waren eng mit einander verbunden — niederlegen ließ, und wobei kein Unterschied gemacht wurde, ob die Bücher in deutscher, französischer oder englischer Sprache geschrieben waren. Der Herzog hatte indessen doch eine besondere Vorliebe für Reisebeschreibungen und geographische Werke, welche Er auch am meisten las, und wovon sich eine nicht unbedeutende Anzahl vorfindet. Eine besondere Zierde der Privat-Bibliothek sind daher auch die Prachtwerke, wissenschaftlichen und malerischen Reisen aus allen Theilen der Welt. Nicht viel weniger reich sind auch die architektonischen und kunstgeschichtlichen Werke. Ferner ist die Memoiren-Literatur nicht unbedeutend vertreten. Das Fach der Naturwissenschaften, besonders die Botanik, wofür der Herzog sich lebhaft interessirte, ist ebenfalls nicht spärlich bedacht. Auch Encyclopädien und lexicaische Werke sind in einer reichen Auswahl vorhanden; und von den gesammelten Werken der bedeutendern Schriftsteller, namentlich Deutschlands und Frankreichs sind die meisten angeschafft.

II. Das Kupferstich-Cabinet scheint ziemlich gleichzeitig mit der Privat-Bibliothek angelegt und erweitert zu sein. Die Kupferstiche sind nach den Kupferstechern und nach den Nationen, denen diese angehören, geordnet. Sie sind theils auf Auctionen, theils von Kunsthändlern, mit denen man in regelmäßiger Verbindung stand, theils gelegentlich auf Reisen angekauft worden. Die Sammlung ist besonders interessant durch die meist vollständigen Werke älterer guter Kupferstecher, als Morghen, Wille,



Müller, Strange, Woollet, Bartolozzi, Boissien, Volpato, Edelink u. s. w. Indessen ist auch an neuern und neuften Stichen das Ausgezeichnete stets hinzugefügt und auf Vervollständigung der Haupt-Kupferstecher hingearbeitet worden.

Die Herzogliche Bibliothek sowohl, als das Kupferstich-Cabinet war in den Jahren 1811—1813 aus Oldenburg geküchelt und nach St. Petersburg gebracht, wo sie in Kisten verpackt, während dieser Zeit blieben. Manche Beschädigungen und Defecte schreiben sich aus dieser Zeit her.

III. Die mit der Herzoglichen, 1830 vereinte Erbprinzliche Bibliothek enthielt mehr militairische, historische, und neuere Tages-, insbesondere schönwissenschaftliche Literatur.

Die jetzige, aus obigen Bestandtheilen zusammengesetzte Großherzogl. Privat-Bibliothek zählt etwa 11 bis 12000 Bände oder 4 bis 5000 Werke. Die Kupferstich-Sammlung dürfte gegen 15000 Blätter enthalten.

Die Vervollständigung und Fortführung beider Institute ist und wird im Allgemeinen in demselben Sinne und auf dieselbe Art und Weise beschafft, welche bei ihrer Gründung vorgeschwebt haben. Doch ist natürlich, in Folge des besondern Geschmacks des Großherzogs, Manches seitdem noch reichlicher bedacht, als es in einem oder andern Fache früher vielleicht der Fall war. Beide Sammlungen haben auch in den letzten Jahren manchen bedeutenden Zuwachs erhalten, da in den letztverfloffenen 12—15 Jahren im Durchschnitt jährlich etwa 2000 \mathcal{F} dazu von des Großherzogs K. H. verwendet worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung und Nachtrag

zum Aufsatz des Herrn S. in N^o 20.

2. Nachtrag.

Fräulein Schloß, schon seit mehreren Jahren Concertsängerin in Leipzig, erhielt ihre erste Ausbildung durch den verstorbenen Polens unter steter Aufsicht von Mendelssohn. Als Referent sie vor zwei Jahren in Leipzig hörte, hatte die Künstlerin bereits Tüchtiges erungen, besonders aber zeichnete sie sich im Vortrage von Liedern aus. Später verließ sie Leipzig, um sich nach Paris zu begeben und dort die neuere Gesangsschule kennen zu lernen. Ausgestattet mit vielem Guten, was dieser Schule eigenthümlich ist, aber auch mit manchen Abgeschmacktheiten der Pariser Lehrer, kehrte sie zu Mendelssohn zurück, der durch Sonderung des Guten vom Schlechten dem Gesange der Künstlerin die letzte Weihe gab. So herausgebildet kam sie zu uns nach Oldenburg, und Referent hatte das Vergnügen, sie zum zweiten Male zu hören. Welch ein Unterschied! war sie damals würdig, unter den Sängerninnen von Leipzig einen Platz einzunehmen, so macht sie jetzt mit Recht An-

spruch, in die Reihen der ersten deutschen Künstler gestellt zu werden.

Fräulein Schloß sang im Theater 4 Gesangsstücke, eine Arie von Mercadante, ein Lied von Mozart, »das Veilchen«, ein Lied von Klücken, und die schöne Scene und Arie aus dem »Freischütz.« Die Künstlerin zeigte, daß wer nur gut singt, und Stimme hat, auch im Theater singen könne, daß es nicht an der Localität, sondern am Sänger liegt, wenn der Gesang im Theater nicht gefällt.

Die Stimme der Schloß ist von Natur reichlich ausgestattet; sie ist kraftvoll in allen Tönen und von bedeutendem Umfange, der Klang ist rund und frisch, ein reiner Metallklang. Die Färbung der Stimme ist dem Alte entlehnt, während die Höhe derselben der einer Sopranstimme wenig nachgiebt, (das h am Schlusse der Scene aus dem »Freischütz« wurde der Sängern sehr leicht.) Der Mittklang giebt der Stimme jenen ruhigen Character, der so wohlthuend auf den Zuhörer wirkt; der Ton kam dick aus der tiefsten Brust und klang wie auf breiter Basis sicher zu uns herüber. Diese Art der Stimmen hat an sich schon einen so ungemeinen Reichthum von Gefühl, und ist daher so sehr geeignet, ganz in der Musik aufzugehen, dem Ausdrucke des reinsten Gefühls. So groß jene Naturanlagen sind, so fleißig hat die Künstlerin sie ausgebildet, und Seltenes erreicht. Der Gesang ist rein, der Tonansatz ohne Vermischung von fremdartigen Klängen, der Klang gleichförmig im Piano und im Forte. Die Register ihrer Stimme sind völlig geübt, und zwar nicht allein, daß man keine merklichen Uebergänge von einem Register in das andere bemerkt, der Klang durch alle Register ist gleichförmig. Daher erklärt sich ihr schönes *crescendo* und *diminuendo*, daher jene Leichtigkeit des Uebergehens von einem Tone zu jedem anderen. Aber wie Vieles ließe sich noch über das Aeußere des Gesanges dieser Künstlerin sagen! über ihre Respiration, über ihre Collocatur, über die Haltung des Tones, über ihre Aussprache; wie sie die Vocale benutzte, ihrer Stimme Geltung zu verschaffen, ohne darum die Consonanten zu benachtheiligen. Genug, wenn man sagt, das was von Stimme und Ausbildung der Stimme zum Vortrage von Compositionen gehört, besitzt die Schloß theils von Natur, theils durch fleißige Ausbildung ihrer trefflichen Anlagen in dem reichsten Maße.

Zur Vortrage der verschiedenen Compositionen zeigte die Künstlerin, daß sie nicht vergebens einen Lehrer in Mendelssohn gefunden hat. Jeder fand, daß sie nicht allein ein tiefes Verständniß, sondern auch ein schönes Gefühl, wie es zur eigentlichen Darstellung von Compositionen notwendig ist, entwickelte. Sie verschmähte es, den Gesang durch allerhand Schnörkel und Zierathen, durch jene gang und geben Kunstleien zu entstellen, die ihr gewiß nicht unbekannt waren (man erinnere sich nur der Arie von Mercadante); sie wollte durch wahre

Auffassung schöner Compositionen, nicht durch Augen verblendende, halbsprechende Sprünge, Nichts erwerben. Einfach und natürlich sang sie, und man mußte sagen, daß gerade das nur die rechte Weise sei, daß nur so und nicht anders gesungen werden müsse. Eben das ist aber der Gipfel aller Kunst, wenn sie die Natur natürlich aber idealisirt wiedergiebt; wenn sie die Natur von ihrem irdigen Geschmack durch viele Läuterungen befreit hat, und die gereinigte dem Menschen zurückgiebt. Wie einfach trug sie die Lust und den Schmerz des demüthigen Weichens vor, wie fromm die Arie aus dem »Freischütz«, den Schluß der Scene, wie jubelnd! Man hätte hineinzingen mögen in diese Töne des innigsten Gefühls, um nur einmal mitempfunden zu haben, was es heißt, so zu fühlen. Da ist die Musik nicht mehr Ausdruck des Gefühls, da ist sie das edelste Gefühl selbst.

Das Auftreten der Künstlerin war anspruchslos, denn sie wollte nur durch ihren Gesang gefallen. So machte sie den Zuhörer nicht zweifelhaft, ob er durch ihre äußere Erscheinung oder durch ihren Gesang entzückt sei. Um so ehrenvoller der unzweideutige Beifall, welcher ihr wurde. Fräulein Schloß weiß, was sich für eine Concertsängerin paßt, weiß, welche Grenzen einer solchen einer Schauspielerin oder Opernsängerin gegenüber gesteckt sind, und beobachtet diese mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Es giebt allerdings Sänger, welche das nicht so halten, die mehr durch ihr äußeres Auftreten, als durch ihren Gesang an sich den erwünschten Erfolg herzustellen sich bemühen. Daher jene zärtlichen Blicke, jenes Achselzucken, Heben auf die Fußspitzen, jene Grimassen, jenes Arbeiten mit Brust und Händen, und Armen. Wenn ihr solche Sänger sieht, im Durchschnitte sind sie Pflücker.

Der Besitz einer solchen Künstlerin, wie die Schloß, wäre dem musiklebenden Publicum in Oldenburg zu wünschen, man würde bald weniger abgeschmackte Aeußerungen über Musik hören. Und eine solche Künstlerin gehört haben, ist für einen Dilettanten im Gesange mehr werth, als aller Gesangunterricht, wenn gleich auch dieser nicht allein nicht überflüssig, sondern sogar nothwendig ist. Es giebt so viele Dinge im Gesange, die man mehr studiren muß, indem man sich bemüht, einen Ton zu singen dem ähnlich, den ein fertiger Künstler uns vorgefungen, als daß sie uns ein Lehrer lehren könnte. Das gilt nicht allein von den feineren Nuancen in der Stellung von Lippen, Zunge und Hals, die durch so viele Einzelheiten, die der Gesanglehrer zum Theil nicht einmal kennen kann, bedingt sind, sondern insbesondere von der Haltung, dem Tragen nicht so sehr einzelner Töne als ganzer Gesangsphrasen, von der Verbindung des Tones mit dem Gefühle, wodurch der Ton erst zu etwas Lebendigem wird, und von noch so vielen anderen Dingen.

Wie groß daher die Freude war, als man hörte, die Schloß würde als Hoffängerin engagirt werden, läßt sich denken. Leider aber ist das bis jetzt noch nicht

geschehen, obgleich sie in ihren Forderungen gewiß nicht unbillig gewesen sein würde. Möge mich Niemand der Unbescheidenheit dieses »Leiders« wegen beschuldigen, ich weiß recht wohl, daß die Kasse, welche so unendlich viel zur Hebung der Kunst in Oldenburg thut, nicht jeden Wunsch erfüllen kann, so gerne sie möchte.

G. C.

Die Rüstung des chinesischen Militärs. *)

Die Waffen der Mandarinen bestehen in einem Schwerdt, ähnlich dem der alten Römer, mit einer kurzen geraden Klinge; die Scheide läßt ein Feder nach seiner eignen Phantasie ausschmücken. Sie tragen dasselbe beständig an der rechten Seite, damit es sich nicht in den Schnüren verwickle, woran der Köcher ihnen an der linken Seite hängt. Diese Schnüre sind an einem schöngestickten Gürtel befestigt, welchen sie über der Weste tragen. Der Köcher selbst ist aus eigenthümlich verziertem Leder gemacht und gewöhnlich befindet sich an demselben eine Art von Säbeltasche, worin der Bogen gesteckt wird. Einige dieser Köcher haben in der Mitte Hänge, damit man sie zusammenklappen und dadurch verkürzen kann. Die Pfeile sind von verschiedener Länge; einige haben an der Spitze eine hohle durchlöcherete Kugel, wodurch, wenn sie durch die Luft fahren, ein zischender Laut hervorgebracht wird, welcher dem Feinde Schrecken einflößen soll. Die Spitze ist breit, zackig und mit Widerhaken versehen, das obere Ende aber gesiedert. Man nimmt gewöhnlich hellfarbige Federn dazu; die Federn des tatarischen Fasans sind besonders beliebt und nur Mandarine dürfen dieselben anwenden.

Die Waffen des Soldaten bestehen aus einem Schilde, einem Luntengewehr, Speeren, Bogen mit Pfeilen und zwei Schwerdtern. Zu den Schutzwaffen gehört noch eine runde Mütze von Palmrieth, vorne mit einem Paar schenklichen Augen bemalt; sie dient vortrefflich, einen Säbelhieb abzuhalten. Zuweilen ist auch die Mütze der Soldaten der ähnlich, welche die Mandarinen tragen, doch ohne den unterscheidenden Knopf. Die Schilde sind von verschiedener Form, aus Palmrieth verfertigt und haben an der inneren Seite einen Ring, um den Arm durchzustechen und einen Handgriff, woran man ihn festhält. Gewöhnlich sind sie mit dämonischen oder fantastischen Thiergestalten bemalt, um durch diese Bilder den

*) Aus Narrative of the Second Campaign in China By K. S. Mackenzie Esq. Lond. 1812.

Feind in Furcht zu setzen. Kugelfest gegen einen Kernschuß sind diese Schilder nicht, aber ein Säbelhieb dringt nicht durch, wenigstens nicht bis zu dem Träger desselben. Das Luntengewehr kommt den ältesten europäischen Waffen der Art möglichst nahe. Es steht bei den Chinesen nicht so sehr in Achtung wie der Bogen, besonders wegen der Gefahr, durch die Lunte ihre Kleider und so auch die Pulvertasche in Brand zu stecken. *) Diese Pulvertasche besteht aus Leder oder auch nur aus Baumwollzeug und wird an einem Gürtel vor dem Leibe getragen. Sie enthält vierzehn bis sechszehn Büchsen und in jeder derselben eine lose Ladung. Vorne ist sie mit einer Darstellung verziert, welche einem Tygerkopfe ähnlich sein soll. Die Nachlässigkeit, womit man hinsichtlich des Pulvers umgeht, bringt die Soldaten häufig in Gefahr, sich selbst in die Luft zu sprengen.

Die Lanzen der Chinesen sind von mancherlei Form und Beschaffenheit, und, wenn sie in geschlossenen Gliedern fechten, von großer Wirkung. Sie ziehen die mit einer langen breiten Spitze den übrigen vor. Sie haben auch Piken und eine Art gerade gestreckter Sensen, an denen aber der Stiel im Verhältniß zu der Länge des Blatts nur sehr kurz ist.

Bescheidene Bitte um Belehrung,

veranlaßt durch den Schluß des Aufsatzes in den Mittheilungen N^o 21, S. 88, Sp. 2.

Wie können »sogenannte Geisteswerke« wie Königs Ludwig von Baiern Gedichte, Langbeins Romane und Kobzebue's dramatische Werke zu »wissenschaftlichen Zwecken« dienen?

Bilder.

Der Takt ist der Sammetstreifen der Conversation; er gibt ihr einen unaussprechlichen Reiz und eine Delicatesse. Das ist eine von der Seele dem Geiste geschenkte Gabe, welche man selten in der Provinz Frankreichs, gewöhnlicher in Paris trifft, wo die Frauen ihn ausschließlich zu besitzen scheinen, und welche bei den Männern aller Länder noch roh und unvollständig ist.

*) Man fand nach Befechten oft Chinesen lebendig verbrannt, weil, wenn sie verwundet gefallen waren, die Lunte ihre baumwollene Kleidung entzündet hatte und sie nicht im Stande gewesen waren, dieses Feuer zu löschen.

In der Gesellschaft ist der discrete Mann derjenige, welcher nur um das fragt, was man ihm sagen will, der im Gespräche den Gegenstand vermeidet, welcher beleidigen kann, sich wenig um die Abwesenden erkundigt, und sich nur mit den Anwesenden beschäftigt; sich über nichts wundert, ja nicht in das Zimmer einer Frau tritt, ohne anzuklopfen, ja kein Tête-à-tête unterbricht, oder einen Besuch verlängert, den man kurz wünscht; auf sich nicht zum Mahle warten läßt, neutral bleibt in den Streitigkeiten des Hauswesens, wenn er bei seinen Freunden ist; sich nicht unterfährt, weder die Bedienten zurecht zu weisen, noch die Kinder und das Haushündchen zu züchtigen; alles hübsch, alles gut findet; niemanden geürt; mit einem Worte, der discrete Mann hat Ohren nur für das, was man hören darf, Augen nur für das, was man sehen darf, und weiß immer diese letztern gelegentlich zurück zu halten.

F...s.

Kirchennachricht.

Vom 27. Mai bis 2. Juni 1843 sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: 55) Herr Landgerichts-Assessor Peter Heinrich Menke und Johanne Elisabeth Dorothee Kirchhoff. 56) Böttchermeister Johann Anton Carl Bühting und Thalte Henriette Dorothee Martens.

2. Getauft: 154) Henriette Catharine Sophie Kröger. 155) Hinrich von Bloh. 156) Anna Dittmanns. 157) Gerhard Behrens. 158) Elise Margarethe Wilhelmine Schlichting. 159) Margarethe Helene Kramer. 160) Ein unehelicher Knabe. 161) Elise Susanne Henriette Dohlen. 162) Ida Auguste Johanne Schloifer. 163) Eilert Gerhard Harms.

3. Beerdigt: 140) Thalte Maria Hinrichs, geb. Deltjen 77 J. 141) Sophie Margarethe Johanne Marie Grummel 9 J. 2 M. 142) Tischlermeister August Wilhelm Schmidt 44 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am ersten Pfingsttage, den 4. Juni.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Cantor Meier aus Jever.

Am zweiten Pfingsttage, den 5. Juni.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Cand. Tönniesen.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 23.

Sonnabend, den 10. Juni.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

3. Die Gemäldesammlung.

Der Hochselige Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg, der vor dem Antritt seiner Landes-Administration schon ein Haus in Hamburg besaß, hatte in seiner damaligen Unabhängigkeit diese Stadt zu seinem Aufenthalte gewählt, weil sie seiner vielseitigen Liebe für Natur- und Kunst-Studien eine reiche Nahrung versprach. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien, in seiner Jugend, hatte in ihm eine warme Liebe für die bildenden Künste und für die Musik begründet. Die Hofcapelle des Herzogs ist bekannt und noch vor Kurzem waren die ausgezeichnetsten Musiker in Deutschland aus dieser Schule hervorgegangen. — Von des Herzogs Liebe für die Natur und ihre Verschönerung zeugen die, von ihm allein angelegten, Gärten zu Cutin, Oldenburg und Nastede und ihre reich gefüllten Gewächshäuser. Seine ungewöhnlichen Kenntnisse in der Architectur beurkundeten die vielen Gebäude aus seiner langen Regierungszeit, denn er hielt es nicht für einen Raub an seiner, der Landesregierung gewidmeten Zeit, die zu errichtenden Gebäude, ihre äußeren und innern architectonischen Decorationen selbst zu zeichnen. So die Gebäude der Behörden in Oldenburg, das Palais des Prinzen Peter und aus

frühester Regierungszeit die Begräbniscapelle, in dem Gernse ihres Styles die würdigste Fürstengruft in Deutschland u. s. w. Die Kunstliebe des Herzogs, im Gebiete der Malerei, zeigt sich besonders in dem, womit wir es hier zu thun haben, in der Gemäldesammlung.

Es braucht nach dem Bisherigen wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Anfang dieser Sammlung aus Gemälden bestehen mußte, die dem eignen Geschmack und der Vorliebe des Herzogs entsprachen, der mehr eine Befriedigung im Genusse dieses Besizes als in dem eiteln Ruhme unfruchtbarer Kritik suchte. Dieser Geschmack war aber ein sehr geläuterter, durch Kenntnisse in der Theorie und Geschichte der Kunst gebildeter und durch ein eignes, zartes natürliches Gefühl unterstützter Kunstsin. Denn die damals nach eigenem Geschmack allein gewürdigten und für ansehnliche Summen angekauften Gemälde sind auch jetzt noch die vorzüglichsten in der Sammlung, so das Gemälde von Solario, »Herodias«, aus der »Gallerie Giustiniani« in Rom, in Paris angekauft, das schöne Seestück von Louthenburg, in London angekauft, und mehrere andre.

Im ersten Decennium dieses Jahrhunderts kaufte der Herzog eine ganze Sammlung alter Gemälde von dem bekannten Joh. Heinr. Wilhelm Tischbein, der sofort einer seiner Hofmaler ward und auf Bestellung eine Menge großer Gemälde für den Herzog malen mußte. Dieser phantasiereiche Künstler war ein Zeitgenosse Goethe's in Rom, ihm befreundet, und noch liest man in dessen gesammelten Werken eine Menge Dichtungen »an Tischbein« und über seine Bilder. In diesen Werken, an vielen Stellen, so wie in den bekannt gewordenen,

gesammelten Briefen vieler Zeitgenossen, erkennt man den Kunstgeschmack für einen jetzt überlebten. Der heutige ist weniger gerecht gegen die Werke des verstorbenen Künstlers, der sie nicht mehr durch seine geistvolle Persönlichkeit geltend macht und die heutigen Kunstkritiker wollen in Tischbein's Gemälden mehr den Dichter als den Maler erkennen. — Akademiedirector in Neapel, vertrieb ihn von dort die Revolution 1799. Er rettete die in Italien angekauften Gemälde, die nun einen großen Theil der Großherzoglichen Gemäldesammlung ausmachen. Tischbein's blühende, sich überall gleichbleibende, Phantasie mag es zu verantworten haben, daß viele dieser Gemälde Namen trugen, die sie vor dem Auge kenntnißreicher Kritiker nicht behalten konnten.

Der Herzog liebte mit werthvollen Gemälden sich umgibt und schmückte mit den vorzüglichsten seiner Sammlung seine Gemächer im Schlosse zu Oldenburg, so viele darin Platz hatten. Auch in Rußland, 1811, wollte er sich von seinen Gemälden nicht trennen, ließ sich durch den ungeheuren Transport nicht abschrecken und sie in St. Petersburg auspacken und aufstellen. Hier ist einer eignen kleinen Sammlung zu gedenken, die dem Herzoge besonders lieb war. Um sich in gewissem Sinne in den Besitz der Raphael's, Correggio's, da Vinci's, Titian's und anderer größten Meisterwerke des sechzehnten Jahrhunderts, die damals im »Musée Napoleon« in Paris vereinigt waren, zu setzen, hatte er mehrere derselben von Künstlern von Ruf in gleicher Größe copiren lassen und erfreute sich beim Anblick dieser Copien der Erinnerung ihrer Originale. In St. Petersburg erhielt dieser Theil der Gemälde des Herzogs den größten Beifall der Großfürstin, seiner Schwiegertochter, nachherigen Königin von Württemberg, und kaum war dieser Beifall ausgesprochen, als auch die Großfürstin die sämmtlichen, überaus wohl gelungenen, Copien zum Geschenk erhielt. Eins dieser Gemälde, Raphael's »heilige Cäcilie«, von Hummel in Cassel, war damals noch nicht vollendet und ist jetzt noch in Oldenburg im Schlosse zu sehn.

1813 nach Oldenburg zurückgekehrt, war das Herzogliche Schloß nicht mehr das Alte und der Herzog genöthigt es zu erneuern. Die Gemälde konnten nach dem Umbau des Schlosses nicht mehr sichtlich in demselben untergebracht werden, es mußte an einen besondern Gemäldeaal außer dem Schlosse gedacht werden. Es ward ein solcher einstweilen, versuchsweise gebaut, die Gemälde in demselben aufgestellt und das Publicum bekam durch dieß zugänglichere Local einen Kunstgenuß, der ihm bisher zum großen Theil noch fremd war. Dieser Bau zeigte sich aber nach einigen Jahren den Gemälden sehr ungünstig, sie litten sehr durch Feuchtigkeit und Witterungswechsel und dabei kamen an verschiednen Gemälden die bedenklichen Erscheinungen früherer Restaurationen, Verwäschungen, Uebermalungen und anderer Mißhandlungen

zum Vorschein, die bisher, unter dem heuchelnden Vernis nicht hatten erkannt werden können. Es stellte sich die dringende Nothwendigkeit einer Restauration vieler Gemälde heraus und von dieser mußte der Bau eines neuen, besseren Locals abhängig werden. Wer aber das bedenkliche Werk der Restauration alter Gemälde kennt und die große Schwierigkeit, einen Künstler zu finden, dem in dieser Hinsicht volles Vertrauen zu schenken ist, dem kann es nicht auffallen, daß nach langem Suchen und Prüfen immer kein solcher aufgefunden ward, wobei natürlich der beklagenswerthe Zustand der Gemälde sich immer mehr verschlimmern mußte.

Erst unserm regierenden Großherzoge war es vorbehalten, einen zuverlässigen Restaurateur alter Delgemälde zu finden durch die Empfehlung eines allgemein bekannten Kunstkenner's, des regierenden Königs Christian VIII. von Dänemark. Herr Ferndorf hatte bereits in den ersten Monaten seiner Arbeiten das ihm geschenkte Vertrauen so vollkommen gerechtfertigt, daß des Großherzogs königliche Hoheit eine General-Restauration aller Gemälde durch ihn, so weit sie sie erfordern würden, decretirte und den Bau eines angemessenen, zweckmäßigen Locals für diese Sammlung in nahe Aussicht stellte. Mit dem großen Werke ist nun Herr Ferndorf beschäftigt.

Ich lege hier die Feder nieder und überlasse sie diesem erfahrenen und vielseitig gebildeten Künstler, um über den jetzigen Zustand der Großherzoglichen Gemäldesammlung zu berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Replik.

In N^o 20 der Mittheilungen sucht der Herr Kirchenrath Clausen, nämlich in der Eigenschaft als Director des Seminars, anscheinend einen Vorwurf gewissermaßen von sich abzulehnen, wenigstens will mir das so vorkommen, einen Vorwurf, den ich vor Kurzem gelegentlich in N^o 17 dieser Blätter dem Seminar zu machen mich veranlaßt fühlte. Herrn R. N. Clausen sollte kein Vorwurf gemacht werden. Auch durfte derselbe sich durch den ausgesprochenen nicht verletzt fühlen, da hier von einem Desiderium einer Anstalt die Rede war, dem Hr. R. N. Clausen als bloßer Director der Anstalt abzuhelfen überhaupt gar nicht im Stande sein dürfte. Wovon ich redete, das ist: zunächst, daß auf dem Seminar so wenig Zeit für die musikalische Ausbildung gelassen ist, was übrigens bei der überhaupt so kurzen Lehrzeit für die Seminaristen, wie ja nun einmal die Verhältnisse so unglücklich sind, ganz so in der Ordnung sein, wie solches ganz im gehörigen Verhältniß mit den andern Lehrgegenständen stehen mag; sodann, daß während dieser kurzen

Lehrzeit die Lehre selbst so höchst verkehrt und mangelhaft ist. Wenn nun die Einrichtung des Ganzen einmal nicht anders ist und sein kann, wenn ferner die Lehrer einmal da sind und da bleiben müssen, der Seminardirector über sie und ihre Bethätigung resp. Nichtbethätigung an seiner Anstalt nicht etwa, wie der Director der Strafanstalten in Wechta über das ihm untergeordnete Personal so durchaus selbstständig verfügen kann: was hat denn da dieser Director zu verantworten, wenn solche Einrichtung als eine unzumuthige, nicht zureichende, der Verbesserung bedürftige irgendwo besprochen würde?

Herr K. N. Claußen wirft mir vor, ich habe durch schwarze Gläser gesehen; denn ich glaube nicht, daß er mir irgend eine unlaute Abseht hat vorwerfen wollen. Dem sei nicht so, als ich es gesagt habe, versichert er. Alles, damit ich es kurz zusammenfasse, sei vielmehr ganz nach Wunsch. Einzelne — bereits Schullehrer — möchten vielleicht etwas zu wünschen übrig lassen; aber es sei nicht wohlgethan, was von Einzelnen einer Gesamtheit prädicirt werden kann, Allen darin Begriffenen beizulegen.

Wenn ich diesen letzteren Satz recht verstehe, d. h. so wie ihn der Verfasser verstanden haben will, so dürfte ich jetzt schweigen. Da würd' es nämlich so heißen: im Allgemeinen ist es schlecht beschaffen, aber einige Lehrer machen eine rühmliche Ausnahme. Zugestanden nämlich. Denn es ist keine Regel ohne Ausnahme. Und namentlich will ich hier denn noch des oldenburgischen Gymnasiums erwähnen, das hinsichtlich der Qualität des Unterrichts ganz gut beraten ist, und wo weiter nichts, aber freilich ist das viel, zu wünschen übrig bleibt, als daß die Lehrzeit nicht so kurz zugemessen, auch der Lehrer, in Belang fortdauernder gründlicher Bethätigung mit dem hier fraglichen Gegenstande, nicht durch anderweitige Studien zu sehr in Anspruch genommen wäre; der dort gegebene Musikunterricht wäre sonst, nach dem zu urtheilen, was wir bei öffentlichen Prüfungen davon vernommen, gerade der Art beschaffen, wie wir ihn wirklich allenthalben eingeführt zu sehen wünschten. Hr. K. N. Claußen will aber, mein' ich, den Musikunterricht, wie er auf dem Seminar und in den Volksschulen gegenwärtig beschaffen ist, vielmehr verteidigen. Er sagt, er wolle nicht in Abrede stellen, daß der Gesangunterricht allerdings der Verbesserung bedürfte, und fügt bei: »wo wäre eine menschliche Einrichtung, die deren nicht bedürfte?« Das heißt doch von einer Einrichtung sehr lobend reden, wenn man weiter nichts an ihr zu tadeln weiß, als daß sie von Menschenhänden gemacht, und deshalb unvollkommen sei. Da muß ich also Herrn K. N. Claußen bei jenem Satze mißverstanden haben.

Also hinreichend und gut wäre der musicalische Unterricht auf dem Seminar? — Ich habe Nein gesagt. Und somit wäre die Sache am Ende. Es läßt sich darüber nicht weiter streiten. Es kommt nämlich auf die Forderungen

an, die man daran macht. Freilich auch darauf, wer am meisten befähigt ist, die rechten Forderungen zu machen. In der letztern Hinsicht könnt' ich um so eher mich beruhigen, da Hr. K. N. Claußen seiner eignen Aussage nach »kein Musikkenner« ist. Ich würde mehr Zutrauen verdienen; denn ich hab' es mir nicht abgesprochen, von diesen Dingen mir einige Kenntnisse erworben zu haben. Aber da ist eben die Sache, ich soll mich »jedenfalls übereilt« haben. Es wäre nicht in allen Schulen, daß nur Choräle, und selbige »abgeplärrt«, wirklich »abgeplärrt« würden. Man sei vielmehr schon dahin gekommen, daß man die Lehrer vor der Vernachlässigung des Choralgesanges warnen müsse; Volkslieder und dergl. griffen zu sehr überhand. — Aber wo hab' ich denn gesagt, daß man den Choralgesang hintanziehen müsse? — Ferner: das Plärren wolle man an seinen Ort gestellt sein lassen. — Aber um des Himmels willen, nein! das soll ja gerade abgeschafft werden! Auf das Wie kommt ganz ungeheuer viel an. Auf das Wie hat aber der Hr. Verf. sich weiter gar nicht eingelassen; nur daß er mich einmal etwas beißend fragt: wie viel Mal? und wo? ich plärren gehört hätte. Er meint, wie gesagt, ich hätte mich mit meinem Urtheil übereilt.

Ich habe mich nicht übereilt. Seit Jahren quält es mich, daß dem so ist, wie ihm ist. Nur gelegentlich bracht' ich es hier zur Sprache. Ich habe mich nicht übereilt. Bei der ganz besondern Hochachtung, die ich vor dem Herrn Kirchenrath Claußen hege, fühl' ich das Bedürfnis, mich und meine Behauptungen hier gegen ihn zu verteidigen. Aber auch die Sache selbst macht es mir zur Pflicht, den gemachten Vorwurf durchaus von mir abzuweisen. Ist das Uebereilt? In allen Schulen, wo ich hörte, was man singen nennt, und ihrer sind mehrere — ich sagte »zuweilen« — ferner in den Kirchen, wo die Schüler singen, hab' ich den Gesang der Art gefunden, wie ich ihn beschrieb. Im Volke find' ich kein Volkslied lebendig, auch nur bekannt. Ich spüre gar nicht irgend eine Wirkung eines musicalischen Unterrichts in den Schulen. Die gemeinen musicalischen Wege, die hier im Lande so in Menge zu Hause sind, die aber mehr geschrieen, als gesungen werden, weil eben das Volk zu einem eigentlichen Gesange sich gar nicht anzulassen weiß, sie könnten durch gute Volkslieder allmählig und gewiß mit Sicherheit verdrängt werden: es geschieht nicht, kann auch nicht geschehen, wenn gute Volkslieder nicht bekannt sind und auch nicht bekannt werden. Gute Lieder können nicht so abgeschrieen werden; das Volk muß also auch, wenn es sie überhaupt lernt, das wirkliche Singen dabei lernen. Auf diese Weise sollte und könnte dann überhaupt der musicalische Sinn geweckt, und heraufbeschworen sein: aber er ist nach wie vor total stumpf! Dem Volke könnte für die langen langweiligen Winterabende auf dem Lande ein Mittel zum Zeitvertreib — ich sage nur zum Zeitvertreib!

aber wahrlich, die Musik gewährt auch positiven Nutzen! — ich sage, ihnen könnte ein Mittel gegeben werden, daß es ihnen möglich würde, des Brauntweins, der Karten und dergleichen zu entzathen: aber man wandere von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus! wo hört man mal einen Ton? Und wenn irgend einmal, so ist es eine Clarinette oder Violine, und es wird danach getanzt; ja, unser Volk weiß kaum den Begriff Musik, ich meine natürlich Hausmusik im Gegensatz vom Choral als Kirchenmusik, von dem Begriffe Tanz zu trennen. Ferner: die Herzen könnten für weichere Gefühle, für mildere Regungen, als sonst hier im norddeutschen Volke zu Hause sind, empfänglicher gemacht werden: aber sie sind kalt, heute wie immer, wenn auch im Allgemeinen gut und bieder. Sonst, wenn Jemandes irgend ein beseligendes Gefühl sich bemisstert: wen drängt es nicht, seiner heiligen Lust im Gesang Lust zu machen! Sie thun, wie die Vögel auch; sie müssen singen. Aber das ist auch umgekehrt. Nur wenn man Anderer dergleichen Empfindungen kennen gelernt hat, indem man sie ihnen, wie sie sich in Töne verwandelt hatten, nachgesungen, kann man sie selbst haben. Unser Volk indessen hat die Mittel nicht, und hätt' es auch schon die Empfindungen; es hat aber auch die Empfindungen nicht. Gebt ihnen nur erst die Mittel, und sie werden allmählig auch für die Empfindungen empfänglicher werden. Ihr Gemüth wird gedeihen. Und wahrlich, der Mensch ist noch nicht fertig, wenn er bloß den Verstand ausgebildet hat!

Das war also: wahrgenommener Mangel an einer wahrzunehmenden Wirksamkeit des behaupteten guten Musikunterrichts. Aber ein Unterricht, der nichts wirkt, ist wenigstens auf keinen Fall besser, als gar keiner! Ferner war es, wie weiter oben bereits bemerkt: daß ich dem Schulgesange selbst an einigen — will sagen einzigen — Schulen an verschiedenen Orten des Landes zugehört hatte, wo er allerdings so beschaffen war, daß sich davon keinerlei erwünschtes Resultat erwarten ließ *). Diese Beobachtungen haben mein Urtheil geleitet, meine damaligen Rathschläge veranlaßt. Indessen doch noch nicht allein. Es kommt hinzu, daß ich oft mit diesem und jenem Schullehrer, nicht gerade mit denselben, bei denen ich singen hörte, über musikalische Dinge gesprächswaisen Verkehr gehabt habe. Es ist nun mal mein Steckenpferd, überhaupt zu beobachten, was das eigentlich für Leute sind, denen so die Ausbildung des Volks in die Hände gegeben ist. Ich halte sie für unendlich wichtige Männer im Staat. Ich weiß wol, daß die Ansichten darüber verschieden sind. Es hat Zeiten gegeben, und giebt sie stellenweise noch,

*) Ich muß hier nochmals auf den Aufsatz in Nr. 50 vom vorigen Jahre verweisen. Man wolle sehen, was ich dort in einer Note mittheile.

wo man diese Leute in politischer Beziehung in sofern als höchst wichtig betrachtete, daß das Volk ja nicht zu viel bei ihnen lernen möge. Bei solchem gesprächswaisen Verkehr hab' ich denn auch immer gelegentlich nach dem Barometerstande der musikalischen Frage geforscht, sowohl in Betreff der Frage, was und wie sie lehren, als auch, wie sie selbst bewandert wären.

Nun endlich das Seminar! Von dem gehen alle Lehrer des Landes aus. Wie ist es da beschaffen? Denn das ist nun hier besonders die Frage, und überhaupt in der ganzen Angelegenheit der wichtigste Punkt. Gibt der Zustand des musikalischen Unterrichts auf dem Seminar, geben die vorhandenen Resultate desselben die Aussicht, daß es künftig werde besser werden? — Ich brauche hier kaum zu antworten; denn der Zufall hat es gewollt, daß in derselben Nummer der Mitth., wo Herr K. N. Clausen die Gesangsfähigkeit der Seminaristen gegen mich in Schutz nimmt, ein Hr. S. bei Gelegenheit der Besprechung einiger oldenburgischen musicalischen Tageserscheinungen eines Factums erwähnt, das dem Erfolge seiner Vertheidigung sehr im Wege stehen möchte. Aber ich will noch Folgendes beifügen: Ich selbst bin auf dem Seminar beim Gesange, etwa bei den Prüfungen u. s. w. nie zugegen gewesen, weil das nicht jedem freisteht, was denn schlimm genug ist *). Ich bin nur gelegentlich beim Spaziergange dort am Seminargebäude still gestanden, und habe dem Dinge auf diese Weise zugehört. Aber mir sagte jemand, der kürzlich einer Prüfung auf dem Seminar beigewohnt hat, indem er nämlich eine Einlasskarte dazu erhalten hatte, ein Mann den ich namhaft machen will, und dem man Competenz und einen ruhigen Blick nicht absprechen wird, er sagte, mit dem Choralgesange gehe es da, daß Einem aller Muth verloren gehen müsse. Es war bei Choralgesang gewesen, man bedenke! Und es war bei der Prüfung gewesen, wo immer die besten Saiten aufgezogen werden, man überlege! Und nun schliesse man weiter! Konnte mich denn nun dies veranlassen anzunehmen, ich habe mich getäuscht, wenn ich da unten zugehört hatte? — Aber wie können auch diese Menschen denn da etwas lernen, wenn sie — wohl zu merken bei der kurzen Zeit, die auf die Musik dort verwandt wird, — ich sage, wenn sie während dieser kurzen Zeit einen ganzen Winter hindurch nicht anders — ja, fast nicht anders, man darf es behaupten; denn sonst hätten sie das Ding sicherlich überall gar nicht fertig gebracht! — wenn sie, sag' ich, ein ganzes halbes Jahr hindurch mit Beethovens 9ter Symphonie, sage Beethovens 9ter Symphonie beschäftigt werden, deren Töne ihnen, bei dem Grade ihrer Ausbildung, nicht anders beigebracht werden

*) Ich weiß wohl, daß Mangel an Platz die Ursache ist. Könnte man aber nicht vielleicht ein anderes Local nehmen?

(Siehe eine Beilage.)

B e i l a g e

zu № 23 der Mittheilungen vom Sonnabend den 10. Juni 1843.

können, als wie gewissen Vögeln ihre Lieder etwa mittelst einer Drehorgel; wenn ihnen Gesänge, wie der Chor der Gefangenen aus Beethovens Fidelio einexercirt werden, dessen Musik überhaupt so ganz außer ihrem Horizonte liegt, daß sie, und wenn auch die Töne, den Sinn und Inhalt (— der Musik! —) auf keinen Fall begreifen. Unverständige Leute haben mich, wenn ich mal über die Schwäche der Seminaristen in Musik und Gesang gelegentlich mich ausgelassen, oft vorgehalten, sie sängen doch so große und schwere Sachen, wie die 9te Symphonie und den Chor der Gefangenen. Weiß Gott! Wir haben es gehört, daß sie das sangen! Es war öffentlich in irgend einem Concerte. Ich will jetzt hinterher nicht mehr kritisiren. Damals unterblieb es aus Schonung. Wir brauchen uns hier auch nicht weiter darauf einzulassen. Aber wahr ist es, sie hatten es wirklich gelernt, und sangen es, wie sie es gelernt. Aber, was die Hauptsache ist, gelernt hatten sie eben nichts dabei. Denn es war ein zu großer Sprung. Es war da kein stufenmäßiges Fortschreiten. Und wer ist nun so wenig Pädagog, daß er nicht einsähe, daß ein solcher, ja ein so ganz ungeheurer Sprung ganz vollkommen unsinnig ist? d. h. wenn überhaupt der Zweck, daß sie dergleichen lernen mußten, wirklich ein pädagogischer war, wie man denn doch wol gar nicht anders annehmen darf! Zudem, so weit, bis zu diesen Sachen sollen es die Seminaristen überhaupt gar nicht bringen. Es ist da viel zu viel zu thun, was ihnen viel näher liegt. Dies würde ja sonst versäumt werden müssen. Die Zeit wurde also geradezu verschwendet. Nun bedenke man aber, ob während der kurzen Zeit, und bei so wenig Unterrichtsstunden, ein halbes Jahr so ganz verschwendet werden dürfe, ohne daß es gar nicht anders möglich ist, als daß auch das Allernothwendigste versäumt werden muß. Das Nothwendigste sind nun freilich die Choräle. Und sie können sie nicht singen. Sie können es nicht können. Und, lieber Gott! wie ist es doch noch gar eine so geringe Stufe der musikalischen Ausbildung, daß man etwa die üblichsten, oder was mehr ist, die üblichen Choräle zu singen im Stande ist. Aber nun das nicht einmal. So stehen die Sachen. Und sollen wir nun sagen, was wir von einem Schullehrer in dieser Hinsicht verlangen, daß er können, wissen und verstehen solle? — Ja, das ist nämlich ganz ungeheuer viel mehr, als das, was unsere Seminaristen nicht einmal können!

Nochmals: Herrn Kirchenthath Claußen meine vollkommenste Hochachtung! Ich würde sie in dem Maße, wie wirklich, gegen ihn überhaupt nicht haben, wenn ich durch seine Stellung zum Seminar, und aus persönlichen

Rücksichten, mich hätte veranlaßt finden müssen, meine Desiderien, die ich an dem seiner Leitung anvertrauten Institute habe, nicht laut werden zu lassen.

Schl u ß w o r t.

Ich würde die beiden Aufsätze des Herrn G. C. unbeantwortet gelassen haben, wenn ich nicht einige Berichtigungen nöthig fände.

1) sagt Herr G. C. ich publicire seine Redensarten, welche er gegen mich auf der Parade geführt. Das ist unrichtig. Ich habe niemals die Meinung des jungen Herrn Verfassers angegriffen, wenn er auch eitel genug ist, dieses öffentlich auszusprechen. Im Gegentheil kam er mit seinem Freunde Kraußé zu mir und bat mich, diesen großen Tonkünstler in den „Neuen Blättern“ zu empfehlen; also wollte er durch mich eine öffentliche Empfehlung bewirken, die er nun gänzlich in Abrede stellt. — Warum aber verlangte damals Herr G. C. meine Feder, da er doch jetzt bewiesen hat, daß er selbst — drucken lassen kann?

2) Ist Herr Kraußé wirklich mit 1½ Th. — dem Herrn Syvarth noch außerdem mit 1 \$ 24 Grote — durchgebrannt; in Falkenburg erst wurde er von einem nachgesandten Dragoner erwischt, der ihm das Geld abforderte und erhielt. Herr G. C. wird daher als Jurist mir Recht geben müssen, daß die That wirklich vollbracht, nicht wie der Herr sagt nur beabsichtigt oder ein bloßer Versuch war.

3) ist die technische Fertigkeit des Herrn Kraußé nicht allgemein anerkannt. Wie kann Herr G. C. dieses behaupten? er beleidigt dadurch ja unser Publikum. Er sagt selbst, Kraußé habe das Clavier geschlagen, aber nicht zer schlagen; und dann rühmt er ihn als Romanzenspieler. Welch ein Gewirr. Nein, mein Herr, das Spiel des Herrn Kraußé war durchaus schlecht; dies werden Männer vom Fach, wie die Herrn Nothe und Mößler gern attestiren. Es war eben so unverständlich, wie — Ihre Schreibart. Glauben Sie wohl, daß Dikt seinen „Erlkönig“ wieder erkannt hätte? — den hätten Sie von der kleinen elfjährigen Wilkens hören sollen: die spielte doch die Noten. — Sie möchten das Drehfester sehen, wo ein Mann wie der Hospianist der Herzogin von Parma die Pauken schlägt? — Es ist zweifelhaft, ob

der Herr Musikdirector Böckler denselben bei den Becken gebrauchen könnte.

Nun haben sie auch noch einen »Nachtrag zum Aufsatze des Herrn S. in N^o 20« geschrieben, welcher uns über Fräulein Schloß unterhält. Aber was hat dies mit meinem Aufsatz in N^o 20 zu thun? Soll Fräulein Schloß etwa hier engagirt werden, um den Seminaristen Unterricht im Gesange zu geben? Ihr Lehrer ist, wie Sie sagen, Polens gewesen. — Es möchte freilich nicht unzumuthlich sein, die Schule von Pohlenz (nicht Polens) auf das hiesige Seminar zu verpflanzen.

Uebrigens hat Pohlenz nie seinen Unterricht unter Mendelssohns Aufsicht gegeben. Das wissen Sie nicht, da Sie Pohlenz nicht kennen, nicht einmal wissen, wie sein Name geschrieben wird. Ueberhaupt scheint Ihnen die musikalische Litteratur fremd zu sein, aber das hätten Sie doch wissen sollen, denn Sie können es in einem jeden Fremdwörterbuche finden, daß man nicht Collocatur schreibt, sondern daß es Coleratur heißen muß, weil das Wort von color (die Farbe) herkommt, nicht von collum (der Hals) am allerwenigsten von — wie Sie es zu nehmen scheinen — von dem Kollern (etwa eines Truthahns) — dies zur Erläuterung, da Sie gar nicht wissen was Colocatur ist.

Es ist noch Vieles in Ihrem Aufsatz unverständlich, aber das zu erläutern würde zu weit führen. Nur eine Frage erlaube ich mir noch: was wollen Sie damit sagen: »Da ist die Musik nicht mehr Ausdruck des Gefühls — da ist sie das edelste Gefühl selbst?« — Gewiß haben Sie damit im Manuscript etwas Anderes ausdrücken wollen, wie früher mit dem L. S. — Ich kann mir wenigstens Nichts dabei denken. S.

Soltwedel als reisender Anachoret von Cassel nach Marburg.

Bist Du der reisende Anachoret von dem die Briefe im Piloten mitgetheilt sind? — dann — warte nur — guter Soltwedel! — die wunderliebliche üppige Hensendirne — die Schulmeisters Tochter aus Friglar (von der in Friglar freilich Niemand Etwas wissen will) hat Dir mit all ihrer heftigen Einfalt den Kopf verwirrt.

Nein, guter Soltwedel! die trauliche Bekanntschaft auf dem Hauderer hat eine nachdenkende schwermüthige Stimmung zurück gelassen, die Dich fort und fort umnebelte, als Du nicht mehr in den Schelmenaugen Deiner niedlichen Reisegefährtin die Antwort auf Deine verhänglichen Suggestivfragen lesen konntest. Nur die eine von

den gar vielen Sagen — die das gute Kind zu erzählen gewußt, nur die eine, von dem unter zwei Silberpappeln geketteten von seinem Herrn erschossenen Schlachtröffe erwähnt Du.

Wie hättest Du die Stadt verarmt nennen können, die einen so reichen herrlichen Schatz in ihren Mauern birgt! düster — wo so viel freundliche Sterne blühen! Aber Du hast nur die todten Mauern, die leblosen Steine gesehen — nur Trümmer und verwitterte Warten haben Dich angestarrt.

Wer war in Friglar, ohne von dem sich wunderbar in allen Stürmen der Zeit erhaltenen Ursulinenkloster gehört zu haben? Freundlich lächelnde Bilder würdest Du in hundert Augen für Deine lebendige Phantasie gefunden, und nicht mürrisch grollend die Stadt mit ihren fünfzig blühenden Jungfrauen, die in der dortigen Pensionsanstalt aufgenommen sind, verlassen haben. — r.

An den Bittsteller

in N^o 22, S. 94, Sp. 1 dieser Blätter.

Degleich ganz mit Ihnen einverstanden, daß solche Schriften, wie Sie aufführen, nicht zu strengwissenschaftlichen Zwecken dienen können, und deshalb auch nicht ausgeliehen werden sollten, so sind doch vielleicht Gründe und Umstände vorhanden, durch welche das Vorhandensein derselben auf der Bibliothek bedingt worden ist.

Kirchennachricht.

Vom 2. bis 9. Juni 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 57) Hr. August Christian Friedrich Wieggers und Marianne Helene Cosparine Deltmann.
2. Getraut: 164) Louise Marie Georgine Meyer. 165) Anna Meta Helene Pophanken.
3. Beerdigt: 143) Nicolaus Strohm 81 J. 3 M. 144) Anna Catharine Auguste Bohn 10 J. 6 M. 145) Pauline Johanne Helene Wittens 1 J. 4 M. 146) Christiane Elise Marie Rosentetter 1 J. 5 M. 147) Helene Heinemann 3 J. 9 M. 148) Gesche Janken 46 J. 9 M. 149) Gerhard Klockether 8 J. 7 M. 150) Pauline Friederike Johanne Wilhelmine Louise Grosse 2 J. 10 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 11. Juni.

- Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Cand. Niebour.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Baeilmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 24.

Sonnabend, den 17. Juni.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Eben der Umstand, daß bei dem Ankaufe der Bilder kein bestimmter Plan hat befolgt werden können, ist vielleicht Ursache, daß wir in der doch nicht großen Sammlung von Gemälden die mehrsten Schulen und Richtungen der Malerei repräsentirt finden und, daß sie ein so vielseitiges Interesse gewährt. Die vorzüglichsten Bilder heraushebend, können wir diese denn auch um so eher in der historischen Folge betrachten.

Von der frühern und schönsten Blüthezeit der italienischen Kunst bis Raphael, ist hier, wie überhaupt in Gallerien außerhalb Italien, verhältnismäßig wenig vorhanden. Wie die Kunst damals fast ausschließlich zur Verherrlichung des Gottesdienstes thätig war, wurden die mehrsten und besten Bilder in Fresco auf der festen Mauer in den Kirchen gemalt, wo sie eine bleibende Stätte haben. Die transportablen Tafelbilder sind größtentheils unbedeutender, und nicht genügend, einen Begriff von der großartigen Ausbreitung und Verwendung der Malerei in der Zeit zu geben. Die Sammlung hier kann auch nur wenige Bilder aus der Periode aufweisen, welche doch der raphaelischen ziemlich nahe liegt. Das älteste, Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes, (N^o 22.) S. Petrus und S. Antonius, ist von einem Venetianer

in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts gemalt. Die sich später so entschieden entwickelnden Eigenthümlichkeiten der venetianischen Schule, Wahrheit und Frische in der Carnation, Zusammenstellung von glänzenden, lebhaften Farben, Anwendung von landschaftlichen Hintergründen, treten schon darin hervor. Es ist in Temperafarbe ausgeführt, nur der heilige Antonius ist mit Oelfarbe gemalt und ist auch später beigefügt, wahrscheinlich durch Veranlassung, daß der Eigenthümer des Bildes Ursache gehabt hat, wegen Erhöhung eines Gebets an diesen Heiligen, sich besonders dankbar zu zeigen.

Das nächste, eine betende Madonna von Giacomo Francia (N^o 5.), Sohn und Schüler des Francesco Raibolini oder Francesco Francia, wie er genannt wird, ist uns werth als Repräsentant der schwärmerisch frommen und gemüthlichen Richtung dieses letzten Meisters, worin er sich der umbrischen Schule und besonders dem Perugino, Raphaels Lehrer, aufs innigste verwandt zeigt. Ferner ist noch aus dieser frühern Zeit eine heilige Familie (N^o 1), welche unverkennbar aus der ferraresischen Schule des Ludovico Mazzolino oder Dosso Dossi ist. Die Tiefe der Farbe und das eigenthümliche schillernde in den Gewändern, ist dieser Schule eigen. —

Diesen ältern Bildern folgt zunächst in der Zeit das herrliche Bild von Andrea di Solario, Schüler des Leonardo da Vinci. — So selten wie Bilder von Leonardo sind, selbst in Italien, und auch von seinen vortrefflichen Schülern (die zahlreichen Bilder des Bernardo Luini in Mailand ausgenommen) ist es sehr zu schätzen, daß die Sammlung hier eine Arbeit von

einem derselben besitz, der dem Leonardo, wenn nicht in Geist und Erfindung, doch in Anmuth und Vollendung der Darstellung so nahe steht. Herodias Tochter hält die Schüssel, über welche der Henker oder Kriegsknecht, von dem man nur den Arm sieht (N^o 7.), den Kopf des Johannes hält. Das schöne aber leichtsinnige Mädchen, in ihrem reichen schönen Putz, das röthlich blonde Haar in zierlichen Locken auf den Schultern herabhängend, sieht halb mitleidig und nicht ohne innere Scheu auf das starre, bleiche Antlitz des Johannes herab. In diesem Gegensatz des frischen blühenden Lebens in der üppigen weiblichen Schönheit und des schauererweckenden todten Kopfes des strengen Johannes, haben sich viele Künstler gefallen, weshalb sie oft und mit besonderer Vorliebe den Gegenstand behandelt haben. (Auch Leonardo hat das nämliche öfter gemalt.) Abgesehen von der, Manchem mißfälligen Idee des Bildes, ist es von großer Schönheit, die Ausführung durchweg vollendet, das Ganze mit einer Liebe und Sorgfalt behandelt bis ins kleinste Detail, was wohl nur in den besten Arbeiten der alten Niederländer und Deutschen seines Gleichen hat und hier von dem reinsten Schönheitsfinn geleitet ist.

Das Bild, Johannes in der Wüste, sitzend, in Nachdenken versunken, mit dem Agnusdeistab in der Hand, (N^o 2.) ist für einen Raphael ausgegeben worden. Daß es der schönsten Periode der italienischen Kunst gehört, ist nicht zu verkennen, weshalb auch neulich ein hier anwesender Kunstliebhaber bei dessen ersten Anblick ausrufen konnte: »Ei! das sieht ja vornehm aus!« — für einen Raphael dürfen wir es aber doch nicht halten. Die Linien des Körpers, die ganze Stellung ist seines Schönheitsfinnes nicht würdig, die Auffassung auch ganz verschieden von den bekannten Darstellungen der jungen Propheten von Raphael, wie z. B. die in der Tribune der Gallerie degli Uffizi in Florenz, worin jugendliche Begeisterung, Kraft und Energie des Geistes sich im Gesichte wie in der Bewegung des Körpers ausdrückt. In diesem dagegen ist der, sonst schöne Kopf ohne sonderlichen Ausdruck, die Stellung matt und müde. — Der Meister läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; etwas Verwandtschaft mit Andrea del Sarto läßt auf Franciabigi rathen, mit dessen Arbeiten er am meisten Aehnlichkeit hat. Da übrigens in diesem Bilde Etwas von der Sentimentalität des Peruzino mit der, den Florentiner bezeichnenden genauern Durchbildung des nackten Körpers verbunden ist, läßt sich vermuthen, daß der Künstler die nämliche Schule wie Raphael durchgemacht hat.

Die Vorzüge der Venetianer, glänzendes Colorit, schöne und wahre Carnation, schon bei dem vorher erwähnten Bilde bemerklich, bildeten sich nachher rascher aus als die Delmalerei, für ihren Zweck günstiger, ihnen bekannt geworden war und zeigt sich uns im höchsten Glanz in dem schönen Portrait von Bordenone (N^o 13.), der dem Tizian in Wahrheit und Schmelz der Farbe

nicht nachsteht. Es ist eine Frau in mittleren Jahren, keine besondere Schönheit, aber doch mit recht angenehmen Zügen, reich gekleidet, in glänzenden Stoffen. Kopf und Hände sind vorzüglich schön gemalt und fast ohne merkbare Schatten vortrefflich modellirt, und plastisch hebt sie sich aus dem Bilde heraus mit überraschender Lebendigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ne k r o l o g.

Die auch in unsern Blättern bekannte, gemüthliche Schriftstellerin, Henriette, Freiin von Hohenhausen, ist nach einer langen und schweren Krankheit in diesem Frühjahr zu Münster gestorben. Die zahlreichen Freundschaftsbande, so wie die literarischen Beziehungen, die sich an ihren Namen knüpfen, werden den hier mitgetheilten Notizen über ihr Leben vielleicht einigen Werth verleihen.

Henriette von Hohenhausen wurde am 22. Oct. 1781 zu Herford in Westphalen geboren; ihr Vater, der Freiherr Joseph Silvius von Hohenhausen, war ein originell und kräftig ausgeprägtes Charakterbild seiner Zeit, deren merkwürdige Typen für die unsrige so interessant sind; seine Verhandlungen mit Friedrich dem Großen, seine Begründung eines Ritterordens »zum heiligen Grabe«, seine heraldischen Studien u. s. w. würden einen pikanten Beitrag zu den Akten jener Epoche darbieten. — Henriettes Mutter, eine geborene Freiin von Ledebur, gehörte zu jenen seltenen Frauen, deren Weiblichkeit durch einen außergewöhnlichen Grad der Geistesbildung nicht beeinträchtigt wird; sie besaß jene Herzensliebendwürdigkeit und Verstandes-Anmuth, deren Blüthe wir zuerst in einer Sevigné oder ihrer Zeitgenossin und Freundin Madame de La Fayette kennen lernten. Ihre Briefe und ein schriftliches Vermächtniß an ihre Kinder wurden nach ihrem Tode gedruckt und können noch jetzt als ein Muster von ethischer Schönheit und religiöser Moral allen Erziehern und Eltern angepriesen werden.

Henriette verlor diese treffliche Mutter sehr früh und wurde als zartes Kind der Erziehung ihrer Tante von mütterlicher Seite, der Abtissin von Ledebur in Bassum übergeben. Das Stiftsleben mit seinen Eigenthümlichkeiten machte einen lebhaften Eindruck auf Henrietten und noch in spätern Jahren liebte sie es, davon zu erzählen und dabei mit wehmüthiger Ausführlichkeit zu verweilen, wie man dies so gern thut bei allen der Vergessenheit anheimfallenden, einst einflußreichen Institutionen, zu denen ja die Fräuleinsliste auch gehören, zum Unglück unserer töchterreichen und geldarmen Zeiten! Unter Henriettes belletristischem Nachlaß, der dem-

nächst dem Druck übergeben werden soll, findet sich noch manches gemüthlich entworfene Noceobildchen, voll Stützerinnerungen, das der alten und jungen weiblichen Mitwelt gewiß anziehend sein wird.

Schon im 13. Jahre verlor Henriette die mütterlich für sie sorgende Tante und kehrte deshalb zum Vater zurück, der sich mittlerweile wieder verheirathet hatte mit einer gebornen Freiin von Massow. Aber auch die brave Stiefmutter ward Henriette bald wieder durch den Tod entrisen, und sie mußte in so zartem Alter schon die Erziehung ihrer kleinen Halbgewwister und die Führung des Haushalts übernehmen. Sie widmete sich der schweren Aufgabe mit heiterm Sinn und dem besten Willen; ihre schwankende Gesundheit und ein Fehler ihres Baues, zwangen sie jedoch in dieser Zeit nach Würtemberg zu reisen, wo damals die erste orthopädische Heilanstalt sich befand. Sie hat dort, wie sie oft gesagt, ihre glücklichsten Jugendjahre verlebt, in innigster Mädchenfreundschaft geschwelgt und mit offenem Herzen die unschuldigen Lebensfreunden genossen. Die Mißgestaltung ihres Busches, die für jedes Mädchen eine so peinliche Kränkung zu sein pflegt, ertrug sie mit der sanftesten Ergebung, ihre Bescheidenheit und Selbstgeringschätzung wurden nur dadurch erhöht, aber keine Spur von Bitterkeit, Neid oder Unzufriedenheit dadurch erzeugt. Und deshalb rührte fast ihr Aeußeres manchen Blick, der die Seele dieser Hülle zu erkennen mußte; ihre Gesichtsbildung trug auch unverkennbar den reinsten, deutlichsten Ausdruck derselben: tiefblaue, große klare Augen, ein edel geschnittenes Profil und ein frisches Colorit hatte sogar das Alter bei ihr nicht ganz verwischen können, wie sich ihre Freunde dies gewiß gern und wehmüthig erinnern werden.

Nach einem längern Aufenthalt im Stiftskloster zu Büne und dann in Cassel, wohin die Fremdherrschaft den Vater getrieben, nach den mancherlei Stürmen der Kriegszeit, die ihr einen schwärmerisch geliebten Bruder geraubt hatten, der bei Smolensk als herrlicher Jüngling von zwanzig Jahren fiel, kehrte endlich Henriette mit dem Vater nach Herford zurück. Der wieder hergestellte Friede hatte letztem eine ehrenvolle Pension und ein ruhiges Alter in seiner Heimath zugesichert. Henriettes unermüdete Sorge und kindliche Liebe erheiterten sein vielgeprüftes Leben, das fortan einer Idylle ähnlich wurde, von Blumenpflege, Obstzucht, Bücher- und Kunstsammlungen mancherlei Art, genügsamer Geselligkeit und zahlreichen Wohlthätigkeitsfreunden ausgefüllt. Unter diesen friedlichen Umgebungen begann Henriette zuerst ihre stillen Stunden der Muse zu weihen, die denn auch stets den Ausdruck des Friedens und der Milde beibehielt. Ihre sinnigen Poesien gingen bald aus den Lokalsblättern in die verbreiteteren Journale über und ihre Aufsätze erzählender oder reflektirender Art wurden gern und viel gelesen. Eine Sammlung derselben gab sie unter dem Titel: »Zeichnungen aus dem Gemüthsleben«

1828 in Rinteln bei Osterwald heraus und einen »Almanach zur Erheiterung und Beredlung der Jugend« ebendasselbst 1831. Ihre Schriften tragen das treue Gepräge ihres Wesens: Herzengüte, verbunden mit dem lebhaftesten Drange Gutes zu stiften, das kleinste Sandkörnchen dankbar von Gott anzunehmen und zum Wohle oder zur Freude der Menschen zu verwenden, strenge Gewissenhaftigkeit Niemanden Unrecht zu thun oder durch ein unüberlegtes Wort schädlich zu wirken, die weichste Nachsicht für die Fehler Anderer und doch eignes festes Wollen und Thun des Guten, davon war jedes Wort, das sie schrieb und das sie sprach unverkennbar bezeichnet. Zum Schluß und zur Bewahrheitung einer lobenden Anerkennung, die ja hergebrachterweise die einzige irdische Günst des Todes ist, möge hier ein poetisches Bild, von befreundeter Hand gezeichnet, seinen Platz finden, das wir zu diesem Zwecke aus der »Kölnner Zeitung« entlehnen:

Nachruf an Henriette v. Hohenhausen.

Gestorben am 20. April 1843 in Münster.

An Deinem Sarge standen wir,
Du fromme, milde Seidenspalme!
Wir legten in die Hände Dir
Des Lenzes linde Blüthenhalme.
An Deiner Brust wie eingeknickt
Die blauen Seidenschleifen lagen,
So, mit der Treue Bild geschmückt,
Hat man Dich in die Gruft getragen.

Die Sonne sicht — der Regen rauscht —
Wir sitzen schweigend und bekümmert,
Es knirrt im Flur, und Jeder lauscht,
Als dächten wir, Du könntest kommen;
In jedem Winkel suchen wir
Nach Deinem Lächeln, Deinem Blicke.
Wer lebte je am Fußen Dir
Und fühlte im Herzen keine Lücke!

Daß Dein Erkennen stark und klar,
Auch Andere mögen's mit Dir theilen,
Doch daß Du so gerecht und wahr,
Daß Ergen jede Deiner Feilen,
Der Odem, den Dein Leben sog,
Der letzte noch, ein Liebeszeichen,
Das, treue Seele, fühlte Dich hoch
Ob Andern, die an Geist Dir gleichen.

Du warst die Seltne, die gehört
Des Ruhmes lockender Sphäre,
Und keine Lünche je geborgt,
Und keine süßen Taumelöne,
Die jede Perl' aus ihrem Hort
Vor Gottes Auge erst getragen,
Um erastes wie um heit'res Wort,
Und keines darfst' im Tode zagen.

Am Sarge fällt die Blüthe ab,
Jerrinnt der Glorie Zauberschemen,
Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
Du kannst es nicht hinüber nehmen;

Doch vor dem Richter kannst Du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
"Sieh, Herr! die Pfunde, mir verlieh'n,
Ich habe redlich sie verwaltet."

Nicht möcht' ich einen kalten Stein
Ob Deinem warmen Herzen sehen,
Auch keiner glühen Rosen Schein,
Die süßig unter Dornen wehen;
Des Sinnlaubs immergrünen Stern
Möcht' ich um Deinen Hügel ranken,
Und über'm Grünen sah' ich gern
Die segensreiche Lehre schwanken.

Annette Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff.

Solo aus C moll,

ein Finale zum Chor aus es dur.

Soll ich mich mit Herrn S. über die Theorien der Consumtion eines Vergehens einlassen? Soll ich den Begriff des Durchbrennens auseinander setzen, und mit Herrn S. die schon hinlänglich durchgezogenen Thatfachen damit vergleichen? Verlange das Niemand. Doch das mag Herr S. noch von dem Juristen erfahren: wenn Jemand mit 1 1/2 durchzubrennen glaubt, ist aber nur 1 schuldig; so kann rückichtlich des vermeintlichen Mehrbetrages der Schuld nie das Vergehen des Durchbrennens confirmirt werden. So verhält sich das auch im fraglichen Falle.

Pohlenz, behauptet Herr S., habe nie unter Mendelssohns Aufsicht unterrichtet. Ich habe gesagt, Mendelssohn habe die Ausbildung der Schloß beaufsichtigt, wie ein Vater etwa den Gesangunterricht seiner Tochter beaufsichtigt. Kann Herr S. eine solche Aufsicht in Abrede stellen?

Schlüsse, d. h. Fehlschlüsse des Herrn S.

Ich schreibe den Namen des verstorbenen Pohlenz falsch, folglich kenne ich Pohlenz nicht.

Ich habe nicht nur unter seiner Direction gesungen, sondern sogar freundschaftlichen Umgang mit ihm gehabt.

Ich schreibe Coleratur, von collum, folglich weiß ich nicht, was Coleratur *) ist.

*) Schlage doch Herr S. noch einmal sein lebendiges oder todttes Fremdwörterbuch nach, damit er sich in seiner jüngsten Wissenschaft befestige. Mir rath' er Coleratur (vielleicht von *κόλας*) zu schreiben, und schreibt nachher richtig Coleratur. Ein Tirocinium ist immer ein schlimmes Ding. *) —

*) Coleratur ist ein Sechfehler, der ungeachtet er von mir corrigirt worden, doch stehen geblieben.
Der Herausgeber.

Logik des Herrn S.

Bei einer Stelle meines Aufsatzes hat sich Herr S. nichts denken können, und meint, ich müsse mir wohl etwas Anderes dabei gedacht haben. Was sagen unsere Hegelianer dazu: das Nichtsein dem Anderse sein entgegensehen.

Will Herr S. noch mehr Beispiele seines Denkmögens von ähnlicher Art, er spreche nur.

Kann ich es noch bedauern, daß Herr S. mich manchmal falsch, manchmal gar nicht verstanden? Uebrigens will ich mich des Vortheils begeben, hier Gelegenheit zu nehmen, über besonders ausgebildete Denkforgane zu sprechen, deren Werthbestimmung ich doch den Nagelschmieden überlassen mußte.

Berichtigung.

In N. 23 (Beilage) 3te Spalte, Seite 19 v. o. muß es heißen statt Coleratur — Coloratur.

Kirchennachricht.

Vom 10. bis 16. Juni 1843 sind in der Dd. Gem.

1. Copulirt: Maurermeister Gerhard Gottlieb Spiecke und Anna Christine Mehrens. 59) Tischlermeister Hermann Diedrich Rohlf's und Catharine Friederike Schulze, geb. Kruse. 60) Johann Carl Meinert Paul und Marie Catharine Elisabeth Schröder. 61) Gärtner Johannes Pöschel und Christine Helene Emilie Kestner.

2. Getauft: 166) Anna Friederike Caroline Dorothee Bähr. 167) Friedrich Christian Gerhard Kübel. 168) Johann Diedrich Meyer. 169) Meta Ahlers. 170) Anton Heinrich Christian Paul. 171) Anna Marie Helene Hübeler. 172) Bergl. Nr. 155 der Beerdigten.

3. Beerdigt: 151) Dtmann Kortlang 7 J. 6 M. 152) Johann Heinemann 45 J. 7 M. 153) Dorothee Sophie Caroline Meinardus 14 J. 4 M. 154) Marie Catharine Elisabeth Clausen, geb. Helms 62 J. 4 M. 155) Anna Helms, geb. Klockgether 41 J. 7 M. 156) Ein todtgeborener Sohn des Joh. Helms zu Radorst. 156) Friederike Petershagen 79 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 18. Juni.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9 1/2 Uhr) Herr Hülfsprediger Baretmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 25.

Sonnabend, den 24. Juni.

1843.

Glückwunsch *)

zur Feier des Geburtstages der durchlauchtigsten
Frau Großherzogin von Oldenburg Cäcilie,
geborenen Prinzessin von Schweden.

1843, Juni 22.

Heil Dir, o Fürstin an dem heut'gen Tage,
Der Dich ins Dasein rief, die hold und mild
Durch gü't'gen Trost und Lind'ring manche Klage
Der Armut und des Unglücks oft gestillt!
D kommst, sie festlich heute zu empfangen,
Bringt Alle Eure besten Wünsche dar,
Des Landes schönstes, innigstes Verlangen
Ist ihrem Wohl geweiht auf immerdar!

D kehre oft noch hoffnungsvoll uns wieder,
Ein Tag der Bönne, Tag des reinsten Glücks:
Nie senk' auf ihn der Kummer sich hernieder,
Nie eine Wolke trüben Mithgeschicks,
Wenn mit dem edlen Gatten eng verbunden
Die hohe Frau auf ihre Zukunft schaut,
Die manche Schmerzen, Leiden überwunden
Für's Vaterland, das freudig ihr vertraut!

Ja, du des Vaterlandes großer Namen,
Du bist's, der uns zum Höchsten stets erhebt,
Der alles Guten, alles Schönen Samen
In unsern Herzen reisend neu belebt!
So laßt uns Dank und Preis nun bringen
Für sie, die fördert unser Wohlergehn,
Und laßt ihr laut ein tönend Hoch erklingen
Und ihres Fürstenthums Fortbestehn!

*) Von diesem bereits am 21. Juni 1839 verfaßten Gedichte sind bisher nur die vier ersten Verse der letzten Strophe dem unter der Ueberschrift: „Zur Lösung der Amnestiefrage in Deutschland“ in N^o 8 des Monats Mai 1843 einer zu Oldenburg unter dem Titel „der Nordstern“ erscheinenden Zeitschrift abgedruckten Aufsatz als Motto vorangestellt; die übrigen Verse erscheinen jetzt unverändert zum ersten Male im Druck.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Von ähnlicher Wahrheit, leichter und fecker behandelt, aber auch flüchtiger, sind die zwei aufwärts sehenden Köpfe von dem productiven Tintoretto. (N^o 17—18.) Sie sind aus einem größeren Bilde herausgeschnitten, wahrscheinlich aus einem Votivgemälde, in dessen Mitte die Madonna mit dem Kinde, oder eine andere heilige Darstellung gemalt gewesen ist, zu den Seiten die Stifter des Bildes in anbetender Stellung. Die Köpfe dieser sind die hier vorhandenen; daraus erklärt sich die Stellung. —

Freilich nur eine spätere Nachahmung nach Paolo Veronese, aber als eine ziemlich täuschende, doch sehr interessant, ist die Darstellung des Lazarus vor der Thüre des reichen Mannes. (N^o 20.) Sie zeigt uns die den Venetianern und besonders Paul Veronese eigenthümliche Auffassung biblischer Gegenstände; Pracht und Glanz liebend, wählten sie gern solche, worin der Reichthum und die Leppigkeit des damaligen Lebens in Venedig, ihnen zu Vorbildern dienen konnte. — In einer prächtigen Vogenhalle, durch welche man in einen Garten hineinsieht, sitzt der reiche Mann mit einer Gesellschaft zu Tafel, Sänger und Musici unterhalten mit Musik, mehrere Bediente sind eifrig beschäftigt mit Hin- und Hertragen der

Schüsselfn. Vor der Halle liegt zu der einen Seite Lazarus von den Hundten umgeben, zu der anderen Seite steht ein reich gekleideter Trabant mit einer Hellebarde. — Christus an der Tafel des Levi, in der Academie zu Venedig, die Hochzeit zu Cana, im Museum zu Paris, beide Bilder von ungeheuerm Umfange und mit einer Menge von Figuren, so wie mehrere Bilder desselben Meisters in der Dresdner Gallerie, sind ganz in ähnlicher Weise componirt.

Wie die Venetianer sich überhaupt mehr von der idealen Auffassung heiliger Gegenstände entfernten und in ihren Bildern das tägliche Leben und Treiben sich immer mehr geltend machte, bis es ganz die Oberhand behielt, das wird uns recht klar aus den beiden Bildern von Giacomo Bassano: Die Verkündigung der Hirten und Noah's Dankopfer nach der Sündfluth (N^o 14—15.), worin der biblische Inhalt kaum zu erkennen ist und nur als Nebenache erscheint. Als Bilder der damaligen Landwirthschaft sind sie mehr zu betrachten und enthalten als solche viel Gutes; einige der Thiere sind vortrefflich characterisirt, der Glanz und die Harmonie der Farbe macht einen angenehmen Eindruck, in der Anordnung lassen sie aber viel zu wünschen übrig. — Sie bilden den Uebergang zu der, später von den Niederländern besonders entwickelten Genremalerei und auch zu der Landschaft, welche hier doch noch den Figuren untergeordnet erscheint und mehr als bloße Decoration behandelt ist. Von den Carracci's in Bologna und deren Schülern Dominichino, Grimaldi und Francesco Albani wurde dieser neue Zweig der Kunst erst selbstständiger ausgebildet. — Wir sahen so schon in einer kleinen niedlichen Landschaft hier, von Grimaldi, (N^o 44.) in freundlichem idyllischen Character, die Gruppe von Figuren im Vordergrunde, Johannes den Täufer predigend vor versammeltem Volk, der Landschaft untergeordnet, nur als Staffage angebracht. — Von größerer Bedeutung sind zwar die Figuren in den zwei Bildern von Albani, (N^o 38—39.) doch macht auch darin die Landschaft, für sich, als mit jenen eine Einheit bildend, auf besondere Aufmerksamkeit Anspruch: Hermaphrodis badet sich in der Quelle der Nymphe Salmacis, eine Schaar von Amorinen, welche in Albani's Bildern selten fehlen, treiben auch hier ihr Spiel; die Salmacis, von ihren Pfeilen getroffen, nähert sich Hermaphrodis, um ihn zu umarmen, kalt und erschrocken stößt er sie aber von sich, worüber die kleinen Liebesgötter in Verzweiflung gerathen; sie reißen sich in dem Haare, zerbrechen die Bögen und geben auf alle Weise ihren Unmuth zu erkennen. — In wenigen Arbeiten dieses Künstlers, wenn sie auch weit fleißiger und detaillirter ausgeführt sind, ist die Carnation der Figuren von der Wärme, Frische und frappanten Wirkung wie in diesen, wozu die, für sich zwar zu dunkelblaue, aber absichtlich so gehaltene Luft, viel beiträgt. Die Landschaft ist flüchtig behandelt aber schön in der

Composition, die vollen Baumgruppen am Rande des Baches, zwischen welche man die Aussicht hat auf ferne Berge, haben anmuthige Umrisse.

Wie diese Bilder besonders die Fortschritte in der Landschaftsmalerei zeigen, welche durch die Carracci's bewirkt waren, erkennen wir die Einwirkung dieser Meister auf die religiöse Malerei in der reineren Auffassung und schlechtern Darstellungsweise der heiligen Gegenstände in den Arbeiten von Guido Reni, Sassoferrato und in späterer Folge von Carlo Maratta. Vom ersteren sind die zwei, zu einer Darstellung der Verkündigung zusammen gehörende Köpfe der Madonna und des Engels (N^o 34—35). Der letztere ist von besonders lieblichem Ausdruck und beide sind höchst anziehend durch den feinen Schmelz der Farbe und die leichte freie Behandlung die dem Guido eigen waren. Uebrigens ist doch in der flüchtigen Behandlung der Hände und der weniger correcten Zeichnung, besonders in dem Kopfe der Madonna, zu erkennen, daß diese zu den späteren Arbeiten des Künstlers gehören, wo er durch seine Spielsucht und daraus entstehende häufige Geldverlegenheit zum Schnellmalen verleitet wurde. — Doch tritt es in diesem bei weitem weniger hervor, als in manchen anderen seiner Bilder.

Die zwei anmuthigen Bilder von Sassoferrato, (N^o 26—27.) die betende Madonna und Madonna mit dem schlafenden Kinde, haben die weiße, kalte Carnation mit fast allen Arbeiten dieses Künstlers gemein, stehen aber auch keiner von diesen nach in Empfindung, Milde und Frömmigkeit des Ausdrucks, worin er sich den älteren Künstlern aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts verwandt zeigt.

Auch die Anbetung der Hirten, von Carlo Maratta, (N^o 4.) zeigt die diesem Meister eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Die schöne Wirkung des vom Kinde ausgehenden Lichts in der darüber schwebenden Engelgruppe, die Eltern, bei Betrachtung des göttlichen Kindes in Andacht versunken, die Gruppe von Männern und Frauen im Vordergrunde lassen nicht viel zu wünschen übrig, wogegen die unangenehme, ihm eigene, rothe Farbe der Figuren im Hintergrunde auf den Totaleindruck störend einwirkt. —

(Fortsetzung folgt.)

Rudolph, der Brudermörder.

Nach Derwent Conway.

Von Hedwig Hüllc.

„Wollte Gott, es wäre anders“, sagte Rudolph, als er von dem Fenster, an welchem er nachdenkend stand, die Equipage der Baronie über die Brücke kommen sah, welche in Erfurt hinein führte.

„Es war ein sündhafter Wunsch,“ sagte Margarethe. — „Ach, Rudolph, ich erinnere mich der Zeit, als auch Du ihn sündhaft genannt haben würdest.“

»Vergieb mir, Margarethe, vergieb mir«, sagte ihr Gemahl; »ich widerrufe den Wunsch:« und er wendete sich nach ihr um, küßte ihre Stirn, erhob den kleinen Knaben von dem Stuhle, auf welchem dieser zu Margarethens Füßen saß, und drückte ihn an seine Brust.

Rudolph war der Erstgeborne des Barons von Erfurt, dessen Baronie die reichste in der Provinz Thüringen, und eine der bedeutendsten in Oberachsen ist. Kurz vor dem Tode des Barons wurde Margarethe Rudolphs Gattin; sie war von respectabler, aber nicht von adeliger Abstammung; und diese Verbindung wurde geschlossen, nicht nur gegen den bestimmten Befehl des Barons, sondern auch ohne die Einwilligung des Herzogs von Sachsen, welcher, in jenen Tagen sich das Vorrecht anmaßte, die Verbindungen der bedeutendsten seiner Edlen zu ordnen. Die Folgen von Rudolphs Ungehorsam mögen leicht erachtet werden: die Erbbestimmung der Baronie wurde geändert; und nach dem Tode des Barons war Friedrich, der Bruder Rudolphs, Herr von Erfurt. Seit diesem Ereigniß hatte der Enterbte, obgleich nicht in Dürftigkeit, doch in einer Lage gelebt, welche dem Erstgeborenen kaum darüber hinaus zu gehen schien.

Margarethe war Rudolphs Wahl gewesen: er hatte sie gewählt, weil er sie liebte; aber Liebe, die Margarethens Existenz ausmachte, war nur eine Episode in der seinigen. Ehrsucht war eine Leidenschaft, die in Rudolphs Brust früher gelebt hatte, als Liebe; Alles was er von der Kindheit an gesehen, hatte beigetragen sie zu nähren; der Pomp des Ranges, die Huldigung, die dem Reichthum gebracht wird, und die Macht, die er gewährt: selbst im Knabenalter hatte er an der Aussicht auf seine künftige Größe sich ergötzt; und als, für eine Saison, die Liebe ein ungetheiltes Regiment über ihn in Anspruch nahm, war es nur das, eines Usurpators: die herrschende Leidenschaft war zurückgehalten, aber nicht ausgelöscht worden.

Lange, sehr lange klammerte Margarethe sich an die Hoffnung. Sie sah eine Veränderung in Rudolph; aber ob daß er sie weniger liebte, konnte nicht möglich sein: hatte er sie nicht gewählt? Hatte er sie nicht geheirathet trotz der Welt und ihrer Drohungen? Und war sie nicht noch eben so würdig seiner Liebe, als da er sie zum Altare führte? — so zärtlich — beinahe so schön? — Ach! Margarethe kannte wenig das menschliche Herz — wenig die Welt.

Härter war Rudolphs Vergehen nicht, es war Vernachlässigung, der zerstörendste Mehlthau, welcher auf das menschliche Herz fällt: Die zu Boden geworfene Blume wird ihr Haupt erheben, wenn der Sturm vorüber ist, aber sie kann es nicht überleben, wenn die süßen Einflüsse ihr entzogen werden, von denen sie genährt wird. Margarethe konnte sich die Kälte ihres Gemahls nicht verbergen, aber sie war so voll Vertrauen, und ihr Herz so reich an Liebe, daß es lange wahrte, ehe Mißtrauen in

dasselbe Eingang finden konnte; aber zuletzt fand es Eingang und wuchs an zu der traurigen Gewißheit, daß Rudolph sie weniger liebte, als die Güter, um welche sie ihn beraubt hatte. Doch die Hoffnung wollte sie nicht ganz verlassen; ein gültiges Wort — ein Blick — ein Ton, dessen sie sich erinnerte, pflegte Freude ihr in's Herz zu gießen und auf ihren Wangen die Freuden vergangener Tage in's Leben zu rufen; und als Rudolph sagte: »Ich widerrufe meinen Wunsch, — Margarethe, vergieb mir!« und zu ihr sich wendete, ihre Stirn küßte und ihren Knaben umarmte, möchte sie gesagt haben, wenn sie von Herzen gesprochen hätte: »Haben wir nicht Glückseligkeit genug?« Aber die Schimmer von wiederkehrender Güte bei Rudolph waren selten; sie gleichen Sonnenstrahlen, welche für Augenblicke die Nebel des Novembers durchleuchten; und nach dem Vorfall, womit diese kleine Geschichte beginnt, verging ein ganzes Jahr, während dessen kein gültiges Wort, kein zärtlicher Blick für einen Moment in Margarethens Herzen das Düstere zertheilte, von welchem es bewohnt wurde.

Rudolph wurde stiller und mütterlicher; die Trugbilder der Größe, mit denen er einst vertraut gewesen war, begannen in seiner Seele eine bestimmtere Gestalt anzunehmen. Der Contrast zwischen dem Gegenwärtigen und dem, was hätte sein können, wurde mit jedem Tage mehr in's Auge fallend, bis er am Ende den Bruder haßte, welcher seine Rechte erbt, und es war kaum weniger als Haß, was er für das Weib fühlte, dem er sie geopfert hatte. Margarethe konnte nur insgeheim weinen; denn Güte und Beweise der Zärtlichkeit, — Alles was sie gewähren konnte, außer ihren Thränen — konnten nur die Betrachtung der Thorheit erneuern, für nichts sagende Kleinigkeiten wie diese, das glänzende Erbe seines Vaters ver-tauscht zu haben.

Rudolph hatte einst einen Traum. Er glaubte nämlich, er wäre der Besitzer von dem Erbe seines Vaters, und da er in seinem Traum die Ueberzeugung von seiner eignen Identität nicht hatte, so bildete er sich ein, er sei der jüngere Bruder, und Friedrich, nun der Erstgeborne, sei in seiner Lage — der Enterbte — und lebe in der Dunkelheit. Er lag, wie er im Traum glaubte, im Bette, und rief wachend in seiner Seele die Ereignisse hervor, welche ihn zu der Baronie erhoben hatten; er blickte dann und wann auf einen ungeheuren Koffer, der in einer Ecke des Gemachs stand, und worin, wie er sich einbildete, die Schrift niedergelegt war, welche seinen Bruder von der Erbschaft ausschloß und ihm seine Besitzthümer sicherte. Das Zimmer, in welchem er lag, war ihm wohl bekannt; es war das Schlafzimmer seines Vaters gewesen; und die Bilder mancher Generationen, der Herren von Erfurt, hingen an den Wänden. Eine Thür ging auf den Corridor hinaus, eine andre, dem Fuße des Bettes gegenüber und durch die etwas getheilten Vorhänge sichtbar, führte zu der Treppe, welche sich in einer

andern Thür endigte, die in das Gewölbe unter dem Schlosse führte. Als er so lag, nachgrübelnd über das Vergangene, die Gegenwart und die Zukunft; schlug die Schloßuhr zwölf; und als der letzte Klang hinwegtark, sah er die Thür der Kammer langsam sich öffnen und seinen Bruder Friedrich hereinkommen; er sah seinen Bruder zu dem ungeheuren Koffer gehn, den Deckel aufheben und die Schrift herausnehmen; er sprang von seinem Bette, sie zu retten — und, während er mit seinem Bruder kämpfte, erwachte er.

Dieser Traum ließ einen tiefen Eindruck in Rudolph's Seele zurück. Die Schrift, diese Evidenz seiner Enterbung, war ohne Zweifel irgendwo deponirt; und wenn er irgend Mittel finden konnte, sie in seinen Besitz zu bekommen, was hinderte ihn dann, die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche allein diese Schrift ihm streitig gemacht hatte. Konnte nicht das Zimmer, welches sein Traum ihm gemalt hatte, dasjenige sein, worin das Document aufbewahrt wurde?, denn dort stand, wie er sehr gut wußte, der Koffer, in welchem die Familien-Archive eingeschlossen waren. Je mehr er über den Traum nachdachte, je stärker wurde die Ueberzeugung, daß er die Wahrheit enthüllt habe; und je begieriger war sein Verlangen, die Beglaubigung seiner Enterbung zurück zu erhalten, und um so eifriger seine Sehnsucht nach der Macht und Ehre, welche sein Bruder genoß.

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Solosänger aus C moll. *)

Deine Composition ist nicht nach Pohlens Manier
Das sagt nolens volens ein Jeder Dir —
Wenn Du willst wieder componiren —
Mußt Du fleißig Generalbass studiren —
Dir fehlt es sehr an Theorie —
Daraus entsteht — Disharmonie
Du weist mich an den Nagelschmidt —
D geh mit mir dahin — ich bitt —
Während er sucht nach Nägeln in mir —
Findet er — den Großen Nagel in Dir.

S.

*) Nur auf wiederholtes Verlangen des Einsenders aufgenommen. Um aber das Publicum nicht mit dieser nachgerade langweilenden Fehde ganz zu ermüden, wird von nun an Nichts mehr in dieser Angelegenheit aufgenommen werden.

Literarische Anzeige.

In der Schulze'schen Buchhandlung zu Oldenburg ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Frankreichs (Paris bei St. Jorre, libraire, Boulevard des Italiens) und der Schweiz zu beziehen.

Vollständige Phrasologie

der

französischen Conversation,

sowohl für Anfänger als für Solche, welche schon Fortschritte im Reden dieser Sprache gemacht und sich darin vervollkommen wollen.

Von

J. G. Fries,

Professor an einem französischen Collège und am polytechnischen Institute zu Paris, Rédacteur en chef de la Correspondance polyglotte *) familière et commerciale und mehrerer anderer Schulbücher.

Vierte, durchaus umgearbeitete, sehr vermehrte Auflage.

Preis eines hübsch gebundenen Exemplars 3 Franken oder 60 Grote.

*) Paris, bei C. Thiériot, libraire-éditeur, rue Pavé St.-André-des-Arcs, No. 13.

Kirchennachricht.

Vom 17. bis 23. Juni 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 62) Johann Hinrich Dierks und Anna Marie Catharine Bräker.

2. Getauft: 173) Anna Catharine Margarethe Schnitger. 174) Bergl. Nr. 158 der Beerd. 175) Johann Uhlert Ublers. 176) Johann Hermann Hinrich Mortens. 177) Martin Johann Hollwege. 178) Hinrich Mohrmann. 179) Diedrich Blohm. 180) Diedrich August Bruns.

3. Beerdigt: 158) Ein todtgeborener Knabe des Hinrich Loagemann. 159) Christiane Sophie Theodore Brand, geb. Plump 20. J. 4 M. 160) Pauline Friederike Auguste Meyer, geb. Brand, 33 J. 9 M. 161) Anna Sophie Margarethe Wege, geb. Lottmann 69 J. 5. M. 162) Diedrich Blohm 6 Tage. 163) Dierk Engelke 43 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 25. Juni.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Baretmann.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Collaborator Riefen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 26.

Sonnabend, den 1. Juli.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Mit und nach den Caraccis traten andere Künstler in verschiedenen Gegenden Italiens auf mit ähnlichen Bestrebungen, die Kunst in ein besseres Gleis zu führen; theils brachten sie wie jene, den reineren Styl der älteren Meister vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wieder in Aufnahme und wählten sich diesen zum Muster, es waren die sogenannten Eklektiker; theils suchten sie ihre Vorbilder in der gemeinen Natur, welche sie manchmal durch idellere Auffassung zu veredeln suchten, oft aber unmittelbar wie sie vorhanden, wieder gaben. — Zu der ersten Richtung gehört Creole Procaccini in Mailand, von dessen Sohn und Schüler, Camillo Procaccini, hier das Bild der heiligen Familie auf der Flucht nach Egypten, (N^o 29) halbe Figuren in über Lebensgröße, vorhanden ist. Marie sitzt mit dem Kinde, vor welchem der kleine Johannes kniet, auf dem Schoße; Joseph betrachtet theilnehmend die Kleinen, Cherubine schweben über der Gruppe. — Es ist ein Bild im großartigen Styl, die Farbe etwas roh, welches, mit der breiten Behandlung, ihm ein Ansehen giebt, als ob es in Fresco gemalt wäre. — Ein späteres Bild aus derselben Schule, von Giuseppe Maria Crespi, Susanna vor

dem Gerichte, (N^o 45.) zeigt bei vieler Richtigkeit, schon die Annäherung zu der wieder um sich greifenden Manier: Gaschen nach Effect, Verdrehung der Figuren, deren Leidenschaftliche Bewegungen kraftlos bleiben, weil sie unwahr sind. Doch, in diesem Bilde ahnt man es nur noch, die Kraftäuserung und Leidenschaftlichkeit der Gestalten ist hier doch durch die bewegte Handlung ziemlich motivirt.

Die neben den Eklektikern erstandene naturalistische Richtung ist uns hier am schönsten repräsentirt in einigen Bildern der neapolitanischen Schule, worin sie sich besonders entschieden ausbildete.

Das große Bild von Giuseppe Ribeira lo Spagnoletto, die Grablegung Christi, (N^o 47) gehört zu den vorzüglichsten Arbeiten dieses Meisters. Es ist der Moment dargestellt, wie die treuen Freunde, Joseph und Nicodemus, eben den entseelten Körper auf die Erde niedergelegt haben, er wird nur noch von dem Ersteren unter den Armen gestützt, wodurch eine schönere Linie des Körpers entsteht. Maria bückt sich händeringend und weinend über den geliebten Sohn, die trauernde Magdalena kniet bei seinen Füßen. — Die Gruppe ist schön zusammengestellt, die meisterhafte energische Zeichnung, die sichere und leichte Pinselführung, welche den Spagnoletto so sehr auszeichneten, hat dieses Bild im vollsten Maaße, leider aber auch die gar zu dunkeln und schwarzen Schatten, die ihm eben so eigen sind. — Mit einigen unbedeutenden Veränderungen ist es eine Wiederholung des berühmten Bildes, in dem Kloster, St. Martino in Neapel, welches für seine beste Arbeit gehalten wird. — Auch seinen Schüler, den originellen vielseitigen

Salvator Rosa lernen wir hier kennen in seiner vollen Eigenthümlichkeit. Erstens in einer großartigen Landschaft, (N^o 49.) worin die wilde, leidenschaftliche und düstere Phantasie des Künstlers sich vollkommen ausdrückt. In einer engen Felsenklucht, mit Stranchwerk und halb ausgedorrt, phantastisch gebildeten Büumen bewachsen, trinkt Jacob seine Schaafe an dem in dem Grunde fließenden Bach; große düstere Wolkenmassen, mit grell beleuchteten Ranten, ziehen herauf, und lassen nur eine kleinere Partthe der blauen Luft offen, gerade genug, um die Contouren der dunklen Felsen hervorzuheben. Ohne strenge Naturwahrheit in den Einzelheiten, ist die Totalwirkung des Bildes wenigstens poetisch wahr und ergreifend; es giebt den Eindruck des Unheimlichen und Grausigen, wobei dieser Künstler am liebsten verweilt. Zweitens in einer Darstellung des erblindeten Belisars, (N^o 50.) wie er einsam und verlassen herumirrt zwischen Trümmern erhabener Gebäude und kriegerischen Trophäen; ebenfalls ein Bild von großer, poetischer Wirkung. — Ob die zwei kleineren Bilder, (N^o 52—53.) mit Soldaten und andern Figuren, welche Spagnolettos Namen tragen, von ihm sind, ist sehr zweifelhaft; ich werde später auf diese zurück kommen. —

Weniger gediegen, aber doch höchst interessant, besonders durch die außerordentliche Leichtigkeit und Virtuosität, womit sie gemacht sind, sind die Bilder des fruchtbaren Luca Gjordano, (wegen seines Schnellmalens »Ja presto« genannt). Venus überzieht dem Aeneas die Waffen des Achilles (N^o 54.); ein beinahe acht Fuß hohes Bild, erinnert es, namentlich in der Carnation der Venus, an die Helligkeit und Frische der Farbe eines Paul Veronese; weniger doch als andere Bilder desselben Künstlers in Neapel. Die Anbetung der Hirten (N^o 55) ist, mit dem vom Kinde ausgehenden Lichte, ein Bild von frappanter Wirkung, aber flüchtig und leichtsinnig behandelt. In der kleineren Skizze zu einem Altarbilde, Madonna in Glorie, von Heiligen getragen, angebetet vom Volke, (N^o 57) tritt vielleicht das große Talent des Künstlers am deutlichsten hervor; die grandiose Figur der Madonna in ein weites dunkles Gewand gehüllt, mit schlichten breiten Falten, macht einen erhabenen Eindruck.

Als ein tüchtig gemaltes Bild von der neapolitanischen Schule der Naturalisten ist noch zu erwähnen: ein junges hüßendes Paar, (N^o 33.) halbe Figuren, von Bartolomeo Schidone; von derselben Richtung in Mittelitalien: Christus mit den beiden Schächern auf dem Wege nach Golgatha, (N^o 19.) ebenfalls halbe Figuren in natürlicher Größe, vielleicht von Jacopo Chimenti da Empoli, worin besonders die Schächer vortrefflich gemalt sind; und endlich: die hüßende Magdalena, mit Zubruust vor einem Crucifixe betend, (N^o 3.) von dem Römer Domenico Feti. —

Von der französischen Schule, welche auch erst spät, nämlich am Ende des 16. Jahrhunderts, einen selbständigeren Character annahm, da früher meistens nur italienische Künstler in Frankreich beschäftigt gewesen waren, ist nicht Vieles hier vorhanden. Das Bild von Nicolaus Poussin aber, »Moses der Wasser aus dem Felsen schlägt«, (N^o 165) ist um so interessanter, als Poussin einer der ersten ist, welcher in Frankreich der Kunst eine neue Bahn brach und zugleich zu den geistreichsten der älteren Maler dieses Landes gehört. Dieses Bild gehört unter seine vorzüglicheren und zeichnet sich wie die meisten seiner Arbeiten, besonders aus durch ein vortreffliches Zusammenhalten der Composition, eine lebendige Auffassung des Gegenstandes, sinnige Gruppierung, Character und Ausdruck in den Figuren. Wie seine Richtung sich besonders auf ein tiefes Studium der antiken Kunst stützte, treten Reminiscenzen dieser in seinen Bildern oft, als etwas Fremdes, hervor; es ist in diesem jedoch weniger der Fall, außer in dem Kopfe des Moses, welcher vielleicht zu sehr an den des Jupiter Olympius erinnert. Die gierige Haft der heraneilenden schwächenden Israeliten aber, ist nach Alter und Geschlecht derselben vortrefflich ausgedrückt, so wie die ruhigere Zufriedenheit, mit Spuren aber noch von so eben überstandener Sorge in dem Antlitze derer, welche sich schon an der lange ersehnten Gabe Jehovas gelabt haben und nun für Andere sorgen können, wie die Mütter für ihre Kinder, die Tochter für ihre kranke Mutter u. s. w.

Ein interessantes Gegenstück zu diesem Bilde ist die verwandte Darstellung von Pierre Mignard: »Die Israeliten, wie sie in der Wüste von feurigen Schlangen überfallen worden sind und Moses nach dem Befehle des Herrn eine ehernen Schlange errichtet hat, bei deren Anblick sie geschützt und geheilt werden?« Der Einfluß Poussin's ist hierin deutlich zu erkennen, sowohl in der Landschaft, wie in mehreren der Figuren; es ist frisch und tüchtig gemalt, steht aber in der Anordnung der Gruppen dem vorigen Bilde nach. —

Die Landschaft (N^o 169) von Poussin's Schüler und Schwager Caspar Dughet oder Caspar Poussin, wie er gewöhnlich genannt wird, ist ein schätzenswerthes Bild, wenn es auch nicht zu den Besten dieses Meisters gerechnet werden kann. Luft und Hintergrund entspricht dem nicht ganz, was man sonst von ihm sieht, wozwegen der schöne Mittelgrund es wieder seines Namens vollkommen würdig macht. — Ein heiteres, und als ein Ganzes mehr befriedigendes Bild ist die Landschaft von Caspar Dughet's Schüler, Johann Glauber, (N^o 154.) mit einer weiblichen Figur von Gerhard Laireffe als Staffage.

Unter den französischen Bildern ist noch, als eine der schönsten Zierden der Sammlung, das Freskstück von Lonthembourg zu erwähnen, welches jetzt auf dem Schlosse hängt. Das von einem starken Sturm empödet

Meer bricht seine Wellen an einem steilen Felsenufer, ein Schiff ist gestrandet; an der Spitze eines aufstauenden Mastes klammern sich Einige der Schiffbrüchigen in Todesangst fest; Andere haben sich theils schon auf einen hervorspringenden Felsblock gerettet, theils sind sie noch bemüht, sich in einem Rahne durch die wüthende Brandung demselben zu nähern; — weiter hinaus kämpft ein großes Schiff noch gegen den Sturm. — Es ist ein Bild von großer poetischer Wirkung, wahr und schön, meisterhaft und geistreich in der Ausführung.

Die altdenke Kunst, wie sie sich in eigenthümlicher und nationaler Weise ausgebildet hatte, wird uns auch hier in ein paar interessanten Bildern sehr bezeichnend vorgeführt. Das älteste, (N^o 67) von einem unbekanntem Meister in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Tempera gemalt, stellt die Befreiung Pauli vor, und enthält in demselben Bilde zwei verschiedene Darstellungen: im Hintergrunde sieht man wie Saulus vom Blitze zur Erde geschlagen wird, im Vordergrund, wie er, noch vom himmlischen Lichte geblendet, von seinem Gefolge geführt wird; hier schon mit der Heiligenglorie um den Kopf. In der gewöhnlichen naiven Weise sind alle die Personen in dem, der Zeit des Malers angehörenden Costüm dargestellt. Paulus ist ein Fürst des Mittelalters, mit seinem ganzen Hofe; sogar der Hofnarr mit dem Focussstabe fehlt nicht darunter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rudolph, der Brudermörder.

Nach Derwent Conway.

Von Hedwig Hülle.

(Fortsetzung.)

Es war spät am Abend eines Tages zu Ende des Octobers, daß Rudolph, nachdem er entfernt gewesen, auf einer vorgegebenen Geschäftsreise nach einer benachbarten Stadt, in den Bezirk seines väterlichen Hauses ankam. Der zunehmende Mond stand noch am Himmel und warf ein klares und düsteres Licht auf die wohlbekannten Thiere und auf den offenen Raum zwischen den Mauern und dem Familien-Veräbniß, in dessen Schatten Rudolph stand. Er erwartete, bis der Mond unterging; und dann ging er, auf ihm längst bekannten Pfaden leise nach dem niederen Bogengange hin, welcher in die Gewölbe führte. Einmal bildete er sich ein, er höre das Mäuschen fallender Blätter hinter sich, und stand einen Augenblick still, aber denkend, es sei das Senfgen des Nachwinds gewesen, oder ein aufgeschreckter Vogel, ging er vorwärts, und durch den Bogengang kriechend, sprang er in die Gewölbe hinab. Er erreichte schnell die kleine Thür, welche zu der Treppe führte, und mit einem leichten Stoß gab sie nach.

An der Thür des Zimmers stand Rudolph still und lauschte. Im Innern war Alles still; aber wieder glaubte er einen Ton zu hören, wie von einem leichten Tritt, von unten herauf: — wieder hörte er, aber er hörte es nicht mehr. Die Möglichkeit, daß sein Traum lachselig wahr werden könne, slog durch sein Hirn — er sah im Geiste seinen Bruder vom Bette springen, die Schrift retten — und wie sollte er dann handeln? Er fühlte den Griff seines Dolches in seiner Hand; aber er sagte zu sich selbst: — »Nein, nein, ich bin nicht hierher gekommen, meinen Bruder zu tödten — ich komme, mein Recht zu suchen; aber ich bin kein Mörder.«

Rudolph legte seine Hand an die Thür, als die Schloßuhr zwölfte schlug; und, als der letzte Ton hinwegstarrte, stieß er sie leise offen und stand in dem wohlbekannten Zimmer. Durch die getheilten Vorhänge sah er seinen Bruder: eine Lampe, welche auf dem Tische brannte, warf ein festes Licht auf sein Gesicht, und Rudolph sah, daß er schlief. Er näherte sich dem Bette. »Er ist mein Bruder« sagte er; »ich bin nicht gekommen, ihm das Leben zu nehmen: ist er nicht mein Bruder? Aber wie! mein Bruder? — Hat er mich nicht meiner Rechte beraubt? Besitzt er nicht mein Erbe? — und die Vorstellungen von Jahren, und die Hoffnungen der Jugend, und die selbgeschlagenen Aussichten des Mannes überstütheten mit einem vereinten Strame Rudolphs Seele. In diesem Augenblicke schienen die Züge des Schlafenden aufgeregt; ein Lächeln zog über seine Lippen, und er sagte mit eifrigen, leisem Geflüster: — »es ist mein, es ist mein; ich will es behalten.« Als Rudolph hinsah packte seine Hand unbewußt den Dolch mit einem festeren Griff; er erhob seinen Arm; und in dem Augenblick, wo er zu stoßen wollte, wurde seine Hand festgehalten: er wendete sich, und erblickte — Margarethe. Aber die Dämonen des Meides und des Hasses hatten einmal Besitz genommen von Rudolph; er schleuderte Margarethe von sich, und, als der Schlafende aus seiner unterbrochenen Vision emporstürzte, begrub Rudolph den Dolch in der Brust seines Bruders. Ein lauter und langer Schrei rief den Brudermörder zur Bestimmung über seine Gefahr; er warf den blutigen rauchenden Zeugen seiner Schuld nieder, und floh nach den Gewölben, indem er Margarethen zurück, ihm zu folgen. Aber Margarethe folgte nicht; Margarethe verstand ihn nicht; der Schlag, welcher ihr sagte, daß ihr Gotte ein Mörder sei, hatte die Vernunft von ihrem Throne geworfen: Margarethe war eine Wahnsinnige; und als die Dienerschaft des Barons, aufgerufen durch jenen Entsetzen erregenden Schrei, den Herold des Wahnsinns, in das Gemach traten, sah sie still neben dem ermordeten Baron, den Dolch in ihrer Hand.

Ein kurzer Rückblick ist nothwendig. Undeutliche Worte, im Schlafe gemurmelt, hatten Margarethen die Absicht ihres Gemahls enthüllt, und seit dem Einbruch der Nacht hatte sie um ihn gewacht. Der Gegenstand,

welcher Rudolph im Schlaf beschäftigt hatte, betraf bloß die Beweise seiner Enterbung; unbestimmter Argwohn größeren Unglücks hatte die Seele Margarethens beschlichen, und dies war es, was sie bestimmte, den Schritten ihres Gatten zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Rastede, den 23. Juni.

Das Geburtsfest Ibro Königlichen Hoheit hat das Still-Leben unsrer fürstlichen Familie nicht unterbrochen. Der verlautete Wunsch der Frau Großherzogin, auch diesen Tag in ländlicher Ruhe zu verleben, hielt störende Freundsbezeugungen zurück. Doch durften die Rastederinnen sich darum nicht hindern lassen, in der Stille des frühesten Morgens den bekränzten Namenszug von blauen Blumen in der Mittel-Öffnung des Schloßportales aufzuhängen, die Säulen zu umwinden, die Seiten-Öffnungen mit einem Gitterwerk von Ephen, das den Abend illuminirt werden sollte, zu füllen, und so das Fest gleich sichtbar zu machen. Auch wurde es doch Nachmittags lieblich lautbar durch eine excellente Tafel- und Garten-Musik, welche in der Ruhe zu genießen wohl Liebe zu der Kunst und Anerkennung des Militär-Musikcorps bezogen hatte.

Um so mehr konnten nun die Rasteder das Vertrauen haben, daß auch ein Ständchen, welches ihre Jugend in der Abend-Dämmerung darbringen wollte, als eine ländliche Guldigung mit Wohlgefallen werde aufgenommen werden. Zu dem Ende waren etwa 30—40 Knaben und Mädchen, diejenigen, denen man am meisten zutrauen durfte, zur großen Vertrauens der Zurückbleibenden ausgewählt, und 3 Gesänge: Der Choral der Frau Großherzogin selbst, mit den untergelegten Worten: »Sieh' diese kleine Schaar, Wie sie des Tags sich freut« etc., das Lied »Was kann edler sein, als von Hirten abzustammen«, und Nägeli's Loblied »Lobt den Herrn« ausgesucht. Dies Alles lernten die Kinder, den Text zu Hause und die Melodien in den Schulstunden, ohne Noten zu kennen, nur durch Vorsingen, bei gewissenhafter Aufmerksamkeit, zumal auf die Angabe des ersten Tons, auf das ihnen fremde Tactiren, mit dem genauen Anschalten der Töne und Beachten des Forte und Piano — binnen zwei Tagen, und den letzten Gesang obendrein noch zweistimmig. So viel Eifer, so viel Gehör bewiesen sie! Ja, als in der Probe das vierstimmige Singen von Erwachsenen, das den harmonischen Hintergrund bilden sollte, hinzukam, ließ sich Niemand

dadurch irre machen; Jeder that als wären sie allein in der Schulstube.

In der begründeten Hoffnung, J. K. S. ein gemüthliches Vergnügen zu bereiten, durfte man sich also mit diesen Kindern zu der bestimmten Stunde vor dem Schlosse aufstellen. Und sie rechtfertigten das Vertrauen vollkommen, gaben selbst hier noch einen besondern Beweis, wie fest sie die Töne hielten. Denn als ihnen mitten im Singen eine Strecke näher zu treten gewinkt wurde, schritten sie ungestört vorwärts, ohne hier oder dort Stimmen vermissen zu lassen.

Der Zweck war erreicht, die Frau Großherzogin mit dem Gesange erfreut; und Sie äußerten dies nicht nur sofort gegen die Hereingerufenen, sondern behielten sich auch noch vor, den kleinen Sängern und Sängerinnen wieder eine Freude zu bereiten.

Die versammelte Menge hatte, wie erbaut durch das Rührende der Kinderstimmen, das Einfache und Ansprechende der Melodien, vielleicht auch mit Stolz auf die Fähigkeit und die Ehre ihrer Kinder, in der größten Stille zugehört, und als es zu Ende war, rief ein Mann in der Freude seines Herzens: »beter als in'n Busch« (wo nämlich die Liedertafeln netlich sangen).

Kirchennachricht.

Vom 24. bis 30. Juni 1843 sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 63) Fuhrmann Johann Otto Friedrich Giese und Gerbardine Friederike Catharine Dittens. 64) Herr Landgerichts-Assessor Ernst August Leopold Ruhstrat und Elisabeth Caroline Marie Bödeker. 65) Gerhard Schwarting und Helene Harms. 66) Schiffer Johann Conrad Diederich Mehrens und Anna Charlotte Henrike Wege.

2. Getauft: 181) Bergl. Nr. 166 der Beerdigten. 182) Ferdinand Ludwig Leonhard Weete. 183) Gesähe Helene Schellstede. 184) Anna Margarethe Helene Washusen. 185) Friedrich Nicolaus Ludwig Emil Janssen. 186) Hinrich August Friedrich Giese. 187) Anna Sophie Böhlen.

3. Beerdigt: 164) Franzisca Marie Margarethe Surmann 10 J. 2 M. 165) Johann Haje 81 J. 3 M. 166) Ein todtgeborener Sohn des Wäckermeisters Strahlmann. 167) Johann Hinrich Christoph Daverkamp. 79 J. 11 M. 168) Johann Hinrich August Strmann 14 J. 7 M. 169) Catharine Sophie Lenß 71 J. 9 M. 170) Carl Johann Gerhard Seyen 1 J. 7 M.

Unter den 102, in diesem Quartal getauften Kindern sind zwei als unehelich eingetragen, welche der hiesigen Gemeinde anaeöhren; ein drittes uneheliches Kind, welches im hiesigen Entbindungshause geboren, gehört einer fremden Gemeinde an.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 2. Juli.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Warelmann.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Cand. Eckardt.

Bur Festigung
von Isabella's Thron.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

* * *

Im Marmorschleife hört mit Jern und Bangen
Lezt der Tyrann, wie die Bergeltung naht,
Zum Handeln feig, und unbedacht im Rath,
Seht er die Götteröhne zu empfangen.

Stolz stehn sie ein die Spanischen Chalangen,
Bur Gente reißt der Eiß und Kühnheit Saat.
Das Band der Ehrfurcht sprengt die blut'ge That,
Und — in der Hauptstadt wies der Fürst gefangen!

Kornacz droht, doch siegreich kämpft der Held.
Der Klugen Milde glück't, sich neue Waffen
Aus ihres Feindes Uebermacht zu schaffen.

Der Hüß, der Fremden lehre Bäckucht, fällt
Im wilden Aufzuge von der Seinen Händen,
Und Eine Nacht soll Spanien's Herrschaft enden!

— von der Welde (Eroberung von
Mexico Theil 2.)

* * *

Concordia res privatae crescunt, discordia maximae
dilabuntur.

(Eintracht giebt Macht.)

Ⓛ Saragossa, auf, mit frischem Muthe,
Erhebe kühn das Banner Deiner Königin,
Besied' den Boden nicht mit Bürgerblute
Und ändre Deinen harten, stolzen Sinn!

Ⓛ siehe fest bei Isabellen's Throne,
Treulosem Rath verschließe stets Dein Ohr,
Dein harret dann zum schönsten, höchsten Lohne
Hispanien's Dank, eröffnest Du Dein Thor!

Des großen schönen Tages stets gedenke,
Der Dich mit Ehr' und ew'gem Ruhme krön';
Wohl an auch setzt des Volkes Schicksal lenke,
Gedenk' an Palafox, das Vaterland versöhn'!

Zermalm' den siegestolz thronenden Tyrannen,
Der eines Leon's Reiterlod kaum werth,
Nicht friedlich zieh' wie Boyer er von dannen,
Es treff' ihn Arragonien's wackres Schwert!

1843, Juni 30.

W. A.

Die ...

von ...

... die ...

... am 1. Juni 1844

Das ...

Das ...

1844 Juni 1



Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

No 27.

Sonnabend, den 8. Juli.

1843.

Das Fest der Ammerländischen Mäßigkeitsvereine zu Drebergen am 2. Juli.

Wenn auch Wenige sein mögen, die, wie Dr. Buchheister that, die Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine mit einem Asectismus in eine Classe werfen, aus welchem die Einsiedler, das Mönchswesen und der Geisteswahnsinn ihren Ursprung nahmen, so giebt es doch noch Viele, welche mit dem Ernst, aus welchem jene hervorgingen, heitere Freuden für unvereinbar halten, welche meinen, daß unsere Vereine dem Volke nur Dyrer auflegen, ihm sein einziges Mittel zu einem außergewöhnlichen Lebensgenusse unbarmerzig rauben wollen. Viel trägt freilich zu einer solchen Ansicht der Opposition das Auftreten der Vereine selbst bei; so viel ich weiß, haben sie in Deutschland nirgends den Ernst, mit welchem sie die Sache ergriffen, mit dem ein Gelingen allein möglich ist, so weit überwältigen können, daß sie sich auch unmittelbar an die Freude und an das Vergnügen gewandt und sich selbst mit deren Kleide geschmückt hätten. Die Ammerländischen Vereine sind gewiß die ersten, welche den Gedanken ergriffen, oder doch ausführten, durch eine von ihnen selbst veranstaltete Festlichkeit zu zeigen, daß die Mäßigkeitsbestrebungen die Freude nicht hemmen, sondern nur adeln und gefahrlos machen, sonst aber befördern und erhöhen wollen.

Die Aufgabe, welche sie sich hiermit gesetzt hatten, war gewiß eine schwierige; des Mittels, welches der Gewohnheit und dem Vorurtheile bis jetzt zur Festesfreude

unerlässlich war, hatten sie sich selbst beraubt; sie mußten auf Genüsse sinnen, welche an und für sich genügten und nicht mehr der Hilfe des Spiritus bedurften, um unser langsames Temperament zu einem erhöhten Lebensgefühl aufzureizen; ein solches Fest mußte sowohl einen Kampf gegen die bestehende Volksfeste eingehen, als auch zugleich etwas Besseres an deren Stelle setzen. Dadurch wurde aber die Aufgabe eine höchst wichtige; gelang ihre Lösung, so mußte das Fest zu Drebergen der Anfangspunkt einer bedeutenden Umwälzung im Leben und in den Sitten unseres Volkes werden, wenn die Mäßigkeitsvereine in dem bisherigen Maaße ihren Eifer erhalten und wahren, und wenn der Eifer, welchen überhaupt in neuerer Zeit die höhern Stände in so schöner Weise auf die Bedürfnisse des Volkes immer mehr richten, nicht abläßt und deshalb, da kein Stillstand möglich ist, zunimmt. Für sie mußte dieses Fest dann einen Fingerweis geben, wie sie es anzugreifen haben, um auf eine neue bessere Gestaltung des Volkslebens durch den hauptsächlichsten Hebel desselben, die Freude, mit Nachdruck wirken zu können, es mußte dann einen Sporn geben, daß sie auch nicht die Mühe scheuen, sondern den Entschluß dazu fassen und ausführen.

Aber nicht bloß in Betracht des Branntweins und seiner Verbannung mußte ein solches Fest auf die Weise unseres Volkslebens hinwirken, es mußte auch die Schranken, welche noch immer zwischen den verschiedenen Ständen aufgerichtet sind, etwas mehr niederreißen. In der Theorie sind, namentlich in den letzten Jahren, die höhern den niederen schon weit näher geführt; davon legt das Dasein aller jener Bestrebungen das beste Zeugniß ab.

Allein zu einer lebendigen Vermischung, zu einer Gegenseitigkeit, besonders in dem rein geselligen Leben, das der Freude gewidmet ist, sind erst kleine Schritte gethan; die Vereinigungen der verschiedenen Classen zu solchen Zwecken sind immer nur äußerlich geblieben. Wie aber für keinen Verein Gleichheit der Stände in demselben so sehr die Grundlage seines Zweckes und die Bedingung seines Gedeihens ist, als bei dem Mäßigkeitsvereine, so mußten auch bei einem Feste, das dieser veranstaltet, alle Fesseln und aller Zwang des geselligen Verkehrs in dem Gedanken sich auflösen, daß alle Anwesenden mit und zu Einem gemeinschaftlichen Ziele des Für einanderwirkens zusammen gekommen waren. Der Gedanke an die tiefe Bedeutung des Festes mußte den höher Stehenden immer erinnern, sich nicht bloß innerhalb der gewöhnlichen Grenzen seines Umganges zu bewegen, sondern überall zu sein, um Allen sich gleichstellend, überall ungezwungen Freude anzuzugewinnen und dadurch auch selbst zu empfangen. Bei einem solchen Bestreben kann es denn nicht fehlen, daß es, wie es aus Wohlwollen hervorgeht, so auch Wohlwollen erzeugt und die Ehen des Geringers, wenn auch nicht überwindet, doch bricht und durch erhöhtes Selbstgefühl die Lust erhöht und veredelt, welche die bald mehr, bald minder sinnlichen und äußerlichen Festgenüsse gewähren.

Solche und ähnliche Gedanken hatte die Ankündigung des Dreiberger Festes in mehreren Mitgliedern unserer Vereins angeregt, was mit dem Entschlusse zur Theilnahme natürlich eins war. Daher konnte auch das Wetter, mit welchem der Sonntag einen so trüben Morgengruß bot, denselben nicht wanken machen, selbst als es am Nachmittage noch keine freundliche Miene angenommen hatte. Daß es unsere anderen Verbungen für das Fest dadurch alle vereitelte, konnten wir Niemandem verargen, der zu der Sache der Mäßigkeitsvereine nicht in näherer Beziehung stand, da wir selbst uns unserer Unternehmung als eines kleinen Opfers für die gute Sache etwas rühmten. Nur nothdürftig schützten wir uns durch Mäntel und Schirme gegen die unwiderstehliche, mit einer Zähigkeit anhaltende Wirksamkeit des Regens, welche allen Mäßigkeitsvereinen zu wünschen ist, die jetzt kaum eine andere Opposition finden, als die wir dem Regen boten. Wir konnten Nichts gegen seine Macht ausrichten, gaben auch zu, daß er dem Lande wohl gut sein möchte, suchten ihn aber doch so viel als möglich von uns abzuhalten, um nur keine persönlichen Unbequemlichkeiten zu ertragen.

Indeß war dies doch unsere geringste Sorge, und die Furcht um das Gelingen des Festes, konnte selbst nicht gehoben werden, als wir nahe vor Dreiberger in mehreren Häusern vergeblich unsere Pferde unterzubringen suchten. Wie voll hätte es werden müssen, wenn das Wetter so günstig, wie Tags zuvor oder nachher, gewesen wäre!

Erst als wir angelangt waren und so viele bekannte Bundesgenossen, welche sich aus der Umgegend und außer-

dem namentlich aus Oldenburg zusammen gefunden hatten, begrüßen konnten, freuten wir uns wenigstens, daß so Mancher bloß durch den Gedanken, daß ohne ihn das Fest nicht hätte gelingen können, zum Kommen veranlaßt war. Nur wenn ein solches Gefühl der eigenen Unentbehrlichkeit, das sich mit der Bescheidenheit wohl verträgt, in dem Einzelnen recht lebendig ist, kann der Associationsgeist, der bei uns jetzt so mächtig erwacht ist, gedeihliche Früchte tragen, und wer möchte leugnen, daß von dem Guten, was in dieser Hinsicht bei uns nun vorhanden ist, der größte Theil oder doch sehr Vieles eine Folge der Mäßigkeitsvereine ist?

Während wir aber schon wieder in allerlei trübselige Betrachtungen über das Wetter und alle damit verbundenen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten verfielen, verklärten sich plötzlich die Gesichter, als aus der Ferne die jubelnden Töne des Alphornmarsches erklangen. Es waren die Hornisten der Artillerie, welchen zwei mit Officieren und Unterofficieren stark besetzte Wagen nachfolgten. Jetzt wurde es wieder lebendiger und mit größerer Hoffnung traf man nun die Anordnungen zum Beginn des Festes. Während dessen hatten wir Zeit, die Vorbereitungen zu übersehen. Ueberraschend war die geschmackvolle Decoration des Saales im Wirthshause. Reiche Blumenkränze und Spheugewinde zogen sich an allen Wänden hin. Zwischen ihnen hing unseres Fürsten und des Pastor Böttcher Bildnisse, an dessen Stelle kein passenderes Symbol für das heutige Fest hätte angebracht werden können, und an einer andern Wand das Oldenburgische Wappen, nach seinen Farben aus Rosen, Kornblumen und Butterblumen künstlich schön zusammengesetzt. Draußen bildeten auf einem Rasenplatze fünf Laubsäulen mit vergoldeten Spitzen einen kleinen Tempel, in deren Mitte das Oldenburgische Wappen befestigt war, von zwei Fahnen umflattert.

Die erste Einleitung des Festes fand unter dem Laubdache der großen Linde Statt, welcher auf einer kleinen Erhöhung nahe beim Wirthshause steht. Eröffnet und beschloffen wurde diese Vorfeier mit dem feierlichen Chorale unserer Großherzogin, welcher von der Artilleriemusik geblasen wurde, und mit dem Gesange der Ammerländischen Liedertafeln, welche einige zu diesem Feste nach Choralmelodien gedichtete Verse mehrstimmig vortrugen. Pastor Kloster aus Westerstede und Pastor Zwerg aus Biefelsede hielten Reden über das Wesen und den Zweck der Mäßigkeitsvereine, über ihre bisherigen Leistungen und Hoffnungen und Ziel, wie über die Bedeutung des heutigen Festes. Zwischen diesen las Rechnungsführer Bräder aus Zwischenahn einen Bericht über die Ammerländischen Vereine insbesondere vor, und die statistischen Nachrichten, welche mitgetheilt wurden, zeigten so erfreulich überraschende Resultate, wie sie vielleicht kein District Deutschlands aufzuweisen hat.

In einem dichten Kranze hatte sich die große Menge, die sich trotz des Wetters zusammengefunden hatte, um die schöne Rednerbühne geschaart. Schon fürchtete ich, der ich als Beobachter mich dem Eindrucke nicht ganz und unmitttelbar hingab, daß die Länge dieser Handlung ihre Wirkung zerstören würde, allein zu meiner Beschämung und als ein gleich ehrendes Zeugniß für die Redner, wie für die so mannigfaltig gemischte Versammlung, herrschte allgemein eine solche Stille und so gespannte Aufmerksamkeit fast bis zum Schlusse aller Reden, wie ich kaum bei irgend einer früheren Gelegenheit bemerkt hatte. So wie die Feiertlichkeiten begannen, fing das Wetter an besser zu werden, so daß wir während des eigentlichen Festes uns des schönsten Himmels und der reinsten Luft zu erfreuen hatten. Nur während der ersten Rede zogen noch einzelne Schauer über uns hinweg; aber der Gegenstand und seine Behandlung hatten sich der Zuhörer so bemächtigt, daß Niemand sich entfernte, um vor dem Regen eine Zuflucht zu suchen, und Manche kaum ihre Schirme aufzuspannen wagten, um nur keine Störung zu veranlassen.

Wie groß die Macht des rechten Wortes zur rechten Stunde ist, zeigte sich auch heute auf verschiedene Weise. Ein Brenner, der ein bedeutendes Geschäft hat, machte einem andern den Vorschlag, beide dasselbe aufzugeben. Von Opposition war keine Rede, so viel ich bemerkte, kam sie nur von Einem, der — was wir uns bei jeder Opposition wünschen sollten — laut und offen gegen alle Mäßigkeitsvereine protestirte, und zwar — weil die Uebertreter der Enthaltensamkeit nicht härter bestraft würden, als daß sie jetzt nur im Kasten angeschlagen würden! — Nichts zeigte sich, was der Idee des Festes widersprechen hätte, und in den wenigen Fällen, wo mich die Furcht vor einem Mehr störte, mochte sie überflüssig und nur durch meine Beobachter-Mengseltschkeit hervorgerufen sein. Im Allgemeinen wirkten die Rede-Feiertlichkeiten und der Gedanke an den Gegenstand des Festes auf die Stimmung des ganzen Abends auf eine eben so überraschende Weise fort, wie sich die Theilnahme während der Reden zeigte. Beim Vortrage der statistischen Nachrichten, sah ich einen alten Mann, seiner Kleidung nach ein Arbeiter, dem ich kaum die Fähigkeit des Schreibens zugetraut hätte, ein Papier hervorziehen und Mehreres mit großer Sorgfalt notiren.

Unterdessen hatte unter der Linde eine glänzende Festfahne mit einem Heilswunsche für die Ammerländischen Vereine herabgeweht, zum Schlusse der Feier wurde sie zu einem Hoch geschwenkt, das unserem Landesvater gebracht wurde, der, wie er alles Gute schüßt und fördert, auch dieser Angelegenheit mit warmer Theilnahme sich angenommen hat. Vom Augenblicke hingerissen, rief nun ein selbst Unbetheiligter den Männern ein Hoch zu, welche mit uneigennütziger Thätigkeit den heiligen Kampf begonnen und bis zu solchen Erfolgen fortzuführen hätten.

Mit den fröhlichen Klängen eines Marsches leitete dann die Musik zu den minder ernsten Genüssen des Festes hinüber, und bald konnte Jeder seine besondern Neigungen in verschiedenen Kreisen und verschiedenen Genüssen befriedigen. Gestattete jetzt doch selbst das Wetter, wie wir gar nicht hatten hoffen können, auch die Reize dieser anmuthigen Gegend in einer schönen Abendbeleuchtung zu bewundern. In einem Zelte, das auf dem Rasen aufgebaut war, lockte eine lustige Musik zum Tanze. In kunterem Gewühle bewegten sich die tanzenden Paare um und durch einander herum, die, in dem Gedränge ihrer Bewegung kaum mächtig, eher getanzet wurden, als daß sie selbst tanzten. Wie viele Püffe und Fußtritte sie auch hinnehmen und austheilen mußten, manche von unsern Tänzern hätten gewiß in diesem Augenblicke einen glänzenden Ball auf dem Parquet ihres geräumigen Casinosaales nicht eingetanscht für den Scherz dieses arbeits- und zum Theil schmerzvollen Vergnügens, das ihnen der Gedanke an die Bedeutung des Festes zugleich zur Pflicht machte.

Während dessen sammelten sich auf einem der Berge oder unter einem Laubdache Gruppen um die Ammerländischen Sänger und um die Artillerieunterofficiere, welche die Umstehenden mit vierstimmigen Volksliedern, bald mit einem »zu Straßburg auf der Schanz« rührten, bald mit »Ein Schifflein sah ich fahren« oder mit dem unwiderstehlichen Nachzauer des kernigen »Held Friedrich« zu lautem Jubel hinreißen. Zwischen durch bliesen die Hornisten irgend eine muntere Weise. Als sie von einem Berge herab spielten, reihete sich unten bald eine lange Colonne zusammen und der gemessene Schritt einer Polonaise unter freiem Himmel und in dem nassen Grase, bei der auch die Verwirrung in den Touren nicht fehlte, erhöhte nur die Stimmung, aus welcher dieses bei uns ganz unerhörte Beginnen hervorging. Die Musik kam herunter, und man wagte jetzt schon einen Schottischen, mit dem man sich um ein Blumenbret herumdrehte und den ungekannten Reiz des Bergab- und Bergaufstanzens empfinden konnte.

Es würde nicht sobald mit diesem Tanze ein Ende gemacht worden sein, besonders da die Tänzer sich nach und nach in immer kunterem Gemisch von Bekannten und Unbekannten, von Vornehm und Gering sammelten, allein der Abend brach an und nach den Vorarbeiten des Regens war der Tanzboden schon nach dem zweiten Schottischen zertanzet und unbrauchbar geworden. Vergeblich suchte man jetzt und auch später im Saale eine Fortsetzung zu veranstalten, die Versuche mußten an der Gedrängtheit der Versammlung scheitern.

Bei jeder Fluth von aufregenden Eindrücken, wie sie eine rechte Festfeier ausmacht, fühlt man zu irgend einer Zeit das Bedürfnis nach einer kurzen Ebbe. Daher vereinigte die erquickende Frische des Abends und die Lücke, welche der Mittelzustand der Dämmerung in der Reihe der Festesgenüsse hervorbrachte, jetzt die Bekundeten zu

engeren Kreisen und kleineren Gruppen, welche in ruhigerem Gespräche die Eindrücke des Tages wieder an sich vorübergehen ließen. Doch bald nahm eine neue Ueberraschung ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Bäume und Gesträuche wurden mit farbigen Lampen behängt und zeigten sich so in einem Schmucke, der gewiß den Meisten der Anwesenden einen bisher ungekannten Zauber bot. Jetzt kündigte ein Kanonenschlag einen ebenfalls unerwarteten Genuß an, den die Theilnehmenden von der Artillerie bereitet hatten. Nach der scenhaften Beleuchtung einer bengalischen Flamme erregten hochfliegende Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmertöpfe, bald Bewunderung, bald den komischen Schrecken einer nach allen Seiten flüchtigen Menge. Leider erlosch in dem Regen, der jetzt wieder begann und fast ununterbrochen bis zum andern Morgen fort dauerte, manche Leuchtkugel, ehe sie nur zu leuchten anfing, und je höher eine Rakete in die Lüfte sauste, desto mehr verhüllte der Regen, wie ein dichter Schleier, die Schönheit ihrer Feuersaat beim Losplagen. — Einige Musikstücke im Saale gaben den Schluß des Festes an, welchen man zu einer bestimmten Zeit angelegt hatte, um auch hier Maas zu halten; doch noch lange bis gegen drei Stunden, hielt der Regen und die Schwierigkeit, Wagen und Pferde wieder zu finden, einen großen Theil der Gäste in der Unruhe des Wartens beisammen.

Es wäre überflüssig, noch mehr hinzuzufügen, als das unsere Ansprüche, mit deren Andeutung ich diesen Bericht einleitete, in einem Grade befriedigt wurden, wie wir es bei der Neuheit der Sache und bei den äußern Hemmnissen, namentlich dem des Wetters, kaum für möglich halten durften. Es verdienen Alle, welche den Gedanken dieses Festes erfahen und mit so aufopfernder Thätigkeit ausgeführt haben, den wärmsten Dank. Mögen nun diese Zeilen dazu beitragen, auf dasselbe die Aufmerksamkeit hinzulenken, die es auch in weiteren Kreisen verdient; würde dadurch der Gedanke noch mehr Anklang finden, so würde dem Wohne, welchen die Festordner schon jetzt in der Befriedigung der Theilnehmer finden müssen, sicherlich die Krone aufgesetzt werden. Wir sahen hier in bedeutendem Maas schon die Frage gelöst, welche der nächsten Generalversammlung der Mäßigkeitsvereine zur Berathung vorgelegt ist: wie die Mäßigkeitsvereine durch directe Einwirkung auf die Volksvergünstigungen einen wirksamern Einfluß auf die Volkssitte sich verschaffen können.

R., Juli 4., 1843.

Profaische Reflexionen.

I.

Eine eheliche Verbindung wider Willen der Beteiligten durch elterliche Willensmeinung zu erzwingen oder zu hindern, ist fast eben so bedenklich, als die Ertheilung der elterlichen Zustimmung zu einem solchen nicht genug zu überlegenden und sowohl, was Personen, als was die Lebensverhältnisse und die künftigen Ausichten betrifft, reiflich zu prüfenden Verhältnisse, falls die Beteiligten noch nicht das gehörige Alter erreicht haben, um selbst zu prüfen und zu unterscheiden. Derartige Verkuppelungen führen gewöhnlich zu keinem guten Ende. — In kälteren Klimaten sollte vor dem 20sten bis 24sten Jahre, je nach dem Fortschritte ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung, keine Mädchen feste Wahl treffen, der Mann aber, der je nach dem Lebensalter zur Zeit des Abschlusses der Verbindung in der Regel 5 bis 10 Jahr älter sein muß, als das Mädchen, nicht vor dem 24sten bis 30sten Jahre. — 1843, Juni 23.

Kirchennachricht.

Vom 1. bis 7. Juli 1843 sind in der Obd. Gem.

1. Copulirt: 67) Postschreiber Wilhelm Jacob Martin und Sophie Louise Christiane Kloppenburg.
2. Getauft: 188) Wilhelm Heinrich August Witte. 189) Eleonore Henriette Gerhardine Waagenfeld. 190) und 191) Zwillinge Johann Röntje und Gesche Margarethe Röntje. 192) Ein unehelicher Knabe. 193) Vergl. 177 der Beerdigten.
3. Beerdigt: 171) Helene Popphanen 18 J. 5 M. 172) Anna Catharine Kreuz 34 J. 2. M. 173) Carl Heinrich Ernst Mühlmeister 6 J. 8 M. 174) Anna Hermine Friederike Louise Hilje 1 J. 9 M. 175) Gesche Margarethe Röntje 6 Tage. 176) Anna Catharine Schliemann 66 J. 177) Eine todtegeborene Tochter des Herrn Kreischirurgus Dr. Carl Christian Theodor Meinecke.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 9. Juli.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Cand. Ramsauer.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Die in N^o 26 abgebrochenen Aufsätze werden in N^o 28 fortgesetzt werden und findet diese Unterbrechung hofentlich Entschuldigung in dem Zeitinteresse vorliegender Festbeschreibung, welche ihres Zwecks wegen eine Abbrechung nicht leicht zuließ.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 28.

Sonnabend, den 15. Juli.

1843.

Das Sängersfest

der vereinigten norddeutschen Liedertafeln zu Osnabrück,
am 1ten 2ten und 3ten Juli.

Der norddeutsche Liedersängerbund besteht seit etwa 10 Jahren aus einer Vereinigung von 24, größtentheils sehr starken Liedertafeln, die sich jährlich einmal versammeln, um gemeinschaftlich theils größere Gesangstücke auszuführen und ihre Lieder im vollen Chore zu singen, theils einzeln sich hören zu lassen, um dadurch einen Wettstreit in der Vervollkommnung des Männergesanges hervorzurufen. Sie haben es sich außerdem zur Aufgabe gemacht, für die weitere Ausbildung des Gesanges zu streben, und an ihren Wohnorten alle Sängerkräfte, so viel möglich, unter einer Fahne zu vereinigen, damit auch die einzelnen Liedertafeln stark und selbstständig erscheinen und durch ihre Leistungen im Stande sind, den Sinn für die edlen Freuden am Gesange immer mehr im Volke zu wecken und zu beleben, weshalb denn auch bisher nie eine zweite abgesonderte Liedertafel aus einem Orte, in den Bund aufgenommen wurde. Bei den Festen der vereinigten Liedertafeln herrscht der größte Frohsinn, allgemeine Heiterkeit ist das belebende Princip, es gilt weder Rang noch Stand, noch Kleiderlurus, alle Mitglieder nennen sich Liederbrüder und es bedarf keiner weitem Empfehlung, als der Festkarte am Gut, um, auch unbekannt, von jedem Genossen freundlich begrüßt zu werden. Der allgemeine Geist des Frohsinns der Liederbrüder geht selbst auf das Volk über, das immer lebendigerem Antheil an dem Genusse des Festes

nimmt und zur Verherrlichung desselben auch das Seine mit beiträgt, indem die Bewohner der Festorte die Sänger zu sich in's Quartier nehmen, zu den Ausschmückungen der Locale, Straßen und Plätze behülflich sind &c. Der Ort der Vereinigung des alljährlichen großen Liedertafelfestes wechselt, doch werden dazu nur solche Städte gewählt, wo die Localitäten demselben günstig sind und zugleich die Natur zur Verschönerung des Festes hülfreich die Hand bietet.

In diesem Jahre war Osnabrück der Vereinigungspunkt der Liedertafeln zu ihrem Feste und die Stadt hatte dasselbe durch ihre gastfreundliche Aufnahme und ihre vielseitigen Bemühungen zu einem wahren Volksfeste und dem Schönsten, das je die Liedertafeln feierten, geschaffen. Schon das Motto des Festprogramms:

Offen steht so lang ersehnten Gästen
Jedes Herz und jedes Bürgerhaus,

berechtigte die Liederbrüder zu den schönsten Hoffnungen auf frohe Tage, doch wurden gewiß selbst die kühnsten übertroffen. Es war daher um so mehr zu beklagen, daß mehrere Liedertafeln durch ihre weite Entfernung vom Festorte, sich hatten abhalten lassen, Theil zu nehmen.

Die Vereinigung der Liedertafeln war auf den 1. Juli Nachmittags 4 Uhr angesetzt; um diese Zeit zogen dieselben, vom schönsten Wetter begünstigt, zu allen Thoren ein, und hatten ihre Wagen, Kutscher und Pferde zum festlichen Einzuge geschmückt mit Fahnen, Laubwerk Kränzen und Bändern.

Aber auch die ehrwürdige Stadt hatte sich kräftig geschmückt, hatte ihr festlichstes Kleid angelegt, sie prangte im Freudenglanze und schien sich losgesagt zu haben von jeglichen Mühen und Beschwerden des alltäglichen Lebens.

Alle Häuser waren an ihren Facaden geschmückt mit Laubwerk, Kränzen und Blumen, quer über die Straßen von Haus zu Haus waren Laubgewinde gezogen, und es bildete sich dadurch eine förmliche Laubhalle. Aus den Fenstern der Häuser wehten Fahnen von zum Theil riesenhafter Größe über den Straßen, und manche Fensterbrüstungen waren durch schöne Teppiche verziert. Dieses schöne festliche Bild wurde belebt durch die heiteren Gesichter der schönen Welt Döna brücks aus allen Fenstern und durch die wogende Menschenmasse auf den Trottoirs, die den Ankommenden ihr freudiges Willkommen entgegenrief.

Der Vereinigungspunkt der Liederbrüder war der Marktplatz vor dem Rathhause, wo sie die erforderlichen Festkarten und Quartierbillets erhielten, meistens von ihren freundlichen Wirthen selbst in Empfang genommen und in deren Behausung geführt wurden. Um 6 Uhr versammelten sich alle Liederbrüder in dem großen Clubsaale, wo zuvor die Beamten der Liedertafeln den Festdirector und die Gesangsmeister gewählt *), wie auch über manche, den Bund betreffende Angelegenheiten sich berathen hatten. Hier wurden die in der Kirche auszuführenden Gefänge probirt und um 7½ Uhr setzte sich der Zug nach dem Schützenhause (einem sehr schönen ½ Stunde von der Stadt entfernten Locale) in Bewegung, wo die Abendtafel servirt war. Nicht allein alle Liederbrüder, sondern auch eine große Menge sogenannter Wilder, fanden in dem großen, von den Damen der Stadt und einigen Malern sinnvoll geschmückten Saale, an 24 Tafeln Platz. Choralieder und allgemeine Heiterkeit würzten das Mahl und die Gegenwart vieler Damen zierte dasselbe. Die Kräfte der Sänger durften jedoch nicht zu sehr in Anspruch genommen werden, da noch zwei ganze Tage bevorstanden, deshalb wurde um 11 Uhr die Tafel aufgehoben und damit das Fest des ersten Tages geschlossen.

Am 2. Juli Morgens, 8 Uhr versammelten sich die Liederbrüder vor dem Rathhause; es wurden dort mehrere schöne Lieder in vollem Chöre gesungen, namentlich das Sonntagslied: »Das ist der Tag des Herrn« und »Stehe fest o Vaterland.« Darauf bestiegen die Liederbrüder die auf dem Domhose in schöner Ordnung aufgestellten, geschmückten Wagen, zur Fahrt nach dem ½ Stunde entfernten Piesberge. Während dieses Zuges von 143 Wagen, fiel dicker Nebel herab und ließ auf einen schönen Nachmittage schließen, eine Hoffnung, die leider nicht erfüllt wurde. Bei der Honenburg mußten die Sänger ihre Wagen verlassen und den Rest des Weges bis zur Höhe des Piesberges zu Fuße zurücklegen. Dort fanden sie Stärkung in einer großen Zelt Halle an den servirten Frühstückstafeln. Der Regen hatte indeß aufgehört und gestattete den Genuß der sehr schönen Aussicht auf das Thal von Döna brück, dem nur die Sonnenbeleuchtung fehlte.

*) Zum Gesangsmeister des ersten Tages wurde unser Musikdirector Köster gewählt.

Nachdem mehrere Lieder, namentlich Arendt's »Was ist des deutschen Vaterland?« mit wahrer Begeisterung gesungen waren, kehrten die Liederbrüder nach ihren Wagen zurück, und fuhren nach der Marienkirche, wo mehrere religiöse Gefänge und zum Schluß das so berühmte, von Kochly unähnlich componirte Lied: »Haltet Frau Musica in Ehren,« gesungen wurde.

Um 2 Uhr setzte sich der Wagenzug der Sänger nach dem Schützenhose in Bewegung und wurde daselbst durch Kanonendonner empfangen; dort war das eigentliche Festmahl servirt, an welchem 650 Personen Theil nahmen. Außer den allgemeinen Choraliedern, trugen nun auch die Liedertafeln einzeln manche schöne Lieder vor und ausgezeichnete Soloquartetts erhöhten noch den Genuß am Gesange. Der oldenburgischen Liedertafel wurde die Ehre zu Theil, daß ihr Lied *) ein stürmisches da capo hervorrief und wiederholt werden mußte. Festreden als Trinksprüche, durch Kanonenschüsse der Ferne verkündet und einige an die Liederbrüder vertheilte Gedichte, erhöhten die fröhliche Feier des Mahls, die letzteren mögen hier, da sie die Herzlichkeit des Empfangs der Sänger in Döna brück, so wie auch den Geist der Liederfeste einigermaßen bezeichnen, einen Platz finden.

Den
norddeutschen Liedertafeln
Gruß und Willkommen
bei
ihrer Ankunft zum Liederfeste
in
Döna brück.

Seid uns begrüßt, norddeutsche Liederbrüder,
Die Ihr, geschmückt mit jungem Grün des Mai'n,
Auf froher Lippe frische, freie Lieder,
Zu uns gezogen kommt in dichten Reihn!
Euch führt die Kunst — seid herzlich uns begrüßt,
Wo sie erscheint, da schiebt der Erde Schmerz,
Zu Lust und Freude öffnet sich das Herz,
Wie sich dem Sonnenstrahl die Blum' erschließt.

Wen ihre Zauberblicke lächelnd grüßen,
Der tauscht sein Loos mit keiner Königskron',
Die Wildniß grünet unter ihren Füßen,
Die Hütte, der sie nahet, wird zum Thron,
Kein Stand, kein Name gilt, wo sie erscheint;
Sie löst des Egoismus eisern Band,
Der holde Friede geht an ihrer Hand,
Was Land und Meer getrennt, hat sie vereint.

Es gleicht die Kunst der milden Frühlingssonne,
Wie sie die Freude weckt mit ihrem Strahl,
So schließt die Kunst zu Lust und Scherz und Wonne
Die Herzen auf beim Wein, beim frohen Mahl.
Und wie das Sonnenlicht für Alle lacht,
So soll der Strahl der Kunst für Alle glänzen,

*) »Held Friedrich zog mit seinem Heer etc.«

In's Herz des Volkes bringen ihre Harmonie'n,
Und wandeln Leid in Freud', in Licht die Nacht.

Sie fähret Euch — Seid uns froh begrüßt, Ihr Brüder!
Willkommen! Seid willkommen tausendmal!
Laßt von den Bergen klingen eure Lieder,
Gesang und Freud' erfülle unser Thal,
Bis Ihr zum Abschied uns die Hände reicht,
Dann mög' Erinnerung freundlich mit Euch ziehn,
Wie noch des Abends Wolken purpurn glühn,
Wenn sich in's Meer die Sonne schon geneigt.

Sängers Glaube, Liebe und Hoffnung.

Was ich mit treuer Bruderhand
Euch biete, ist es Euch bekannt?
Ob's Medoc, ob's Burgunder sei,
Das wäre sonst wohl einerlei,
Doch nein, Ihr trauten Freunde, nein,
Heut muß es Etwas Edelers sein.

Ich glaube, zu dem frohen Mahl,
Hat Vater Mundschenk den Pokal
Mit altem Rheinwein angefüllt,
Seht, wie er perlet, wie er schwillt,
Ich möchte wohl so ganz allein,
Mich diesem edlen Tropfen weihn.

Ich liebe zwar ein großes Glas,
Doch, was ich sagte, war nur Spas,
Der Sache muß ihr Recht geschehn,
Drum soll das Glas im Kreise gehn;
Laßt diesen Freund, so hell, so rein,
Auch Eurer Gunst empfohlen sein.

Ich hoffe, wenn es ausgeleert,
Wird neuer Zufluß uns bescheert,
Denn seht, in jener Ecke da,
Hat unser Tafelmeister ja
Noch eine ganze Kanne stehn,
Die wollen wir herunter mahn.

Nun war es endlich Euch bekannt,
Was ich mit treuer Bruderhand
Euch bring', es ist ein edler Wein.
Gekeltert an dem deutschen Rhein,
Ein ächter deutscher Ehrentrank,
Daß sich erfreue Alt und Jung.

Wer deutsches Wort in Ehren hält,
Wem deutscher Sinn den Busen schwellt,
Wem deutscher Männerfang die Brust
Erfülle mit Seligkeit und Lust,
Der stimme in mein Vivat ein,
Den Sängern soll's gewidmet sein!

Um 9 Uhr Abends wurde die Festtafel aufgehoben, doch blieb ein großer Theil der Liederbrüder zum gemeinschaftlichen Gesange noch länger beisammen. Ein Feuerwerk, das den frohen Tag beschließen sollte, mußte wegen des gegen Abend wieder eingetretenen Regens unterbleiben.

Am 3. Juli Morgens 8 Uhr versammelten sich die Liederbrüder auf dem Domhose bei der Möser-Statue, sangen

dort im allgemeinen Chöre mehrere Lieder und zogen dann mit fliegenden Fahnen, vom schönsten Wetter begünstigt, zum Thore hinaus nach dem Gertrudenberge, der eine reizende Aussicht über die Stadt und das Thal gewährt. Eine große Menge Menschen mischte sich bald unter die Sänger und verlängerte den Zug zu einer unabsehbaren Reihe. Eine tief unter dem Berge liegende Felshöhle, die der Sage nach in alter Zeit zum Sitze eines Behmgerichts diente, und zu der lange, weite Gänge hinabführten, war erleuchtet. Ein großer Theil der Sänger stieg hinab in diese Unterwelt und sang in dem alten Behmjaale das Lied »der alte Barbarossa;« mannigfach trachen sich die Töne an den Ecken der Felsen und Säulen und hallten in weiter Ferne der Gänge geisterartig wieder; — vom Gertrudenberge ging's weiter nach Wilken Garten, einem Kaffeehause mit sehr schönen Gartenanlagen, die Schutz gegen die Sonne und mannigfache schöne Ausichten auf das Thal gewähren. Hier war in einem großen Saale und Nebenzimmern ein schönes Frühstück servirt, das, im Geleite eines trefflichen Rheinweins, den Liederbrüdern eine sehr willkommene Stärkung bot. Nach dem Frühstück stillten die Sänger die Sehnsucht der vorzugsweise großen Menge Damen, denen durch Einlasskarten der Zutritt in den Garten gestattet war, und sangen erst im Saale, dann im Garten manche Chorlieder. Gegen Mittag setzte sich der unabsehbare Zug wieder in Bewegung nach der Stadt; die Liederbrüder bestiegen die auf dem Domhose aufgefahrene Wagen und um 12 Uhr setzte sich der Festzug zur Fahrt nach Iburg in Bewegung, begleitet von einer wogenden Menschenmasse und einer langen Reihe Wagen, die dem Zuge sich anschlossen. Das Wetter begünstigte diese Fahrt im höchsten Grade und trug daher nicht wenig zur Verherrlichung des Festes und der allgemeinen Freude bei. Um 2 Uhr kam der Zug auf der sogenannten Herrenveste an, die Höhe, von der man das so reizend gelegene Iburg im Thale vor sich sieht. Die Liederbrüder verließen hier ihre Wagen und gingen auf einem Nebenwege zu dem so romantisch gelegenen Iburg hinab, das sich, wie Dönabrück, mit Laubwerk, Blumen und Kränzen festlich geschmückt hatte zum Empfange seiner Gäste. Der Sängerkzug ging durch den Ort auf's Schloß, wo im Nittersaale die Tafel servirt war, an der jedoch wegen Mangel an Platz nur 400 Personen wirklichen Antheil nahmen, daher denn noch die Höfe des Schlosses mit Menschen gefüllt waren, und das ganze ehrwürdige Gebäude von einer bunten Menge Lauschender umschwärmt blieb. Chorgesang, Quartett und Sologefänge wechselten mit Trinksprüchen, und da der Muth der Sänger ungeachtet der bereits gehaltenen Strapazen nicht erkaltet war, so zog auch hier die Freude ein in alle Herzen und verstrichen die Stunden in frohlicher Lust nur zu schnell. Nach dem Mittagmahle begaben sich die Liederbrüder nach dem im Thale gelegenen Förstlerhause, von einem zahlreichen Gefolge begleitet und einer

großen Menge Damen bereits erwartet. Hier wurde im Freien der Kaffee gereicht, und da der Abend wunderschön war, so schwelgte hier Alles in Lust und Freude.

Die Münster'sche Liedertafel, welcher mit Recht die Palme zuerkannt wurde, erfreute die Zuhörer hier noch durch mehrere sehr schön vorgetragene Lieder, wie auch ein ganz ausgezeichnetes Quartett aus Büdeburg, dem Wunsche aller Viederbrüder nachgebend, ein vortrefflich componirtes Lied von Büllner wiederholte, und auf allgemeines Verlangen das so bekannte Käferlied, vom Solo der Oldenburgischen Liedertafel vorgetragen wurde.

Gegen 9 Uhr schloß der Festdirector mit geeigneten Worten das schöne Fest, und allgemein wiederholte sich der Ruf: auf fröhliches Wiedersehen in Hameln.

Alles eilte nun zu den Wagen und bald setzte sich der Zug zur Rückfahrt nach Dsnabrück in Bewegung, wo derselbe nach 11 Uhr anlangte.

Welche Ueberraschung krönte hier alle Bestrebungen der lebenswürdigen Dsnabrücker: die Stadt war brillant illuminirt und mit lautem Jubel wurden die Sänger empfangen.

Am folgenden Morgen zogen die Liedertafeln, durchdrungen von dem lebendigsten Dankgefühl für die wackere Stadt Dsnabrück, und mit einem Schatze süßer Erinnerungen an so froh durchlebte Tage, zu den Thoren hinaus, ihrer Heimath zu, und mancher freundliche Gruß aus Fenstern und Thürnen, mancher so herzlich gemeinte Zuruf gab den Scheidenden das Geleite.

So endete ein Fest, würdig und groß in seiner Tendenz, wie in seiner Ausführung, ein Fest, das erhehend wirkte auf alle Gemüther, und gewiß jedem Theilnehmer desselben noch lange in der Erinnerung lebendig vorschweben wird.

Profaische Reflexionen.

II.

Wer sich dem Anwaltsstande oder irgend einer andern Art der juristischen Thätigkeit widmen will, der muß, um diejenigen Arbeiten, welche er später seinem Schreiber überlassen will und darf, gehörig beurtheilen zu können, zunächst damit anfangen, daß er selbst sich mit dergleichen Geschäften durch praktische Uebung bekannt macht. — Nur dadurch setzt er sich in den Stand, in eiligen Fällen (z. B. Arrest- und Besitz-Processen) des Schreibers entzathen und gleichzeitig mit dem Concepte auch dessen Mundirung besorgen zu können. In dieser Art sind alle Anwälde im hiesigen Lande angefangen, indem sie sowohl Arbeiten von der Art, wie eine einfache Alimentationsklage ist, selbst anzufertigen keine Scheu tragen zu dürfen, sondern auch in

der ersten Zeit die Copial-Arbeiten, namentlich die kleineren selbst übernehmen zu müssen glaubten.

Daher kann man sich mit Recht wundern, wenn ein angehender geschäftloser Rechtsgelehrter sich weigert, eine Alimentationsklage anzufertigen, eine Proceßart, in dessen Laufe bei uns ziemlich verwickelte und durch eine constante Praxis zur Zeit noch nicht entschiedene Streitfragen vorkommen, deren demnächstige Beurtheilung und Verfechtung im concreten Falle natürlich nur einem solchen anvertraut werden kann, der sich mit der Sache von vorn herein bekannt gemacht hat. — Es ist ein falscher Stolz, nicht auch einmal Arbeiten geringerer Art, zu denen sich Manche zu gut dünken, übernehmen zu wollen. Selbst ist der Mann! Der wahrhaft Tüchtige muß an Alles nöthigenfalls selbst Hand anlegen können.

1843. Juli 3.

Miscellen.

Es giebt Wesen, zu stolz, um zu verlangen, darum leiden sie, und sterben ohne Stütze; andere hingegen immer auf den Knien, erlangen durch Bästigkeit das, was der Würde verweigert ist. Wer hat Recht hienieden, wenn es nicht die knechtische Seele ist?

Das Unglück scheint der Frau anzugehören, der der Himmel Energie giebt, um die Last desselben zu erleichtern, während der Mann sich oft schwach unter seinem drückenden Gewicht findet. F . . . s.

Kirchennachricht.

Dom 8. bis 14. Juli 1843 sind in der Old. Gem. 1

1. Copulirt: 68) Arp Syassen und Kaffe Harms, genannt Schooneboom.
2. Getauft: 194) Martin Hotes. 195) Christian Adolph Heinrich Fink. 196) Catharina Sophie Freese. 197) Ein unehelicher Knabe. 198) Ein uneheliches Mädchen.
3. Beerdigt: 178) Johann Böhlen 77 J. 4 M. 179) Gesche Heinemann geb. Seyen 35 J. 4 M. 180) Johann Friedrich Wintermann 9 J. 8 M. 181) Gesche Helene Margarethe Heinemann 9 M. 182) Margarethe Elisabeth Croy, geb. Thöle, 28 J. 2. M. 183) Johann Georg August Meier 44 J. 2 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 16. Juli.

- Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
 Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Süßsprediger Borelmann.
 Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Cand. Niebour.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 29.

Sonnabend, den 22. Juli.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Von Lucas Cranach dem Älteren ist endlich ein interessantes Fragment da, von einem größeren Bilde, welches wahrscheinlich Christi Bergpredigt vorgestellt hat. (N^o 63.) Eine dicht zusammengedrückte Menge Menschen richtet ihre Aufmerksamkeit nach einem Punkte und nimmt nach Alter und Character der Personen in verschiedener, aber durchweg richtiger Weise Antheil an dem, was da vorgeht oder sie da hört; einige rüstigere Leute sind auf dem nahestehenden Baume hinaufgeklettert. Nach Cranach's Gewohnheit, Portraits ausgezeichneter Personen seiner Zeit in seine biblisch-historischen Bilder hineinzubringen, ist auch in diesem der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, den er hoch schätzte und liebte, angebracht. Eine alte Inschrift auf der Rückseite des Bildes sagt, daß es in einer Kirche in Kulmbach gewesen ist; wie aber bei einer Belagerung der Stadt durch kaiserliche Truppen die Kirche abbrannte, ist das Bild bis zu diesem Fragmente (welches wohl der vierte Theil des Ganzen sein kann) zu Grunde gegangen.

(N^o 64) Madonna mit dem Kinde, im Hintergrunde eine Landschaft (wie es scheint, die Gegend bei König-

stein an der Elbe in Sachsen), ist ein höchst fleißig ausgeführtes Bild aus Cranach's Schule.

Endlich sind noch von der ältern deutschen Schule besonders zu erwähnen: zwei Portraits, (N^o 69—70) Mann und Frau, von dem jüngeren Hans Holbein, mit seiner gewöhnlichen Tüchtigkeit gemacht und durch eine anspruchlose Einfachheit und Wahrheit sehr ansprechend. Bei der Restauration zeigten sich am untersten Rande beider Bilder die Fingerspitzen der Hände zusammengelegt, wie zum Gebet, woraus sich schließen läßt, daß sie das Epithaphium der dargestellten Personen in irgend einer Kirche geschmückt haben und daß sie wahrscheinlich größer gewesen sind.

Die auf der Reformation folgenden unruhigen und bedrängten Zeiten Deutschlands, waren für die Kunst nicht günstig. Bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts haben die einzelnen deutschen Künstler meistens ihre Bildung in den Niederlanden oder Italien bekommen und sich da aufgehalten. Zu diesen gehören auch Johann Heinrich Noos, von dem hier vier sehr schöne kleine Viehstücke (N^o 76—79), dessen Vorbilder er in Italien gefunden hat, und sein Sohn Philipp Noos, oder wie er in Italien genannt wurde, Rosa di Tivoli. Das Bild, welches von diesem hier ist (N^o 80), läßt sich auch nur ein Viehstück nennen, obgleich die heilige Familie, auf der Flucht nach Egypten, mit darin angebracht ist. Diese ist aber sehr roh und flüchtig behandelt, wie das ganze Bild in der hastigen und oberflächlichen Manier gemalt ist, die dieser, etwas liederliche, aber talentvolle Künstler sich angeeignet hatte. Die Landschaft, im Character der Gegend bei Tivoli, ist schön gedacht.

Denen am nächsten in der Zeitfolge kommen die Bilder des talentvollen Dietrich, eines der Ersten, durch welchen im Beginne des vorigen Jahrhunderts die Kunst in Deutschland wieder belebt wurde. Es sind von ihm mehrere da, welche eben so sehr von seinem ursprünglichen Talente und seiner Beobachtung der Natur zeugen, als von seiner merkwürdigen Gabe, andere Meister auf's Täuschendste nachahmen zu können. Zu seinen selbstständigeren Leistungen gehört das schöne kleine Bild (N^o 83) »die Grablegung,« worin nur wenige Züge an Rembrandt erinnern, und (N^o 84) »Christus als zwölfjähriger Knabe im Tempel lehrend.« In diesem ist der Christus nicht gut gelungen, wogegen die Köpfe der Pharisäer und Schriftgelehrten höchst charakteristisch sind. Da Rembrandt's derbe Natürlichkeit und Naivität mit einer etwas abentheuerlichen Phantasie verbunden, ihm am meisten zugesagt zu haben scheint, hat er auch vorzüglich ihn nachgeahmt. — So ist hier der Kopf eines alten Mannes mit grauem Haar und Bart (N^o 126), vortrefflich gemalt, ganz in dem Style Rembrandt's, und dabei auch mit dem Namen dieses Meisters, in die nasse Farbe eingeschrieben, versehen, aber doch als eine Arbeit Dietrich's zu erkennen; ferner die schöne und geistreich durchgeführte Landschaft (N^o 136), welche bisher auch Rembrandt's Namen getragen hat, dessen sie auch vollkommen würdig sein konnte. Es hat die Rembrandt'sche Poesie, ist ganz in seinem Geiste und größtentheils auch mit seinem Pinsel gemalt; die für Rembrandt unmögliche Zielsichtigkeit aber in der Ausführung der Brücke und der kleinen Schiffsmasten, so wie die Details in der Schattenpartie rechts, verrathen Dietrich's Hand. Die zwei vorher erwähnten Bilder (N^o 52—53), welche den Namen Salvator Rosa's tragen, sind ebenfalls ziemlich sicher von Dietrich, der auch diesen Meister oft nachgeahmt hat. Wenn Dietrich in diesen Bildern, wie sonst in den meisten seiner Arbeiten, den durch Tüchtigkeit und energische Kraft ausgezeichneten älteren Künstlern zu huldigen scheint, ist es zu verwundern, daß er sich auch hat gefallen können in der Nachahmung eines der kokettesten französischen Maler seiner Zeit, Watteau's; er zeigt aber, daß er auch mitunter dem herrschenden Zeitgeist hat unterliegen müssen, wenn er diesen nicht in seiner Weise hat verspotten wollen. Er hat sich diesen Meister zu Muster gewählt in dem Bilde (N^o 85), mit den gepuzten Herren und Damen in damaliger Modetracht, gepudertem Haar und dreieckigen Hüten, aber mit Schäferstäben und Pilgermänteln, in der freien Natur bei kühlen Quellen unter laubreichen Bäumen, gefühlvoll schwärmend und liebend, umschwebt von nackten Genien und Liebesgöttern. Das Bild ist schön gemalt, macht aber auf uns jetzt einen komischen Eindruck, wenn es auch im Ernst gemacht sein sollte. Die dargestellten Personen scheinen übrigens Portraits zu sein, er hat es dann vielleicht nicht nach seinem eigenen Geschmack, sondern in Folge Bestellung so gemalt. Merkwürdig zeugt

es in jedem Falle für die große Leichtigkeit, womit er sich die Manieren der verschiedensten Künstler hat aneignen und so ganz in Einem Guss durchführen können, ohne sonderliche Spur von Selbstüberwindung oder Mühe.

Wie die Bestrebungen Dietrich's und seiner Nachfolger nicht bloß zum Studium und Nachfolge älterer Meister, aber auch zum Studium der Natur anleiten, ist schon erkenntlich in den zwei recht hübschen Schweizerlandschaften von Schütz, Ansichten im Canton Bern (N^o 86—87), welche doch noch nicht ganz frei sind von einer conventionellen Behandlung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rudolph, der Brudermörder.

Nach Derwent Conway.

Von Hedwig Hülla.

(Schluß.)

Es war schnell verbreitet durch die Provinz, daß der Baron ermordet sei, und die Wahnsinnige, in seinem Zimmer gefunden, wurde als die Mörderin angesehen. Die Gattin Rudolph's war Vielen wohl bekannt, selbst unter der Dienerschaft des Barons; und obgleich man überzeugt war, daß Ehrsucht, oft eine mächtige Leidenschaft in der weiblichen Brust, Margarethens Geist verwirrt hatte zum Wahnsinn, Rudolph blieb frei von Argwohn, er konnte nicht verantwortlich sein für die Handlungen einer der Vernunft beraubten.

Es war nicht sobald für den Herzog von Sachsen, welcher grade am Kaiserlichen Hofe war, genug Zeit verstrichen, um authentische Nachricht über den Tod des Barons eingezogen zu haben, als Rudolph auch nach Wien reiste und seine Ansprüche auf die Succession geltend machte. Sein Bruder hatte keine Kinder hinterlassen, und da der Wahnsinn Margarethens genügenden Grund darbot für die Einleitung einer Ehescheidung, so war von Seiten des Herzogs keine Einwendung gegen die Anerkennung seines Titels.

Rudolph hatte nun das Ziel seiner Ehrsucht erreicht, aber um welchen Preis? Den Mord seines Bruders! den Wahnsinn seines Weibes! Und obgleich Schmeicheleien und Lächeln den Herrn von Erfurt begrüßten, obgleich mitten in den Belustigungen eines kaiserlichen Hofes, er das zu erscheinen sich bestrebte, wofür die Welt ihn hielt — sorgenlos und glücklich; Visionen von unschuldigeren Tagen, vorüber auf immer, und Furcht vor künftigen Uebel, riß zuweilen den unberührten Becher des Vergnügens von seinen Lippen oder verlich dem Trunke Bitterkeit. Sein Bruder, in den Tagen der Knabenzeit, heiter und gütig; oder schlafend, unbewußt, daß ein Brudermörder an seinem Bette stehe; Margarethe, lächelnd und glücklich, so wie er sie vom Altare hinwegführte, oder zärtlich, sanft, ohne Klage, wie sie immer gewesen war; der Eine gemordet, die Andere eine Wahnsinnige; dies waren die Bilder,

welche die Ströme seiner Freuden vergifteten, und jede Blüthe zerstörten, die auf dem Pfade des Reichthums und der Ehre sprießt.

Rudolph fürchtete in das Schloß seines Vaters zurückzukehren. Das Getöse der Fröhlichkeit, welches die Hauptstadt erfüllte, wenn es auch die Stimme des Gewissens nicht ganz dämpfen konnte, schwächte doch den Ton derselben, und wenn beim Schall der Trompeten oder bei dem Klange von Sirenenliedern, zuweilen der Schrei des Wahnsinns von Margarethen gehört wurde, lauter und durchdringender als alles dieses, — so schien es doch, als wenn in der Baronenhalle es häufiger und schrecklicher der Fall sein würde. Aber Rudolph mußte der Sitte seiner Vorfahren und dem Gebrauch anderer Edlen sich fügen, und es wurde den Vasallen und seinem Gefolge bekannt gemacht, daß das Schloß zu seinem Empfange in Stand gesetzt werden sollte.

Lustig verkündeten die Silberzungen der Glocken von Erfurt die Ankunft Rudolphs, des Erbherren. Die Erhebung des jüngeren Bruders war von dem Volke als ein Act der Tyrannei angesehen worden, und Rudolph wurde bewillkommt in den Domainen seiner Ahnen, wie Einer, welcher sie schon längst hätte erben müssen. Es war ein allgemeiner Festtag in Erfurt; die Menge drängte sich in den Straßen, die Ankunft des Barons erwartend, und als er gegen Abend durch den Schlagbaum ritt, wurde die Luft zerrissen von den bewillkommenden Ausrufungen Tausender. Ein betäubendes Freudengeschrei kündete in der Halle des Schlosses den Einzug des Barons an, — aber in Rudolphs Phantasie vermischte sich mit demselben ein anderer Schrei. Bald starben die Töne des Willkommens hinweg, — schwächer und seltener wurden die Verweise des Entzückens, — endlich war alles still, — die Nacht kreierte ihren Mantel aus, und mit ihr kamen die Erscheinungen, welche den Schuldigen quälten.

Rudolph versuchte, sie zu zerstreuen. Die Tafel war bereitet, der Becher wurde gefüllt und geleert, und gefüllt und geleert auf's Neue. Der Saal flamte von künstlichem Lichte und die Musikanten erschöpften ihre Geschicklichkeit, ihren Herrn zu ehren. Aber vergebens. Die Bilder seiner Ahnen schienen ihm die lebenden Zeugen seiner Schuld und jedes Auge war auf ihn gerichtet. Die Musik war Spott, ein schmerzlicher Contrast mit der gequälten Seele, und selbst das Licht, das den Schuldigen zuweilen in Schutz zu nehmen scheint, würde Rudolph für Finsterniß vertauscht haben, denn es diente nur dazu, die Trugbilder der Einbildungskraft zu unterstützen, indem es alle Gegenstände, die ihn umgaben, vergrößerte und entstellte.

Die Schloßglocke schlug elf, und Rudolph gebot seiner Bedienung, ihn in sein Schlafgemach zu führen. Es war Befehl ertheilt worden, ein andres Zimmer für den Baron einzurichten, als das, worin die blutige Scene sich ereignet hatte; aber der Befehl war mißverstanden oder vernach-

lässigt, und mit Gefühlen, welcher Keiner als der Schuldbewußte verstehen kann, schaute Rudolph in dem Gemache umher, als die sich entfernenden Tritte seiner Diener nicht mehr von ihm gehört werden konnten.

Rudolph lag in dem Bette seines gemordeten Bruders, nicht, wie in seinem Traume, die Ereignisse erwägend, die ihn zu der Erbschaft erhoben, sondern ringend, die Erinnerungen fern zu halten, welche sich jetzt mit furchtbarer Bestimmtheit seiner wachenden Phantasie aufdringen wollten. Es war Dual zu wachen, und doch fürchtete er zu schlafen, die Erscheinungen fliehend, welche ihn verfolgen möchten; und instinctmäßig schauderte er vor dem Zustande der Hilflosigkeit, welche für den Schuldigen der Zustand der Gefahr ist. Zuweilen erlangte Schläfrigkeit beinahe die Herrschaft über die Furcht, aber die unzeitigen Visionen des gequälten Schlafs — sein Bruder in die Thür tretend oder Margarethens Wahnsinnschrei, riefen ihn zum Bewußtsein. Endlich aber übermannte ihn der Schlaf, seine Augenlieder schlossen sich, und er lag da, wie einst sein Bruder, ehe der Dolch das Herz des Schlafenden erreichte.

Wer steht neben dem Bette Rudolphs? Margarethe — die wahnsinnige Margarethe; sie hat ihre Bande gesprengt und auf dem früheren Pfade das Zimmer gesucht, wo sie zuletzt ihren Gatten gesehen. Sie blickt ernsthaft auf Rudolphs Gesicht, und obgleich sie ihn nicht kennt, wecken doch diese Züge einen Schimmer der Erinnerung, einen schwachen, wandernden Strahl der Vernunft, den unbestimmten Traum irgend eines verbindenden Kettengliedes, — und leise kriecht sie hin und legt sich nieder an der Seite ihres Gatten, und wirft den Arm über ihn.

Rudolph träumt einen fürchterlichen Traum: er träumt, daß der ermordete Bruder auf demselben Bette ausgestreckt liegt und ihn in die kalten Arme des Todes schließt, und indem er sich bestrebt, seinen schrecklichen Versuch abzuschütteln, erwachte er, aber der Griff eines Wahnsinnigen ist kräftig. Rudolph glaubt sich in den Händen des Todten — und der Schrecken übernimmt das Werk der Gerechtigkeit.

Horch! es ist Margarethens Schrei, welcher das Schloß durchdringt! Sie kannte ihren Gatten nicht, als er lebte, aber sie kennt ihn im Tode, die Vernunft erleuchtete für einen Moment ihre Seele, aber das Leben stoh mit der Offenbarung des Glücks.

Literarische Nachricht.

Von meiner dem Herrn Antiquar Sonnenberg in Commission gegebenen (43 Seiten groß 8. Starken) und »Patriotische Phantasien zur Förderung der Mäßigkeits-Reform«

betitelten neuesten kleinen Schrift, sind durch ein Versehen des Commissionairs, ohne mein Gutheißen, verschiedene Exemplare einzelnen Personen in's Haus geschickt, welchen Herr Sonnenberg, ohne zudringlich zu erscheinen, Zusendungen dieser Art machen zu dürfen geglaubt hat. — Dieser in der Buchhändlerwelt zwar üblichen, aber für die Mäßigkeits-Reform-Frage meiner Ansicht völlig unstatthafter Verbreitungsweise, nicht zeitig genug mein Veto entgegengestellt zu haben, muß ich um so mehr bedauern, als auch schon früher ähnliche Versuche, welche von den Vorstands-Behörden hiesiger Mäßigkeits-Vereine ausgingen, und gar in unentgeltlicher Zusendung von Drucksachen bestanden, ganz ohne Erfolg gewesen sind. —

Aus dem fraglichen Benehmen, habe ich nur einige Lehren zu künftiger Nuganwendung zu entnehmen, nicht verfehlen können, Lehren, die meine Ansichten über hiesige Zustände und einzelne Personen nur zu bestätigen vermocht haben.

Wer, aus irgend welchem Grunde es auch sei, neuen Grundsätzen und Ideen, ohne sie einmal an sich herankommen zu lassen und einer Prüfung zu unterziehen, von vorn herein den Zugang zu seinem Geiste und Herzen verschließt, der mag in seinen Irthümern beharren und solche für Wahrheiten halten. Dem wollen wir Beförderer der Mäßigkeits-Reformen unsere Lehren gar nicht aufdrängen, an dem kann uns nichts gelegen sein, er würde der guten Sache nur schaden. —

Ich spreche aber mit Absicht hier von Mäßigkeits-Reformen in der mehrfachen Zahl, weil meines Bedünkens nicht bloß das Brauntweingist, nein, auch andere im Staats- und bürgerlichen Leben eingerissene Mißbräuche und Unmäßigkeiten, für Jeden, welchem das öffentliche Wohl mehr wie sein eigenes — und das sollte es jedem guten Staatsbürger — am Herzen liegt, Gegenstände sein müssen, deren Besserung er gewappnet und gerüstet, mit der ganzen, ihm zu Gebote stehenden Thatkraft, so wie mit allen gesetzlich und sittlich erlaubten Mitteln, zu unternehmen keine Scheu tragen muß.

Diese Worte habe ich denen gegenüber, welche die ihnen wider meinen Willen zugeschickten Exemplare meiner oben erwähnten Schrift, wahrscheinlich ungelesen, haben zurückgehen lassen, an's Publikum richten zu müssen geglaubt, selbst auf die Gefahr hin, deshalb von manchem gesinnungslosen, characterschwachen Menschen, denen eine gerade und offene Sprache eben so verhaßt ist, als grades, ungeschont und frei auftretendes Benehmen, wie mir in den zehn letzten Jahren meines hiesigen Aufenthalts so häufig begegnet ist, noch so sehr verdacht werden. Es seze ein Jeder vor seiner Thür und schau' nicht den Splitter

im Auge des Nächsten an, während der Balken im eigenen dem Kurzsichtigen unentdeckt bleibt!

Oldenburg 1843, Juli 18.

Wilh Köhler.

Musik-Anzeige.

Herr Hierling aus Gotha wird am Montag den 24. Juli im Casino-Saale ein Concert auf der Glasglocken-Harmonika geben, welches Instrument bekanntlich von keiner der vielen Nachahmungen erreicht ist. Der Ton hat etwas Geisterhaftes, wie aus der Entfernung herkommendes, wie in der Luft frei Gebildetes. Kein Instrument hat diese Klarheit und Reinheit, dies strömende Heranschwellen und dies Verhallen bis zur leisesten Erhebung in der schweigenden Luft. Bei keinem Instrumente verfließen die Accorde so leicht, so rein in einander. Dabei umfaßt es 7 Octaven, und ist es auch vorzüglich für Adagio, namentlich für den Choral geeignet, so können doch auch Musikstücke rascherer Bewegung, namentlich Allegretto's, vorgetragen werden. So kehrtheilt ein Kunstkenner das Instrument, und daß Herr Hierling es vortrefflich zu behandeln weiß, bezeugen mehrere competente Richter, von denen wir nur Herrn Professor Ritter in Duedlinburg, Herrn Professor Dr. Griepenkerl in Braunschweig und Herrn Professor Dr. Straß in Bremen hier namhaft machen wollen.

Das Nähere wird die Subscriptions-Einladung und das Programm ergeben.

Kirchennachricht.

Vom 15. bis 21. Juli 1843 sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: 69) Herrmann Gerhard Wilking und Catharine Elisabeth Brand. 70) Johann Hinrich Busch und Helene Hoting. 71) Oltmann Böben und Thalle Margarethe Pullmann. 71) Gerhard Hinrich Scheelken und Gesche Margarethe Hilbers.
2. Getauft: 199) Herrmann Petersbagen. 200) Wilhelmine Mariane Friedrike Bulling. 201) und 202) Carl Heinrich Adolph und Johanne Mathilde Diederike Höfers, Swillinge. 203) Johann Diederich Wilhelm Knickmann.
3. Beerdigt: 184) Friedrich Herrmann Carl Lichtenberg 2 J. 3 M. 185) Arnold Jacob Sophus Spannhake 21 J. 8 M. 186) Thalle Margarethe Meyer 8 J. 5 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 23. Juli.

- Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
 Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.
 Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Cand. Grube.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 30.

Sonntag, den 29. Juli.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Das älteste hier vorhandene von der niederländischen Schule ist von Quintin Messys, der sich dem schlichteren Styl der älteren Richtung, an deren Spitze die Gebrüder v. Gieck standen, noch anschließt. Es ist das Brustbild eines Evangelisten in der merkwürdigen, ihm eigenen, genauen und detaillirten Weise ausgeführt, welche gewöhnlich in's Harte und Trockne fällt, wie es hier auch der Fall ist, besonders in der fast übertrieben gerunzelten Hand. Fast jedes einzelne Haar auf dem Kopfe und im Barte ist zu zählen, wie jede kleine Erhöhung in dem groben genoppten Tuche, in das er gekleidet ist, dabei ist aber die tüchtige und strenge Zeichnung, wie die große Liebe und Sorgfalt in der ganzen Behandlung sehr erfreulich.

Nach Quintin Messys verlor die niederländische Malerei auf einige Zeit ihre nationale Eigenthümlichkeit. Der Ruf der großen Meister Italien's war nach Norden gedrungen; die Künstler von hier gingen nach Süden, um aus derselben Quelle zu schöpfen, wie jene, und von ihnen zu lernen; von der Natur aber mit geringerem Schönheitsfinn begabt, blieben sie in ihren Bestrebungen, sich die Vorzüge der Italiener anzueignen, hinter diesen weit zurück, und indem die Naivität und Ursprünglichkeit, die Blume

der älteren Kunst verloren ging, kamen in der nächsten Folge nur hohle, mißverständene und mißlingene Ideale an ihre Statt. Die Bewunderung vor Michel Angelo hatte schon die Italiener zu mannigfachen, unglücklichen Nachahmungen verleitet, wozu dieselbe die Niederländer führte, zeigt uns hier das Bild (N^o 90) »Mido's Urtheil in dem Wettstreite zwischen Apollo und Pan,« von Franz Floris, dem doch der Ehrentitel des flandrischen Raffael's beigelegt wurde, und den sie in Bezug auf den großen Einfluß, den er auf die Kunst in seiner Heimath übte, den »Laternenträger« und »Straßenmacher« der niederländischen Kunst nannten. Bei der körperlichen Ruhe in sämmtlichen, dem Wettstreite beiwohnenden Figuren, sind doch alle die Muskeln in übertriebener Spannung, derjenige Fehler Michel Angelo's, welcher am meisten von seinen Nachahmern befolgt worden ist, als ob sie gemeint hätten, damit seine Kraft und geniale Größe zu gewinnen, die Carnation ist eintönig, weiß oder roth. Doch enthält das Bild auch viel Tüchtiges, so ist die rohe Freude Pan's, wie Mido's bornirte Kennerniene bei dem Aussprüche des Urtheils, gut charakterisirt, auch ist die weibliche Figur rechts, mit dem Rücken zugekehrt, gut gezeichnet.

Die von Floris weiter verpflanzte Manier tritt am unangenehmsten hervor in den damals beliebt gewordenen pomphaften idealen Vorstellungen; in solchen dagegen, wo die Künstler die sie umgebende Natur zum Muster nehmen konnten, hält sie ihr vom Hause aus natürlicher Sinn auf einem besseren Wege. Am auffallendsten zeigt dieser sich in den Bildern von Franz Frank dem Jüngeren, dessen Vater ein Schüler von Floris war: »Apollo, dem

die Welt huldigt,« (N^o 92) und »der Durchgang der Israeliten über das rothe Meer« (N^o 93.) In dem ersten thront Apollo mitten im Bilde auf Wolken, mit der Cithre in der Hand, hinter ihm wird ein rother Vorhang von Engeln emporgehalten. Zu seiner linken Seite kommen die vier Welttheile, in weibliche Figuren personifizirt, jede ihre Gaben, bestehend aus kostbaren Gefäßen, Waffen und Geschmeiden mit Edelsteinen, darbringend; in ihrem Gefolge werden Elephanten, Cameele, Pferde und andere edle Thiere geführt. Zur rechten Seite Apollo's breitet sich das Meer aus, belebt von einem großen Zuge. Neptun in seinem Wagen von Seeperden gezogen, umgeben von zahlreichen Schwärmen von Tritonen und Niren, nähert sich Apollo's Thron, sämtlich Gaben, aus der Meeres-tiefe geholt, darbringend. Am Ufer liegt bereits ein großer Haufen von Fischen, Conchylien und andern See-producten aufgehäuft; Wädel und fliegende Fische schweben in der Luft. — Gegen Floris Mächtigkeit zeichnet sich dieses Bild vortheilhaft aus, durch die lebhafteste Phantasie des Künstlers, welche darin walte. Der bewegte Zug auf dem Meere ist besonders reizend componirt, äußerst lebendig und mannigfaltig sind die Bewegungen, der sich munter im Wasser tummelnden Gestalten. Auch der herankommende Zug von den vier Repräsentantinnen der Welttheile angeführt, hat viele Schönheiten; die mannigfachen Geräthe und Seethiere aller Art, sind mit der größten Wahrheit, leicht und zierlich gemacht. Das Ideal der Schönheit aber, das er in Apollo (der sonderbar genug in römischer Rüstung und Halbstiefeln ist), hat darstellen wollen, ist nicht glücklich zu nennen, so anspruchslos, wie er da sitzt, stört er den guten Eindruck, den das sonst vortreffliche Bild machen mußte.

Durchweg seinem Talente angemessener, gewährt das zweite Bild desselben Künstlers einen ungestörteren Genuß. Die Israeliten befinden sich schon eine Weile auf dem trockenen Lande, Einige haben sich in Bewegung gesetzt, das felsige Ufer hinauf, mit ihrem Vieh und anderer Habe, Andere verweilen noch unten am Strande bei Moses und sehen mit an, wie das Meer Pharaos mit seinem Heer verschlingt. Die schwarzen Wolken über dem Meere entsprechen der entsetzlichen Scene des Untergangs der Egyptier, welche noch mit dem tobenden Elemente kämpfen, während ein helles Sonnenlicht sich über dem, unter Gottes unmittelbarem Schutz stehenden israelitischen Volke verbreitet. Die Anordnung der landschaftlichen Gegenstände, wie die der lebendigen Gruppen, ist vortrefflich, die scheinbar sehr leicht hingemalten Figuren sind voller Bewegung, so reich an Nuancen und kleinen, ansprechenden, der Natur abgelauchten Zügen, daß man die hier und da auffallenden Inconvenienzen in der Zeichnung, so wie die etwas blasse und kalte Farbe, welche auch in dem anderen oben erwähnten Bilde von Frank die vorherrschende ist, gern überseht.

Als Beispiel der Manier, in die die niederländische

Kunst durch Nachahmung des italienischen Styls verfiel, dient auch das Bild von Bartolomäus Spranger (N^o 94), der sich lange Zeit in Rom aufhielt und da sehr beschäftigt und hoch geschätzt war. Durch eine Fensteröffnung, deren Einfassung reich verziert ist mit Sculpturen, lauter Allegorien auf die Macht der Liebe, entflieht Amor der, vergebens nach ihm fliehenden Psyche. Mit außerordentlichem Geschick und Tüchtigkeit gemacht, ist es in den Umrissen und Bewegungen der Figuren sehr manierirt und übertrieben. Eine Skizze von Heinrich Solzius, die Sündfluth vorstellend (N^o 119), zeigt noch diese Manier auf ihrer höchsten Spitze.

In den Arbeiten anderer Niederländer aus derselben Zeit ist zwar auch der italienische Einfluß sehr erkennbar, aber indem sie von der Milde und den mäßigeren Formen eines Rafael's oder Correggio's mehr angesprochen wurden und sie sich deren Vorzüge anzueignen strebten, ließen sie nicht Gefahr, so leicht zu dem Grade von Uebertreibung zu kommen, wie die vorher erwähnten. Dazu gehört (N^o 98) von van Valen: »die heilige Familie in einem Garten,« umgeben von einer großen Menge Engeln und Cherubinen, welche theils beschäftigt sind Blumen zu sammeln und sie dem Christuskinde darzubringen, theils sich in einer Glorie, in deren Mitte der heilige Geist, in Taubengestalt schwebt, ausbreiten; ein lebensvolles, heiteres Bild. So auch (N^o 97) von Peter de Witte oder Candido, wie er in Italien genannt wurde: »Maria mit dem Christuskinde auf dem Schooße,« zu der einen Seite die heilige Anna und der kleine Johannes, zu der andern die heilige Catharina von Alexandrien, Christi Braut, mit dem Kinde, worauf sie gemartert werden sollte, ein kleines, anmuthiges Bild, sehr tüchtig gemalt.

Auf diesem Wege wäre indessen die Kunst bald matt geworden, wenn sie nicht am Anfange des 17. Jahrhunderts durch den genialen Rubens einen neuen Impuls bekommen hätte. Er ist durch mehrere interessante Bilder hier würdig repräsentirt, wenn gleich diese nicht denen gleich kommen, welche er in seiner früheren Jugend, gleich nach seiner Rückkehr aus Italien ausgeführt hat, dies sind aber nicht viele, im Verhältniß zu der fast unzählbaren Menge, die er in seiner ungeheuren Productivität schuf und außer in Antwerpen nur in wenigen Gallerien zu finden.

Das große Bild (N^o 101), »Prometheus an den Felsen geschmiedet,« in vergeblicher Anstrengung, sich gegen den furchtbaren Geyser zu wehren, der ihm die Leber aushaakt, ist gegenwärtig noch durch Verwaschen, Uebermalung und andere Mißhandlung sehr entstellt, doch ist an den einzelnen, weniger verletzten Partheen zu erkennen, daß er ganz von Rubens eigener Hand gemalt ist, und jedenfalls zu den kräftigeren seiner Arbeiten gehört. Namentlich ist der Kopf bewunderungswürdig, sowohl im Ausdrucke, als in der Zeichnung und Malerei; es ist nicht der

passive, bloß duldende Schmerz eines Opfers, welches an Rettung verzweifelnd einer höhern Macht unterliegt, was Rubens darin ausgedrückt hat: dem kräftigen Manne, dessen Gesicht zwar Schmerz, aber auch Energie und Geist ausdrückt, trauet man noch zu, daß er sich durch eigene Anstrengung losmachen und seinem Feinde enttrinnen kann, wodurch das unangenehm Graußige des Gegenstandes bedeutend gemildert wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bettlerkönig.

Im Jahre 1817, als noch Niemand von Dampfschiffen träumte, machte ich in angenehmer Gesellschaft eine Rheinfahrt von Mainz nach Coblenz und Bonn. Die herrliche Gegend am Tage hatte den Blick gesättigt, der am Abend im Mondschein auf den grünen Fluthen des deutschen Stromes ruhte, als ich auf dem erhabenen Ufer der Rheinschicht mit einer lebenswürdigen, geistreichen Frau, mich über tausend Angelegenheiten der nächsten Umgebung besprach. Mein Ohr lauschte ihrer wohlklingenden Stimme, sie erzählte viel Anziehendes und erzählte sehr anmüthig. So trocken es auch werden mag, ich will versuchen, ihr eine ihrer hübschen Geschichten nachzuerzählen:

In einem schönen Morgen ritt auf schönem Rosse ein schöner junger Mann, im langen fördernden Schritt, auf der Straße nach Frankfurt a. M., der damals von Fremden überfüllten alten Reichsstadt, in der die Vorbereitungen zur Krönung Kaiser Carl's VI. getroffen wurden. Der Kaiser war bereits eingetroffen, erwartet von allen Churfürsten und regierenden Fürsten deutscher Lande und ihren Erbprinzen und die große Ceremonie sollte am folgenden Tage vor sich gehen, als dieser Reisende, Graf Elz von Rübenaach, noch eine halbe Stunde vom Thore der Stadt entfernt war.

Auf einem feurigen Schimmel sprengte im schnellsten Laufe ihm ein sorgfältig modisch gekleideter Mann von hoher, ernster Gestalt entgegen, parierte das Roß kurz vor ihm und begrüßte ihn höflich: Ihr Diener Herr Graf! — Kennen Sie mich? — Ja, als Mann von Ehre. — Woher? — Das gilt gleich! Wollen Sie mir einen Kreuzer schenken und mir damit einen höchst wichtigen Dienst leisten? — Wie ist das möglich! — Das gilt gleich! Wollen Sie mir diesen höchst wichtigen Dienst leisten? — Wenn's nichts Anderes ist, ja! — Nicht jetzt! Ich habe Ihr Wort, Sie werden's nicht brechen. Hören Sie: Wenn Sie in die Stadt kommen, durch's Thor geritten sind, werden auf dem Plage viele Bettler Sie um ein Almosen bitten. Ich bitte Sie, Keinem etwas zu geben, als mir allein; dadurch wird mir Ihr Kreuzer wichtiger als eine Tonne Goldes; wollen Sie das thun? — Welch' ein Scherz! Sie ein Bettler! — Das gilt gleich! Sie machen mich glücklich, und, wer weiß es denn, auch

meine Dankbarkeit kann ja Ihnen auch einmal nützlich werden! Wollen Sie's denn thun? — Wenn's nichts Anderes ist, ja! — Ich habe Ihr Wort! Ich danke Ihnen! — Halt! halt! werden Sie in diesem Aufzuge ein Bettler sein? — Nein! in Lumpen. Sie erkennen mich hieran: Er zog ein schwarzes Pflaster hervor und klebte es über die Stirn und das rechte Auge, wandte den Schimmel, drückte ihm beide Sporen ein und mit Flugeschnelle war er bald unsichtbar geworden. Lächelnd sah ihm der Graf nach und nicht ohne Verwunderung setzte er seinen Weg fort.

Im Thor in Frankfurt angelangt, eröffnete sich ihm ein ganz eigenes Schauspiel, den ganzen Platz erfüllte eine Armee summenden Lumpengefindels, das bei seiner Ankunft in die lebhafteste Bewegung gerieth; die Masse drängte sich gewaltsam von allen Seiten um ihn heran, gedämpfte Stimmen riefen bald flehend, bald frech fordernd um ein Almosen; ein kräftiger, hoher Mann in Lumpen, machte sich durch das Gedränge Lust mit gewaltigen Stößen und Faustschlägen, die nicht ohne Fläche erwidert wurden, das große schwarze Pflaster auf Stirn und Auge machte ihn dem spähernden Grafen kenntlich; dieser lenkte ihm zu, aber — hilf Himmel! welche wilde Bewegung des Hausens! es war Lebensgefahr für Alle in diesem halblauten Kampfe; den Grafen rettete nur sein braves Roß durch kräftige Hufschläge und erbittertes Beißen; endlich kam der Kreuzer an den rechten Mann, der aber auch sogleich unsichtbar ward, in der Menge, die über ihn zusammenstürzte — so bekam der gewissenhafte Reisende Lust und rettete sich eiligst aus dem Gewirre. — Die Scene, einmal überstanden, war in den gehäuften Begebenheiten der folgenden Tage bald vergessen.

Nach mehreren Jahren war Graf Elz Kur-Prälischer Gesandte in Wien, durch Leidenschaft für hohes Spiel und große Verluste in demselben, in Verlegenheit gekommen, um so drückender, als er, von Gläubigern gedrängt, doch seiner Würde und seinem Berufe nicht so viel vergeben zu können meinte, den bisherigen Aufwand in seinem Hotel einzustellen. Lebhaft ergriffen vom Gefühle wahrer Ehre, war er still mit sich zu Rathe gegangen und bald entschlossen, bei seinem Hofe seine Abberufung von Wien nachzusuchen, sich auf sein Schloß zurückzuziehen und bei haushälterischer Ordnung seine Schulden in wenigen Jahren abzuführen. Seine Gründe zu diesem Schritte mochten einleuchtend gewesen sein. Sein Abberufungsschreiben in der verschwiegenen Tasche, wendete er die letzten Mittel zu einem ungewöhnlich glänzenden Festmahle auf. Die Gesandten aller deutschen und fremden Könige und Fürsten mit ihren Gemahlinnen umgaben ihn, ein glänzender Sternenhimmel an schwelgerischer Tafel, und beruhigt wie er war, belebte ihn die größte Heiterkeit und er machte die Honneurs seines Festes mit so viel Witz und Laune, daß alle Anwesenden zu derselben mit hingerissen wurden und sich zu seinem Lobe erschöpften.

Auf die Nachricht seines Kammerdieners, ein Fremder wüßte ihn zu sprechen, antwortete er laut und kurz: Aus diesem Kreise soll ich scheiden? Das thue ich auch nicht auf Minuten. Fragt den Mann, wer er sei und was er begehre? — Nach wenigen Augenblicken ward ihm ein Packet überreicht mit der Antwort: der Fremde hat sich entfernt und dieß zurückgelassen. Schweigend legte der Graf das Packet neben seinen Teller, Alle riefen: »Sonderbar!« und drangen in ihn, die mysteriöse Depesche einzusehen, man könne doch nicht wissen u. s. w. Der Dringendste dabei war der Gesandte von Frankreich, der lauernden Blickes den Hausherrn beobachtete. Man hatte bereits Vermuthungen über die vorbereitete pragmatische Sanction und die ganze Welt der Höfe von Europa war darüber in der neugierigsten Spannung. Der Graf gab den Vorstellungen nach, zog sich in ein Fenster zurück, lösete mehrere Hüllen des Packetes, doch die letzte nur dem Späherblicke entzogen, las einen Zettel aus dem Packet, wurde glühend roth bei der Erinnerung eines Abenteurers seiner Jugend — der französische Gesandte stand auf und eilte mit freundschaftlicher Schmeicheltrede zu ihm, er aber entfloß ihm in ein Nebenzimmer, wo er die vermeintliche Depesche sicherem Schlosse anvertraute und lehrte augenblicklich an die Tafel zurück.

Ein Liebesbrief! ein Liebespfand! ich wette! rief seine schöne Nachbarin ihm entgegen, und alle Damen: Ja, das ist's! das ist's! — Je n'en crois rien? sprach leise vor sich hin, wie unbewußt der Franzose. — Graf Cz brachte einen Toast in dem Ausdrucke gerührter Freude aus: »Auf das Wohl des unbekanntes Fremdes« und hob die Tafel auf. Alle hatten die Gläser geleert, nur der Franzose das seinige nicht. Der Graf bemerkte es und bot ihm fröhlich und lachend die Hand. Jener sah einen Augenblick mürrisch aus, aber es war nur ein halber Augenblick, dann sprudelte er von Witz und Leichtfertigkeit über.

Als die festlichen Räume endlich spät geräumt waren, holte der artige Gastgeber tief Athem, eilte wohlthätig erleichtert dem mysteriösen Verschlossenen zu und enthielt vor sich einen goldenen Becher kunstmäßig in getriebener Arbeit, das Thor von Frankfurt, der Platz innerhalb angefüllt mit Gefindel, einen hohen Reiter umringend, die Umschrift: Der dankbare Bettlerkönig — in dem Becher ein Wechsel auf ein gutes Haus in Wien, groß 100,000 Dukaten. —

(Der Becher wird auf dem Schlosse Rübenach noch heute neugierigen Reisenden gezeigt.)

Als ich N^o 58 der „Neuen Blätter für Stadt und Land“ gelesen hatte.

Den Vater hatt' ein Unfall jüngst getroffen,
Doch Gottes väterliche Hand,
Hatt' allen Nachtheil abgewandt,
Und als nach langem, bangeu Hoffen,
Nun wieder seiner Kinder Schaar,
Um den Genesenen versammelt war,
Den Weg mit Blumen ihm bestreute,
Sich jubelnd seines Anblicks freute,
Nur hing an seinem Vaterblick.
Und gar Nichts fühlte als sein Glück,
Da setzte Einer flugs sich hin und schrieb:
»Ich habe d'rüber nachgedacht
Es ist doch gut, daß er am Leben blieb,
Er hat ja noch kein Testament gemacht.« (?)

Berichtigung.

In der auf Seite 123 und 124 der vorigen N^o abgedruckten »Literarischen Nachricht,« ist Folgendes zu berichtigen:

Seite 124 Spalte 1 Zeile 7 v. o. ist hinter dem Worte Ansicht: »noch« einzuschalten.

Seite 124 Spalte 1 Zeile 17 v. o. ist statt vermocht: »vermogte zu schreiben.

Seite 124 Spalte 1 Zeile 7 von unten lies statt manchem: »manchen.«

Seite 124 Spalte 1 Zeile 2 v. u. ist nach dem Worte veracht: »zu« einzuschalten.

Kirchennachricht.

Vom 21. bis 28. Juli 1843 sind in der Dd. Gem.

1. Copulirt 73) Johann Gerhard Eienemann und Catharine Margarethe Pundsack. 74) Wilhelm Ruhlmann und Marie Gerhardine Philippine Melius. 75) Herrmann Gerhard Dinklage und Anna Catharine Welling. 76) Herrmann Wönnich und Friederike Elisabeth Klinge. 77) Johann Friedrich Schröder und Johanne Sophie Post.

2. Getauft: 204) Siehe No. 189 der Beerdigten. 205) Ein uneheliches Mädchen. 206) Anna Margarethe Gesine Cordes. 207) Ludwig Diederich Gustav Meyer. 208) Ein uneheliches Mädchen. 209) Margarethe Sophie Helene Janßen.

3. Beerdigt: 187) Helena Christiana Sophia Erdmann, 24 J. 10 M. 188) Carl Herrmann Gotthard Alexander Rose, 2 J. 7 M. 189) Vor der Taufe verstorbene Tochter des Johann Corten, 2 Tage. 190) Anne Helene Christiane Ubbicks, 55 Jahr 5 M. 291) Johann Bohlen 47 J. 2 M. 192) Carl Heinrich Peter Schäfer 5 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 30. Juli.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Cand. Clöster.

B e i l a g e

zu № 30 der Mittheilungen vom Sonnabend den 29. Juli 1843.

Heil Dir, o Donna Maria, für immer!

Es stät die Königin hoch und klar,
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone — —

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Ginst hab' ich Dir, o Königin, verkündet*),
Ruhmvollen Sieg; Du hast ihn bald erlangt. —
Dank dem Geschick, daß ich es recht erglündet,
Wie hat wohl manches treue Herz gebangt!

Gedenk', o Portugal, der schönen Zeiten,
Da in die finstere Barbaren-Nacht,
Bis zu entleg'ner Meere fernsten Weiten,
Prinz Heinrich's Geist das helle Licht gebracht!

Vor Dir entschwand geraubter Kronen Flimmer,
Heil Dir, o Donna Maria, für immer!

Dem Glück vertraut er kühn und fürchtet nimmer,
Heil Dir, o Donna Maria, für immer!

Es endeten die Kämpfe der Parteien,
Der Friedensengel weilt am Heimath-Ort;
Wie lichteten sich Deiner Feinde Reihen
Vor Deiner Freunde thatenschwerem Wort!

Vergiß nie Pombal's ruhmgekröntes Streben,
Der gold'nen Zeiten Morgenröthe-Strahl,
Gedenk' auch stets an's frische Kriegerleben,
Als Deinem Heer der Deutsche Graf befehlt!

Nicht trübet Blut mehr Deines Thrones Schimmer,
Heil Dir, o Donna Maria, für immer!

Es leuchtet neuer Morgenröthe Schimmer,
Heil Dir, o Donna Maria, für immer!

O, bleibet treu, ihr edlen Portugiesen,
Der hohen Fürstin mit der Demant-Kron';
Gleich Alterthumes heldenkräft'gen Riesen,
Erdrückt die Hyder der Revolution!

O fußet nicht auf Leichen, nicht auf Trümmer,
Ruft: Heil und Sieg der Königin für immer!

*) Der Einsender dieser Poesie, welche auf die am 23. d. M. erhaltene erste Nachricht der in Folge der neuesten, dem sicheren Anscheine nach mit Espartero's Fall endenden Spanischen Umwälzung, in Portugal drohenden unruhigen Bewegungen, am 24. Juli flüchtig hingeworfen und am folgenden Tage mit der 3. und 4. Strophe vermehrt wurde, hatte sein erstes öffentlich erschienenen Gedicht (man vergl. Oldenb. Blätter № 33 vom 13. August 1833, wo es zuerst abgedruckt steht, und die Mittheilungen aus Oldenburg zc. № 12 vom 23. März 1839, wo es mit einer kleinen Anmerkung wiederum veröffentlicht ist) sogleich nach dem Eintreffen der Nachricht, von dem durch den Admiral Napier am 5. Juli 1833 über die Miguell'sche übermächtige Flotte mit ein Paar kleinen, von entschlossenen Männern geführten Schiffen, erfochtenen Sieg beim Cap St. Vincent, verfaßt und mit dem, einige Wochen nachher in Erfüllung gegangenen Wunsch geschlossen:

„Stets umringe zu Kampf und Sieg die wackere Schaar Dich,
*Die am Julitage den Usurpator gestürzt;
*Zieh' mit den siegenden Fahnen dann ein in Portugal's Hauptstadt!“

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 31.

Sonnabend, den 5. August.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Die folgenden zwei Bilder von ihm gehören zu seinen späteren und flüchtigeren Arbeiten, haben aber jedes für sich ein eigenthümliches Interesse. (N^o 102), das »Portrait der Maria von Medicis,« ist eine Skizze oder Studie, die er gemalt hat zur Benutzung in einem der großen Bilder, die er für diese Königin in Paris ausführte, und welche, vorher die sogenannte Gallerie Luxembourg bildend, jetzt sich im Louvre befinden. — (N^o 102), »Tanz und Liebeleien arcadischer Bauern,« oder wie man sie nennen will, ist bloß flüchtig, mit leichten, aber sicher und geistreich hingezeichneten Contouren und einzelnen Localtönen auf einem weiß grundirten Brette skizziert. — Eine kaum mehr leserliche Inschrift auf einem, an der Rückseite des Bildes festgeklebten Zettel lautet so: »M. l'Ambassadeur Rubens m'a fait le plaisir de faire cela dans une demi heure dans ma présance.« Der unterzeichnete Name ist jetzt nicht mehr kenntlich, eine später beigefügte holländische Bemerkung aber sagt: »Dat heft De Koningin te Frankryck Maria de Medicis selvest geschreven om dat deze Stuck zoo hoog geestimeert, heft kost 117 fl.« Obgleich an dergleichen Unterschriften nicht immer unbedingt zu glau-

ben ist, so hat doch diese sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich. —

Von Rubens berühmtestem Schüler: Anton van Dyck, ist in der Sammlung ein lebensgroßes Portrait (N^o 112), in dem ausgezeichneten Style, welcher diesem Künstler eine so hohe Stelle als Portraitmaler anweist. Das nämliche Bild soll in Cassel sein; für die Originalität dieses ist nicht ganz zu bürgen, doch ist es jetzt noch nicht möglich, bei dem verdorbenen Zustande, worin es sich befindet, mit Bestimmtheit darüber zu entscheiden. — Wahrscheinlich von ihm, und in jedem Falle ein Originalbild, ist die Skizze zu einer »büßenden Magdalena,« (N^o 114.) Der Kopf ist fast in reinem Profil, das aufgelöste Haar fällt wild über die Schultern hinunter, in der einen Hand hält sie einen Totenkopf, mit der andern hält sie das grobe Bußkleid zusammen. Derb und leicht hingemalt, ist es mit so gründlicher Kenntniß und zartem Gefühle für Form gemacht, daß es eines Meisters wie van Dyck wohl würdig ist. Der vortrefflich gezeichnete linke Arm und die Hand sprechen besonders dafür. — Es ist auf ein altes beschriebenes Papier gemalt; da es viel gelitten hatte, konnte man vor der Restauration ganze Stellen der Schrift lesen, woraus erkenntlich war, daß es ein italienischer Handlungsbrief ist, ein Umstand, welcher der Annahme, daß es von van Dyck ist, nicht widerspricht, da er sich, wie bekannt, eine Zeitlang in Italien aufgehalten hat, und es ihm auf der Reise leicht widerfahren konnte, daß ihm kein besseres Material zu Gebote stand.

Von Jacob Jordaens, auch einem der genialsten Schüler von Rubens, sind mehrere sehr bedeutende Ar-

beiten da, vornehmlich das 11 Fuß hohe und 7 Fuß breite Bild: „der heilige Dominicus Kranke heilend,“ (N^o 111.) Eine Schaar von Menschen, mit allerlei Krankheiten beladen, hat sich um den Heiligen versammelt, der mitten im Bilde steht, die Hände ausbreitend, zum Zeichen wohlwollender Aufnahme; mehrere Ordensbrüder der Dominicaner reichen hülfreiche Hand. Es ist mit der gewöhnlichen Leichtigkeit des Jordaens gemalt, voll Leben und Character, aber auch nicht frei von den Inconvenienzen und Unschönheiten, die in seinen Arbeiten immer vorkommen und hier um so weniger ausbleiben konnten, als dieser Gegenstand auch die Darstellung des Häßlichen gewissermaßen erlaubt. Wenn dieses bei oberflächlicher Betrachtung leicht abströht und auch beim tieferen Eingehen keinen vollkommenen reinen Genuß zuläßt, ist doch das wirkliche Verdienst des Bildes nicht zu verkennen; es behält, als Ausdruck eines frischen Geistes, immer sehr viel Ansprechendes.

Ferner sind noch von Jordaens: „der heilige Hieronymus im Lesen vertieft, der Löwe zu seinen Füßen,“ (N^o 109), ebenfalls ein bedeutendes Bild, und „Diana mit ihren Nymphen beim Baden in einem Bache, wodurch die Schwangerschaft der Calliste entdeckt wird“ (N^o 110.) Dagegen dieses Bild auch flüchtig gemalt ist und einige der Figuren sehr ungraziös sind, zeichnen sich doch mehrere dieser aus, sowohl durch schönere Körperformen, als besonders durch ein klares, frisches Colorit. Die Landschaft ist geistreich componirt und tüchtig gemalt.

Von einem dritten Schüler Rubens, Abraham Diepenbeck, der ganz der Manier seines Lehrers folgte, ist ein kleines Bild da: (N^o 116), „die heilige Familie.“ Madonna sitzt mit dem Kinde auf einem Throne, Joseph steht neben ihnen, ein Heiliger im bischöflichen Ornat erhebt die Stufen des Thrones.

Diese angeführten Bilder der Niederländer geben eine ziemlich klare und richtige Vorstellung von den Hauptrichtungen der Malerei in den katholisch geklebten, noch spanischen Provinzen, im 16. und 17. Jahrhundert. Die religiösen Wirren, hatten da, wie in Italien, ihren Einfluß geübt. Die Kunst diente nicht mehr bloß der Kirche, sondern schweifte umher, bald in der griechischen Götter- und Sagenwelt, bald in der rein weltlichen Sphäre, bald wieder wurden diese beide verbunden zu der allegorischen Malerei, die schon von Rubens in den erwähnten Bildern der Gallerie Lurembourg geübt wurde und später so sehr ausartete. Die folgenden Bilder gehören der in dem protestantischen Holland besonders vorherrschenden rein naturalistischen Dichtung an. In den ersten strengen Oppositionen gegen die katholische Kirche, wurden in den dortigen Kirchen kaum mehr Bilder gelitten, und wie sonst alle Elemente vorhanden waren, eine rege Kunstthätigkeit hervorzurufen und zu unterhalten, mußte diese sich in andere Weise äußern. Die Behandlung biblischer Gegen-

stände wurde seltener und trennte sich in der Auffassung gar nicht von der der welthistorischen oder Genre-Malerei; diese letztere, die Landschafts-, See-, Thier- und Stilleben-Malerei wurde so, in Holland fast ausschließlich, in den benachbarten Provinzen der Niederlande nur theilweise cultivirt. Hiermit brach die nordische Kunst sich eine neue Bahn, sie wurde wieder national und vollkommen selbstständig. Die dieser Periode angehörenden Bilder, lassen sich am bequemsten nach den dargestellten Gegenständen betrachten.

Von biblischer und historischer Malerei bleibt in diesem Abschnitt nur zu erwähnen: Von Rembrandt: „der Engel, der als Reisegefährte des jüngern Tobias, sich dessen Eltern vorstellt,“ (N^o 128) — eine kleine flüchtige Skizze. — Von Rembrandt's Schüler, Jean Victor: „der junge Cyrus, der mit seinen Pflegertern dem Könige Astyages vorgestellt wird“ (N^o 108), ein interessantes und tüchtig gemaltes Bild, mit besonders ausdrucksvollen Köpfen. Nach Rembrandt's Weise hat der Künstler die gewöhnlichsten, nicht eben schönen Bauernaturen zu seinen Vorbildern gewählt, welche für diesen Gegenstand nicht eben die passendsten sind; besonders könnte man wünschen, in dem jungen Cyrus etwas mehr zu sehen, als einen in kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsenen Bauernjungen, der schüchtern und verlegen vor der Majestät, seine Mütze in den Händen dreht, und mit kindlichem Schauder die Erzählung des Pflegevaters von seiner beabsichtigten Ermordung anhört. Der Künstler scheint sich aber die Charactere nach den Persönlichkeiten, welche ihm zu der Darstellung zu Gebote standen, gedacht zu haben, seinen Zweck hat er vollkommen erreicht, und wenn man nicht gerade an der Idee, welche man sonst von dem fetten und aufgeweckten Knaben Cyrus sich gemacht haben mag, festhalten will, gewährt das Bild die vollste Befriedigung.

Zu Rembrandt's Schule gehört auch das Bild (N^o 132), „Johannes predigend in der Wüste,“ welches sich vornehmlich durch einen leuchtenden Glanz und Wärme in der Farbe auszeichnet, so wie durch charakteristischen Ausdruck einzelner der Zuhörer. —

„Die Taufe des Kammerers der Königin Candaces, durch den Apostel Philippus“ (N^o 137), von Johann Georg van Vliet, erinnert nur von ferne an Rembrandt, wenn auch dessen Schule noch daran zu erkennen ist. Die eigenthümliche Anordnung der Figuren, vom Raume nicht so bedingt, fällt etwas auf; vorn nämlich, in der Mitte des Bildes, bei einem kleinen Gewässer, kniet der Kammerer, hinter diesem, so daß die halbe Figur über ihn zum Vorschein kommt, steht der Apostel und tauft ihn; in derselben Linie, zurück im Wilde, hält ein Reiter von dem Gefolge des Kammerers, so daß alle drei in einer fast senkrechten Linie über einander erscheinen. Die vortreffliche Ausführung macht es indessen weniger anstößig,

indem in den Verhältnissen der Figuren, wie in der Farbe, die perspectivische Entfernung richtig beobachtet ist. Uebrigens ist es mit großer Tüchtigkeit, Frische und Wahrheit gemacht. —

(Fortsetzung folgt.)

Herrmann Röpe.

Ein Nekrolog.

Als am 15. Jan. d. J. der Hoffchauspieler Röpe plötzlich aus dem Leben abgerufen wurde, erregte die Nachricht davon allgemeine Sensation, und die Theilnahme an dem Verlust, der unsere Bühne dadurch erlitten hatte, sprach in der mündlichen Unterhaltung sich eben so lebhaft aus, als die an seine Familie, welcher der Vater im rüstigsten Mannesalter so unerwartet entzissen war. In den »Neuen Blättern für Stadt und Land« *N^o 5*, erzählte Herr Prof. Stahr den Todesfall, gab den Eindruck wieder, den derselbe auf ihn gemacht hatte, und fügte hinzu: »Der Dahingegangene, in seinem Familienverhältnisse achtungswerth, von seinen Collegen geschätzt und geliebt, für die Anstalt, der er während zehn Jahren seine Kräfte widmete, mit treuem Eifer und gutem Erfolge thätig, wird noch lange bei uns in freundlichen Andenken bleiben.« Gewiß stimmten viele Leser der »Mittheilungen« diesem Anspruche des competenten Beurtheilers bei und erwarteten einen Nekrolog Röpe's in diesen Blättern zu lesen, wie dieselben bisher von den verstorbenen Mitgliedern unserer Bühne solchen zu geben die Gewohnheit gehabt hatten. Auch der Herausgeber hoffte, die Hand, von welcher er sonst solche, dem Publikum willkommene Gaben zu erhalten pflegte, werde auch diesmal sie spenden, aber — er hat vergebens gehofft. So ist nun ein halbes Jahr verstrichen; aber damit doch dem Manne, der mehrmals mit seinen Gedichten und Erzählungen die Leser der Mittheilungen erfreut hat, ein Denkmal in denselben nicht fehle, hat der Herausgeber sich bemüht, den Nekrolog derselben von einer andern Hand zu erhalten, und theilt solchen nun mit, in der Hoffnung, daß derselbe nicht zu spät erscheine, um das Andenken an den Hingegangenen aufzufrischen.

Herrmann Bernhard Röpe ward zu Hamburg am 12. October 1801 geboren. Sein Vater, ein höchst gebildeter Mann, obwohl kein Gelehrter, voll regem Interesse an Allem, was höhere Bildung und besonders die deutsche Literatur betraf, an welcher er in früheren Jahren sogar selbstthätig Theil zu nehmen versucht hatte, konnte seinem ältesten Sohne anfänglich eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden lassen, wozu es ihm damals auch nicht an Mitteln fehlte. Schon in zarter Jugend ward der Knabe mit den Werken unserer deutschen Schriftsteller be-

kannt, und eine gleichfalls von dem Vater herrührende Neigung für das Schauspiel, — dieser hatte nämlich mit dem großen Friedrich Ludwig Schröder und andern Heroen der damals in höchster Blüthe stehenden Hamburger Bühne (mit Herzfeld, Lühr und Gule), in mannigfaltigem freundschaftlichen und literarischen Verkehr gestanden — erwachte frühzeitig in des Knaben Seele. Aber der ruhige Gang seiner Ausbildung ward auf beklagenswerthe Weise durch das traurige Schicksal unterbrochen, welches in den Jahren 1813 und 1814 seine Vaterstadt betraf. Sein Vater, nachdem er Vermögen, Beruf und Habe verloren, mußte sein von fränkischen Mordbrennern zerstörtes Haus mit dem Rücken ansehen, und mitten im strengsten Winter 1814 mit seiner zahlreichen Familie in der Fremde ein Unterkommen suchen. So mußte denn Röpe schon in seinem dreizehnten Jahre den herben Ernst des Lebens empfinden; zugleich aber bekam er dadurch auch einen Theil des deutschen Vaterlandes zu sehen, denn die Auswanderung führte ihn mit seinen Eltern bis tief in das Westphälische hinein. Solche Erfahrungen brachten seinen Geist zu einer frühzeitigen Reife und gaben ihm den tiefen Ernst des Characters, der ihn in späteren Jahren auszeichnete. In seinen Liedern verweilte er gern an dem Bilde seiner bewegten Jugend:

Sah meines Vaters süßen Heerd,
Zweimal von Räuberhand zerstört;
Doch Alt und Jung hab' ich geseh'n,
Mit Lanz' und Schwerdt zum Kampfe geh'n,
Und jubelnd trotzten der Gefahr,
Und weinte, daß ich Knabe war.

In die Heimath zurückgekehrt mußte nun aber der Jüngling noch viel Schmerzliches erleben. Bei der Zerüttung der Verhältnisse in dem wieder befreiten Hamburg, gelang es seinem Vater nicht, die frühere Wohlhabenheit wieder zu erlangen. Die Erziehung seines Sohnes mußte unvollendet bleiben, und so sah sich derselbe darauf angewiesen, sein Brod selbst zu verdienen, um wo möglich seiner verarmten Eltern und jüngeren Geschwister Stütze zu werden. Dies erreichte er dadurch, daß er höheren Ansichten entsagte und in die Dienste eines hochgestellten Mannes trat, der bald den sittlichen Werth und das fromme Gemüth des Jünglings erkannte und zu schätzen wußte. Von dem tiefen Geistesleben aber, welches derselbe führte und sorgfältig vor aller Augen verbarg, konnte er natürlich keine Ahnung haben. Röpe fühlte aber das Mißverhältniß seiner äußeren Stellung zu den Ansprüchen seines Geistes und Herzens auf das Schmerzlichste, und suchte diesen Schmerz in seinen ersten Liedern auszusprechen, die der Form nach freilich unvollkommen, dennoch, was in der frommen Seele des Jünglings lebte auf ergreifende und liebevolle Weise darstellten. Aber keinem Menschen theilte er das Geringsste davon mit, ein charakteristisches Zeichen, das sicherlich sehr zu Gunsten des Verfassers spricht, wenn man bedenkt, mit welchem Eifer

angebliche Naturfänger ihre dichterischen und erdichteten Thränen und Schmerzen der Welt kund zu machen pfelegen. Röpe dagegen sagt in einem seiner später vollendeten Lieder:

Mit glühndem Herzen trat ich in das Leben,
Als ich erwachte, fand ich mich allein,
Kühn aus dem Staube wollt' ich mich erheben,
Verhasste Bande fesselten mein Streben,
Und nur das Selbstherrung'ne nennt ich mein.
Doch zaar' ich nie, ging auch durch Müß' und Trümmer,
Durch Deb' und Nacht mein unterbroch'ner Lauf,
Denn in der Brust ging mir mit mildem Schimmer,
Der Poesie lichtbeller Morgen auf.
Da war ich stark, dem goldenen Licht entgegen,
Mit freier Brust durchslog ich meine Bahn;
Ein jeder Tag gab reichen Liedersegen,
Und bunte Bilder gaukelten voran.
So lern' ich schon in frühesten Jugend Tagen,
Auf mich beschränkt durch's Leben hinzugehn;
So lern' ich früh ein weiblich-seiges Klagen,
Erlebten Mitleids Stimme zu verschmäh'n.

Doch wie der Schmerz die bange Brust durchwühlt,
Unwürdig'n Blicken nie gab ich ihn kund,
Und was das Herz nur zu lebendig fühlt,
Mit strengem Stolz verschloß sich ihm mein Mund.

Ob er nicht durch frühere Offenbarung seines inneren Lebens, seinem Schicksale eine günstigere Wendung, seinen Talenten eine reichere Auszubildung verschafft hätte, mag dahin gestellt sein. Vier Jahre lang ertrug Röpe die Fesseln einer, wenn auch ehrenhaften, doch höchst beschränkten Stellung, benutzte jeden Augenblick eifrig zu seiner Auszubildung, so weit dies ohne alle Ansehung möglich war, und beschloß dann, sich eine freiere und höhere Laufbahn zu eröffnen, eine Laufbahn, die seiner Unerfahrenheit wohl in einem glänzenderem Lichte vorschweben mochte, als er sie hernach gefunden hat; er ward Schauspieler, und er hat es nie bereut, so harte Erfahrungen er auch manchmal machen mußte, so manche Entbehrungen ihm sein Beruf auch auflegte; stets blieb er mit ganzer Seele seiner Kunst getreu, die auch seinem treuen Ringen den bescheidenen Kranz nicht versagt hat.

(Schluß folgt.)

A n t w o r t.

In der vorigen Nummer der »Neuen Blätter für Stadt und Land,« verlangt eine N^o 4. von mir die Verzeihung seiner Ansicht, daß man nach Oldenburg bei Bremen schreiben muß, damit ein Packet oder Brief nicht nach Oldenburg im Holstein'schen Spedirt wird!! — Hört! Hört! — Hieraus nimmt er nun den Schluß, daß vom

Oldenburgischen Handel nur in Verbindung mit dem Bremischen im Auslande die Rede sei!!

Ich verzeihe ihm diese Ansicht sehr gerne, — sie ist zu unschuldig. — Er hätte sich lieber die Verzeihung des Herrn von Nagler erbitten sollen. — Wenn er aber künftig wieder solche Aufsätze schreibt und meinen Namen drucken läßt, so öffne er auch gefälligst sein Bißte — oder nehme die Null als Signatur. —

Heinrich Schrimper.

Die F e h d e.

Auf hoher Zimm' ein Ritter steht,
Blickt weit in's Thal hinein,
Wo Frühlingsluft gar heilig geht,
Wo leuchtet Abendstern.

In Sonntagsstille wallt sein Herz,
Wie über ihm der Mond,
Doch in dem blanken Kleid von Erz,
Gewiß nicht Ruhe wohnt,

Das Hifthorn swallt, die Brücke sinkt,
Rasch stürmt die Schaar hinaus,
Da drüben bald der Boden trinkt,
Mannsblood in grauem Strauß.

Blas' scheint der Mond in ruhiger Nacht,
Die Zinne traurig öd;
Ein Säuselwind sich leif' aufmacht,
Kühlt über Leichen weht.

Wilhelm P.

Kirchennachricht.

Vom 28. Juli bis 3. August sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 78) Friedrich Gerhard Schauenburg und Mathilde Henriette Hinrichs.
2. Getauft: Helena Maria Hinrichs Brüning. 211) Ein unehelicher Sohn. 212) Johann Hermann Wilhelm Segebad. 213) Altmuth Helene Jürgens. 214) Gebke Margarethe Mohrmann. 215) Johann Hinrich Neumann. 216) Heinrich Christian Ernst Emil Wente.
3. Beerdigt: Mette Christine Susanne Böning 30 J. 3. M. 194) Hinrich Freels 57 J. 10 M. 195) Anna Catharine Albers 7 M. 196) Georg Christian Bohlmann 73 J. 3 M. 197) Anna Eilers 15 J. 8 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 6. August.

- Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Grube.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hilfsprediger Baremann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 32.

Sonntag, den 12. August.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Die Genremalerei ist hier repräsentirt in mehreren vorzüglichen Arbeiten von David Teniers dem Jüngeren, Pieter de Laar, Egbert van Heemskerk und Palamedez. Von Teniers sind zwei Bilder da; wovon besonders das eine, (N^o 118), Bauernfest vor einem Wirthshause, hervorzuheben ist; so scharf und fein ausgefaßt, wie schön gemalt und voll des ergößlichsten Humors, ist es unter die vorzüglichsten Arbeiten dieses Künstlers zu zählen. Das Bild enthält nahe an fünfzig Figuren, Bauernleute, die sich hier in verschiedener Weise, nach freier Neigung, des Lebens freuen; einige laben sich bei Schinken und Bier und sind mehr oder minder darin vertieft, ältere Männer, die etwas erlebt haben, unterhalten sich über Politik, ein Großsprecher unter ihnen, erzählt von seinen Thaten im letzten Kriege, übertreibt etwas, das sieht man an dem ironischen Lächeln seiner Zuhörer. Einige schwingen sich munter im Tanze nach der Musik eines Dudelsacks, Frauen, die in den Jahren schon stark aufgerückt sind, nehmen rüstig Theil daran, und unter diesen macht sich eine, deren Gesicht man in Profil sieht, besonders bemerklich, aber treffend dem Leben nachgebildet, es ist ein pflichttreues Geschöpf, in den sechs Tagen der

Woche schleppt und arbeitet sie unverdrossen und fleißig; jetzt am Festtage freuet sie sich pflichtmäßig mit den Andern, geht aber in ihrer Freude nie über eine gewisse Grenze. Ohne ein Bißchen Verdruß kann es doch nicht abgehen; die junge Bauerndirne, die halb mit Gewalt, wie es scheint, zum Tanze fortgeschleppt wird, wirft einen entschuldigenden Blick nach einem Manne links in der Ecke, er ist ihr erklärter Liebhaber oder vielleicht noch geheim, genug man sieht ihm die grimmigste Eifersucht an und fortkommen kann er nicht, eine Frau hat ihre Hand auf seiner Schulter und hält ihn auf mit Gespräch — Von sehr comischer Wirkung ist auch der Kuß, den ein alter eckiger Bauer in läppischer Weise einem vierschröttigen Mädchen raubt, während ein junger Kerl, der ihnen den Rücken zukehrt, eine spöttische Bemerkung dazu macht; ihr Sträuben und ihr Widerwille dabei sind unübertrefflich gegeben. Aehnlicher humoristische Züge entdeckt man bei genauer Betrachtung Viele.

Das zweite Bild von Teniers (N^o 117.), gehört zu den gewöhnlichen der Art, welche ohne eigentliche Handlung oder tiefere Poesie ihren Werth meistens nur in der großen Wahrheit und Vollendung haben. Eine alte Bauerfrau sitzt hier vor ihrem Hanse und beschäftigt sich mit einer Kage auf ihrem Schooße, den Spinnrocken neben ihr so lange ruhen lassend; sie scheint etwas vor sich hinzuschnäcken, einen Bauernburschen betreffend, der, im Begriffe, in das Hans hineinzugehen, sich in der Thüre zu ihr umwendet. In einiger Entfernung sieht man mehrere Leute vor einem Wirthshause versammelt. Die lebenden Figuren machen in diesem Bilde auf keine ungetheilte Aufmerksamkeit Anspruch und erlauben auch die Töpfe, Kessel

und andere Hausgeräthe zu bewundern, die auf dem Boden herumliegen, und mit der größten Virtuosität gemacht sind.

Das Bild von Pieter de Laar (N^o 135), stellt eine Wachtstube oder eine als solche benutzte Scheune vor, worin einige Soldaten, in der zur Zeit der Malerei herrschenden Tracht, Colletten und breiten Federhüten, anstehen; zwei spielen Karten, andere stehen um sie herum und betrachten das Spiel mit Theilnahme. Im Hintergrunde erscheint ein Fremder, der von dem Wachtposten eingeführt, hier von einem zweiten Wachthabenden ausgefragt wird. Vorn auf dem Boden liegt eine Menge Kriegsgeweräthe, Waffen, Rüstungen, Sättel u. in malerischer Unordnung. — So vortreflich, wie das Bild im Ganzen gemalt ist, sind sämmtliche Köpfe der bärtigen Krieger besonders ausdrucksvoll. Klar und bestimmt erkennt man die verschiedene Stimmung der beiden Spielenden, tiefes Sinnen bei der Wahl der auszuspielenden Karte, mit Zweifel an einem guten Ausgang, drückt sich in dem Gesichte des Einen aus, dem Andern sieht man das Gefühl der Ueberlegenheit und ein Vischen Verschmüthigkeit an.

Von Egbert van Heemskerck ist ein kleines Bild da (N^o 156), welches, obgleich in der Malweise von dem vorigen ganz verschieden, doch ganz dieselben Vorzüge besitzt. Es stellt vier alte Capucinermönche vor, mit den ansäcstlichsten häßlichen, aber wahr und vortreflich gemalten Gesichtern, die mit einem für den Beschauer höchst comischen Ernst, singen und beten vor ihrer Klausel.

Ein Reitergefecht von Palamedez (N^o 133), gehört auch zu dem Tüchtigsten, was man von der Art sehen kann; die Gruppen sind sinnig angeordnet, das Ganze ist voll Leben und Bewegung. Es ist der Augenblick vor dem eigentlichen Kampfe dargestellt, wie zwei feindliche Trupps Cavallerie einander entgegen reiten. Einige vorgehende oder versprengte Reiter der einen Truppe, sind schon mit der anderen im wüthenden Kampfe begriffen. — Da die Mace der darin dargestellten Pferde jetzt wenig verbreitet und gekammt ist, hält man leicht die dicken, plumphen Weine derselben, die kleinen spizen Köpfe und gewaltig großen Schweife für eine Uebertreibung des Malers, so richtig und naturgetreu aber wie alles Andere im Bilde dargestellt ist, sind diese es auch. —

Unter den vorhandenen Portraits sind mehrere von den berühmtesten Künstlern gemalt, die in diesem Fache die Niederländer aufzuweisen haben; sie sind fast alle in gleicher Weise ausgezeichnet, in der Auffassung scharf und ruhig, in der Ausführung flüchtig und wahr. Die wichtigsten sind folgende: Von Franz Porbus dem Jüngeren (N^o 91), Brustbild eines jungen Edelmannes, von seiner Gesichtsbildung und mit einem spizen Barte. Er ist in schwarz und goldgestreifter Kleidung und trägt den Calatravaorden um den Hals. Auf der Rückseite steht mit Dinte geschrieben: Le Prince de Sorean. — Von Rembrandt: (N^o 8.), Brustbild eines Mannes, dem

Ansehen nach eines spanischen Kriegers, mit dunklen Augen, Haaren und Bart und einem schwarzen Baret auf dem Kopfe. — Das Brustbild eines alten Mannes mit grauen Haaren und Barte, im Pelzkleid und mit einer Medaille auf der Brust (N^o 127), ist zwar mit Rembrandt's Namen bezeichnet und ist diesem Meister in Vielem ähnlich, scheint aber eher von seinem Schüler Jan Lievenz zu sein; der Name ist auch später darauf geschrieben. Uebrigens ist es ein Bild von so großer Schönheit, daß es neben den Meisten von Rembrandt stehen kann. — Von Navestyn: (N^o 122), Portrait eines Mannes in den mittleren Jahren, mit einer dicken Krause um den Hals und in schwarz seidenem Anzuge; Kniestück. — Von Michael Jansen Mierevelt: Brustbild eines jungen Mannes mit langen blonden Haaren und einem großen weißen Kragen (N^o 120), und — Brustbild einer jungen Dame mit herabhängenden dünnen Locken, im schwarzseidenen Kleide und mit einem breiten weißen Kragen, (N^o 121.) Die Bilder dieses Meisters haben gewöhnlich etwas Härteres in den Conturen; darum ist es möglich, daß diese beide auch von Navestyn sind. Mit dem oben angeführten (N^o 122.) haben sie freilich weniger Ähnlichkeit, als mit den andern seiner Portraits, es könnte aber ein Zeitraum dazwischen liegen, worin er seine Manier etwas geändert hat. — Von Bartholomäus van der Helst: Portrait eines Mannes, der sich in nachlässiger Stellung in eine Fensteröffnung lehnt. Er ist im schwarzen Anzuge, hat einen breiten Hut auf dem Kopfe und in der Hand ein ausgeleertes Glas. Ferner sind noch von J. van Spronck vier Portraits vorhanden, wovon die drei (N^o 130—41), Mann, Frau und Tochter, sehr tüchtig zu nennen sind, wie auch das Brustbild eines alten Mannes mit grauen Haaren (N^o 142), von einem unbekanntem Maler aus derselben Zeit.

Die Landschaftsmalerei der Niederländer zeigt sich und hier, sowohl in der Entwicklung begriffen zu einer selbstständigen Kunst für sich, wie in ihrer höchsten Ausbildung. So machen in dem Bilde (N^o 99) die von Rubens gemalten Figuren: »Christus, wie er, nach der Auferstehung, im Garten von der Magdalena erkannt wird,« noch auf gleiche Aufmerksamkeit Anspruch, wie die sorgfältig ausgeführte Landschaft in demselben von Jan Breughel. Man sieht da im Hintergrunde die Stadt Jerusalem im Schatten von düstern Wolken, während sich über dem, mit üppigen Bäumen bewachsenen Hügel im Mittelgrunde, auf dessen Gipfel Christi Grab sich befindet, eine helle glänzende Lust ausbreitet. Der Vordergrund ist mit Blumen und Küchengewächsen bewachsen, fleißig gemalt. Die Figuren, welche sich Christi Grab nähern, sind von Breughel's eigener Hand.

In den zwei Bildern von Roland Savary und Jodocus Momper, welche ebenfalls noch der älteren Schule gehören, sind die Figuren der Landschaft ganz untergeordnet. Das erste ist eine Aussicht über die

Donau gegen die Stadt Linz, mit der größten Treue nach der Natur gemalt und äußerst detailliert in der Ausföhrung, besonders in den kleinen Figuren. Der ganz vornehmende, mit Zeichen beschäftigte Mann, scheint der Maler selbst zu sein, nach den Portraits, welche von ihm existiren. — Das zweite größere von Momper, ist ganz in dem diesem Künstler eigenen phantastischen Styl, flüchtig und decorativ behandelt. Es ist eine Ansicht von wilden barocken Felsen über ein weites Flußthal. — Der auffallend blaue Ton in diesen, wie überhaupt in den meisten Landschaften von der Zeit, hat mehr seinen Grund in unhaltbaren Farben, welche die Künstler angewandt haben, als in einer von ihnen angenommenen Manier.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Röpe.

Ein Nekrolog.

(Beschluß.)

Jener hochgestellte Mann hatte erst, nachdem Röpe seine Verhältnisse zu ihm geklärt, aus den Papieren des Jünglings, der nun, um seinen Entschluß vor den Seinigen zu rechtfertigen, sein Geheimniß preisgeben mußte, die ganze Bedeutung desselben erkannt. Er erhielt ihm nicht bloß lebenslang seine Gunst, sondern suchte ihm auch auf seiner neuen Laufbahn Hülfe und Unterstützung angedeihen zu lassen. Durch Vermittelung desselben erschien im Jahre 1821 die erste Gedichtsammlung Röpe's: »*Blockenidee aus der Jugendzeit*«, in Göttingen bei Dietrich. Freilich haben diese Gedichte nur als psychologische Merkwürdigkeit einen Werth, auch sind sie durch eine fremde, meist sehr unglücklich bessernde Hand, in vieler Hinsicht entstellt, so daß Röpe sich späterhin dieser Erstlinge seiner Muse ungern erinnerte. Der Versuch, dem strebenden Jünglinge die Laufbahn wissenschaftlicher Studien zu eröffnen, mißlang, und so hatte denn Röpe mehrere Jahre lang alle die schweren Leiden und Kämpfe zu bestehen, die wohl in der Regel dem jüngeren Schauspieler beschieden sind, bevor er es in seiner schweren Kunst zu einer gewissen Ausbildung und Anerkennung zu bringen vermag, wenn nicht seltene äußere Gaben oder besonderes Glück, die Lehr- und Wanderjahre des künftigen Meisters abkürzen. Ihm sind seine Wanderjahre nicht gar leicht geworden, aber sein fester Muth, sein gläubiges Vertrauen auf Gott, und — seine Poesie halfen ihm die schwersten Prüfungen leichter tragen. Seine Gedichte geben davon auf jeder Seite Zeugniß. So sagt er z. B. in einer Zueignung an eine hohe Gönnerin:

Ein vielbewegtes, heimatloses Leben,
War dessen Loos, der diese Lieder sang.
Ein süßes Glück konnt' er sich nicht erstreben,
Wie treu er auch dem Ziel entgegen rang.
Ein milder Stern war seiner Nacht gegeben,

Und freudig folgt' er seines Herzens Drang,
Denn was ihm nie von Außen ward beschieden,
Er fand es in sich, Glück und Ruh' und Frieden.

Aber ihm sollte auch hienieden das höchste irdische Glück, nach dem er sich so oft vergebens gesehnt hatte, eine Heimath, eine sichere Stellung des Lebens, Anerkennung in seinem Kunstberuf und »der goldne Frieden ungränzter Häuslichkeit« zu Theil werden. Bei der Errichtung der Bühne in Oldenburg, aus welcher das Großherzogl. Hoftheater hervorgegangen ist, trat er an diese über und hatte das große Glück, zehn Jahre lang hochgeachtet als Mensch und als Künstler, in dieser — wie er oft freudig bekannte — vor den allermeisten Bühnen Deutschlands, durch Gunst von Oden und die dem Schauspieler gewährte glückliche Stellung, bevorzugten Kunstanstalt — bis an sein Ende seiner Kunst leben zu können. Eine glückliche Ehe, liebliche Kinder, eine stille, sorgenfreie Häuslichkeit, verschönte seine letzten Lebensjahre. Wer hätte ihm nicht, bei seiner nie gestörten Gesundheit noch ein langes reiches Leben gegönnt und geweißt! Es war anders beschloffen. Sein letztes Lebensjahr wurde schmerzlich getrübt durch das schreckliche Schicksal seiner Vaterstadt, die er unaussprechlich liebte. Schon vor Jahren hatte er gesungen:

O theure Heimath, Herz und Sinn,
Und Eeul und Leib strebt zu dir hin,
Ach Alles, was mir lieb und werth,
Wohnt ja in dir am süßen Meer,
Schon meine Knabenbrüder floh,
Ob deinem Schmerzvoll herben Loos. —

So verließ er denn bald nach dem Brande Hamburgs, was ihm jetzt auch in Oldenburg »lieb und werth« war, und eilte der Vaterstadt zu, wo er freilich das große Glück hatte, alle seine zahlreichen Angehörigen von dem großen Schicksal fast unbetroffen zu finden, aber doch sein Gemüth nicht ganz beruhigen konnte. Mit Trümmerreliquien aller Art beladen, kehrte er nach Oldenburg zurück, aber er lebte und webte fast nur in den Angelegenheiten Hamburgs. Eine nervöse Aufregung scheint bei ihm dadurch veranlaßt. Als er am 15. Januar d. J. seine Rolle im ersten Acte der »*Präcisiosa*« beendigt hatte, wollte er mit seinem vierjährigen Kinde auf dem Arme nach Hause zurückkehren. Heiter und froh verließ er seine im Theater befindliche Gattin, und versprach, in wenigen Minuten wieder zu kommen. Er hat sie nicht wiedergesehen. Wenig Schritte von seiner Wohnung sank er, von einem Nervenschlage entseelt, zu Boden. Das Geschrei des Kindes zog alsbald Leute herbei, ein geschickter Arzt war zur Hand — doch Alles war vergebens, das Leben entflohen.

Die hohe Nöthung, in welcher der Hingeshiedene stand, zeigte sich bei der allgemeinen Theilnahme, die der schwere Unfall in ganz Oldenburg anregte, wie bei dem feierlichen Leichenbegängnisse. Sogar die Allerhöchsten Herrschaften versagten den Hinterbliebenen ihre gnädige Theilnahme nicht.

Was Röpe als darstellender Künstler geleistet, ist freilich mit seinem irdischen Dasein entschunden; sein achtungswerther Character als Mensch, sichert ihm ein freundliches Andenken bei denen, die ihm nahe standen; sein inneres Leben liegt in seinen Gedichten (*»Meine poetische Jugend, Gedichte von Hermann Röpe,«* Hamburg bei Börner 1834) offen vor Aller Augen. Freilich sind sie fern von allen politischen Tendenzen, die jetzt die Menge aufregen, und darum nicht geeignet, in unserer wild bewegten Zeit Aufsehen zu machen, wer aber an dem Bilde eines reichen inneren Lebens und an der nahesten Selbstoffenbarung eines edlen, frommen und starken Menschenherzens, mit theilnehmendem Sinn verweilen mag, wird an diesen, auch durch schöne Form ausgezeichneten Liedern und Gedichten, einen hohen Genuß haben. Seinen Freunden und dereinst seinen Kindern, von denen eins den Vater nie wird gesehen haben, liegt in ihnen das Daguerreotypbild seiner geistigen Physiognomie klar vor Augen. Als Probe eines solchen Bildes, siehe hier noch das *»mein Grab«* überschriebene Gedicht (S. 108.)

Wo mag sie sein, die kleine Stelle,
Von dünnem Rasen übergrünt,
Ach hinter welches Kirchhofs Schwelle,
Wo bald vielleicht die letzte Welle
Von meiner Lebensfluth verrinnt?
Erpäht von keines Wander's Fragen;
Ein Hügel ohne Nahl und Stein.
Sie gruben still und ohne Klagen
Den unbekanntem Jüngling ein.

Sie wissen nicht, wohin er strebte,
Was ihn gefreut, was ihn gekränkt,
Wofür er litt, wofür er lebte;
Die Qual, die seine Brust durchbebt,
Ist mit ihm in die Gruft versenkt.
Ihm tönen keines Fremdes Klagen
Vom Hügel in der Abendluft;
Die Herzen, die ihm liebend schlagen,
Sie weinen nicht an seiner Gruft.

Ein traurig Loos war ihm beschieden,
Durch's Leben einsam hinzugehn,
Von Glück und Hoffnung stets gemieden,
Von ferne nur den gold'nen Frieden
Umgränzter Häuslichkeit zu seh'n.
Nie trocknete die Hand der Liebe
Von seiner Stirn des Tages Schweiß;
Ein fremder Gast nur, ernst und trübe,
Trat er in heißer Liebe Kreis.

Wie gern, wo er ein Herz gefunden,
Wie gerne bot er da die Hand!
Die meisten sind ihm früh entschunden,
Freu blieben Wen'ge ihm verbunden,
Nur selten ward er ganz erkannt.
Und wo er Fremde fand und Brüder,
Ach, keine Heimath fand er dort;

Sein ernstes Schicksal rief ihn wieder,
Schnell in die dunkle Ferne fort.

Ein Stern nur lachte seinem Leben,
Ein Engel nur verließ ihn nie,
Ein schönes Glück ward ihm gegeben:
Er durfte früh schon sich erheben
In's Blütenreich der Poesie,
Hier durfte' er frei und reich sich wähnen
Hier durfte' er froh und glücklich sein,
Hier sang er sich mit Zaubertönen
In den erträumten Himmel ein.

Rief auch sein Schicksal bald ihn wieder,
Wenn er in Träumen sich verlor,
Aus seinem blüh'nden Himmel nieder,
Doch tönten freundlich seine Lieder,
Wohl nah' und fern an manches Ohr.
Sie weckten der Empfindung Thränen,
Aus Augen, die ihn nie geseh'n,
Und manches Herzens süßes Sehnen,
Ward laut bei seiner Lieder Weh'n.

Daß sie nicht spurlos ganz entschwinden,
Dies war sein letzter Wunsch allein.
O möchte einen Freund sie finden
Und fromme Hand zum Kranz sie winden,
Zu seines Hügel's Schmuck sie weih'n!
Dann hat er gern den Schmerz getragen,
Der, ach, sein Leben früh zerhört,
Wird doch noch Mancher von ihm sagen,
Er war des bessern Looses werth.

G.

*) Wir haben Aussicht, daß auch das, was er seit dem Erscheinen seiner *»poetischen Jugend«* gedichtet und geschrieben, und welches theils in diesen, theils in andern Blättern gedruckt erschienen, theils noch ungedruckt ist, von Freundes Hand gesammelt, und so auch in der Hinsicht dieser Wunsch des Dichters erfüllt werde. Anm. d. Redact.

Kirchennachricht.

Vom 4. bis 10. August sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 79) Johann Gerhard Reunader und Rebecke Susanne Margarethe Helms.
2. Getauft: 217) August Heinrich Berge. 218) Ein unehelicher Sohn.
3. Beerdigt: 198) Johann Gerhard Köhne 61 J. 5 M. 199) Idea Catharine Müller 50 J. 200) Diederich Christian Wilhelm Olmanns 14 J. 2 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 13. August.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Niebour.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

No 33.

Sonnabend, den 19. August.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

In den folgenden Landschaften von A. F. Deker, Roland Roghmann, Aldert van Everdingen, Arthur van der Meer und Salomon Nuisdahl, sehen wir diese Kunst in ihrer höchsten Blüthe. —

Die von Deker giebt eine Ansicht von dem reizenden Thal bei Tivoli, kein genaues Portrait, aber ein charaktertreues Bild der Gegend. Oben auf dem Rande des steilen Felsens sieht man einen Theil der Stadt und eine Andeutung der, unmittelbar daneben, herunterstürzenden Cascadellen, die Sonne, nahe am Untergehen, sieht hinter dem Felsen, so daß der tiefe Grund, worin der Bach fließt und der ganze Vordergrund im Schatten liegen und nur die rechts liegenden Berge und die Ferne beleuchtet werden. Das Bild hat dieselbe heitere Stimmung, welche die Abendlandschaften Boths auszeichnet und übrigens mit diesem sehr viele Ähnlichkeit, weshalb man ihm den Namen dieses Künstlers beigelegt hatte. Es ist aber mit dem Namen A. F. Deker bezeichnet. Wahrscheinlich ist dieser ein Schüler von Both gewesen. — In dem andern Bilde von Roghmann erkennt man den Schüler Rembrandt's, an dem piquanten Gegensatz des grellen Lichts zu dem dunklen Schatten, es ist aber mehr durch-

geführt und hat bei einer höchst ansprechenden poetischen Wirkung im Ganzen einen mildereren Character, als die Arbeiten seines Lehrers. Es ist eins von hohen, aber sanft abgerundeten Bergen umschlossenes Thal, mit einem stillen Wasser und reichen Baumgruppen. — So wie Deker uns bei der Ansicht von Tivoli in die südliche warme Natur versetzt, führt uns Everdingen in dem Bilde (No 149) nach dem rauhen düsteren Norden und stellt uns einen der mächtigen und schönen Wasserfälle vor, woran Norwegen so reich ist. Der nächste Vordergrund ist von wilden, nackten Felsentrümmern eingenommen, zwischen welchen sich der breite Strom tobend und schäumend in die Tiefe herunterstürzt, auf der andern Seite des Wasserfalls erhebt sich eine schöne Gruppe Fichten. Weiter aufwärts am Mittelgrunde, von wo der Fall anfängt, sieht man in ein von steilen Felsen umschlossenes Thal hinein, mit reichen Baumgruppen und einige Baltenhäuser, über welchen wieder fernere Berge zum Vorschein kommen. Wenige Landschaftsmaler haben vermocht, so wie Everdingen das Erhabene der großen Gebirgsnatur anschaulich zu machen; da sie von ihm tief empfunden, echt künstlerisch begriffen und ausgeführt ist, fehlt es auch nicht, daß seine Bilder stets auf den Beschauer einen reinen, ungestörten und großen Eindruck machen. —

Von dem in seinen Mondscheinbildern besonders geschätzten van der Meer sind drei Bilder vorhanden, worunter das kleine (No 146) die erste Stelle einnimmt. Es ist die Aussicht über einen Fluß mit flachen Ufern, dessen Umrisse in schönen Linien von einzelnen Häusern und Baumgruppen unterbrochen werden. Der Mond, umkränzt von dunklen Wolken, steht noch nahe am Horizonte

und wirft einen breiten Lichtstreifen in das Wasser. — Das zweite größere Mondscheinbild (N^o 145), hat nicht die Einheit und macht nicht den ruhigen, gesammelten Eindruck, wie jene, hat aber auch im Einzelnen sehr schöne Particien. Es ist auch eine Flusspartie, hier aber bei einer ziemlich großen Stadt, deren Thürme und Häuser mit Baumgruppen abwechselnd, sich in dunklen Massen von der Luft abhebt. Die näheren Gegenstände sind noch, wie es scheint, von der Abendröthe schwach beleuchtet; die Intention des Künstlers ist jedoch hierin nicht ganz klar, indem das röthliche Licht willkürlich vertheilt ist und nicht hinlänglich motivirt, bloß als Mittel benützt ist, um die dunklen Gegenstände aus einander zu heben in den Massen. — Das dritte kleinste Bild (N^o 147) giebt eine ziemlich begrenzte Aussicht über einen kleinen Fluß, dessen Ufer reich mit Bäumen bewachsen und mit einzelnen Häusern besetzt sind. Ueber die Bäume sieht man die Thürme einer Kirche gegen die vom Sonnenuntergange gefärbte Luft. Es gehört auch nicht zu den bedeutenderen seiner Arbeiten, spricht aber dennoch sehr an, durch die gemüthliche Ruhe und den stillen, ernstlichen Character, welche es mit fast allen andern seiner Bilder gemein hat.

Bei ähnlicher Wahl der Gegenstände und einer großen Einfachheit und fast Eintönigkeit in der Färbung (bei van der Meer schon durch die gewählte Beleuchtung bedingt) haben auch die Landschaften des Salomon Ruissdahl durchgängig dieselbe Stimmung wie jene, etwas düsterer oft, wie es mit dem hiesigen Bilde (N^o 151) der Fall ist. Die etwas trübe, mit dünnen Wolken bedeckte Luft, läßt die Sonne nur ein schwaches Licht verbreiten, das flache Ufer des Flusses ist dicht mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, welches auch die nahe im Vordergrund liegenden Häuser beinahe ganz bedeckt. Vorn ist eine Fähre, der einzige Reisende sich in einem Wagen nähern.

Beachtungswerth sind noch die zwei Landschaften von Joh. W. Wynant (N^o 124—125), besonders die Letztere, eine dürre sandige Gegend, worin ein Weg mit ein paar Figuren belebt, sich zwischen einer steilen Anhöhe und einem kleinen Wasser, in die Tiefe des Bildes hineinreckt. Das Weite und Debe darin ist vortrefflich ausgedrückt, Schade nur, daß die Totalwirkung etwas gestört wird, durch die zu materielle Farbe der Luft.

Nur ein Seestück in der Sammlung gebört zu der niederländischen Schule, aber ein sehr vortreffliches, von J. Parcellis (N^o 123), bei dessen Anblick man sich recht an den Strand versetzt fühlt und die frische Seeluft zu athmen glaubt. Es ist das Meer nahe am holländischen Ufer, in der Ferne sieht man die Küste mit einer Stadt, große Sanddünen verkünden auch die Nähe des Landes, ein frischer Wind treibt die Wolken im leichten Fluge und füllt die Segel der anmuthig auf dem Wasser hingleitenden Schiffe. Das bewegte Wasser, wie das Ganze ist so vortrefflich gezeichnet, die Färbung so wahr und ha-

monisch, daß dieses Bild zu den Besseren dieser Gattung überhaupt zu zählen ist.

Die Architekturmalerei ist ebenfalls nur in einem Bilde repräsentirt, aber auch recht vorzüglich, in der Ansicht einer großen ansehnlichen Kirche, deren Bauart etwas an die aus den alten Basiliken hergestellten Kirchen in Rom erinnert. Es ist von G. Houckest (N^o 161.)

Unter den Thierstücken trägt ein kleines Bild (N^o 153), den Namen Paul Potters und wahrscheinlich mit Recht. Ganz in seiner Weise gedacht, ist es im innern Gehalte, in seiner schönen poetischen Wirkung, andern seiner Arbeiten vollkommen gleich zu stellen. Nur die ihm sonst nicht ähnliche, breitere Behandlung und etwas Materielles in der Farbe konnte es zweifelhaft machen. Eine schwarze Kuh und ein herankommender dunkler Stier, nehmen den nahen Vordergrund ein, etwas weiter zurück weidet eine rothe Kuh und einige Schaafe, scharf von der Sonne beleuchtet. Der Boden wird nur von dem Gipfel eines mäßigen Hügelns gebildet, welcher unmittelbar von der Luft, mit großen emporsteigenden Wolken, begrenzt wird; von Ferne ist Nichts angedeutet. Von ähnlicher Einfachheit sind fast stets die landschaftlichen Umgebungen in Potters Bildern, so anspruchslos wie sie sind, geben sie oft dem ganzen Bilde seine Bedeutung und Stimmung, lassen aber immer die Thiere als Hauptsache hervortreten.

Ein vorzügliches Bild von dieser Art ist auch das ziemlich große (N^o 152) von Albert Klomp: eine ganze Herde Kühe und Schaafe, gehütet von ein paar jungen Bauersleuten, ist hier bei einem kleinen Wasser, im Schatten von hohen Bäumen versammelt; es ist Abend nach dem Sonnenuntergange, wie es nach der Dunkelheit der Gegenstände scheint; die Figuren werden nur von der Abendröthe beleuchtet.

N^o 163 von einem Schüler Bouwermanns, stellt die Ruhe zweier stattlichen Pferde dar mit ihren Stallknechten und einigen Hunden, es kommt der Weise des Meisters sehr nahe in der Ausführung der Pferde. — N^o 162 in Bergheims Styl und seinem Namen tragend, ist von einem geschickten Künstler, nicht weit in der Zeit zurück, ganz und gar übermalt. Es ist so ein recht hübsches Gemälde, sollte sich ein Bild von Bergheim darunter befinden, so wird es wohl sehr zerstört sein. Sehr bemerkenswerth sind aber noch eine Studie von Jacob van der Does (N^o 156) und eine Skizze von Franz Snyders oder Snyders (N^o 107.) — Die Erste stellt zwei Kalbsköpfe dar, meisterhaft nach der Natur gemalt, voll Ausdruck und Wahrheit. Die Umgebungen und was man von Hals und Körper sieht, sind später beigelegt von anderer Hand. — Die Skizze von Snyders stellt ein Vogelconcert vor; eine Gule sitzt in der Mitte des Bildes auf einem Baumstumpfe mit aufgeschlagenem Notenbuche und dirigirt die Musik, allerlei Vögel, groß und klein, haben sich um sie geschaart und singen, kreischen und schnattern, jedes mit seiner Stimme, aus vollem Halse. So leicht

und geistreich, wie diese Skizze hingemalt ist, so voll Character, Leben und Wahrheit sind sämmtliche Thiere, besonders niedlich sind die vielen kleinen Vögel auf dem Baumaste über der Gule, die mit der größten Beweglichkeit und Munterkeit umherflattern und zwitschern.

Das folgende, zweite und ausgeführte Bild (N^o 106), von demselben Künstler, gehört mehr zu der Stilleben-Malerei. Die Hauptgegenstände sind nemlich todtes Geflügel. Ein Schwan, ein Adler, ein Pfau, ein Reiher, ein Storch und mehrere andere, todte Vögel, liegen auf und neben einander auf einem, mit einem rothen Teppich belegten Tisch; über einer Kupferwanne mit Küchengewächsen, auf einem Brette liegt der Kopf eines Ebers; vorn auf einer steinernen Bank etwas kleineres Geflügel, worunter ein lebendiger Hahn und eine Henne, welche beim Anblicke ihrer todten Nachbarn in eine traurig aufgeregte Stimmung versetzt sind; unten steht ein Korb mit Trauben. Es ist ein Bild von bedeutendem Umfange und in dem Verhältnisse breiter behandelt, als die gewöhnlichen Darstellungen dieser Art, vortrefflich zusammengestellt und meisterhaft ausgeführt.

Das Blumenbild von Jan van Goysum (N^o 159), ist mit der gewöhnlichen Meisterschaft dieses Künstlers gemalt, hat aber in seiner ursprünglichen Schönheit etwas verloren durch das Ausbleichen der Farben. —

Endlich ist nur noch, als ein recht hübsches Bild seiner Art, das Stilleben (N^o 160), von G. de Witte zu nennen. Auf einem, mit einem grünen Teppich belegten Tisch, steht eine Schüssel mit Obst, ein Glas Wein und ein silberner Keller mit einem zerschnittenen Haring und einer halbschaligen Citrone; mehrere Obst liegt auf dem Tisch herum. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des englischen Dampfschiffes „Pegasus.“

Der »Pegasus« fuhr zwischen Leith und Hull und verließ Leith am Mittwoch Morgen, den 19. Juli d. J. Spät am Abend desselben oder früh am Morgen des folgenden Tages war er ein Wrack, indem er auf einen Felsen stieß, Goldstone genannt. Mehr als vierzig Menschen kamen dabei um; gerettet wurden nur: der Steuermann, der Maschinenmeister, der Zimmermann, ein Matrose und zwei Passagiere.

Folgende Erzählung des geretteten Matrosen enthält die näheren Umstände:

Ich war etwa achtzehn Jahr Matrose und zuletzt Bedienter eines Herrn Torry, der sich als Passagier am Bord des »Pegasus« befand, als dieser verunglückte. Es war etwa zwanzig Minuten nach zwölf, als das Schiff anstieß. Ich lag auf einem Sopha in der Kajüte. Als ich merkte, daß das Schiff angestossen hatte, rannte ich auf's Deck und nachdem ich den Stand der Dinge gesehen hatte,

hinunter in die Kajüte zu Herrn Torry. Ich sagte den Passagieren unten, daß, wie ich glaube, das Schiff einen Stoß bekommen habe, aber sie schienen nicht zu begreifen, was ich meinte. Einige von den Passagieren (besonders die Damen) waren im Bette. Als ich mit Herrn Torry das Deck erreichte, war das Schiffsboll damit beschäftigt, die Bäte hinunter zu lassen. Ich schob ihn in das Steuerberds-Boot, als es gerade hinunter gelassen ward, und als es das Wasser berührte, sprang ich selbst hinein. Es waren dann neun von uns in dem Boote. Eine Dame, erinnere ich mich, saß vorn. Als wir im Boote waren, schrie man vom Hinterdeck »steht an's Schiff fest.« In dem Augenblick wurden die Maschinen in Bewegung gesetzt. Vorn war das Boot schon losgehakt, aber hinten saß es noch an des Schiffes Hintertheil. Das von den Rädern zurückgeworfene Wasser füllte das Boot, es schlug um und — die Passagiere sanken in die See. Ich hielt mich an des Schiffes Ruderfette fest und da der Steuermann mir ein Tau zuwarf, so kam ich wieder in's Schiff. Als ich die Gefahr wachsen sah, entkleidete ich mich, um mich zum Schwimmen anzuschicken, mir das Leben zu erhalten. Um diese Zeit hörte die Maschine auf zu gehen und das Schiff sank schnell mit dem Vordertheile. Als ich um mich sah, bemerkte ich den ehrwürdigen Herrn Mac Kenzie, mit verschiedenen Passagieren auf ihren Knien um sich herum, im Gebete. Herr Mac Kenzie schien ruhig und gefaßt zu sein. Alle Passagiere um ihn herum beteten auch, aber seine Stimme hörte man aus altem deutlich heraus. Ich hörte den Capitain sagen: »wir müssen unser Bestes thun.« Ich sah eine Dame mit zwei Kindern dicht bei mir, sich ruhig dem Allmächtigen ergebend. Die Kinder schienen unbekannt mit der Gefahr zu sein, denn sie plauderten über Kleinigkeiten. Als ich fand, daß das Schiff sich schnell anfüllte, sprang ich über Bord, und der Maschinenmeister und ich wurden durch das Einsaugen des sinkenden Schiffes, anfangs in die See hinabgezogen. Ich kam jedoch bald wieder oben, erfaßte eine Planke und die Leiter, die zum Hinterdeck führt. Die Stewardess (Aufwärterin in der Damen-Kajüte) versuchte, sich an mir festzuhalten; ich machte mich aber bald von ihr los, um mein eigenes Leben zu retten. Jetzt war es eine traurige Scene. Die Oberfläche des Wassers war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Das Angstgeschrei war furchtbar. Einer der Maschinenheizer vernichte auch, die Planke zu erpacken, die ich hatte, aber ich schwamm von ihm weg. Ich trieb umher bis halb sieben, da ich von dem zum »Martello« gehörigen Boote aufgefischt ward. Damals war ich eine engl. Meile von dem Wrack, und die Leute in dem »Martello« hatten mich eine Zeit lang nicht bemerkt, bis ich ihre Aufmerksamkeit durch das Winken mit einem Stocke rege machte. Ein kleiner Anake, (wahrscheinlich der junge Scott) hielt sich über 3 Stunden oben an einem Stück von dem Dachfenster-Deckel und strengte sich gewaltig an, sich zu erhalten; er sank aber zuletzt doch unter. Sein

Körper war noch warm, als er aufgeschicht ward. Ich habe vor etwa zwanzig Jahren, auf der Höhe von St. Domingo schon einmal Schiffbruch erlitten, wo ich drei Tage und drei Nächte auf einem Felsenriff zubrachte. Damals machte ich die Erfahrung, daß man die Kleidung ablegen müsse, bevor man in die See springt.

(Illust. London News.)

Gutachten des ärztlichen Vereins des Herzogthums Oldenburg »den Branntwein betreffend.«^{*)}

Der unterzeichnete Vorstand des ärztlichen Vereins, beehrt sich, das folgende Gutachten über den Branntwein dem verehrlichen Vorstände des Central-Mäßigkeitsvereins zu überreichen, wünschend, daß es den Erwartungen entsprechen möge, welche in der geehrten Zuschrift vom 18. Juni 1842 an den ärztlichen Verein mitgetheilt wurden. Die Abfassung des Endgutachtens konnte erst jetzt geschehen, da die Mitglieder des Vereins einzeln ihr motivirtes Gutachten abzugeben hatten. Zugleich erfolgt nach einem Beschluß der letzten Versammlung des ärztlichen Vereins am 1. Juni d. J. eine Abschrift des ausführlichen Gutachtens des Herrn Dr. Fr. Meyer in Rodenkirchen, dem die Majorität beigegeben hatte, und auf welches in dem Folgenden vorzugsweise Rücksicht genommen wurde.

I. Der Branntwein ist als Genußmittel entbehrlich und ohne nachweisbaren Nutzen für die Gesundheit des Menschen. Seine gänzliche Verbannung als solches, muß im Interesse des Gemeinwohls, seiner großen Schädlichkeit halber, gewünscht und gefördert werden. Wenn gleich die nachtheiligen Wirkungen des sogenannten mäßigen Genusses für das einzelne Individuum nicht stets nachweisbar sind, nicht immer deutlich hervortreten, so schadet es doch fast in allen den Fällen, wo er im gewöhnlichen Leben als Medicament in Gebrauch gezogen zu werden pflegt, bei den verschiedenen Arten von Magenkrampf, colikartigen Zufällen, Blähungsbeschwerden, heftigem Unwohlsein u. s. w. Wir dürfen ferner aus der Natur des Branntweins, seiner Einwirkung auf's Blut und Nervensystem schließen, daß auch bei Gesunden ein fortgesetzter mäßiger Genuß in den meisten Fällen als nachtheilig erscheint, und im Allgemeinen zu verwerfen ist, nicht zu gedenken der unzweifelhaften Erfahrung, daß der Branntwein, wenn er als Genußmittel ei-

nen Meiz hervorbringen soll, in gesteigerter Gabe genossen wird und genossen werden muß.

II. Es folgt nun aus Obigem von selbst, daß der Branntwein als diätetisches=prophylactisches (vorbeugendes) Mittel gegen ansteckende Krankheiten überhaupt und namentlich gegen die endemischen unserer Marschgegenden, wegen seiner eigenthümlichen Einwirkung auf's Blut und Nervensystem nicht zu empfehlen ist. Die Erfahrungen der Aerzte dieser Gegenden sprechen gegen ihn, und lassen seine gerühmte Heilkraft als trügerisch erscheinen. Es hat sich herausgestellt, daß das männliche Geschlecht durch den Genuß des Branntweins gegen den Einfluß der Malaria (Sumpflust) nicht mehr geschützt ist, wie das weibliche, welches im Allgemeinen demselben entsagt, und nicht mehr von den Krankheiten der Marsch heimgesucht wird, wie jenes, obgleich es fast eben so anstrengende Arbeiten verrichtet. Der ärztliche Verein neigt sich vielmehr zu der Meinung, daß die Disposition zu den Krankheiten der Marsch, Sumpfs-, Gallens- und Wechselstiebern, durch den Genuß des Branntweins eher vermehrt, als vermindert wird.

III. Die plötzliche Entsagung des Branntweins ist fast in allen Fällen von keinem nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit.

IV. Der ärztliche Verein glaubt die Frage: welches Surrogat das passendste sei, unberührt lassen zu können, da ein entbehrliches und schädliches Genußmittel folgerichtig keines Ersatzes bedarf und bedürfen kann.

Der Vorstand des ärztlichen Vereins des
Herzogthums Oldenburg.

Dr. Kelp. Dr. Meyer.

Kirchennachricht.

Vom 11. bis 17. August sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 80) Johann Dietrich Wetjen und Anna Catharine Kröger. 81) Johann Hinrich Benden und Gesine Rebecke Clausen. 82) Gregor Diebler und Henriette Catharine Margarethe Schröder.

2. Gestraft: 219) vid. N^o 202 der Beerdigten. 220) Gesche Helene Hotes. 221) Ida Hedwig Caroline Böckers. 222) Christian Dieberich Herrmann Wilhelm Kaiser. 223) Gerhard Dietrich Schelling und 224) Anna Margarethe Cathlic Schelling, Zwillinge. 225) Eine uneheliche Tochter.

3. Beerdigt. 201) Johann Heinemann 71 J. 10 M. 202) Ein gleich nach der Geburt verstorbenen Sohn des Schusteramtmästers Gottlieb Dunkel. 203) Johann Klotzger, 48 J. 5 M. 204) Hinrich Anton Jerhusen. 23 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 20. August.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Hilfsprediger Parelmann.

Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrat Clausen.

Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Candidat Arens.

*) Dem Wunsche des Centralvorstandes der Oldenburgischen Mäßigkeits-Gesellschaften gemäß wird, um denselben die möglichste Ausbreitung zu geben, dieses bereits in andern vaterländischen Blättern erscheinens »Gutachten« auch hier mitgetheilt.

D. Redact.

Extra-Beilage

zu Nr 33 der Mittheilungen vom Sonnabend den 19. August 1843.

Abschieds- und Dankesworte

an die

zu Hamburg am 6., 7., 8. und 9. August 1843 versammelt gewesenen Abgeordneten Deutscher Mäßigkeits-Gesellschaften *).

Vom Ober-Gerichts-Advocaten Köhler aus Oldenburg.

Wenn ich, dieser verehrlichen Versammlung nicht als Abgeordneter angehörnd, mir erlaube, nochmals das Wort zu nehmen, so hoffe ich, daß darin kein Mißbrauch Ihres Vertrauens gefunden werden kann. Ich werde mich bemühen, möglichst kurz und ohne Abschweifung zu sprechen, indem ich Namens der Herren, welche Sie, verehrte Abgeordnete Deutscher Mäßigkeits- und Enthaltensamkeits-Gesellschaften, hier so freundlich und herzlich willkommen geheißen haben, als Sie uns, auch ohne förmliche Legitimation von Seiten unserer Vereine, den Zutritt zu ihren Versammlungen, ja sogar die Theilnahme an Ihren Berathungen, nicht bloß durch Anhören Ihrer Vorträge, sondern auch durch die Erlaubniß, selbst mit unserm Worte der guten Sache in diesem Kreise förderlich zu sein, gestatteteten, — also Namens der an der einen Seite dieses Saales gereihten **) Deutschen Freunde und Brüder mir noch die Freiheit nehmen möchte, Ihnen, theure Freunde und Kampfgenossen, unseren tiefgefühlten Dank für Ihre Güte öffentlich anzusprechen.

Hat vielleicht auch der Eine oder Andere unter den ehrenwerthen Mitgliedern dieser Versammlung, der als der ersten Vereinigung, wenn auch nicht sämtlicher, doch der meisten zur Zeit bestehenden Deutschen Mäßigkeits-Vereine, angehört zu haben, stets mein Stolz und eine angenehme Erinnerung meines Lebens sein wird, unsere Nachsicht mehr in Anspruch genommen, als es bei der

Kürze der für die Berathungen zugemessenen Zeit völlig verantwortet werden mochte, so wird das in Ihnen, wie in unseren Augen gewiß Entschuldigung gefunden haben, theils in der Ungewohntheit einzelner Redner, Effenlich frei zu sprechen, theils in dem uns Allen innewohnenden hegeisterten Gefühle für die eine gute Sache, der wir mit Hingebung und Eifer, aber auch stets mit ruhiger Besonnenheit und Umsicht, so wie bisher, auch noch ferner unsere Kräfte widmen wollen. — Ja, werthe Herren, Krieg dem Branntwein, Krieg auf Tod und Leben diesem vernichtenden erbarmungslosen Feinde, der uns und die Unsrigen, wenn es auch schon gelungen sein mag, ihn von manchem Posten, aus manchem schwierig zu erobernden Terrain zu vertreiben, noch immer mit seinen gefährlichen und, weil im Verborgenen mehr als öffentlich wirkend, allmähliges Verderben herbeiführenden Waffen, fortwährend bedroht, ja ich wiederhole es, Krieg dem Branntwein, Krieg bis zur völligen Vernichtung des Feindes, sei auch fürderhin unser Aller Lösungswort! — Zu diesem friedlichen und unblutigen Kampfe, welchen wir nicht mit den Waffen der Gewalt, sondern nur mit den geistigen, durch unsere Intelligenz uns gebotenen, durch unseren Eifer für das Gute und Rechte gestählten Waffen führen können, haben wir, aus fast allen Theilen unseres schönen gemeinsamen Vaterlandes hier vereinigt, ja auch durch ferne Brüder aus Ländern, die Deutscher Sprache, Deutscher Sitte noch nicht fremd geworden sind, unterstützt, uns aufs Neue gestärkt, und werden, das läßt sich mit Sicherheit erwarten, das freundliche, gastfreie Hamburg mit neuen Vorsätzen und durch die engere, hier bewerkstelligte Verbrüderung Aller, die mit uns gleiche Zwecke mit gleichen Mitteln verfolgen, zu frischer Begeisterung für die gute Sache erheben, in unsre Heimath zurückkehren. —

Gestatten Sie mir noch, auch den edlen Bewohnern dieser wahrhaft Deutschen Stadt, dieser größten und wichtigsten unter den »Pulsadern unseres freien Weltverkehrs,« wie ich die freien Hansestädte in meiner neuesten, unseren Vereinszwecken gewidmeten kleinen Schrift *)

*) Diese, am letzten Tage der Zusammenkunft flüchtig hingeworfenen Worte, deren Wahrheit und Herzlichkeit gewiß keiner Mißdeutung unterliegen können, waren ursprünglich dazu bestimmt, vor dem Schluß der Versammlung als Dankes-Botum vorgetragen zu werden. Die Zeit drängte aber so sehr, und die meisten der anwesenden, durch lange Sitzungen schon ermüdeten Herren, wünschten den Schluß der Berathungen so schnell herbei, daß der Verfasser nicht im Stande war, seinen Vortrag zu halten. — Wenn er jetzt denselben hier der Öffentlichkeit übergibt, so glaubt er damit nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Theilnehmer an jener ersten Versammlung Deutscher Mäßigkeits-Vereins-Deputirter sowohl, als gegen Hamburgs edle Bewohner, deren freundliche Aufnahme stets in seiner Erinnerung bleiben wird, zu erfüllen.

**) Die eigentlichen Deputirten, etwas über 100 an der Zahl, saßen in mehreren Reihen der Länge des Saals nach, und ihnen gegenüber, etwa 30 bis 40, die übrigen zugelassenen Vereins-Vorstände und Mitglieder.

*) „Patriotische Phantasien zur Förderung der Mäßigkeits- Reform — Oldenburg 1843, in Commission bei Carl Sonnenberg.“

benenne, die von mir anzunehmen mehrere der Anwesenden nicht verschmäht haben, unseren herzlichsten Dank für die freundliche Aufnahme auszusprechen, welche uns hier zu Theil geworden ist. — Weit entfernt darin, wie der eine oder andere unserer Hamburger Freunde vielleicht gedacht, wie sie und da auch vielleicht ausgesprochen sein mag, eine Erwidernng für die von uns bei Hamburgs jüngstem Unglück bewiesene Theilnahme zu erblicken — denn auch ohne eine solche Anregung ist man es gewohnt, diese edle Hansestadt in jeder guten Sache mit leuchtendem Beispiele voranzustehen zu sehen — haben wir, das glaube ich, ohne die Bestimmungen der hier Anwesenden zu verkennen, und ohne für anmaßend zu gelten, in Aller Namen wohl aussprechen zu dürfen, darin nur einen ferneren Beweis gefunden, daß die Weltstadt, ungebeugt und ungeschwächt nach solchem Unfalle, noch in ihrer alten Kraft steht und den gleichgesinnten Brüdern freundlich und herzlich stets die Hand zu reichen bereit ist. — Möge diese, durch Handel groß gewordene, aber, das können wir uns nicht verhehlen, durch Uebermaß von Genußsucht in ihren Interessen, wie in ihrer innern Freiheit gefährdete Stadt sich stets mit denselben Gefühlen, welche als uns befehlend so eben von mir ausgesprochen sind, der in diesen Tagen stattgehabten Vereinigung erinnern, möge sie stets eingedenk sein, daß sie noch Viel zu thun habe, um, auf dem einmal betretenen Wege des Fortschritts in der Mäßigkeit=Re-

form gleich uns stets wandelnd, endlich dem Ziele, das uns Allen vorstehet, immer näher und näher zu kommen. Dann wird mit der Verminderung des Branntweingenußes oder gar mit der Vernichtung dieses Todfeindes des menschlichen Geschlechts — wenn es uns Jüngern in dieser Versammlung noch vergönnt sein sollte, diesen Triumph unster guten Sache zu erleben, an dessen endlicher Erlangung ich wenigstens nicht mehr zweifle — ein neues Leben in alle Kreise der Gesellschaft dringen und ein neues besseres Zeitalter, welches vorzubereiten und möglich zu machen unser Beruf ist, herankommen, ein Zeitalter, welches auch dem Niedrigsten im Volke das Gefühl seines Menschenwerths durch das erhebende Bewußtsein, rein menschlichen Zwecken nach Kräften zu dienen, verleihen wird. — Daß diese Zeit wie für uns Alle, so auch namentlich für diese uns so freundlich empfangende vaterländische Stadt möglichst nahe sein, daß es der Mehrzahl von uns noch vergönnt werden möge, den endlichen Sieg mit zu erkämpfen und dessen Früchte zu genießen, das ist ein Wunsch, den ich hier gewiß im Sinne und Geiste von uns Allen auszusprechen mir erlauben darf. — Möge unsre Kraft in Erstrebung dieses Zwecks nie abnehmen, unser Eifer nie erkalten. Und somit Gott befohlen bis zum freudigen Wiedersehen, vielleicht nach Jahresfrist! — Es Lebe hoch Hammonial!

Hamburg, 1843, August 9.

Correspondenz-Nachricht.

Wiel auf Föhr, 1843, August 13. — Bei einem Aufenthalte von einigen Stunden an diesem noch wenig bekannten, aber dem Aussehen nach ganz vortreflichen Seebade, dem Hauptorte der kleinen, 16 Dörfer zählenden Insel, wurde mir die für jeden Oldenburger gewiß erfreuliche Kunde, daß unser Kammermusikus, Herr Groffe, kurz vorher ein sehr besuchtes Concert gegeben und die Ehre gehabt habe, zweimal vor dem Könige und der Königin von Dänemark zu höchsten größter Zufriedenheit zu spielen, obgleich zur selben Zeit noch einige andere Virtuosen auf dem Violoncell anwesend gewesen sein sollen. — Dies zur vorläufigen Nachricht. — Näheres wird der Künstler selbst, dessen Rückkehr von Helgoland, wo er noch Concerte zu geben beabsichtigt, bald bevorsteht, seinen Freunden und Bekannten demnächst mittheilen können.

Bei dieser Veranlassung erlaube ich mir noch, denjenigen Theil des Publicums, welcher ein auswärtiges Seebad besuchen will, auf die vortrefliche Lage der erst seit 1824 bestehenden Seebade-Anstalt zu Wiel auf der dänischen Insel Föhr, dessen Badestrand den Vergleich mit dem der besten anderen Seebäder nicht zu scheuen braucht, aufmerksam zu machen. Außerordentlich billige Preise, freundliche fröhliche Menschen und vielfache Gelegenheiten zu angenehmen Landpartien machen den Aufenthalt nach dem Urtheile aller Besucher sehr empfehlenswerth. — Für eine rasche Ueberfahrt wird an jedem Sonnabend während der Bade-Saison von Hamburg aus mittelst der einer Actien-Gesellschaft gehörenden Dampfschiffe: Elbe, Patriot und Henriette, in der Art gesorgt, daß man am Sonnabend früh 7 Uhr abfahrend, Abends 6 oder 7 Uhr in Helgoland, und, am folgenden Vormittage früh weiterschiffend, zwischen 10 und 11 Uhr zu Wiel auf Föhr eintrifft. In diesem Jahre ist dieses Seebad auch noch durch die bis jetzt etwa 14 Tage dauernde Anwesenheit der königlichen Familie und durch ein glänzendes Gefolge von höheren Staats- und Hof-Beamten sehr belebt, ohne daß der ungenirte gefellige Ton dadurch Eintrag leidet, da J. J. Majestäten sich der Gesellschaft auf eine herablassende Weise von Zeit zu Zeit anzuschließen gerufen.

Des Heimathlosen Klage auf Helgoland

Keine Hoffnung ist Wahrsheit geworden —

Gar Mancher eilt, vom unbestimmten Drange
Zum Kampfe getrieben, in die Ferne fort;
Bergebens sucht er Ruh' sich im Gefange,
Entfliehet rasch dem heimathlichen Port.
Ubi bene ibi patria!
Wo es gut ist, bleibt die Heimath ja!

Am besten ist's, wo gut es uns erget,
Wo redlich Streben keinen Spott erfährt,
Wo Lieb' und Freundschaft uns zur Seite siehet,
Im Lebenssturm durch Treue sich bewährt!
Ubi bene ibi patria!
Wo es gut ist, bleibt die Heimath ja!

So laßt mich fliehn das Land, das mich verkannte;
In fernem Meeren, heißer Zonen Gluth,
Die Heimath findet endlich der Verbannte,
Vertraut er nur dem Glück mit stolzem Muth!
Ubi bene ibi patria!
Wo es gut ist, bleibt die Heimath ja!

1843, August 14.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 34.

Sonnabend, den 26. August.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

3. Die Gemäldesammlung.

(Fortsetzung.)

Die neueren Gemälde, welche größtentheils die Zimmer der Großherzoglichen Schlösser in Oldenburg und Nastede zieren, belaufen sich, die zahlreichen Familienportraits ausgenommen, an circa 150 Stück. Unter den interessantesten dieser sind die Gemälde des genialen Tischbeins, besonders die fünfzig kleinen Bilder, bekannt unter dem Namen »Tischbeins Idyllen,« jetzt auf dem Schlosse in Nastede befindlich, in welchen des Künstlers ungemein reiche Phantasie und sinnige Beobachtung der verschiedensten Erscheinungen in der Natur sich am schönsten offenbart. Sie sind zum Theil von Goethe (G. Werke, Taschenausgabe 1840 bei Cotta, 31. Band) und sämmtlich von Hrn. von Rennenkampff in einer kleinen Schrift: »Wilhelm Tischbein, seine Bilder, seine Träume, seine Erinnerungen in dem Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg,« so ausführlich und schön erklärt und beschrieben, daß es hier hinlänglich ist, darauf hinzuweisen. Die höchst interessanten Erzählungen in der letzteren Schrift von den Veranlassungen zu einem Theile dieser Schöpfungen, nach des Künstlers eigenen Mittheilungen, zeugen eben so viel, wie die Bilder selbst, von Tischbein's seltenen Gaben und wahrer Künstlernatur. — Neben diesen Idyllen ist ein kleines Bild: »Eine Schaar

von lanzenbewaffneten Amazonen,« welche kühn und munter, ihre wilden Pferde zügelnd, von einer Felsenschlucht herauskommen und dem weiten Felde entgegenprengen, besonders zu nennen; so geistreich erfunden, als meisterhaft angeordnet, dürfte es in dieser Beziehung zu den interessantesten Erscheinungen in der neueren Kunst gehören, die Ausführung ist mangelhaft, doch, da es nur als eine Skizze zu betrachten ist, nimmt man daran weniger Anstoß. In den größeren Gemälden dagegen, tritt seine häufig incorrecte und oberflächliche Zeichnung störender hervor, wie dies namentlich der Fall ist in dem colossalen Bilde: »Allegorie von der Kraft des Mannes.« — Hier, ebenfalls nach sehr großem Maßstabe ausgeführte Darstellungen nach Homer: »Hektor's Abschied von seiner Gattin Andromache und seinem Kinde; Menelaus und Helena's Zusammenreffen nach Troja's Fall; Ulyx, der die Cassandra vom Altare fortzuschleppt und Ulysses Abschied von Nauplia,« so wie das Bild: »Achilles und Pentisilea,« verrathen zwar ein sorgfältigeres Studium des menschlichen Körpers, dagegen fällt in diesen das übertriebene Streben nach Hervorheben des Nackten, wie es in Tischbein's Jugendjahren allgemeine Mode war, unangenehm auf, indem die Gewänder der weiblichen Figuren knapp und wie von Masse dem Körper anklebend, erscheinen. So schön, wie übrigens auch diese Bilder gedacht sind, verschönt man sich, bei tieferer Betrachtung, auch leicht mit ihren Fehlern, die Anordnung ist durchweg vortrefflich, mehrere der Details sind wirklich schön und in dem Bilde »die Kraft des Mannes,« ist der landschaftliche Hintergrund so meisterhaft componirt, daß er allein als ein bedeutendes Kunstwerk zu betrachten ist.

Tischbein's Zeitgenosse, Philipp Hackert ist in einer großen Landschaft repräsentirt: »Ausicht nach fernem hohen Gebirge über einen Fluß, welcher im Vordergrunde einen Wasserfall bildet,« eine Tempelruine und eine große Aloe bezeichnen es als eine italienische Gegend. Es ist in diesem Bilde zu abthillich Alles zusammengeläuft, was nach den damaligen Theorien allein als malerisch schön anerkannt wurde, weshalb es zu sehr an die zu seiner Zeit beliebten Parkanlagen mit künstlichen Ruinen und Wasserfällen zc. erinnert; einige Details sind schön gemalt, dem Ganzen fehlt es aber an Character und Geist. — In ihrer Gesamtheit interessant, als Prospective der schönsten Gegenden Italiens, sind die zahlreichen Bilder des verstorbenen Hofmalers Ludwig Strack, unter welchen sich mehrere, namentlich die öfters wiederholte sicilianische Landschaft, mit den Tempelruinen von Agrigent, durch eine schöne duftige Ferne auszeichnen. Auch sind einige deutsche Gegenden von Oldenburg, Holstein und Birkenfeld von ihm dargestellt.

Zu derselben Kunstperiode gehören noch: »ein höchst zierlich ausgeführtes Pferdestück,« von Psorr, und von Mencke in Bremen folgende sechs Bilder: »Cosacken, die nach einem Scharmügel ausruhen, während andere ihrer Genossen zum Kampfe hinreiten; — ein Pferd und ein Löwe, welche sich in einer Wildniß begegnen; — eine Landschaft mit zwei Pferden und drei Landschaften mit Rehen.«

Unter den Arbeiten jetzt lebender Künstler sind folgende hervorzuheben: von Hardorf in Hamburg: »eine Landschaft; — von Haun in Berlin: »Partie vom Schlosse in Rastede und Ansicht der Klostersruine in Hude;« — von Hauschildt in Dresden zwei ausgezeichnete Architekturbilder: »der Dom zu Erfurt und Partie des Inneren vom Dome zu Orvieto; — vom Professor Jensen in Copenhagen: »Blumen und Fruchtstück; — von Lotze in München: »ein Tyroler Gebirgssee;« — von Messerer in Petersburg: »eine Waldpartie, eine Ansicht im Harzgebirge und eine Partie bei Hude;« — von Niemann in Dresden: »eine Mutter, welche ihr Kind streichen lehrt;« — von Nadt: »Landschaft;« — von Richter in Dresden: »Rebecca und Eleazar am Brunnen;« — von Ernst Willers, jetzt in Sicilien: »eine Waldpartie, — drei Tyrolerlandschaften, — Schweizerlandschaft, im Hintergrunde »die Jungfrau,« — zwei verschiedene Ansichten von Terracina, mit Ausicht über die pontinischen Sümpfe und das Meer gegen Monte Circello, — Dlevano, im Sabinergebirge, und eine Partie bei Civitella, ebendasselbst.«

Die Gypsabgüsse,

in dem Gemäldefaale mit aufgestellt, schaden einstweilen allerdings den Gemälden durch Reflexe und falsche Lichter

und ihre großen, weißen, leuchtenden Massen blenden das Auge. Es ist aber noch kein anderes Local für sie disponibel und bis das in Ausicht gestellte fertig sein wird, sind diese plastischen Werke den Gemälden zugesellt. Auf einem drittelhoch Fuß hohen Sockel in der Mitte und Länge des Saales, ist hier ein halbes Hundert Statuen und Büsten gruppiert.

Der hochselige Herzog, ergriffen von dem imposanten Anblick der plastischen Meisterwerke des classischen Alterthums, die Napoleons Siege in Paris vereinigt hatten, ließ von ihnen Abgüsse machen, eine Auswahl nach eigener Vorliebe, die bald nach Oldenburg gebracht, aus einem unglücklichen Raume in einen ungünstigeren flüchten mußten, vor den zerstörungssüchtigen Satelliten desselben Napoleons, die auch nach diesem nordwestlichen Winkel Deutschlands sich auf ihre Weise zurecht zu finden wußten.

Die Gruppe des Laokoön, der Torso aus dem Pallast Farnese, der Apoll aus dem vaticanischen Belvedere, die Venus der Medicäer aus Florenz, Antinous, Apollino, sind bekanntlich Schönheiten ersten Ranges und die pariser Abgüsse hier sehr wohl gerathene. Schöneres, Erhabeneres im Reich der Formen, hatte die Welt noch nicht gesehen, bis aus dem Siebel und den Metopen des Partenons in Athen die colossalen Statuen, durch Lord Elgin's goldbewaffnete Hand dem kunstsinrigen Theile des Menschengeschlechts zugeführt, ihm eine noch höhere Stufe antiker Kunstbildung aufdeckten, für die selbst die Phantasie eines Winkelmann noch arm war.

Der viel bewunderte borghesische Fechter, die übercolossale Pallas von Belletri, die reizende kleine Venus im Bade, das vielleicht noch reizendere, in Frankreich gefundene, aus vielen Trümmern zusammengelegte spielende Kind und manches Andere sind hier Künstlern und Kunstfreunden willkommenere Erscheinungen.

Auch hier hat der durchsichtige verehrte Sammler nicht bloß an sich, vielmehr vorzugsweise an den Nutzen und die Freude Anderer gedacht, denn von allen schönsten der hier vorhandenen Statuen, finden sich hier noch zweite Abgüsse ihrer Büsten, die dem Studium nachbildender Künstler und Liebhaber fast unentbehrlich sind; denn wie wäre ohne Rücksicht auf diese eine so beschränkte Sammlung durch solche Doubletten noch enger beschränkt und ihr so viel Anderes, Wünschenswertheres geopfert worden!

Außer diesen finden sich hier unter den Büsten die sämmtlichen der berühmten Statuen-Gruppe der Niobe in Florenz, des olympischen Jupiters, der colossalen Ariadne, der Medusa von Strozzi, einer schönen Bacchantin, der kleinen Isis vom Capitol, der Juno aus der Villa Ludovisi und Andere, alle dem einstigen Wanderer in Rom Sehnsucht erregende, erhebende, vertraute Gestalten, die aber auch dem nie auf classischer Erde Beglückten höhere Weihe der Kunst zu ertheilen vermögen, wenn er ihrer fähig ist.

Von den Portraits aus dem Alterthume ist auch hier, wie überhaupt, das des Kaisers Septimius Severus das schönste. Aus all den Götter- und Menschengestalten tritt überraschend ein stolzer Pferdekopff hervor, der von der Equesterstatur des Kaisers Marc Aurel auf dem Capitol in Rom, Jahrhunderte lang für die Schönheit seiner Darstellung berühmt, und neben ihm blickt hier wild der unscheinbare verstümmelte Pferdekopff der Elginmarbles aus Athen, Du betrachtest diesen genauer und wunderst nun jenen nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Catharina Schnur,

eine unverehelichte Bäuerin von 45 Jahren, aus dem Orte Bleiderdingen im Fürstenthume Wirkenfeld, hat in ihrer Jugend eine Menge Freier ausgeschlagen, lebt eingezogen bei ihrer Mutter, treibt ansehnlichen Feldbau und ist, im Verhältniß zu ihren armen Mitbürgern, reich.

Im Frühjahre sah ich diese Person zum ersten Mal, berichtet der Regierungs-Präsident, Staatsrath Fischer. Sie intercedirte wegen eines Zahlungsausstandes für einen Einwohner des Dorfes Hoppstädten. Sie sprach so einfach und verständlich, daß ich mich mit lebhafter Theilnahme ferner mit ihr unterhielt. Sie beklagte mit Wärme den Nothstand der Wirkenfelder, denen es im Augenblick unmöglich sei, ihre Abgaben zu bezahlen, bat mit Mühe, nicht um Erlass derselben, sondern um Aufschub bis in den October. Alle Nachbarn müßten freilich mehr als die Wirkenfelder bezahlen, allein dies Jahr sei gar zu böse u. s. w. — Ich war verwundert, daß eine Person, die in Allem einen nicht geringen Grad von Bildung verrieth, grade aus Bleiderdingen sei, das von allen Ortsschaften im Fürstenthum am wenigsten in dem Rufe ähnlicher Eigenschaften steht.

Ich erkundigte mich dort nach der Schnur. Mitleidig zuckte man die Achseln: »Sie ist verrückt; sie macht in ihrem Ackerbau die tollsten Streiche, hat eine Wiese total unweihen lassen, kauft Dünger für einen Thaler, den sie für 15 Kr. haben kann, hat schon über 1000 \mathcal{F} . an arme Leute gehängt, wo sie nie einen Groschen wiederbekommen wird, und statt eines tüchtigen Knechtes nimmt sie einen armseligen Mann mit seiner ganzen Familie in Dienst.« Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, forschte weiter und beschied sie eines Tages zum Orts-Pfarrer.

Mit größter Unbefangenheit erzählte sie mir, wie sie erst seit zwei Jahren sich dem Feldbau persönlich unterziehe, den vorher ein Schwager in Verwaltung gehabt, wie verkehrt sie den üblichen Feldbau im Dorfe finde und entwickelte mit tiefer Einsicht ihre neue Einrichtung, in der das verständigste System nicht zu verkennen war. Eine Wiese, berichtete sie, die nur elendes Gras getragen, habe sie zu einer Wässerungs-Wiese umarbeiten lassen, fünf

arme Leute, denen sie Geld vorgestreckt gehabt, damit beschäftigt, diese seien zum Verdienst, sie zu ihrem Gelde und zu einer Wiese von doppeltem Werth gekommen. Einige Leute seien den Juden Geld schuldig gewesen und ein solcher habe für ein Fuder Dünger 15 Kr. geboten, das habe sie nicht ansehen können und dem Armen das Fuder für den wahren Werth, für 1 \mathcal{F} abgekauft. Sie habe äußerte sie, geholfen so weit sie könne, das vorjährige Mißjahr habe ihr Einkommen gar sehr herabgesetzt, sie habe zu vorgehen gesucht, aber nichts bekommen können, sonst wäre sie nicht zu mir gekommen. Bettlern gäbe sie wenig, um so lieber fleißigen armen Leuten, denen mit einem Darlehn besser gedient sei, als mit einem Geschenk u. s. w. Allerdings hätte sie einen ledigen Knecht wohlfeiler haben können, aber der Mann, der mit seiner Familie bei ihr wohne, habe armuthshalber Jahre lang in einem Keller in einer Burggrube wohnen müssen und wäre in dem ungesunden Loche nothwendig mit den Seinigen zu Grunde gegangen.

Nach vielfältigen Erkundigungen und fortgesetzter eigener Beobachtung, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Person eine der seltenen Erscheinungen ist, wo selbst der niedere Stand und die mangelhafte Erziehung die Kraft eines ungewöhnlichen Geistes und sittlicher Stärke nicht zu überwältigen vermag. Ein religiöses Gefühl ist unverkennbar der Lichtpunkt einer höheren moralischen Erkenntniß, es ist nicht jene rohe Ansicht von dem Verdienst guter Werke, welche die Wohlthaten als ein bei Gott angelegtes Capital, das mehr als 5 pCt. Zinsen trägt, betrachtet. Der rohe Bauernstolz und die Hartherzigkeit, müssen freilich eine Person für verrückt halten, deren Handlungsweise von so unverständigen und gefühllosen Leuten nicht begriffen werden kann. Die armen Leute nennen sie nicht verrückt, sondern die kluge und mildthätige Jungfer Schnur.

Wie entfernt sie von aller Orlentation ist, beweiset allein schon ihr Jahre langes Wirken im Stillen, das erst jetzt, bei diesem ungewöhnlichen Nothstande, gelegentlich zur Sprache gekommen ist. Nicht von ihr, sondern von einem Kaufmann habe ich erfahren, daß Catharine Schnur nicht weniger als 2300 \mathcal{A} Reis, 2300 \mathcal{A} Hirse und 150 Scheffel Korn, im Betrage von beinahe 1400 \mathcal{A} . angekauft und 400 \mathcal{A} . aufgeliehen und damit eine große Anzahl Familien unterstützt und vor dem Nothheil, Wucherern in die Hände zu fallen, geschützt, und sich vor manchem Dpier dabei nicht gescheut hat.

Ihr, meine Mitbürger, was haltet ihr von dieser »seltenen Erscheinung?« Der Ruhm ist ihr Erbtheil nicht, sie wird einst in aller Stille bestattet werden und nur die Thränen unbekannter Menschen werden an ihrem Grabe fließen. Wer Talente hat, wichtig ist, neue Meinungen, etwa philosophische vorträgt, die drei, vier, ja wohl gar zehn



Jahre lang Geltung haben können, wer ein Modedichter ist und in schönen oder kurzweiligen Versen sich zum Helden einer unbedingten Oppositions-Partei zu machen weiß — dem können allerdings weder Lorbeer noch Palme entgegen, dem jauchzt und jubelt Alles nach, was laut spricht und drucken läßt und bekanntlich „öffentliche Meinung“ genannt wird, so lange bis — ein Neuer neue Modemeinungen, eine neue „öffentliche Meinung“ macht, was nie lang zu dauern pflegt. Die edle Gesinnung ist nicht Mode und findet selten einen Panegyriker, sucht ihn aber auch nicht. Zwischen Gesinnung und Meinung ist ein großer Unterschied, auch ihrem sittlichen Werthe nach; das kann ein Schulknabe wissen, und doch —

Eisenbahn-Verkehr.

Folgende Berechnung für die Woche vom 22.—28. Januar d. J. über 42 englische Eisenbahnen, 1494 Meilen lang, wird wahrscheinlich interessant gefunden werden: Zahl für Passagiere auf 42 Eisenbahnen: 52,035 Pf. St. 0 Sch. 6 P.; desgl. für Güter auf 36 Eisenbahnen: 19,490 Pf. St. 12 Sch. 2 P.; total: 71,525 Pf. St. 12 Sch. 9 P. Das ist im Durchschnitt 48 Pf. St. per Meile wöchentlich. Der Verkehr bringt daher gewiß jährlich 4½ Millionen und die Zahl der Passagiere wird sich auf 20 Millionen belaufen.

Globe.

Kunstaussstellung.

In London ist Sir Georg Hayter's großes Gemälde, das Unterhaus darstellend, zu sehen, 170 Fuß groß, die Bildnisse aller Mitglieder, das Portrait der Königin und verschiedene andere historische Figuren enthaltend. Mehr als 800 Portraits ausgezeichneter Männer des Tages stehen darauf. Es ist aufgestellt in der Egyptian Hall, Piccadilly; und der Eintritt kostet 1 Sch. (Illo L. News Aug. 12.)

Einzig in der Welt.

Das Glaciarium und der gefrorene See. Das künstliche Eis im Bazar in der Bäckerstraße in London, scheint selbst bei der Sommer-Temperatur immer mehr ausgezeichnete Zuschauer anzuziehen, um dem herrlichen Schlittschuhlauf auf dem gefrorenen See zuzusehen, mit dem schönen Panorama von Luzern,

welches am Abend erleuchtet und durch angenehme Musik belebt wird. Wirklich ein erquickender, angenehmer, kühler Zufluchtsort, den man für 1 Schilling besuchen kann. (Ebd.)

Berichtigung.

In dem Aufsätze über die Gemäldesammlung sind folgende Fehler bei der Correctur übersehen:

- N^o 24 1. Spalte vorletzte Zeile: (N^o 22) — gehört in der nächsten Zeile hinter: S. Antonius.
- N^o 24 3. Spalte 5. Zeile: (N^o 7) — gehört an der vorhergehenden Spalte 27. Zeile hinter: da Vinci.
- N^o 24 3. Spalte 42. Zeile: Franciabizi — L.: Franciabigio.
- 24 4. 5. und plastisch — L.: rund und plastisch.
- 25 3. 31. haben — L.: sehen.
- 26 1. 10. sie vorhanden — L.: sie sie vorhanden.
- 26 1. 17. Cherubine — L.: Cherubinen.
- 26 3. 30. es — fällt weg.
- 26 3. 45. küßendes — L.: küßendes.
- 29 1. 7. richtiger — L.: ruhiger.
- 29 3. 2. eines — L.: einer.
- 29 3. 6. seiner L.: seine.
- 30 2. 6. Mido's — L.: Midas.
- 31 1. 3. (102) — L.: (103.)
- 31 1. letzte Unterschriften — L.: Inschriften.
- 31 3. 48. Dichtung — L.: Richtung.
- 31 4. 43. Blies — L.: Blies.
- 32 1. vorletzte aber — L.: als.
- 32 2. 13. täppischer — L.: täppischer.
- 32 2. 17. Aehnlicher — L.: Aehnliche.
- 33 2. 15. am — L.: in.
- 33 4. 11. seiner — L.: einer.
- 33 4. 45. Snayders — L.: Snayers.
- 33 4. letzte jedes — L.: jeder.

Kirchennachricht.

Vom 18. bis 24. August sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 83) Johann Harms und Anna Elisabeth Bahrentamp.
2. Getauft: 226) Carl Johann Ludwig Paul. 227) Johann Jürgens. 228) Johann Gerhard Hübeler. 229) Diedrich Wilhelm August Theodor Westing. 230) vid. N^o 211 der Verdingen. 231) Eine uneheliche Tochter.
3. Beerdigt. 205) Johann Hinrich Weißbach 68 J. 8 M. 206) Elisabeth Maria Meyer 79 J. 4 M. 207) Johann Welaun 61 J. 11 M. 208) Conrad Diederich Horschmeier 31 J. 5 M. 209) Julius Anton August Carl Helm 21 J. 210) Gerhard Diederich Schelling 15 Tage. 211) Ein todgeborener Sohn des Zimmermann Johann Anton Weplau.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 27. August.

- Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Candidat Eckardt.
- Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Bödel.
- Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 35.

Sonnabend, den 2. September.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

4. Die Sammlung vaterländischer Alterthümer.

Wollte man die Sammlungen germanischer Alterthümer mit den Museen vergleichen, in welchen griechische und römische Denkmäler aufbewahrt werden, so würden solche Sammlungen vaterländischer Denkmäler längst vergangener Zeiten sehr im Schatten stehen. Der größte Theil der dem classischen Alterthume angehörigen Denkmäler hat den großen Vorzug, entweder durch die Schönheit der Formen den Kunstfreund zu fesseln, oder durch Inschriften oder bildliche Darstellungen dem Alterthumsforscher Belehrung zu gewähren. In beiden Beziehungen können unsere einheimischen Denkmäler und unsere Antiquitäten-Sammlungen keinen Vergleich mit griechischen oder römischen Alterthümern aushalten. Obgleich überdies die auf die einheimischen Alterthümer gerichteten Untersuchungen bisher noch eben keine unbestreitbare Resultate geliefert haben, würde es doch unverantwortlich sein, die Sammlung und Erhaltung derselben zu vernachlässigen, zumal die Zeit immer mehr diese Reste des Alterthums zerstört, die in der Erde verborgen durch Feuchtigkeit und andere nachtheilige Einwirkungen immer mehr leiden, vielmehr wird in den bisherigen Bestrebungen fortgeföhren, und die Hoffnung

nicht aufgegeben werden müssen, daß demnächst, wenn unsere Sammlungen vollständiger geworden sein werden, ein reicher Gewinn an wissenschaftlichen Resultaten nicht ausbleiben werde.

Noch in anderer Beziehung ist es aber auch ungerecht, unsere Alterthümer mit den griechischen und römischen zu vergleichen. Die letzteren sind nur Denkmäler aus dem Zeitalter einer sehr entwickelten oder gar höchsten Cultur; wir sehen in ihnen die Werke von Völkern, welche ihre höchste Blüthe schon erreicht hatten, während unsere Alterthumsgegenstände den Anfang der geselligen Bildung darstellen. Sollte aber eine solche Vergleichung gerecht sein, so müßten wir unsere Alterthümer mit denen vergleichen, welche den Urbewohnern Griechenlands und Italiens angehören. Von Alterthümern dieser Art ist aber, allenthalben die cyclopischen Mauern abgerechnet, schwerlich etwas bekannt. Selbst die Frage, ob nicht, wie fast in allen Theilen der Erde, so auch in Italien und Griechenland der Urzeit gehörige Waffen und Geräthe aufgefunden worden sind, ob die Archäologen unter den Griechen und Römern ihre Aufmerksamkeit solchen Ueberbleibseln aus der Vorzeit ihres Volkes überhaupt nicht zugewendet haben, und ob nicht ehemals von solchen Alterthumsgegenständen Sammlungen angelegt sind? die Frage dürfte wohl kaum noch beantwortet sein. So lange wir aber solche Sammlungen nicht kennen, ist jede Vergleichung so durchaus verschiedener Alterthumsgegenstände so irreführend als ungerecht. Unsere einheimischen Alterthümer auf der einen, und die griechischen und römischen Alterthümer auf der anderen Seite, bilden zwei von einander durchaus verschiedene Classen von Denkmälern und stellen zwei ganz

verschiedene Zeiträume in der geschichtlichen Entwicklung der Völker dar.

Diese Betrachtungen mögen es bei denen, die im Anschauen der Sammlungen vor Allem nur ihrem Schönheitsgenuss zu verschaffen suchen, entschuldigen, wenn hier der Gemäldesammlung, den Werken der plastischen Kunst des Alterthums auch die Sammlung der vaterländischen Alterthümer sich anschließt. Solche Sammlungen sind seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts schon viele angelegt, aber zum Theil sind sie wieder zerstreuet, zum Theil vielleicht verworfen oder vernichtet, weil man nicht den Werth darauf legte, den sie verdienen. Unsere Zeit hat auch hierin mehr geleistet als die Vergangenheit, und indem sie systematisch ordnete und zusammenstellte, was manchemal bloße Sammellust ohne Auswahl zusammengebracht hatte, hat sie der Gegenwart oder auch der Zukunft die wissenschaftliche Benutzung solcher Sammlungen erleichtert.

Von solchen großen, wissenschaftlich geordneten Sammlungen, erwähnen wir hier nur die Großherzogl. Mecklenburgische Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Mecklenburgs zu Ludwigslust, und der Sammlung der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, weil nach dem von ihnen zum Grunde gelegten und jetzt fast allgemein als richtig angenommenen System, auch die Großherzogl. Sammlung geordnet ist, wenn auch diese, erst beginnend, in Rücksicht der Größe sich mit keiner von beiden messen kann.

Die Großherzogl. Sammlung ist einstweilen in dem gewöhnlichen Audienzzimmer Sr. Königl. Hoheit in und auf zwei angemessen eingerichteten und mit Glashüren versehenen großen Schränken aufgestellt, so daß sie leicht übersehen werden kann.

Die Grundlage desselben bildet die des Pastor Oldenburg zu Wildeshausen, die er selbst in dem ersten Hefte der „Westphalia“ (Minden 1838) und später in der Schrift: „Wildeshausen und Oldenburg in alterthümlicher Hinsicht,“ von G. W. A. Oldenburg und F. P. C. Greverus (Oldenburg 1837), beschrieben hat. Da dieselbe sich lediglich auf solche Gegenstände beschränkt, welche im Amte Wildeshausen und der Umgegend in der Erde gefunden worden, so ist, als späterhin auch die Sammlungen des Regierungsraths Dr. Meyer in Minden acquirirt worden, und ein Theil der Sammlungen des Generalmajors Wardenburg durch Vermächtniß an Sr. K. Hoheit gekommen war, aus diesen das in der Erde Gefundene ausgesondert und vorzugsweise mit jener vereinigt, auch sind noch einige andere Gegenstände, welche einzeln in Besitz Sr. Königl. Hoheit gekommen waren, derselben hinzugefügt.

Bei der Anordnung der Sammlung ist der „Zeitfaßden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde“ (Kopenhagen 1837) zum Grunde gelegt, doch ist in eini-

gen Fällen, wo das dort aufgestellte System für unsere Gegenwart, für den Umfang der Sammlung oder für das zur Aufstellung derselben bestimmte Local nicht passend erschien, davon abgegangen. Die Sammlung ist nemlich noch zu neu, um alle Gegenstände enthalten zu können, welche jenes System als vorhanden annimmt, und wenn sie auch für die meisten Gegenstände Repräsentanten aufzuweisen hat, so sind diese doch noch zu wenig zahlreich, als daß man eigene Classen oder Unterabtheilungen davon bilden könnte. Manche, in andern Sammlungen vorhandenen Gegenstände fehlen hier noch ganz.

Die Hauptabtheilungen der Alterthümer sind nach den verschiedenen Zeitaltern, aus welchen sie herrühren und dem diesen eigenthümlichen Material nur drei: Steinfachen, Broncefachen und Eisengeräthe, denen aber noch einige Abtheilungen für andere Gegenstände, deren Alter sich nicht genau bestimmen läßt, hinzukommen:

I. Die Steinfachen sind namentlich aus dem Zeitalter, wo unseren Vorfahren der Gebrauch des Metalls noch nicht bekannt war oder sie sich solches noch nicht verschaffen konnten. Aus dieser Zeit finden sich:

1. Aerte, 26 Stück. Dies sind solche Instrumente von Stein, welche Schaftlöcher in dem hintersten oder dem der Schärfe entgegengesetzten Ende, also nahe bei der Bahn haben, welche entweder viereckig oder abgerundet ist. Man findet auch kreuzförmige Aerte, welche jedoch selten sind; in dieser Sammlung sind deren keine. Ueber den ehemaligen Gebrauch dieser Stein-Instrumente, so wie über den der Arthämmer, Hämmer und Keile, sind verschiedene Meinungen aufgestellt, deren keine noch hinlänglich bewiesen erscheint. Man hat sie für Waffen, für häusliche Geräte, für religiöse Symbole u. a. m. erklärt, und merkwürdig ist, daß man sie nie in Gräbern, sondern gewöhnlich nur zufällig findet. Zur Vergleichung ist auch ein nordamerikanischer Tomahawk in die Sammlung mit aufgenommen.

2. Arthämmer, 10 Stück. So hat man einige dünnere, feiner ausgearbeitete und in die Hammerform übergehende Aerte benannt, welche das Schaftloch gegen das der Schneide entgegengesetzte Ende hin haben. Sie werden in vielen Verschiedenheiten gefunden, mit einer vielseitigen Bahn, mit einer Ausbauchung statt der Bahn, bootförmig, so wie mit abwärts gebogener Schneide und einem Knopf statt der Bahn. Da sie eine Mittelclasse zwischen den Aerten und den Hämmern bilden, so ist es manchem schwer zu entscheiden, ob die Gegenstände zu den Aerten, den Arthämmern oder den Hämmern zu rechnen sind. Von ihrem Gebrauche gilt dasselbe, was bereits bei den Aerten angeführt ist.

3. Hämmer, 7 Stück. Diese haben das Schaftloch in oder nahe bei der Mitte; man findet sie mit ausgebauter Schneide und mit einer Bahn, oder an deren Stelle entweder mit einem runden, geradestehenden oder mit einem nach unten gezogenen Knopf; ferner keilförmig, mit Abfaz und runder oder flacher Bahn ohne Knopf;

mit niederwärts gebogener Schneide und Bahn, so wie endlich mit einer scharfen Schneide und abgerundeten Bahn. Man hat halbfertige Aerte und Hämmer gefunden, welche das Schafloch entweder gar nicht oder nur halb durchgehohrt haben; auch unsere Sammlung besitzt deren.

4. Ein Spitzhammer. Dieses eigenthümliche Instrument ist so benannt, weil es zwei Spitzen hat und zu keiner der oben benannten Classen gerechnet werden kann. Auch ist eine ähnliche Abbildung oder Beschreibung noch nicht aufgefunden.

5. Schleudersteine, 2 Stück. Sie haben entweder eine um die Mitte eingehauene Furche oder zwei kreuzweisgehende Furchen.

6. Keile, 78 Stück. Diese sind theils ohne Bahn, dünner gegen beide Enden hin, theils mit Bahn nach hinten zu, theils flach und dünn. Man findet diese drei Formen entweder bloß roh zugehauen, oder auch auf beiden breiten Seiten, oder auch auf allen Seiten geschliffen. Sie sind meistens von Feuerstein, doch giebt es auch andere verschieden geformte, die fast nie von Feuerstein sind, als runde, dicke und spige, einige durchbohrt mit einem kleinen runden Loche, an dem, der Schneide entgegengesetzten Ende, und andere mit einem Absatz in der Mitte, die bestimmt sind, bis dahin in's Holz eingesezt zu werden. Welchen Gebrauch unsere Vorfahren von diesen Keilen gemacht, ist, wie gesagt, noch nicht ausgemittelt, wenigstens nicht unbestreitbar. Das Volk nannte sie gemeinlich Donnerkeile. Unsere Sammlung besitzt deren von dem verschiedensten Gewichte (von 4 $\frac{1}{2}$ bis zu $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ herab) und von den verschiedensten Steinarten.

(Fortsetzung folgt.)

Sprachunterricht.

Wenn diese Blätter auch eben nicht die Tendenz einer Schulzeitung haben, so ist doch der genannte Gegenstand zu wichtig, als daß er nur in den Kreis von Schulmännern gehöre, er wird vielmehr dem ganzen Publikum zur Beherzigung empfohlen werden dürfen.

Herr Dr. K. S. G. Wagner, Geheimrer Hofrath und Professor zu Marburg*), sagt nämlich in seinem Vorworte zu der »Vereinfachten Englischen Sprachlehre von Dr. Melford, Braunschweig 1841, Vieweg,« unter Anderem:

»Es frägt sich, welcher unter den neueren Sprachen wohl der Vorzug gebühre, und mit welcher bei dem Unterrichte der Anfang zu machen sei? Fast scheint es, daß von Sprachkennern in dieser Hinsicht die Entscheidung nur zu Gunsten der Englischen ausfallen könne, theils weil der etymologische Theil der diese Sprache betreffenden Grammatik so äußerst einfach ist, theils aber auch, weil sich im

Englischen so viele Wörter befinden, die deutschen Ursprungs*) sind, wodurch die Erlernung jener Sprache so sehr erleichtert wird. Wer sich aber mit dem Englischen genauer bekannt gemacht hat, dem sind zugleich mehrere Wörter geläufig geworden, die einen Bestandtheil der französischen Sprache ausmachen, wodurch die Mühe, diese zu erlernen, um Vieles wieder vermindert wird. Hat ein so Gebildeter nun das Alter erreicht, in welchem über die von ihm zu betretende Laufbahn entschieden werden kann, und zeigen sich bei ihm die hinreichenden Fähigkeiten zum Studiren, so wird es ihm unter einer angemessenen Leitung gewiß äußerst leicht werden, bis zu seinem zwanzigsten Jahre auch in den alten Sprachen die gewünschten und erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, ja vielleicht leichter, als wenn er von seinem achten Jahre an, in welchem er für dieselben noch kein Interesse haben kann, mit ihrer Erlernung gemartert ist; die hingegen, welche sich veranlaßt sehen, eine andere Laufbahn zu betreten und sich irgendetwas einem andern Stande zu widmen, haben einen Schatz gesammelt, der ihnen in jeder Lage des Lebens von bedeutendem Nutzen sein kann.«

Zu der Vorrede zu seiner »Schulgrammatik der Englischen Sprache, Braunschweig 1843, Vieweg,« spricht der ehrwürdige Veteran sich also aus:

»Mit den neueren Sprachen, deren Kenntniß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge für jeden Stand so unerläßlich nothwendig ist, sollte der Gymnasial-Unterricht jetzt beginnen und unter diesen mit dem Englischen,« und wiederholt das schon vorhin Gesagte.

Daß bei dem Sprachunterrichte mit der französischen Sprache angefangen, oder auch nur auf diese Sprache größere Sorgfalt verwendet, das Kind also auf einmal in ein ihm ganz fremdes Element geführt werde, wohingegen das Englische, wegen der vorherrschenden Verwandtschaft der deutschen Nation mit der englischen, dasselbe weit mehr anspricht, als das Französische, — das will dem Einsender eben so vorkommen, als wollte der Oldenburger, wenn er nach Bremen will, seinen Weg über Dsnabrück nehmen.

Man hat bei der Erlernung der englischen Sprache die größte Schwierigkeit in der Aussprache bisher gefunden. Diese Schwierigkeit ist durch die herrlichen Hilfsmittel, die uns vorliegen, denen noch ein vereinfachtes nächstens wird hinzugefügt werden, fast gänzlich gehoben; ja, es darf behauptet werden, daß die Aussprache des Englischen dem Kinde, namentlich jungen Mädchen, weit leichter falle, als die des näselnden, schnarrenden Französischen.

Ist schon der Größe der englischen Nation, der bedeutenden Ausdehnung der Erdoberfläche, wo ihre Sprache geredet wird, und der Höhe wegen, auf welcher ihre Literatur jetzt steht (der Deutsche übersetzt weit mehr aus dem Englischen, als aus dem Französischen), die Erlernung der

*) Ein Mann, der sich auf mehr als sechzigjährige Erfahrung beruft.

*) Die namentlich dem Norddeutschen schon völlig bekannt.
A. v. Einsenders.

englischen Sprache für einen Jeden, der höherer Bildung hinaufstrebt, unumgänglich nothwendig, so sollte insbesondere der Oldenburger sich zum Studium derselben veranlaßt finden, wenn auch nur, um einmal die, nur 3mal 24 Stunden entfernte Weltstadt, mit Nutzen besuchen zu können.

Merkwürdiges Natur- Ereigniß.

In der Nähe von Blockzyl an der Ostküste der Zuydersee, innerhalb des Seebeiches nach Vollenhave hin, befindet sich ein durch die Ueberschwemmung von 1775 entstandener sogenannter Kolk, welcher keinen Abfluß hat, auch ist nicht bekannt, daß derselbe eine unterirdische Verbindung mit dem See habe. In diesem Kolk, welcher ungefähr 12 Meter tief ist, entstand am 14. April d. J. Mittags plötzlich eine heftige Bewegung, indem das Wasser während 7 bis 8 Minuten an verschiedenen Stellen bis zu 2 Meter höher stieg und mit Gewalt gegen die Ufer schlug. Als das Wasser wieder ruhig geworden war, bemerkte man, daß es seine frühere Klarheit verloren hatte, und daß eine Menge betäubter Fische seine Oberfläche bedeckte, so daß man sie mit Netzen aufgreifen konnte. Man fing auf diese Weise mehr als 2000 Pfund Aale. Da der fortwährend trübe Zustand des Wassers anzudeuten schien, daß die Bewegung im Innern des Kolks anhaltend sei, wurde 13 Tage nachher auf die Veranlassung des Gouverneurs eine Untersuchung angestellt, welche ergab, daß die größte Tiefe sich von 12 Meter auf 8½ Meter vermindert hatte, wobei der sonst harte Boden weich und schlammig befunden wurde. Auch damals noch waren Wasser und Ufer mit theils betäubten, theils todtten Fischen bedeckt.

Seit Mitte Juli hat nun wieder eine ähnliche Veränderung in allen Wassersammlungen in und um Blockzyl, besonders von der sogenannten Döfenweide am Hafen bis an das kleine Gieser'sche Meer Statt gefunden. Das Wasser wurde dunkelfarbig und trübe, todtte Fische kamen auf die Oberfläche, und der nachtheilige Einfluß des Wassers erstreckte sich sogar auf die Fische in den Fischkasten der Fischerschiffe, welche aus der See kamen. Am merkwürdigsten ist jedoch wohl, daß selbst einige Brunnen in der Gemeinde Blockzyl von diesem unerklärlichen Naturereigniß nicht frei geblieben sind; statt ihres früher klaren und frischen Wassers, geben sie jetzt nur ein bräunliches und trübes Raß. Ein Theil dieses Wassers ist einem Chemiker zur Analyse übergeben, und von diesem darf man wohl einiges Licht über eine so fremdartige Erscheinung erwarten. (Nederl. Staats-Cour.)

Concert - Anzeige.

Am Mittwoch den 6. Sept. beabsichtigt das hiesige Hautboisten-Corps, unter Direction des Herrn Musik-Directors Kössler, im Garten zum Ziegelhose ein Concert zu geben, worüber das Programm das Nähere bekannt machen wird.

Billets für einzelne Personen zu 18 Gr. und für Familien zu 1 Gulden holl., werden in der Schulze'schen Buchhandlung, beim Gastwirth Hrn. Biesell und bei der Fr. Wittve Mohrmann zu haben sein, auch wird, wenn die Witterung günstig ist, der Garten sich am Abend in einem freundlichen Lichte zeigen.

Der Anfang ist Nachmittags 4 Uhr.

Begrüßung

des

Bildhauers C. Steinhäuser

aus Rom*)

im litt. geselligen Verein in Oldenburg.

August 29. 1843.

Wer so, wie Du, im Steine weiß zu haufen,
Der loßt aus ihm gar wundersame Geister.
Des Stoffs und der Ideen sich'rem Meister,
Ihm machen Thon und Marmor keine Klauen.

Steinhäuser bauest Du mit Zauberhänden,
Worin die lieblichsten Gedanken wohnen.
Stets möge sich Dein Wirken reich belohnen,
Das schön empfunden glücklich zu vollenden.

Und läßt Dich Rom, wo Du den Schwung genommen
In's Ideal, einst wieder heimwärts kehren,
Dann wird Dein Vaterland in Dir sich ehren
Mit lautem Jufur: sei uns froh willkommen! L. St.

*) Gebürtig aus Bremen.

Kirchennachricht.

Vom 25. bis 31. August sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 84) Diedrich Anton Kloppenburg und Anna Friederike Georgine Müller.
2. Getauft: 232) Pauline Friederike Auguste Kampff. 233) Johanne Mathilde Bernhardine Josenfeld. 234) Wilhelmine Antoinette Schuppe.
3. Beerdigt: 212) Wilhelmine Rebecke Weinkauf.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 3. September.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hilfsprediger Barelmann.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Jbbeken aus Warsteh.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Ramsauer.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 36.

Sonnabend, den 9. September.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

4. Die Sammlung vaterländischer Alterthümer.

7. Meißel, 8 Stück, sind entweder Schmalmeißel, von denen einige hohl geschliffen sind, flache Hohlmeißel mit einer runden Oberfläche, oder Meißel mit Handgriffen, welche letztere nicht von Feuerstein sind. Unsere Sammlung enthält nur Schmalmeißel, doch ist es möglich, daß unter den Keilen einige sind, welche eher zu den Meißeln gehören, da der Uebergang leicht ist.

8. Messer und Lanzenspitzen, 4 Stück. Einige derselben sind ganz ohne Handgriff, andere mit unbestimmt flachem oder vierseitigem Handgriffe, der letztere mit Auszackungen an den Ranten, um die Verwickelung festzuhalten. Einige haben am oberen Ende eine breitere Basis, um die Befestigung an einem Holze zu erleichtern. Sie sind fast alle von Feuerstein und niemals geschliffen. Es giebt auch Feuersteingeräthschaften, welche einer spitzen Säge oder Raspel gleichen und Spitzen mit einer starken Bahn ohne Zacken. Beide sind selten und es sind deren in dieser Sammlung nicht vorhanden.

9. Halbmondförmige Geräthe aus Feuerstein, 1 Exemplar. Diese sind aus Feuerstein auf gleiche Weise, wie die Messer gehauen, einige nur auf der aus-

wärtigen Seite krumm und alsdann entweder ohne Zähne oder mit Zähnen allein auf der inwendigen Seite, oder mit Zähnen auf beiden Seiten; andere sowohl auf der auswendigen als inwendigen Seite krumm. Unser Exemplar ist von der letztern Art.

10. Feuersteinspäne und Pfeilspitzen, 15 Stück und 21 Stück. Diese Späne sind vielleicht auch als Messer gebraucht, vielleicht auch als Material, um daraus Messer, Pfeilspitzen u. d. gl. zu bilden. Einige amerikanische Pfeilspitzen, weit roher gearbeitet als die germanischen, sind zur Vergleichung der Sammlung beigelegt.

11. Spindelsteine, 13 Stück. Diese Reste des Alterthums kommen häufig vor, theils aus Steinarten geformt, theils aus Thon und andern Stoffen nachgebildet; sie sind hier zusammengefaßt und der Name Spindelsteine ist gewählt, weil nach der am meisten angenommenen Meinung man glaubt, daß sie als Wirbel an den Spindeln gedient haben. Sie werden nämlich hauptsächlich in Frauengräbern gefunden, indeß auch am Ufer der Flüsse und Seen und selbst am Meere, weshalb man auch glaubt, daß sie zur Beschwerung der Fischneze gedient haben.

12. Eine Kugel von Thon $\frac{1}{2}$ Pfund schwer, hat vielleicht als Schleuderstein gedient, sonst ist ihre Bestimmung nicht leicht zu ermitteln.

13. Eine Handmühle, kann auch einem späteren Zeitalter angehören, so wie

14. Ein Probierstein, der schon die Kenntniß der Metalle voraussetzt. Der gegenwärtige ist aus schwarzem Kieselsteine verfertigt, und eingerichtet, um hangend getragen zu werden, vermuthlich am Gürtel neben anderen Sachen. Wo auch die Spuren ergeben, daß Keile u. von

dieser Steinart zu demselben Zwecke benutzt worden, sind sie jedoch zu den Keilen z. gerechnet, weil diese Benutzung doch wahrscheinlich erst in späteren Zeiten geschehen ist, als man die zu andern Zwecken verfertigten Keile dazu brauchbar fand.

15. Schleifsteine, 5 Stück. Diese können zum Schleifen der steinernen Geräthe, wie der metallenen gedient haben, und daher ist schwer zu bestimmen, welchem Zeitalter sie angehören. Schleifsteine kommen nicht häufig vor.

(Fortsetzung folgt.)

M u s i k.

Der Sommer neigt sich seinem Ende zu, die Abende werden länger, und man denkt schon an die Freuden, welche der Herbst und Winter uns bringen soll. Im künftigen Monat wird unser Theater wieder eröffnet, und wie uns die Fama verkündet, werden wir im Laufe des Winters Gelegenheit haben, auch in der Musik manches Schöne zu hören, manches Talent zu bewundern. Obenan stellen wir das berühmte Quartett der Gebrüder Müller aus Braunschweig, welche hier zu kommen beabsichtigen. Daß die Theilnahme für diesen Hochgenuß demselben entsprechend sein werde, leidet keinen Zweifel. — Auch unsern lieben Landsmann Kemmers können wir eine freundliche Aufnahme zusichern. — Wenn Ernst nach Bremen kommen sollte, wie er es beabsichtigt, so wird er auch hier noch ein Concert veranstalten.

Unter Nössler's gediegener Leitung wird der Singverein ein Oratorium zur Aufführung bringen. Wie verlautet, hat der Herr Musikdirector Nössler eine große Concert-Ouverture componirt. Er würde die hiesigen Musikfreunde sich sehr verpflichten, wenn er diese uns hören ließe. Wir bitten sehr, bald nach dem großen Manövre unsern Wunsch zu erfüllen, an einer regen Theilnahme wird es nicht fehlen.

Unsere hiesigen Virtuosen sind sämmtlich wieder heimgekehrt. Einige mit Lorbeeren gekrönt, Andere haben weniger Ruhm geerntet. Hr. Hofcapellmeister Pott hatte für das Rostocker Musikfest ein »Kirchenconcert für die Violine« componirt und wollte solches dort vortragen, allein bei der ersten Probe hat es den Zuhörern sowohl, als dem Orchesterpersonal so mißfallen, daß es nicht zur Aufführung gekommen ist. Es ist doch auch ein ganz genialer Titel: Kirchenconcert für die Violine!

Hr. Dr. Marschner hat sich in Rostock als vortrefflicher Dirigent ausgezeichnet und sich die Achtung des ganzen Orchester- und Sängersonnals erworben. Von den andern Dirigenten wird in musikalischen Blättern Nichts erwähnt.

Unser Kammermusikus Grösse hat auf Föhr und Helgoland viel Glück gemacht. — Möge ihn das anspornen, daß er sein Instrument fleißiger studire und

dazu gediegene Compositionen für das Violoncell wähle! an Talent fehlt es ihm wahrhaftig nicht.

Es wird jetzt immer schwieriger für die reisenden Künstler, neben dem Ruhm auch noch einen gefüllten Säckel davon zu tragen, und das ist doch mit die Hauptsache; denn Lorbeerblätter geben doch nur wenigen Speisen Wohlgeschmack, aber garantirte Concerte von 500 bis 1000 Rthr., wie Paganini, Ligt z. z. sie erhielten, schmecken nicht übel. Doch damit will's nicht mehr. Die Bull, Ernst und Pott sind auch von ihren hohen Pferden bedeutend herunter gestiegen. Bull hat zu sehr billigen Preisen in Hamburg und Kopenhagen gezeitigt; Ernst kann es noch am Besten, doch nimmt er — wie Ligt ebenfalls — entweder einen Sänger oder Pianisten von bedeutendem Ruf à conto à meta. Zieht das Eine nicht, so zieht das Andere. Professor Pott ist auch viel billiger geworden und hat mit seiner Gemahlin in Dsterode für 8 gGr. Entree Concert gegeben. Woher kommt das?

Es thut's halt nimmermehr,
Die Zeiten werden schlechter,
Die Kassen werden leer —

und die reisenden Virtuosen vermehren sich alle Jahre hutzendweise.

Zur Würdigung der Verunglimpfung Oldenburgs,

von Seiten

des f. g. Professors und Lehrers der
französischen Sprache

Fries.

Vor etwa einem Jahre traf ein gewisser Fries, seines Berufes Französischer Sprachlehrer, aus Nürnberg gebürtig und seiner Angabe nach 11 Jahre in Paris gewesen, plötzlich aus der Schweiz hier ein, sei es nun auf Veranlassung eines hiesigen Freundes oder freiwillig, um sich um eine Lehrerstelle am Gymnasium oder an der neu zu errichtenden höheren Bürgerschule zu bewerben. Durch Ankündigungen von Vorlesungen über französische Sprache und Literatur, die er nachher auch wirklich eröffnete, ohne sich großen Zuspruchs zu erfreuen, und durch Anerbietungen zum Privat-Unterricht, machte er sich bald eben so sehr, als durch seine überall, wo er nur ein geduldiges Ohr dafür finden konnte, laut gepredigten neu-französischen etwas radicalen Oppositionsgeist und den heftigsten Anti-Royalismus athmenden Grundsätze, auf eine Weise bemerklich, welche den ziemlich allgemeinen Wunsch rege machen mußte, einen so unbequemen Schwäger bald möglichst wieder los zu werden, jedenfalls aber dessen Aufenthalt nicht durch eine feste Anstellung zu perpetuiren. Seine heftigen, nach Art der modernen Jugend jeder Begründung vielfach entbehren-

den Invectiven gegen Zustände und Personen, deren Schwächen oder Dummheiten er schonungslos zum Gegenstande seiner Unterhaltung in den Unterrichtsstunden und zum Amüsement seiner Schüler zu benutzen sich nicht entblödete, konnten ihm keine großen Sympathien hier verschaffen und ließen es wenig bedauern, als er eines schönen Tages unter heftigen Schmähreden und Drohungen dem gasstlichen Oldenburg Lebewohl sagte, wozu die Mehrzahl der mit ihm in Verührung gekommenen Einwohner nur bon voyage pour jamais wünschte. Seine Drohungen hat er jetzt in einem an den hiesigen Stadt-Magistrat gerichteten Schreiben verwirklicht, dessen Inhalt der Anwendung der in den Artikeln 314 und 316 unter N^o II. unsers Strafgesetzbuchs enthaltenen Bestimmungen über Majestäts-Beleidigung, folgerweise einer Verurtheilung zur öffentlichen Abbitte vor Gericht (nicht vor dem Bilde des Regenten, wie das hier fast wörtlich recipirte, aber in diesem Punkte bei uns abgeänderte bayerische Strafgesetzbuch vorschreibt) und zu einer ein- bis vierjährigen geschärften Arbeitshaus-Strafe rechtfertigen würde, wenn der Scribent auf deutschem Bundesgebiete zu betreffen wäre und nicht zu denen gehörte, welche die Schweizer Regierungen durch Mißbrauch des Asyl-Rechts zu compromittiren bemüht sind. — Dieser ohnmächtige Versuch einer lächerlichen Rache würde auf sich beruhen können und hier keine Widerlegung gefunden haben, wenn wir es nicht angemessen erachten würden, den etwaigen gleichfalls angedrohten Verurtheilten *) jenes mit un-deutschen Gesinnungen erfüllten, und weil er in seinen Hoffnungen getäuscht, mit den deutschen Zuständen höchst unzufriedenen Herrn, zum Voraus durch diese einfache und auf Notorietät beruhende Darstellung zu begegnen.

Oldenburg 1843. Sept 4.

W. K.

N ü g e.

Die N^o 34 d. Bl. enthält in der Fortsetzung: eine kritische Beschreibung der »Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg;« die Form der Darstellung will eine erzählende, kritische sein, die gestellte Aufgabe — unparteiische Beleuchtung.

Untersuchen wir näher, ob namentlich in letzterer Beziehung eine strenge Unparteilichkeit vorgewaltet, so möchte sich Einem der Glaube aufdringen, daß solches wohl nicht immer der Fall gewesen.

Vom Kritiker verlange ich außer Unparteilichkeit Sach- und Fachkenntniß, wo diese mangeln, kann keine reine Beurtheilung Statt haben. Hat aber gedachter Be-

*) Eine der neuesten Nummern der Cöllner Zeitung, die uns nicht zu Gesicht gekommen ist, soll ein derartiges Pamphlet enthalten, dessen Berichtigung die Unparteilichkeit des geehrten Red. jenes Blattes, durch Aufnahme des vorliegenden Artikels, nicht wird verweigern dürfen.

richterlatter diese Eigenschaften? Derselbe gedenkt am Schlusse seines Aufsatzes, und wie man sieht, höchst beiläufig und oberflächlich, einiger Landschaften unseres Ernst Willers; führt Schweizer (!) Landschaften (Jungfrau) von demselben an, obgleich Ernst Willers nie in der Schweiz war und mithin auch keine Schweizer Landschaften malen konnte. Verdienen aber die betreffenden Kunstproducte unseres Landsmanns keine speciellere Beleuchtung? Ich denke ja, und zwar schon deshalb, weil dieses vaterländische Blatt dem landsmännischen Laien zu zeigen berufen ist, was er in Ernst Willers hochachten und bewundern muß.

Einsender dieses ist eben so wenig Künstler als Kunstkennner, aber das weiß er, daß Ernst Willers sich einen Namen erworben, der weiter hinaus klingt, als über die Grenzen unseres Stadt-Weichbildes.

Daher fühlte sich derselbe als Oldenburger, als Landsmann seines berühmten Landsmanns, höchst unangenehm berührt, als er in jenen paar Zeilen kürzlich dieses Künstlers gedacht sah.

Möge bei uns die Zeit fern sein, wo dem wahren Künstler der Name »Oldenburger« in seinem Rufbuch that. —

Ernst Willers gehört nicht mehr Oldenburg, er gehört Europa an. *)

Von diesem Standpunkt aus kritisiert seine Leistungen und bleibt gerecht!

B i t t e.

Die N^o 69 der »Neuen Blätter für Stadt und Land,« theilt in ihrer »kleinen Chronik« eine »Nachricht aus Ferverland« mit, und fügt die Anmerkung bei: »eine Beschreibung der Sängers-Zusammenkunft in Giddens ist zufällig zu spät an die Red. gekommen und jetzt nicht mehr zur Aufnahme geeignet.« Da aber die Beschreibung einer Sängers-Zusammenkunft keine Zeitungsnachricht ist und eine Chronik keine Zeitung, so sehen wir nicht wohl ein, wie eine solche Beschreibung habe zu spät kommen können, und ersuchen daher den uns unbekanntem Einsender jener Beschreibung, solche in den »Mittheilungen aus Oldenburg« oder auf andere Weise zu veröffentlichen.

Mehrere Severaner.

*) In dem Berichte über die Kunstausstellung in Rom, im Juni d. J. (in der Beilage zu N^o 185 der Augob. Allg. Zeit.) heißt es: »Willers schöne Compositionen im Character des Sabingergebirges, verdient den bedeutendsten Leistungen der neuern Landschaftsmalerei beigezählt zu werden. Sie zeugt von einem tiefen ernsten Studium der Natur und einem lebendigen Sinn für das Bedeutende, dem in der Ausführung des Einzelnen eine gleiche Sorgfalt zur Seite steht.«

Correspondenz.

(Durch Zufall verspätet.)

Oldenburg, Aug. 30. 1843.

Der gestrige Nachmittag bot uns einen hier neuen Anblick dar und gewährte eine mehrstündige, angenehme und erhebende Unterhaltung.

Der Turnlehrer Hr. Mendelssohn aus Jever hatte zum Beschluß seiner hier gehaltenen Turnunterrichts-Probe, seine Turnschüler, die sämmtlichen Gymnastiken und einen Theil der Schuljugend aus der Stadtschule, zum Abturnen versammelt und zur Beurtheilung seiner Leistungen durch den kurzen dreiwöchigen Unterricht, die Mitglieder des Consistorii und des Magistrats, die Lehrer des Gymnasii und mehrere andere Honoratioren eingeladen. Außerdem hatten sich trotz des regnerischen Wetters zahlreiche Zuschauer eingefunden. Als ich den Turnplatz betrat, waren bereits viele gymnastischen Uebungen vorgenommen und das Turnen war im vollen Gange, doch hatte ich noch Gelegenheit genug, mich von den außerordentlichen Leistungen des Hrn. Mendelssohn vollkommen zu überzeugen. Der heitere Aufschwung und lebendige Eifer der munteren Jugend, so wie die unter denselben sichtbare musterhafte Disciplin, versetzt den Zuschauer zugleich in Freude und Bewunderung. Ueberall hörte man daher dem Hrn. Mendelssohn ungeheuchelte Anerkennung und ernstlich gemeintes Lob spenden, und hier und da vernahm man den Wunsch, daß er recht bald bei den hiesigen Schulanstalten angestellt werden möge. Doch auch den Vorturnern, ausgewählten Schülern der ersten drei Classen des Gymnasii, gebührt das Lob, daß sie dem Hrn. Mendelssohn mit unermüdetem Eifer zur Hand gingen und die mindergeübten — ein großer Theil derselben hatte nur dreimal bei Hrn. Mendelssohn Turnunterricht gehabt — so leiteten, daß Alles in der größten Ruhe und schönsten Ordnung von Statten ging.

Hoffentlich wird ein mehr als ich kompetenter Beurtheiler die Leistungen des Hrn. Mendelssohn genauer und heller beleuchten, und so die Vortheile darstellen, welche unserer Jugend durch seine Anstellung als Turnlehrer zu Theil werden würden.

Anekdote von Decandolle.

Als La Place eines Tages bei Mr. Cretet, damaligen Minister des Innern, war, drückte er sein Bedauern darüber aus, daß Decandolle, die Pflanze der französischen Botanik, als Professor nach Montpellier gesandt werde, da es die Absicht des Instituts sei, ihn zu seinem Mitgliede zu ernennen. „Euer Institut! Euer In-

stitut!“ rief der Minister aus, „ich wünschte oft, daß ich eine Kanonenkugel unter Euch senden und die Mitglieder über ganz Frankreich zerstreuen könnte. Ist es nicht beklagenswerth, alles Licht in Paris concentrirt und die Provinzen in der äußersten Unwissenheit zu sehen.“

(Globe.)

Andenken

an den Herrn

Landgerichts-Anwalt Schmedes.

Metrum: Aequum memento rebus in arduis —

Am Rand des Grabes weilt die Betrachtung gern,
Wo jüngst dem Ebeln folgte der Freunde Kreis,
Wo wohlverdiente Bürgerkrone
Schmückt des Viedern Todtenurne.

Für Dich, o Schmedes, tönet mein Grabgesang,
Der Themis Priester warst Du aus Herzensgrund,
Bedrängter Menschheit Friedensengel,
Trostender Schutzgeist im Mißgeschick.

Der Eintracht Blüten schmückten den Hausaltar,
Gerechter Vater warst Du den Kindern stets,
Sie trauern, stille Jähren trocknend,
Dort an dem düstern Sarkophage.

Anakreonisch warst Du im Freundschaftsbund,
Des Frohsinns Rosen schmückten den Goldpokal,
Doch ach! der ernste Todesengel
Führte Dich fort in ein himmlisch Eden.

Ihr Freunde alle, denen er theuer war,
Zurückgeblieben, denen das Leben lacht,
D segnet ihn beim Goldpokale:
„Ewiger Frieden des Edlen Asche!“

Neuenburg.

Kirchennachricht.

Vom 1. bis 7. September sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: 85) Johann Gerhard Eduard Poppanken und Anna Elise Wilhelmine Schulze. 86) Herr Regierungs-Secretair Carl Franz Nikolaus Buchholz und Jungfrau Friederike Catharine Elisabeth Stalling.
2. Getauft: 235) Anna Deltjen. 236) Carl Herrmann Bernhard Röye. 237) Georg August Gropp und 238) Johann Heinrich Gropp, Zwillinge. 239) Adolph Christian Friedrich Halle.
3. Beerdigt: 213) Anna Deltjen 7 Tage. 214) Wilhelm Gottlob Bernhard Behrens* 1 J. 215) Anna Caroline Regine Meyer 15 J. 4 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 3. September.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hilfsprediger Barelmann.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Rinßen aus Cleverns.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 37.

Sonnabend, den 16. September.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

4. Die Sammlung vaterländischer Alterthümer.

16. Sonstiges Geräthe oder Gebilde von Stein und Thon, dessen Gebrauch unbekannt. Unter dieser Rubrik sind 15 verschiedene Gegenstände zusammengestellt, die in keiner andern Rubrik Platz fanden und welche auch wohl nur zum Theil dem sogenannten Stein-Zeitalter angehören mögen. Besonders merkwürdig scheint unter denselben eine plattgedrückte Kugel von halbgelbem Ton, schwärzlicher Farbe und mit einer Doffnung in der Mitte, auch zwei eingedrückte Zeichen. Sie ist bei der Lambertikirche in der Erde gefunden; ähnliche fand man in Schlessen und vermuthet, daß sie als Gewichtsteine gedient haben.

Dann sind vier kleine Pfeifenköpfe auffallend, wie sie nicht allein in verschiedenen Gegenden in allen Gräbern, sondern auch in den Mauern alter, vor Amerika's Entdeckung erbauten Gebäuden, gefunden worden, und darauf hindeuten, daß unsere Vorfahren, wenn nicht Tabak, doch irgend ein ähnliches Kraut geraucht haben.

Als Uebergang von der Steinperiode zur Bronzeperiode sind noch aufgeführt:

17. Die Urnen und anderen Grabgefäße,

denn der Mangel an dem erforderlichen Raum gestattet nicht, sie nach den Thonarten, Formen und Verzierungen zu sondern, wonach es sich bestimmen läßt, welchem Volksstamme und welchem Zeitalter sie angehören. In allen drei Perioden findet sich nämlich Leichenbrand. In der ältesten Periode der Hütnengräber finden sich in den Steinhäusern und in vielen Nischenbetten die Leichen unverbrannt beigelegt, doch kommt auch in vielen Nischenbetten schon Leichenbrand vor. Der Leichenbrand muß also in der zweiten Hälfte der Steinperiode eingeführt sein. In der Bronzeperiode ist der Leichenbrand allgemein, mit einzelnen, sehr seltenen Ausnahmen; eben so in der Eisenperiode, aus welcher sich einzelne, noch wohl erhaltene Gerippe mit Silberschmuck finden, wahrscheinlich aus der Zeit der Einführung des Christenthums, als das Verbrennen der Todten schon verboten war. Jede dieser Perioden hat nun Eigenümlichkeiten im Stoff, der Form und der Verzierung ihrer Urnen, und danach sollte man auch dieselben einteilen, aber dazu müßte man einen größeren Raum haben, als jetzt der ganzen Sammlung gestattet werden kann. Jetzt kann nur im Allgemeinen angedeutet werden, daß sie sämmtlich, 153 Stück, aus gebranntem Thon und von den verschiedensten Thonarten und Formen, jedoch meistens sehr einfach und ohne besondere Verzierungen verfertigt sind. Nur ein metallenes Grabgefäß findet sich vor, beschrieben von Oldenburg und Greverus a. a. D. S. 31.

II. Die Bronzesachen oder alle Geräthe von Kupfer und den verschiedenen, aus einem Gemisch von Kupfer und anderen Metallen bestehenden Zusammensetzungen, röhren aus einem Zeitalter her, wo in unsern Ge-

genden der Gebrauch des Eisens noch nicht bekannt war, man jedoch schon von der Unzulänglichkeit der Steingeräthe überzeugt, solche durch metallene zu ersetzen suchte. Wir sind aber noch zu wenig mit der Lebensweise in jener Zeit und den dadurch herbeigeführten Bedürfnissen bekannt, als daß wir von den mancherlei Denkmälern, die aus derselben bis auf uns gekommen sind, den Gebrauch mit Bestimmtheit angeben könnten. Es scheint daher auch sehr gewagt, wenn in dem »Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde« Geräthe, die sehr gut als Schmucksachen dienen konnten, und nach den neuesten Entdeckungen auch so gedient haben*), als gottesdienstliche Geräthe oder religiöse Symbole bezeichnet werden, denn es läßt sich schwerlich voraussetzen, daß bei einem Volke, welches auf dieser Stufe des Bildungsstand, ein Gottesdienst angeordnet war, welcher den Gebrauch besonderer Geräthe voraussetzt. Noch weniger darf man von einem so rohen Volke Symbolisirungen erwarten, welche zum Schaffen solcher, für damalige Zeit gewiß kostbaren Gegenstände, hinleiten konnten. Es dachte wohl nur darauf, seine ersten Bedürfnisse zu befriedigen, und das waren wohl Waffen, welche zugleich für die Jagd dienen konnten, und Geräthe für ihr beschränktes Hauswesen. Dann aber auch dachten sie daran, sich zu schmücken, wie wir das noch bei den Naturvölkern finden, die wir Wilde nennen. Bei unserer Unbekanntschaft mit der Art, wie sie ihre Kriege führten und wie ihr Hauswesen gestaltet war, ist es schwer, den Gebrauch eines uns unbekanntes Geräthes zu bestimmen**), und so ist es leicht möglich, daß wie bei den Geräthen aus Stein, auch bei denen aus Metall manche Gegenstände für Waffen gehalten werden, welche eine ganz friedliche Bestimmung hatten.

Dahin gehören besonders die Geräthe, in welchen man die Waffen der Germanen hat erkennen wollen, welche Tacitus (Germania 6.) unter dem Namen *framaea* beschreibt. Nach dem oben angeführten »Leitfaden« theilt man sie in Celte und Paalstäbe ab.

1 Celte sind ziemlich kleine bröclicne Geräthe, nach der Schneide hin breiter werdend und so eingerichtet, daß ein Schaft hineingesetzt wurde, die meisten haben oben an der einen Seite ein kleines Loch, welches jedoch oft beschädigt gefunden wird. Man hat Leberkeibsel von dem hölzernen Schaft im Innern der Deffnung bemerkt, auch hat man einen einzelnen aber bedeutend größeren Celt von Eisen gefunden. Sie sind fast in allen Europäischen Län-

*) Kruse *Necrolivonica* oder *Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands* bis zur Einführung der christl. Religion. Dorpat 1842.

**) In Deutschland wenigstens ist es noch nicht gelungen, vollständig erhaltene Skelette mit ihren Waffen und ihrem Schmucke zu finden, wie unser Landsmann, der Staatsrath Kruse in Liv-, Esth- und Curland mehrere entdeckt hat; aber diese Leichen waren noch aus einer viel neueren Zeit, als die ist, aus welcher unsere germanischen Alterthümer stammen.

bern, z. B. in England, Frankreich, namentlich bei Lyon, in Flandern und in Skandinavien, wie in Deutschland vorgekommen und zwar nicht selten, doch werden sie mit Grund der ältern Zeit zugeschrieben wo dies Metall noch seltener war. Sie sind immer gegossen, denn in diesem Culturzustande verstand man nur den Guß der Metalle, nicht das Schmieden, welches erst in der Eisenperiode hervortritt. In England hat man angenommen, daß sie von celtischen Nationen herrührten und daher ihnen den Namen gegeben, welcher, obgleich jene Annahme noch unerwiesen, doch beibehalten worden ist. In England, Deutschland und Skandinavien findet man die Deffnung zur Aufnahme des Schafts gewöhnlich rund, in Flandern und südlicher viereckig. Unsere Sammlung besitzt 4 Celts von $\frac{1}{2}$ bis 1 Pfund schwer, keiner derselben ist in einem Grabe gefunden.

2. Paalstäbe. Diese hat die Königliche Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen zuerst so genannt, um sie von den so eben beschriebenen Celten zu unterscheiden. Die Benennung kommt von dem dänischen *pall*, Spaten, Hacke, und ist auch von anderen angenommen worden. Dies sind größere und schwerere Werkzeuge, gleichfalls aus Bronze gegossen, wie ein an der Schneide erweitertes Stemmeisen geformt, und eingerichtet, in einen gespaltenen Schaft eingesetzt zu werden, so daß dieser um dieselben befestigt werden konnte. Auch diese, welche in einer etwas späteren Zeit an die Stelle der Celte getreten zu sein scheinen, hat man fast in allen Ländern Europa's gefunden, in Herculanium wie in Skandinavien, in Flandern wie durch ganz Deutschland, ja Kruse beschreibt sogar einen und bildet ihn freilich in einer etwas ungewöhnlichen Form ab (a. a. D. Taf. 9), der bei Usheraden in Livland gefunden worden ist. Man hat dieses Geräth bald als Waffe »Schildebrecher« benannt, bald für eine Art von Baummeißel gehalten, bald noch andere Anwendung ihm zugeschrieben. Eine größere Art ist von Eisen, wird noch auf Island als Hacke oder Brechstange gebraucht, und dort Paalstab genannt. In unserer Sammlung befinden sich 4 Paalstäbe von $\frac{1}{2}$ bis 1 Pfund schwere, von denen 2 in Gräbern gefunden sind.

3. Speerspitzen, 3 Stück. Diese wurden in den Schaft gesetzt und mit Nietnägeln befestigt, welche an beiden Seiten Knöpfe hatten. Man hat eine solche Spitze gefunden, woran noch Stücke von festem, zähen Holze vorhanden waren, den vollständigen Schaft aber hat man niemals gefunden, sondern nur zuweilen den Schaftknopf aus dessen Abstand von der Lage der Spitze man die Länge des Schafts abnehmen konnte.

4. Schwerdter aus Bronze sind die ältesten. Die Handgriffe sind von verschiedener Art; als die ältesten aber sieht man die von Bronze an, worin die Klinge nur mit zwei Nieten befestigt ist, später wurden die Niete in einem Halbkreise angebracht, wie bei den Speeren. Zu-

weilen bestand der Handgriff aus Holz, Knochen oder Hirschhorn, und wird dann fast immer vom Zahn der Zeit verzehrt gefunden, so daß meistens die Griffzunge woran er angebracht war, allein erhalten ist. In den Bronceschwerttern befindet sich keine Parierstange. Unsere Sammlung besitzt nur ein Schwert ohne Griff, $\frac{3}{4}$ Ellen lang, welches auf einer Uene im Döllinger Holze gefunden ist.

5. Lanzenspitzen, 2 Stück. Sie sind beide im Moor gefunden, 5 Zoll lang und mit einer Doffnung versehen, um den Schaft aufzunehmen, den man jedoch noch niemals gefunden hat.

Gegen die „Nüge“ in N^o 36 dieser Blätter.

N^o 36 der Mittheilungen enthält unter der Ueberschrift »Nüge,« einen gegen »die Beschreibung der Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen« gerichteten Aufsatz, welcher selbst wieder eine ernstliche Zurechtweisung verdient. Die Nüge nimmt sich lebhaft des Landschaftsmalers Willers an und behauptet, der Verfasser dieser Beschreibung sei gegen ihn, den er nur sehr beiläufig und oberflächlich abgefertigt habe, nicht gerecht gewesen, sie fordert vom Kritiker »Sach- und Fachkenntnis,« setzt hinzu »wo diese mangeln, könne keine reine Beurtheilung Statt haben« und vermißt am Berichterstatter diese Eigenschaften. Damit befindet der Nügende sich in einem erweislichen Irrthum, aus welchem arges Unrecht hervorgeht. Wer den Verfasser jener Beschreibungen kennt — und ich meine doch, er sei hier sehr gut und von der vortheilhaftesten Seite gekannt — der weiß auch, wie durchaus gerecht, wohlwollend und verständig seine Gesinnung, der weiß auch, wie er ein sehr tüchtiger Kenner seines Fachs ist. Glaubt der Nügende daran zweifeln zu dürfen, weil eine Tyroler Gegend für eine Schweizer Landschaft gehalten worden ist? — Er weiß wohl nicht, daß die Scenen des Hochgebirges Aehnlichkeiten mit einander haben können und es sehr nahe liegt, ein Tyroler Felsenhorn für ein Schweizer Berggipfel zu nehmen? Thut es dem Genuß des Beschauers Eintrag oder schadet es dem Ruf des Künstlers, wenn eine Berglandschaft »Jungfrau« anstatt »Watzmann« genannt wird? — Wo ist da ein Unrecht?

Daß der Verfasser kein Kunstkenner ist, braucht er gar nicht erst zu sagen. Seine Aeußerung über die Landschaften des Malers Willers beweiset hinreichend, daß er wenig davon versteht. Denn, wenn er verlangt, daß von demselben mehr hätte gesagt und ein nach seiner Meinung verdient entschiedenes Lob ausgesprochen werden sollen, so ist hierauf zu erwiedern, daß dazu gar keine Veranlassung vorlag. Willers hat sich zu einem tüchtigen und verstan-

digen Landschaftler herausgearbeitet; aber die meisten der Bilder, welche wir hier von ihm besitzen, stammen aus der Periode her, wo er sich noch aus Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten mühsam loszureingen hatte, sind noch weit von dem entfernt, was eine gute Landschaft genannt zu werden verdient. Alle enthalten Andeutungen von einem achtungswerthen Talent, mehr ist aber auch nicht darin; an Poesie der Auffassung und Genialität der Ausführung dürfen sie keinen Anspruch machen. Was soll man nun über solche Bilder viel reden? Das Lob, welches unserm Willers in der allgemeinen Zeitung ertheilt wird, ist denn doch noch keine entscheidende Autorität. Aber mag es auch ein verdientes sein, so sagt es doch nicht mehr, als daß seine Compositionen im Charakter des Sabinergebirges den bedeutendsten Leistungen der neuern Landschaftsmalerei beigezählt zu werden verdienen. Der bedeutenden Landschaftsmaler giebt es aber heut zu Tage wahrlich eine sehr große Menge. Wenn Willers anfängt, zu ihnen zu gehören, so ist das noch keine eminente Auszeichnung und kein Grund zu der Exclamation: »Ernst Willers gehört nicht mehr Oldenburg, er gehört Europa an!« — Ja, insofern Oldenburg doch auch in Europa liegt und Willers kein Afrikaner noch Asiate ist. Soll es mehr bedeuten, so gilt davon wohl der Spruch: Wer zuviel beweisen will, der beweiset nichts. Der Einsender ist kein Kunstkenner, wie er sagt, aber »das weiß er, daß Ernst Willers sich einen Namen erworben, der weiter hinausklingt als über die Grenzen unsers Stadt-Weichbildes.« Nun, da weiß er auch was Rechtens. — Wüßte er Etwas mehr, hätte er namentlich einige Kunde vom Zustande der Landschaftsmalerei und von den Massen guter und vortrefflicher Landschaften, die jährlich nur auf den deutschen Kunstausstellungen vorkommen, so würde er wohl den Mund nicht so voll genommen haben. Dem Maler Willers selbst mögte mit einer höchst überflüssigen und ungeschickten Verschönerung dieser Art wenig gedient sein. Und ganz gewiß ist er zu größerem und besser begründeten Dank gegen den angezeichneten Beschreiber der Kunstausstellungen verpflichtet, welcher manche seiner Bilder aus dem Versteck der Aufbewahrungsorte, wo sie schon halb vergessen standen, hervorgefucht, welcher seine neueren Producte auf den Kunstausstellungen zur Anschauung des Publikums gebracht, und, so viel er vermochte, thätig dahin gewirkt hat, daß sein neuestes Bild hier angekauft worden ist. Das ist redliches, unparteiisches, wohlwollendes Verfahren, von Seiten eines Mannes, der Sach- und Fachkenntnis in vollem Maaße besitzt, und ist weit mehr werth, als die leere Lobhudelei der Nüge, welche kritisiert und zur Begründung hiezu sehr naiv versichert, daß sie keine Kunstkenntnis habe, also nichts von den Sachen versteht, über deren Werth sie doch urtheilen will. —

Berichtigung.

Sehr komisch läßt sich in N^o 36 der »Mittheilungen« eine »Rüge« vernehmen; wie es immer komisch ist, wenn ein Mißverständniß leidenschaftlich verfochten, wenn mit großer Partheilichkeit Unpartheilichkeit gefordert wird.

Der verdienstvolle Künstler, aus dessen Feder der Bericht über die Großherzogliche Gemälde-Sammlung geflossen ist, handelt darin, wie Jeder erkennen sollte, von den, im Gemälde-Saale vereinigten, alten Gemälden, denen des 16ten Jahrhunderts und die dazu gerechnet werden. Zum Schlusse folgt die kurze Nachricht, daß im Großherzoglichen Schlosse sich auch noch Gemälde noch lebender Künstler, und zwar namentlich ausgeführter, in den Gemächern befinden. Diese neuen Gemälde sollen also nicht, wie die alten, historisch behandelt werden, da sie nicht in die Gemälde-Sammlung begriffen sind, und ihre Erwähnung ist nur eine freiwillige Zugabe, die nicht flüchtig genug abgethan werden kann.

Jene »Rüge« stellt nun die Frage: »Verdienen aber die betreffenden Kunstproducte unseres Landsmannes keine »speciellere Beleuchtung?« Antwort: O ja, nur nicht hier! Wenn aber die Partheilichkeit des Verfassers der »Rüge« ihn so sehr irre leitet, die Unpartheilichkeit und die »Sach- und Fachkenntniß« des Berichterstatters verdächtigen zu wollen, so diene ihm zur Nachricht, daß er sich über die Eine und die Andere vollkommen beruhigen könne, da der Verfasser des gerügten Berichtes im ganzen Sinne des Wortes der Mann der »Sach- und Fachkenntniß« und gewiß auch der Unpartheilichkeit ist, da er hier, wo von keiner Beurtheilung die Rede ist, die Namen Haun, Hauschildt, Jensen, Løge, Messerer, Niemann, Nadl, Willers und Hardorf bloß nennt, um zu sagen, daß von diesen Künstlern Gemälde da seien.

Da also die ganze sogenannte »Rüge« auf einem Mißverständniß aus Partheilichkeit und Uebereilung beruht, so fällt mit der Berichtigung desselben auch alles weiter beigefügte Gefühlvolle und Mißverständene.

G r u ß
dem

Oldenburgischen Volksboten

auf das Jahr

1844.

Willkommen hier im Heimathland,
Du trauer Vof vom Huntestrand,
Willkommen, schön willkommen!
Wer, so wie Du, Erbeiterung
Und Nutzen bringt für Alt und Jung,
Wird freundlich aufgenommen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Doch nicht bloß in der Nordsee Lu'n,
Selbst in den fernsten deutschen Gau'n
Begrüßt Dich Haus und Hütte,
Denn als ein wahrer Segensbot'
Von ächtem, deutschen Korn und Schrot,
Trittst Du in ihre Mitte.

Parabeln, Räthsel, Sprüch' und Scherz,
Erzählungen für Geist und Herz,
Weißt Allen Du zu spenden,
Und dies, wie's noch kein And'rer that,
Zu Lehr', Erbauung, Ruh und Rath,
Gar trefflich anzuwenden.

In schlichter Sprache, wahr und klar,
Stellst Du der Menschen Treiben dar,
Ihr Tüchten und Bemühen,
Und lässest bald der Tugend Bild,
Und bald das Laster unverhüllt,
Dem Blick vorüberziehen.

Drum reich ich freundlich Dir die Hand,
Du trauer Vof vom Huntestrand,
Kehr oft, recht oft noch wieder!
Und kommst Du heim, grüß' Deinen Herrn,
Und bleibe fortan nah' und fern
Ein Muster Deiner Brüder!

3-g.

Im August 1843.

Kirchennachricht.

Vom 8. bis 14. September sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 87) Gerd Cornelius und Anna Schmeiers.
2. Getauft: 240) Vid. N^o 216 der Beerdigten. 241) Vid. N^o 217 der Beerdigten. 242) Friederike Catharine Johanne Gesine Mangels. 243) Anna Catharine Othloff. 244) Johann Heinrich Gerhard Bruns. 245) Anna Catharine Reine. 246) Ein unehelicher Knabe. 247) Adolph Wilhelm Heinrich Schwarting. 248) Johanne Amalie Schuhmacher. 249) August Dierich Hermann Leumann. 250) Johann Friedrich Bernhard Meyer. 251) Sophie Marie Louise Helms. 252) Herco Köster. 253) Adolph Eduard Mayer. 254) Louis Gebhard Friedrich Wilhelm Kellner. 255) Johanne Wilhelmine Cordelia von Wedderkop. 256) Hermann Eilers.
3. Beerdigt: 216) Eine todtgeborne Tochter des Hinrich Gerhard Wetjen. 217) Ein todtgeborner Sohn des Johann Hinrich Koopmann. 218) Berend Abrens 54 J. 8 M. 219) Elise Susanne Henriette Bohlen 4 M. 220) Friedrich Johann Martin Bührmann 1 J. 221) Herr Dr. Günther Heinrich Freiherr von Berg, Staats- und Cabinetsminister Excellenz, 77 J. 9 M. 222) Hinrich Nehls 35 J. 11 M. 223) Gerhard Detten 3 J. 7 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 17. September.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Arens.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 38.

Sonnabend, den 23. September.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

4. Die Sammlung vaterländischer Alterthümer.

6. Pfeilspitzen. Die ältesten sind die zum Einsetzen in den Schaft, die späteren sind so gebildet, daß sie den Schaft aufnehmen können, und eine solche ist die einzige, bei Bechta gefundene, welche unsere Sammlung besitzt. Man hat weder das Holz der Pfeile noch Bogen je gefunden.

7. Schilde hat man ganz aus Bronze gearbeitet, deren Rand um einen dicken Metalldrath gebogen ist. Gewöhnlich sind sie aber von dünnen Lagen Holzspan und Leder gewesen, und alsdann findet man nur die zu ihnen gehörigen Beschläge, Bierarten u. dgl. von Metall und unter denen vornehmlich eine große runde Scheibe mit einer ausstehenden Spitze, welche die Mitte des Schildes gebildet hat. In unserer Sammlung befinden sich solche Beschläge von zwei Schilden; da dieselben aber auch zu einem andern Zwecke gedient haben können, so ist es zweifelhaft ob sie wirklich von Schilden sind.

Hier sollten nun auch der Ordnung nach die Schmucksachen aus der Bronzezeit beschrieben werden, allein da es angenehmer ist, die Schmucksachen auf einmal zu überse-

hen, so ist davon eine besondere Abtheilung gemacht und es folgen hier nun:

III. Kriegsgeräthe aus der Eisenzeit:

Obgleich diese weit jünger ist als die Bronzezeit, findet man doch weit weniger Ueberreste aus derselben, weil das Eisen zu sehr der Oxydation unterworfen ist, als daß es lange in der Erde, besonders in feuchtem Boden, ausdauern könnte.

1. Schwerdter, 2 Stück. Von den Handgriffen der eisernen Schwerdter gilt dasselbe, was von denen bronzener gesagt ist, doch hat man auch eiserne Schwerdter mit Handgriffen von Silber gefunden, und mit solchen, die mit Silber eingelegt oder mit Gold verziert sind. An den eisernen Schwerdtern findet man zuerst Parierstangen.

2. Streitärte, 2 Stück. Diese hat man ganz von Eisen oder auch von Kupfer mit eiserner Schärfe. Da man späterhin nicht nur Streitärte, sondern auch Aerte und Beile zum häuslichen Gebrauch hatte, so kann Alter und Zweck der Gefundenen manchmal zweifelhaft sein.

3. Lanzenspitzen, 4 Stück. Davon sind zwei von der Art, welche in den Schaft eingesetzt wurden, zwei bestimmt, den Schaft in sich aufzunehmen.

4. Pfeilspitzen, 6 Stück, wovon 4 den Schaft in sich aufnehmen konnten, eine scheint an das Holz oder Rohr angebunden oder mit einer Zunge eingelassen gewesen zu sein. Die sechste gehört einer neuern Zeit an und ist nur zur Vergleichung mit aufbewahrt.

5. Man findet Sporen aus dem nordischen Alterthum, welche kein Rad, sondern nur eine stumpfe Spitze haben, (z. B. bei Kruse u. a. D. Taf. 11 Figur 3), doch auch mit Rädern (z. B. in Dorow: Dpferstätte

und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein, (H. I Taf. 2.) Von den 6 Sporen in unserer Sammlung dürfte jedoch nur einer mit Gewißheit dem hier bezeichneten Zeitalter zuzuschreiben sein.

6. Verschiedenes anderes Eisengerät ist theils seiner Bestimmung, theils seines Alters wegen zweifelhaft und nur wegen der Fundorte aufbewahrt, bis sich mit Sicherheit etwas darüber ermitteln läßt.

IV. Schmucksachen.

Ob alle diese Sachen bloß als Schmuck oder nicht vielleicht auch als Schutzwaffen gedient haben, ist seit den Entdeckungen Kruse's noch zweifelhafter geworden.

7. Halsringe nennt man gewöhnlich die Ringe größerer Art, obgleich deren manche auch als Kopfringe gedient haben mögen, wie denn Kruse (a. a. D. Taf. 51, 52) einen ähnlichen Kopfschmuck abbildet, wie er in Esthland auf einem Schädel gefunden worden. Einige dieser Ringe können auch schwerlich um den Kopf getragen sein, weil die angebrachten Verzierungen dabei hinderlich gewesen wären; andere hat man so groß gefunden, daß man vermuthet hat, sie wären um den Leib getragen. In Scandinavien findet man große Ringe von Gold, z. B. aus zwei dicken Goldstangen bestehend, welche gekrümmt und auf der Vorderseite übereinander gelegt waren, so daß es ansah, als ob man zwei Ringe trüge. Eine andere Art war auf der einen Seite, welche auf der Brust ruhte, offen und behl. Man hat außerdem Ringe von Electrum (einer Mischung von Gold und Silber), Zinn, Kupfer und Eisen gefunden, einige mit Gold plattirt, andere mit Blei eingelegt. Unsere Sammlung besitzt 5 solcher großen Ringe und Bruchstücke von zweien, jedoch alle von Bronze, aber mehr oder minder merkwürdig durch die Form, Verzierung u. s. w.

1. Armringe nennt man gewöhnlich solche Ringe, welche für Halsringe zu klein und für Fingerringe zu groß sind. Daß es Armringe gab, ist gewiß, denn man hat Ringe noch um Armröhren sitzend gefunden, und Rostflecke auf diesen. Es können nun solche Ringe theils am Oberarm getragen sein, theils am Handgelenke, allein es giebt auch Ringe, welche selbst zum Tragen am Handgelenke zu klein und dennoch für die Finger zu groß erscheinen. Man hat diese als Symbole bezeichnen wollen, aber man kann nicht wissen, ob nicht unsere Verfahren auch ihre Rinder mit solchen Ringen schmückten und Kruse hat wirklich einen Armring in dem Grabe eines Kindes gefunden (a. a. D. Taf. 3 Fig. a.) Auch zu anderem Gebrauche können solche Ringe bestimmt gewesen sein als zum Schmuck, das scheint aus der großen Anzahl von Ringen hervorzugehen, die aller Orten gefunden werden. Unsere Sammlung besitzt jedoch nur einen Armring und einige Bruchstücke von einem oder mehreren.

3. Fingerringe. Hinsichtlich dieser herrscht dieselbe Ungewißheit, wie hinsichtlich der Armringe, doch hat man auch Fingerringe gefunden, worin sich noch der Kno-

chen des Fingers befand, und andere an den Fingern von Skeletten. Indes macht auch hier die verschiedene Größe der Ringe die Bestimmung unsicher. Die meisten und ältesten Fingerringe bestehen aus spiralförmig gewundenem Drath von Gold, Silber, Kupfer u. s. w., doch hat man auch massive Ringe häufig, sogar solche, die offenbar römischen Ursprungs sind. Gewiß sind unter den Ringen, die man als Fingerringe aufführt, auch manche, die zu einem andern Gebrauche bestimmt gewesen, denn es giebt so kleine, daß sie auch dem kleinsten Kinde nicht passen würden, wie das namentlich mit den beiden in unserer Sammlung der Fall ist, die beide aus spiralförmig gewundenem Drath, der eine aus Golddrath besteht.

4. Ohringe hat man von allen Arten, von den einfachsten bis zu denen mit Anhängen von künstlicher Arbeit versehenen. Nicht immer aber spricht der Gebrauch sich deutlich aus, und so können auch in dieser Sammlung noch manche, ursprünglich zu Ohrgehängen bestimmte Gegenstände vorhanden sein, welche man nicht dafür erkannt hat. Die 5 Ohringe, von welchen die vorhandenen Fragmente entstanden sind, gehören zu den einfachsten, deren Bestimmung nicht zu verkennen ist.

Ein interessanter Zug

aus dem Kriegesleben des Königl. Hannöverschen
General-Lieutenants Sir Hagb Falkett.
(Commandeurs des 10. Armeecorps der deutschen Bundes-
Armee während des Uebungslagers bei Lüneburg.)

Obgleich die nachfolgende Erzählung eines mit außerordentlicher Kühnheit ausgeführten Bravourstücks, dem in ähnlicher Art wenige zur Seite gestellt werden können, bereits in der fast jedem gebildeten Militär bekannten Geschichte der Englisch-Deutschen Legion von Beauffort vorkommt und mit einigen begleitenden Bemerkungen des Einsenders auch in N^o 15 der v. Kobbe'schen Numoristischen Blätter vom 11. April 1839 auf Seite 119 und 120 abgedruckt steht, so dürfte es doch zur Zeit nicht uninteressant sein, wiederum daran zu erinnern. —

Der damalige Oberst Falkett, welcher in der Schlacht bei Waterloo jene mit der alten Franz. Garde nach Art alter gedienter Truppen heldenmüthig sechtende Brigade von Hannöverschen Recruten befehligte und mit beispielloser Kühnheit die Gefangennehmung des bekannten Französischen Garde-Generals (Cambonne) vor der Front seines eigenen Corps, durch einen raschen coup de main bewerkstelligte, ist seitdem zum General-Lieutenant und Divisions-Commandeur in der Königl. Hannöverschen Armee avancirt und wird als höchst commandirender Chef das in

Demselben wird bekanntlich die prahlerische Redensart: La garde meurt, mais elle ne se rend pas, wie diese Erzählung zeigt, sehr mit Unrecht in den Mund gelegt.

diesen Tagen bei Lüneburg zusammen kommende 10. Armee-Corps der Deutschen Bundes-Armee befehligen, welches bekanntlich aus den Contingenten von Hannover (c. 12,000 Mann), Mecklenburg-Schwerin und Strelitz (c. 4000 Mann), Holstein (c. 3000 M.), Braunschweig (c. 2000), Oldenburg (c. 3000 M.) und den Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck (c. 2000 M.) bestehen wird.

Wenn der unterzeichnete Einsender sich erlaubt, den fraglichen Vorfall wörtlich abdrucken zu lassen, fügt er nur noch zum Schlusse dieser Einleitung hinzu, daß die frühere Aufforderung zur Widerlegung oder Berichtigung bisher, so viel er hat in Erfahrung bringen können, nirgends Erfolg gehabt hat, daher mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen sein dürfte, daß die Erzählung, welche eben so, wie alle übrigen in Beamish genanntem Werke enthaltenen Berichte über Heldenthaten einzelner Legionärs, auf völlig glaubhaften Aussagen von Augenzeugen beruht, somit als ein erwiesenes historisches Factum feststeht. —

Die Erzählung lautet auf S. 411 und 412 des 2. Theils der

Geschichte der Königlich-Deutschen Legion von H. Ludlow Beamish, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaft und Königl. Großbritt. Major a. D. —

folgender Maßen:

„Die Brigade des Obersten Halkett bestand aus den ausgehobenen Truppen, wovon der größte Theil zum ersten Male dem Feinde gegenüber stand. Sie waren hier einem mörderischen Feuer von der Cambronne'schen Brigade ausgesetzt, welche die äußerste Linke des letzten feindlichen Angriffs bildete. Halkett sandte der feindlichen Vorhut seine Tirailleurs entgegen. Der General Cambronne marschirte an der äußersten Spitze seiner Truppen und ermutigte dieselben zum Kampfe, als ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet ward. Halkett begriff sogleich, daß dies eine günstige Gelegenheit sei, seinen jungen Truppen Vertrauen einzusößen. Er sprengte allein auf den französischen General los und bedrohte diesen mit dem augenblicklichen Tode, wenn er sich nicht zum Gefangenen ergebe. Cambronne durch das Außerordentliche des Falles überrascht, senkte sogleich seinen Degen und ergab sich dem tapfern Obersten. Dieser führte nun seinen Gefangenen ab und eilte mit ihm der brittischen Linie entgegen, als plötzlich sein Pferd, von einer Kugel getroffen, mit ihm zu Boden stürzte. Er suchte sich augenblicklich von dem Thiere zu befreien, gewahrte aber, sobald er sich aufgerafft hatte, zu seinem Aerger, daß der französische General gemächlich zu seinen Truppen zurückkehrte. — Durch große Anstrengung gelang es ihm indeß, das Pferd wieder auf die Beine zu bringen — und nun sprengte er sofort dem General nach, holte denselben wieder ein und führte ihn an den Achseln seinen Uniform im Trabe nach der brittischen Stellung zurück.“

„Es war dies dieselbe Brigade der französischen Gardes mit dem General Cambronne an der Spitze, welche in der poetischen Fabel von: »La garde meurt, mais elle ne se rend pas,« figurirt. Obige Anekdote ist durch einen vollkommen glaubwürdigen Zeugen verbürgt.“
Oldenburg 1843. Sept. 18.

B. K.

Erklärung

des Rügenden in N^o 36 d. B. an die Verfasser der beiden Aufsätze in N^o 37 d. B. »Gegen die Rüge re.« und »Berichtigung.«

Der Einsender der »Rüge« versichert im Voraus auf Pflicht und Gewissen, daß ihm der Verfasser des Berichts über die Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen re. nicht bekannt gewesen. Was nun weiter die Gegen-Rüge anlangt, so scheint der Verfasser derselben seine Feder in Galie getaucht und mit leidenschaftlicher Hand geführt zu haben. — Gegenwärtig der Art versteht Einsender dieses nicht zu führen, er flüchtet, und zwar hinter den ehernen Schild, genannt: Stimme des Publikums! —

Dem Verfasser der »Berichtigung« unsern Dank! Verstand derselbe doch zu berichtigen, ohne Feuer zu sprühen.

Du aber Publikum, dessen Stimme mir Schutzwehr geworden, urtheile und vergesse nur nicht, daß ich weder Kunstkennner noch Künstler bin, was gedachte Einsender wohl gelesen aber nicht begriffen zu haben scheinen.

Es galt Verfechtung inländischer Talente gegen eine zu große Vorliebe für aus weiter Ferne kommende! —
Septbr. 18. Sipienti sat.

Die Eiche im Forste zu Hasbruch.

Ihr bewundert staunend meine Stärke,
Ein Jahrtausend nicht vom Sturm gebeugt,
Maler kommen, ihres Pinsels Werke
Saben längst zu meinem Ruhm gezeugt
Wenn der Städter unter meinen Zweigen
Sinnreich von des »Mooses Stimme« spricht,
Seine Brille wischt — im ernsten Schweigen
Rehrt er heim, versuchend ein Gedicht.

Aber Niemand ahnt, wann ich begannen,
Wie mein Ursprung aus der Vorzeit Nacht,
Gleich der Sage unerschöpfter Brunnen. —
Ew'ge Welten über mir voll Pracht,
Unter mir ein wechselvolles Walten;
Denn nicht immer einsam ist es hier:

*) Technischer Metrausdruck.

Finstre Mächte, Schaurige Gestalten,
Nabten schon in zarter Jugend mir.

Dem, als einst zu Rodans Dyermaße
Diesen Boden farbte Menschenblut,
Der Druide die gefüllte Schale
Ausgoß in des Heerdes rothe Gluth,
Da begann mein Keim sich erst zu heben,
Auf der Allmacht Hauch schoß ich empor,
Aber ach! mit schmerzlichen Erbeben
Sah ich auch, wozu man mich erkor.

Barben nabten meinem jungen Laube,
Wollten mich mit Zaubertiedern weihn;
Doch die Bögen sanken bald im Staube,
Winfried drang in diese Waldung ein,
Und ein Kreuz erhob sich mir zur Seite,
Schatten gab ich oft der Peter-Schaar,
Als der Sachsenfürst nach langem Streite
Christi, und Freund des Frankenkaisers war.

Aber es entwich der Friede wieder,
Harald kam von Nordlands Küste her,
Auch des Aberglaubens finstre Hyder
Schmiedete noch Fesseln raub und schwer,
Statt des Rechts entschied die Feuerprobe
Und das Schwert oft über Gut und Blut,
Und das Kreuz sank unter dem Getöse
Wilder Waffen und der blinden Wuth.

Jene dunkle Zeit ging zwar vorüber,
Sinnengräber zeigen das sie war,
Aber um mich wurd' es wieder trüber,
And're Schrecken stellten sich mir dar,
Auf der Dingstädt schauerlichen Gründen,
Hielt die heilige Behme ihr Gericht,
Strafend offne und verbergne Sünden,
Achtete sie Schmerz und Klage nicht.

Und mein schlanker Stamm ward auserselben,
Ihrer Dyer Todespfahl zu sein,
Oft erschüttert von der Schächer Fleden,
Sank ich tiefer in die Erde ein.
Damals drängte ich mich schon zusammen,
Schaut mich an, es ist der Zeit Gewicht,
Siebzehn Ellen können mich umspannen,
Doch, was ich erlebte, saßt Ihr nicht. —

And're Zeiten, mildere Sitten kamen;
Mit dem Gottesfrieden in der Hand,
Streuten fromme Mönche einen Samen
Für der Menschheit bess'res Vaterland,
Und aus Huden's stolzen Klosterhallen,
Sah ich oft manch' graues Brüder-Paar
Mir vorbeizeln zu niederen Hütten wallen;
Schmerz zu lindern ihre Sorge war.

Und im nahen Reiherholze jagten,
Mit dem Edel-Falken auf der Hand,
Hohe Ritter, — zarte Damen wagten

In die Luft der Jagd sich kühn gewandt,
Auch der Graf, einst Herrscher diesen Lande,
Die rich der Glückselige — er war
Es im Leben nicht, denn Roma's Bande
Drückten ihn, als schon ergraut sein Haar. —

Wenn der Greis in meinem kühlen Schatten
Ruhete, von der Jagd ermüdet oft,
Labung wehte ich dann zu dem Matten,
Schlummernd sah er, was er nur gehofft:
Seinen Stamm auf Nordens Herrscherthronen,
Zeigte ihm des Traums prophetisch Bild.
Das zuerst in seinem hehren Sohne
Christian sich herrlich hat erfüllt.

Ird'scher Glanz kann doch kein Glück begründen,
Diederich starb in der Kirche Bann;
Nur im Grabe kommt er Frieden finden,
Den er suchte, aber nicht gewann. —
Ach, wie Vieles köunt' ich noch berichten,
Was mir nabte, was ich fern gesehn.
Doch die Welt, sie saßt nicht die Geschichten,
Glaubt nicht, daß sie selber wird vergehn.

Was ich sah entstehen und versinken:
Stolze Hallen, Burgen hoch und hehr,
Um mich her zur Rechten und zur Linken
Ist was einst gewesen war nicht mehr,
Nur die ew'gen Sterne seh' ich funkeln,
Mir zum Troste des Orions Band,
Dester's flüßert es mir zu im Dunkeln:
Du wirst grünen bis zum Westenbrand.

Kirchennachricht.

Vom 15. bis 21. September sind in der Od. Gem.

1. Copulirt: 88) Johann Rudolph Albrecht und Marie Sophie Caroline Luers,
2. Getauft: 257) Johann Gerhard Bödeler. 258) Talle Margarete Schröder. 259) Anna Margarete Marie Pundt. 260) Helene Friederike Wilhelmine Fotes.
3. Beerdigt: 224) Gesehe Margarete Liecke 57 J. 11 M. 225) Johann Stührmann 58 J. 9 M. 226) Christoph Herrich August Jochens 30 J. 2 M. 227) Hermann Julius Carl Ammermann 1 J. 2 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 21. September.

- Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Kloster.

Donnerstag, den 28. September.

Missionsfest. Anfang 9½ Uhr.

- Anfangsgebet: Herr Pastor Trentepohl aus Zwischenahn.
Predigt: Herr Geh. Kirchenrath Dr. Bödel.
Berichterstattung: Herr Kirchenrath Clausen.
Schlußgebet: Herr Pastor Schmidt aus Großenmeer.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 39.

Sonnabend, den 30. September.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

4. Die Sammlung vaterländischer Alterthümer.

5. Perlen, Korallen u. dgl. Hier sind alle Gegenstände von Bernstein, Glas, Thon u. dgl. zusammengefaßt, welche durchbohrt sind und daher anscheinend bestimmt gewesen, aufgefädelt und als Schmuck getragen zu werden. Man hat Perlen von Glasmosaik und Glasfluß gefunden, von Bergkrysal und andern Steinarten, von feinem Ton und verschiedentlich gemalt, von gediegenem Metall, plattirt und vergoldet. Der Bernstein ist theils in Perlenform verarbeitet, theils unverarbeitet und nur durchbohrt, von verschiedener Größe. Auch Perlmutter scheint man zum Schmuck benützt zu haben. Unsere Sammlung besitzt wenigstens einige Stücke Perlmutter, Bernstein von verschiedener Größe und Form und besonders jene künstlichen Perlen aus Glasmosaik und andern Stoffen, welche fast in allen Ländern, selbst in Livland (Krusse a. a. D.) gefunden sind, und dem Geschichtsforscher zu manchen Conjecturen über die Handelsverbindungen unserer Vorfahren Anlaß geben.

6. Nadeln. Deren giebt es eine Menge, von denen es nicht immer auszumitteln ist, ob sie bloß zum Schmuck oder sonst zur Kleidung oder zu einem anderen

Zwecke gedient haben. Unsere Sammlung besitzt nur 8 von verschiedener Form, deren einige zerbrochen und unvollständig sind.

7. Fibeln, Spangen, Ketten u. dgl. Hier sind mehrere einzelne Gegenstände zusammengestellt, die zur Kleidung oder zum Schmuck gedient haben. Da findet sich z. B. eine große Fibula von Erz mit korallenförmigen Verzierungen von demselben Metall, zwei Stücke eines Gürtelschlösses mit Ringen daran, ein Ring mit Schilden von Erz daran, eine kupferne Kette mit Haken; von denen jedoch dies oder jenes dem Mittelalter angehört haben kann.

V. Sonstiges Geräthe von Bronze. Unter diesem befinden sich manche Stücke, deren Alter nicht nur, sondern auch deren Gebrauch zweifelhaft ist, doch sind sie nach ihrer Form und nach den Bestimmungen geordnet, welche Alterthumsforscher ähnlichen von ihnen beschriebenen und abgebildeten gegeben hatten.

1. Messer, sowohl Scheermesser als andere, sind zwar in mehreren Exemplaren vorhanden, aber keins derselben ist ganz vollständig.

2. Ein Pfriem ist nur da, aber von sehr merkwürdiger Form, wie wir noch keinen abgebildet gefunden. So ist auch

3. nur Eine Pinzette da, die sonst in Gräbern häufig vorkommen. Sie werden oft in Verbindung mit Pfriemen und kleinen Messern gefunden, und man glaubt, daß sie beim Nähen gebraucht wurden, als die Kleidung noch aus Fellen bestand, die man mit Sehnen und Riemen nähete; in Verbindung von Nadeln mit Drehen werden sie selten gefunden. Andere nennen sie Haarzangen



und glauben, daß man sich ihrer bedient habe, Haare an solchen Stellen anzureißen, wo die Mode solche nicht zuließ. Eine fand man nämlich mit Messern verbunden, andere mit Rämmen und Ohrlöffeln.

4. Verschiedenes Geräthe von Metall, fast wieder einzelne merkwürdige Gegenstände zusammen, worunter ein Schlüssel und eine kleine Glocke besondere Aufmerksamkeit verdienen.

5. Unbekannte Erzbildungen sind unter mehreren anderen auch eine Art Flaschenzug und verschiedene Griffe von Messern oder Dolchen.

VI. Abbildungen lebender Gegenstände in Metall sind außer zwei menschlichen Figuren nicht vorhanden und hinsichtlich der einen derselben ist das Alter wenigstens sehr zweifelhaft.

VII. Baumaterialien aus der Vorzeit sind auch da, sowohl Steine als Holz.

Die Ueberschrift:

VIII. Sonstige alterthümliche Gegenstände, befaßt meistens solche, welche rücksichtlich ihres Alters dieser Sammlung nicht angehören, aber doch auf die vaterländische Geschichte Beziehung haben. Da sind u. A. Trinkhörner mit merkwürdigen Inschriften, die silberne Kanne, welche lange auf dem Brethof bei Berne bewahrt wurde, da sind Siegelstempel (namentlich eines des Grafen Otto von Delmenhorst v. 1340—71) und ähnliche Sachen mehr.

XI. Münzen befinden sich gleichfalls hier, denn sie gehören dieser Sammlung an, wenn der Fundort und ihre Verbindung mit andern Gegenständen sie zu Documenten für die Geschichte machen; inländische sind jedoch auch dann, wenn sie gefunden worden, in die eigentliche Münzsammlung aufgenommen worden. Leider ist nur nicht bei allen in der Sammlung der Alterthümer vorhandenen Münzen der Fundort genau genug anzugeben gewesen, wenigstens haben sich nicht immer die genaueren Umstände des Fundes aufgezeichnet gefunden. Es sind 9 Goldmünzen da, 277 Silbermünzen und 2 Kupfermünzen. Unter den Silbermünzen sind besonders merkwürdig die 1790 beim Pflügen eines Ackerfeldes zu Altenhunteorf gefundenen Bracteaten, römische Münzen von Antonius Pius, Faustina, Verus und Commodus, 1795 zu Dwoburg gefunden, dann die 1818 auf Hahn gefundenen Bracteaten, eine Münze anscheinend orientalischen Gepräges aus einem Grabe in der pestuuper Heide, eine römische Münze der Sabina aus Lohne u. a. m.

5. Die Münzsammlung.

Sowohl der Hochselige Herzog Peter Friedrich Ludwig als Se. Königl. Hoheit der Großherzog besaßen eine ansehnliche Anzahl merkwürdiger Münzen, welche in den letzten Zeiten sowohl durch einzelne Acquisitionen, als besonders auch durch den Ankauf der Sammlung des verstorbenen Statthalters Meng und das Vermächtniß des Generalmajors Wardenburg vermehrt wurde. Es war

jedoch beim Sammeln dieser Münzen durchaus kein Plan befolgt, und eben so wenig war ein Verzeichniß davon vorhanden, welches eine Uebersicht und Benutzung der Sammlung gestattet hätte. Se. Königl. Hoheit ließen daher, da doch für eine, alle Fächer umfassende Sammlung der Vorrath an Münzen nicht groß genug war, diese auch zur Aufstellung eines ansehnlicheren Raums erfordert haben würde, als dafür zur Zeit bewilligt werden konnte, nur diejenigen Münzen aussondern, welche für die Geschichte des Großherzogthums und des Oldenburgischen Hauses Bedeutung hatten; und diese wurden in einem besonders dazu eingerichteten Schrank, nach der, in dem darüber angefertigten Verzeichnisse angenommenen Ordnung aufgestellt. Dieser Schrank ist so eingerichtet, daß bei neuen Acquisitionen diese leicht gehörigen Orts eingeschaltet werden können, und daß, wenn die Sammlung nach und nach mehr anwächst, derselbe, der jetzt für die ganze bestimmt ist, späterhin eine Abtheilung oder Unterabtheilung ausmachen kann.

Die Eintheilung ist folgende:

A. Münzen des Herzogthums Oldenburg. Hierunter und namentlich unter den Münzen der Grafen, ist besonders ein Bracteat mit dem Oldenburgischen Wappen merkwürdig, der noch nirgends beschrieben ist. Von Gerhard dem Streitbaren sind 3 Münzen vorhanden, die meisten aber sind von dem Grafen Anton Günther und unter diesen zeichnen sich ein goldener Ehrenpfennig, ein goldener Abschlag eines der schönsten seiner Thaler und eine goldene Begräbnismünze, jedoch auch mehrere Silbermünzen aus. Diejenigen Münzen, welche die Könige von Dänemark als Grafen von Oldenburg prägen ließen, gehören gleichfalls zu dieser Abtheilung. Einige derselben kann man zu den seltenen rechnen, wie z. B. ein Zweidrittelstück von Christian V., ein solches und ein Eindrittelstück von Friedrich V. Ihnen schließen die Münzen der Herzöge von Oldenburg sich an, worunter besonders ein Thaler Herzogs Friedrich August mit seinem Brustbilde merkwürdig ist, weil davon nur fünf Exemplare existiren, indem beim Prägen des sechsten der Stempel mit dem Brustbilde sprang und so schnell, als nöthig, nicht zu ersetzen war, weshalb die späteren Thaler mit dem Namenszuge ausgeprägt sind. Von mehreren unter der Regierung des hochsel. Herzogs Peter Friedrich Ludwig geprägten Münzen, finden sich Abschläge in Gold und feinem Silber vor. Auch einige Medaillen enthält diese Abtheilung.

B. Münzen der Herrschaft Fever sind da von Edo Wiemken dem Jüngeren und von Maria, welche alle mehr oder weniger selten sind. Auch von den Fürsten Carl Wilhelm und Friedrich August von Anhalt-Berbst sind mehrere für Fever geprägte Münzen vorhanden, so wie die unter der letzten Fürstin Administratrix Friederike Auguste Sophie geprägten Münzen, die Thaler und halben Thaler mit dem russischen Wappen, auch Scheidemünzen.

C. Vom Fürstenthum Lübeck ist nur eine kleine

Capitelmünze vorhanden, doch sind die Münzen mehrerer Bischöfe aus dem Hause Holstein unter den Münzen dieses Hauses mit aufgeführt.

D. Vom Fürstenthum Birkenfeld sind keine Münzen da.

E. Münzen der Könige von Dänemark aus dem Hause Oldenburg sind hier ziemlich zahlreich und unter ihnen manche seltene. Besonders fallen die schweren goldenen Medaillen in's Auge, z. B. die auf die Vermählung des Erbprinzen Friedrich, auf die Regentschaft der Königin Juliane Marie, auf Christian VII. u. a. m.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Frühstück eines Junggesellen.

Die Zeit war Morgen, und der Schauplatz war Trinity College; die Uhr war elf, und Jack Moriark war schon mit dem Frühstück ziemlich vorgerückt. Dieser junge Gentleman lag in einer Stellung, weit weniger voll studirter Würde, als üppiger und sogar phantastischer Bequemlichkeit, in einem alten Sopha auf dem Rücken, den Kopf in der Mitte, während die Füße, sich weit über die Beine hinansstreckend, frei in der Luft schwebten. Ein einsamer Pantoffel behauptete seine gefährvolle Existenz auf der äußersten Spitze seiner Zehen-Halbinsel und drohte jeden Augenblick, sich mit seinem Kameraden zu vereinigen, der innerhalb des Kamingitters lag. Auf dem Tische war ein ganzes Heer von Artikeln verstreut, die mit dem Schmause, der gerade vor sich ging, in Verbindung standen und welche in einer ächten Junggesellen-Wirthschaft — wohl zu merken, eines jungen Junggesellen, und nicht einer alten muffigen, rostigen, regelmäßigen alten Magd eines alten Junggesellen — ein ächtes Junggesellen-Aussehen darbot, gerade wie es seyn muß. Daß da ein Löffel vorhanden war, bin ich geneigt, aus der Natur der Dinge zu schließen, obgleich man bei so weit vorgerückter Tageszeit nicht zu vorsichtig seyn kann; aber gegen den Gedanken an mehr als Einen, lege ich Protest ein, als ein gewissenhafter Geschichtschreiber. Ich erinnere mich auch jetzt, was schon den Zweifel hebt, daß bei Einladung eines Freundes zum Frühstück, das Billet immer hat um die Ehre Ihrer Gesellschaft und die Ihres Löffels. Der Theetopf war von weißer Fayence, aber jetzt schwarz lackirt durch die Gewohnheit, welche die Miss S. m. out hatte, ihn auf den Kaminrand zu stellen, um die Quintessenz aus seinem Inhalte herauszuziehen zu ihrer eigenen Labung und Erquickung, wenn er dem Appetite ihres Herrn genügt hatte; denn da Jack's häusliche Einrichtung sich nur auf jene schöne Beamtete erstreckte, so war er von der Pracht einer abgesonderten Bediententafel mit dem Apparate gänzlich dispensirt. Eine volle, reichliche Portion von Eierschalen lag auf dem Tische umher, während ein Brod,

woran ein Messer angebracht worden war, ohne Rücksicht auf Regelmäßigkeit, an irgend einem Theile, der zuerst zur Hand kam, eine Figur mit unzähligen Seiten darstellte. Nichts weniger als ein gezierter Versuch an Nettigkeit war da zu bemerken, es herrschte vielmehr solch ein zerstreutes Kraut- und Rüben-Ansehen vor, das alle jungen Damen von Dublin in ein hysterisches Bonnegelächter versetzt und sie veranlaßt haben würde, auf einmal Jack's dargebotene Hand anzunehmen, wonnetrunken über die Idee, wie sie ordnen und alle Dinge zurecht setzen wollten, wären sie nur erst gehörig in Amt und Würden eingesetzt. Globe.

Der Chinesische Adel.

Der chinesische Adel ist zweierlei Art, erblich und amtlich. Die erste Classe ist nicht zahlreich und nicht von großem Einflusse. Sie besteht vorzüglich aus den Verwandten des Kaisers, die Fürsten genannt werden und verbunden sind, innerhalb des Bezirkes des Kaiserl. Palastes zu leben. Der wahre Adel, oder die Aristokratie des Landes, sind die Mandarinen. Davon sollen, nach der Civilliste des Reiches, nicht weniger als vierzehntausend da seyn. Die Mandarinen sind in neun Classen getheilt, deren jede an einer doppelten Auszeichnung kenntlich ist: die Farbe der Krone an der Spitze der Mütze und die Stickerei vorn und hinten an ihrer Dienstkleidung. Die angewandten Farben sind: roth, blau, erythral, weiß und gold; und diese, mit verschiedenartigen Schattirungen, dienen dazu, die neun Classen, worin alle, die in China einen Rang haben, abgetheilt sind, zu unterscheiden. Der Titular-Rang, und somit das unterscheidende Costüm jedes amtlichen Grades, kann vom Kaiser erkauft werden. Die dafür geforderte Summe jedoch ist verhältnißmäßig groß. Hoqua z. B., der reichste der Hong Kaufleute, erkaupte seinen Titular-Rang für den enormen Preis von 100,000 Dollars oder 20,000 Livres Sterling. Globe.

Lückenbüßer.

Ein ohnlängst verstorbener Gelehrter in Oldenburg, der fast nur seinen Büchern lebte, gerieth einst, wider Gewohnheit, in den zahlreichen glänzenden Kreis einer Abendgesellschaft. In ein Fenster zurückgezogen stand er, theils in sich zurückgezogen, theils nach außen beobachtend, da, als die im Salon sich bewegende Menge einen Theil derselben seinem Fenster nahe brachte, und eine junge Frau einer andern erzählte: „Mein Mann hat mich heute einen schönen Shawl geschenkt.“ Wahrscheinlich lauter als er es meinte, sagte unser Gelehrter vor sich hin: „Mir.“ Verwundert wendete die Dame sich zu ihm: „Sie?“ Sogleich erwiderte er: „Nein! Ihnen.“

An Bruno Bauer.

Blick doch hinein in Deines Geistes Tiefe
 Ob schlummert nicht darin der erste Glaube,
 Sei's Dir, als ob der heilige Geist Dich rief,
 Herabgesent wie eine linde Taube,
 Begreife Deines irren Scharffinns Schiefe,
 Genährt von Deines Frevels festem Naube,
 Und sanfte stille Reue-Wehmuthstränen,
 Erschließen Dir ein heilig, innig Sehnen,

Wie Du gezogen Deines Schwerdtes Schneide
 Und ritterlich bekämpft die fade Halbheit
 So feste jetzt das Schwerdt in seine Scheide
 Und gib dem Fragenden mit That Bescheid,
 Daß Du zerstört nicht des Geistes Weide,
 Daß Du geöffnet nur die Aussicht weit,
 Um d'rin ein Neues mutig zu erbauen,
 Worin des Alten Bestes auch zu schauen.

O wenn, wie Du, die hohen Geißbegabten
 Herfür nur mit Kraft, doch nicht erbauen,
 Woran sich Tausende mit Seele labten,
 Und Menschheit wohl, doch ohne Gott zu schauen;
 Wenn wild die Furen eure Rösse trabten,
 Und finst're Nacht um Euch und ebes Grauen:
 Wer soll dann fördern hohe Geistestriebe,
 Wer dann entfüllen Wahrheit und die Liebe?

O räche nicht der blöden Knechtschaft Bangen,
 Das schwach und feig Dich vom Katheder jagte,
 Bejähme Deines wilden Jorns Verlangen,
 Wie fest Dir auch der Wis im Herzen nagte;
 Bedenke, wie mit Ruhm Deutschland durchdrangen,
 Was schön zuerst Dein Wort mit Freiheit wagte:
 Wie Strauß sich stolz und groß zurückgezogen,
 Von Pfeilen, doch nicht treffenden, umflogen.

Sieh Deines Volkes geistverwandte Brüder,
 Sie wollen Wahrheit, Freiheit ja wie Du,
 Sie singen nur allein noch Freibettlieder,
 Sie wollen nicht die träge, schlaffe Ruh',
 Sie regen Kopf und Herz und Hand und Glieder
 Der großen, herrlichen Vollendung zu,
 Doch nur mit Gott allein, ja nur mit Gott,
 Und Du, Du machst Religion zu Spott!

Das ewigleere Nichts, die Langeweile
 Ist Dir, was uns're Herzen froh erhebt.
 O halt doch nur an eine kleine Weile,
 Ob Dir's nicht tief in Deiner Seele bebt,
 Wenn Du nochmal bedenkst so manche Zelle,
 Worin zum Wahnsinn Deine Forschung strebt,
 Nicht spotten läßt sich Gott, Du wirks erfahren,
 Gott möge Deinen Geist für sich bewahren.

Der Menschheit höchster, größter Geistes-Orden,
 Das, was zur Seligkeit uns tief besetzt,
 Ist, Wie Du meinst, von Dir vernichtet worden.
 Wohl Manchen hat ein trunk'ner Wahn gequält

Und Religion gedient zum Brüdermorden,
 Zur Bosheit ward das Heiligste gewählt:
 Jedoch der Sehnsucht heil'ge Liebeschmerzen,
 Entreißt Du mit den Bonnen nicht den Herzen.

Wie wild Du auch in heilige Tempel stürmest,
 Mit Klammengluth, ein zweiter Herodotat,
 Ein Bollwerk geistreich zur Vernichtung thürmen,
 Du bist doch irr' in Deines Geistes Rath,
 Du selbst in Dir den Gottesfunken schirmest,
 In Dir ja hast Du selber Gottes Saat,
 Wenn auch Dein Haß nur zeugt von Religion,
 Dein Haß bezeugt, Du bist ihr nicht entflohn.

Wie kann ein einzig Jahr Dich so betören,
 Und ändern Deinen Vorsatz, Deinen Sinn,
 War doch, um Christum heller zu verehren,
 Des schönen Werks Dir trefflicher Beginn,
 Möcht'st Du die ersten Geister Dir beschwören,
 Zu ersten Werkes krönendem Gewinn,
 Und Deine schönen, freien Geistesgaben,
 Sie werden Deine Feinde selbst einst laben.

O tritt herein in unsres Strebens Mitte,
 Willkommen heißt Dich jede freie Brust,
 Auch wir nur wollen freier Wahrheit Schritte,
 Wir grüßen Dich mit heit'rer Jugend Lust,
 O höre doch die brüderliche Bitte,
 Sei gleichen Wirkens Dir mit uns bewusst,
 Daß größer wir als Cöllner Dom erbauen,
 Wo Wahrheit nur und Licht, doch Gott, zu schauen.

Jacob Freytag.

Berichtigungen.

In N^o 37 dieses Blattes ist zu lesen in der Ueberschrift zu dem auf S. 158 anfangenden Artikel;
 statt: Sir Hugh. „Sir Hugh.“
 und statt: Hannover'schen, „Hannover'schen.“

Kirchennachricht.

Vom 22. bis 28. September sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: keine.
2. Getauft: 261) Hermann Heinemann. 262) Hermann Christian Bruns. 263) Catharine Margarethe Hermine Neunaber. 264) Johanne Carosine Friederike Sager.
3. Beerdigt: 228) Margarethe Hotting 73 J. 10 M. 229) Herr Wilhelm Christoph Beder 59 J. 8 M.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 1. October.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
 Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Vosprediger Wallroth.
 Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 40.

Sonnabend, den 7. October.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

5. Die Münz-Sammlung.

F. Münzen der Herzöge von Holstein aus dem Hause Oldenburg, finden sich gleichfalls viele vor, und darunter seltene und schöne Ducaten, auch ein schöner goldener Ehrenpfennig Herzog Friedrichs III. († 1639) und mehrere Medaillen. Unter den Thalern sind merkwürdig der, welchen Herzog August von Holstein-Plön 1676 schlagen ließ, als das dritte Urtheil in der oldenburgischen Erbfolge-Sache zu seinem Gunsten ausgefallen war, und dann ein anderer von Peter III. als Großfürst von Rußland und Herzog von Holstein-Gottorp v. J. 1763.

G. Münzen der Kaiser von Rußland aus dem Hause Oldenburg, sind auch in nicht geringer Anzahl da. Unter den goldenen ist als selten zu bezeichnen: ein Imperial von Peter III.; auch dürfte ein Drei-Rubelstück des jetzt regierenden Kaisers, in Platina geprägt, nicht häufig vorkommen.

H. Münzen der Könige von Schweden aus dem Hause Oldenburg sind noch nicht einrangirt. Bei Beurtheilung der Münzsammlung sowohl, als der Sammlung vaterländischer Alterthümer darf man übrigens nicht vergessen, daß es Anfänge sind und da beide,

wo sich eine Gelegenheit dazu darbietet, immer mehr vermehrt werden, so ist zu hoffen, daß sie den möglichsten Grad der Vollständigkeit mit der Zeit erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unriffe eines Lebens.

I.

Richmond, Mittwoch, Sept. 1., 182—.

Zwei Jahre in England, und noch, als da ich seine Ufer erreichte, ein Fremdling, hoffnungslos, hilflos und ohne Freund! — Diese Dritten prahlen über ihre Güte gegen Fremde, aber wer unter ihnen ist gegen mich gütig gewesen? — Kein lächelnder Wirth hat mich heimatlich bewillkommt, kein Sitz ist mir behalten worden an den glücklichen Heerden dieses reichen Landes!

London, das steinberzige London, die von Verbrechen, Kummer, Verzweiflung und Geld angeschwollene Stadt; ich bin ihre besetzten Grenzen passiert, um sie nie wieder zu überschreiten! — Meine Seele hat den Staub der Welt von ihren Flügeln geschüttelt, und sehnt sich, ihre Reise zu beginnen.

Obgleich in der Blüthe meiner Jahre, habe ich kürzlich gefühlt, als ob beide, Leib und Seele, schnell gealtert. Heute ist die Frühlingszeit meines Daseins zurückgekehrt — mein Geist harmonirt mit dieser schönen Landschaft, und gleich den Wassern jenes ungetrübten Flusses, welcher Nacht und Tag in ruhiger Majestät dahinfließt, strahlt sie



die freudigen Bilder der Natur, glühend und schön, zurück, so wie sie allen Augen erscheinen, außer denen, welche der Gram umwölkt hat.

Ich hörte die Schnitter auf dem Felde ihre Lieder singen. Es waren keine deutsche Lieder, und doch riefen sie tausend Erinnerungen meines Vaterlandes wach. Es war in der Zeit der Erndte, wo ich zuerst meine Geliebte sah. Wann werde ich sie wiedersehen? — Am Montag Abend — ja, am Montag Abend. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, welche Gewalt angenehme Gerüche auf meine Ideenverbindungen ausüben. Selbst Musik erweckt eine Erinnerung des Vergangenen nicht so lebhaft. Diese Blumenwase bringt meinem Andenken eine sehr angenehme Scene in all ihrer Lieblichkeit zurück. Ich werde im Geiste hingeführt nach dem romantischen Spaziergang im Walde, wo ich von Adelaïdens Lippen die erste Lectio in der Botanik erhielt.

Thränen sind nicht immer bitter; der Menschheit Hülfsmittel, unentdeckt bis zum Augenblicke der Prüfung. Ich bin ruhig — ganz ruhig — mein Herz ist so still, wie die Zweige der väterlichen Eiche, durch welche die Strahlen der Herbst-Sonne zitternd fließen an diesem athemlosen Abend.

II.

Ich wurde geboren in dem Oesterreichischen Gebiete, nahe bei C—, berühmt wegen seiner mineralischen Wasser. Mein Vater verliebte sich, als er Reise-Sekretair eines böhmischen Edlen war, in die einzige Tochter eines reichen Bürgers von H—, im Preussischen Schlessen. Sie heiratheten sich, und ich war das erste Pfand ihrer Verbindung. Einige Zeit lebten sie sehr glücklich zusammen auf einer Pachtung, von welcher mein Vater ein freier Eigentümer war, aber es traten Umstände ein, welche ihre Lage änderten und sie herunterbrachte bis zur niederen Armuth. Mein Großvater in H— war für seinen Stand vermögend, und seine Hilfe wurde in Anspruch genommen. Er weigerte sie und machte ihnen Vorwürfe, und das junge Paar, dessen Familie sich mit drei Kindern vermehrt hatte, von denen eins ein Kind von nur einigen Monaten war, wurde genöthigt, einen vorläufigen Aufenthalt in einer elenden Hütte, nahe einem Walde, zu suchen. Der Schmerz läßt dauerndere Eindrücke, als die, welche wir von dem Vergnügen empfangen, so sagt mir wenigstens meine Erfahrung. Ich konnte damals nicht mehr als sechs Jahre alt sein, und doch erinnere ich mich einer Scene aus jener Periode, welche ich so vollkommen in's Leben rufen kann, als ob sie eingeschlossen wäre in den Vorfällen der letzten vier und zwanzig Stunden, ja mehr; das Gemälde ist nicht bloß vollkommen dasselbe, sondern immer, wenn es sich vor mir aufrollt, bin ich auf's Neue ergriffen, von manchem der Gefühle, welche den Vorfall begleiteten.

Ich bin einmal wieder der Bewohner einer niedrigen

Hütte, zusammengesetzt aus Baumstämmen und von der rohesten Bauart. Die Oeffnungen in dem Giebel sind mit Moos und Lehm ausgefüllt, aber der natürliche Gips hat gelitten durch den Einfluß der Jahreszeiten, die Ritzen sind häufig und die pfeisenden Winde werden sowohl gefühlt wie gehört in der trostlosen Wohnung. Es sind zwei dürftige Zimmer darin, meublirt mit einigen häuslichen Gegenständen, rein und nett geordnet, aber von dem einfachsten Material und der schlichsten Arbeit. Ich vermehre die Keiser, welche auf dem Heerde brennen, und ich thue es um so lieber, weil ich vor Kälte zittere. Meine Kleidung ist dürftig, und die Spitzen der Berge, von dem benachbarten Erzgebirge bis zu den fernsten Carpathen, glänzen von Schnee. Es ist die Stunde des zunehmenden Zwielichts, und bei der stimmernden Feuerflamme bemerke ich meine Mutter, deren blasse Wange das Antlitz eines schlafenden Kindes beschattet. Ein kleines Mädchen kauert zu ihren Füßen und vereint sich mit mir in Klagen über Hunger. Sie liebkost uns und sagt uns, daß der Vater bald zurückkehren — seinen Lieblingen Etwas zu Essen mitbringen werde. Ihr sanfter Ton und liebevoller Blick macht uns still und zufrieden, und wir werden belehrt mit einer Geschichte voll wunderbarer Abenteuer. Die Erzählung ist zu Ende; wir drängen uns vereint an die Thür, nach ihm auszuschaun, den wir ängstlich erwartet haben. Der Mond ist über die höchsten Tannen hinausgestiegen — ein Heer von Sternen blüht am Himmel, und die Erde, überdeckt mit elementarischem Silber, giebt ihren Glanz zurück. Die äußere Welt ist klar und ruhig, aber wir können seine Gestalt nicht erkennen, noch seine Schritte auf dem gefrorenen Grunde hören. Die letzte Abendglocke läutet in der Ferne — betrogen in unserer Hoffnung, nehmen wir unsere Sitze wieder ein, — meine Schwester wird ungeduldig nach Nahrung, und ich stimme wieder in ihre Klagen ein.

Es nähert sich Jemand in der Tracht eines Jägers. Er ist es endlich, er bringt uns Lebensmittel, er küßt uns zärtlich, aber er weigert sich zu essen, oder auf unsere Freudenbezeugungen zu antworten, und sein Haupt ruht niedergeschlagen auf seinem Gewehr. Meine Mutter hält ihm sein jüngstes Kind hin, mit einem melancholischen Lächeln. Er fährt empor wie aus einem Traume, und, sie mit hastiger Stimme anredend, wirft er etwas Glanzendes und Klingendes auf die Erde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In N^o 78 des „Bremischen Unterhaltungsblattes“ hat ein W. K. den Schritt der Oldenburgischen Bürger getadelt, welche den Großherzog gebeten haben, das Lager bei Lüneburg nicht zu besuchen. Ob W. K. diesen Schritt

„taktlos und überflüssig“ finde, ist sehr gleichgültig, da seine Meinung weder Gewicht noch Werth hat, und ihm solche gern gelassen wird. Da aber seine Darstellung der Sache in manchen Punkten nicht der Wahrheit treu geblieben ist und selbst den Großherzog in ein falsches Licht stellt, so ist, nicht für W. K., sondern für das Publikum, welches den Hergang der Sache nicht kennt, eine Berichtigung nicht überflüssig. Zuvörderst ist die „unendliche Mühe,“ welche man sich gegeben haben soll, jene Deputation zusammen zu bringen, nicht wahr. Es fanden, und zwar ohne alle „Antriebe zur Mobilmachung,“ mehrere angesehenere Bürger, welchen das kürzlich häufig und anhaltend wiederkehrende heftige Nasenbluten des Großherzogs gegründete Besorgniß — vorzüglich in Hinsicht auf mögliche Gemüthsbewegungen — erregte, aus eigenem Antrieb sich veranlaßt, jene Bitte vorzutragen und andere zur Theilnahme aufzufordern. Unbekümmert darum, wie „Militärs und Angestellte“ das ansehen würden, führten sie ihren Entschluß aus. Daß sie dadurch „lächerlich“ geworden wären, ist wohl nur die sehr isolirte Meinung des W. K. — Daß die Offiziere gegen jene Unternehmung waren, ist begreiflich, konnte aber den Bürgern wohl sehr gleichgültig sein. Unter den andern Staatsdienern sind viele, welche die Sache gebilligt haben. Also mit der „einen Stimme,“ welche dagegen geherstet haben soll, ist es nichts. Was war denn auch so Gefährliches und Unpassendes an der Sache? — Die Bürger kamen mit einer Bitte und überließen natürlich dem Großherzog, darauf zu thun, was er gut finden würde. So hatten sie gethan, was sie nach ihrer Ansicht passend und pflichtmäßig hielten und waren in ihren Gemüthern beruhigt, wenn die Sache schlimme Folgen hätte. Und die Antwort des Großherzogs darauf wäre „kalt und entschieden“ ausgefallen! — Der Großherzog ist bekanntlich zugänglich für Jeden, und gegen Jeden freundlich. Und er sollte bei einer Gelegenheit, wo seine Bürger ihm einen Beweis ihrer Liebe geben, sich kalt und entschieden aussprechen? — Das thut er nicht einmal gegen Leute, die ihn manchmal mit sehr ungeschickten und unverständigen Dingen plagen. Es ist bekannt, daß er sogar manchen unberufenen vorwitzigen Zudringling gütig anhört, welcher ihn an so vielen Audienztagen mit seinen abgeschmackten und wahrhaft anmaßenden Propositionen belästigt. Auch ist er, weit entfernt, so wie W. K. erzählt, zu antworten, recht freundlich gegen die Bürger gewesen, und sie gingen durchaus zufrieden von ihm weg, mit dem Gedanken: was Er thun will, ist seine Sache, wir haben das Unreife gethan.

Auch bei der Ansäherung: daß eine „angebliche Deputation“ aus Rastede längere Zeit vorher abgewiesen sei, als deren Absicht dem Großherzog bekannt geworden — sagt W. K. nur was in seine Darstellung paßt, nicht aber wie die Sache ist. — Solches ist keine redliche Darstellung, sondern Verdrehung. — Die Oldenburgischen Bürger wissen von einem Augenzeugen, welcher bei der

Anmeldung der Rasteder Deputation zugegen gewesen, daß der Großherzog gesagt: „Hier in Rastede nehme ich keine Supplikanten und Petitionen an. Wenn ich mich darauf einlasse, wäre mir der ganze Sommer-Aufenthalt verdorben. Ich komme ja wöchentlich zweimal zur Audienz in die Stadt. Wenn die Herren mir Etwas zu sagen und zu bringen haben, sollen sie nach Oldenburg kommen.“ — Damit nahm der Großherzog die schriftliche Bitte der Deputation an, und ließ Eines ihrer Mitglieder zur Tafel einladen. —

Meint W. K. er dürfe „billig“ fragen, wer die Oldenburgische Deputation bevollmächtigt habe? so ist darauf billig zu erwidern, daß nicht er danach zu fragen habe. Das wäre wohl nur des Großherzogs Sache gewesen. Der hat aber nicht darnach gefragt, und so konnte W. K. es billig auch bleiben lassen.

Bescheidene Vorfrage.

N^o 73 der „Neuen Blätter für Stadt und Land“ hat den Artikel „Trauerbotschaft“ und in demselben heißt es unter Anderm:

„es hat, besonders in Kreisen, wo dem zur höchsten Stufe durch eignes Verdienst emporgestiegenen Professor eben sein Emporsteigen nicht verziehen wurde, nicht an Versuchen gefehlt, das Verdienst des vereinigten Staatsministers zu verkleinern.“

Es giebt sehr verständige Leute, die es mit vollem Recht eine große Dummheit nennen, ganze Kreise der Gesellschaft so bestimmt zu verklümmern, eine doppelte Dummheit aber, dies in Oldenburg zu thun, wo der Vereingte ausnahmslos geliebt und geachtet und sein Verdienst eben so anerkannt wird. Das sage aber ich, der hier Vorfragende nicht; das wäre nicht bescheiden!

Jene verständigen Leute fragen auch mit Recht: was heißt schlechtweg „höchste Stufe?“ Steht nicht oft in der öffentlichen Achtung ein Professor höher, als ein Minister? und wenn Ihr, die Ihr unablässig laut für „den Geist der Zeit“ und die „Forderungen der Zeit“ u. s. w. sehtet, eine Ministerstelle die „höchste Stufe“ nennt, ist das auch eine „Forderung der Zeit“ oder eine Dummheit? So frage aber ich, der hier Vorfragende, nicht; das wäre anzüglich und nicht bescheiden!

Jene verständigen Leute fragen mit Recht weiter: Wer unterm Monde vermag ein Verdienst zu „verkleinern,“ als Derjenige selbst, der es hat? — Das frage aber ich, der hier Vorfragende, nicht; das wäre anzüglich und nicht bescheiden, denn auch im „Geist der Zeit“ läßt sich begreifen, daß Verdienst und Anerkennung des Verdienstes verschiedene Dinge sind.



Ich frage nur bescheidenlich den Einsender jener »Trauerbotschaft:« Welche sind die Kreise, in denen jenes sogenannte Emporstreigen nicht verziehen wurde? und welche sind die Versuche, »das Verdienst des verewigten Staatsministers zu verkleinern?« — Ich fordere auch von dem Einsender nicht, daß er sich nenne, um so zuverlässlicher aber die Beantwortung meiner Fragen in dieser Zeitschrift.

L i t e r a t u r.

Vaterländische Gedichte von K. A. Mayer. Erstes Heft. 1. Statt des Vorworts. 2. Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg. 3. Die Hand im Moore. 4. St. Medardus. 5. Nührende Ballade von dem Fräulein im Schloßgarten zu Oldenburg. Oldenburg 1844. (Schulze'sche Buchhandlung.) Geh. 12 gr.

Hr. Dr. Mayer der, wie er in dem ersten Gedichte sagt, nach »langer Wanderfahrt« zu uns kam, fand hier:

— ein bied'res Volk — Germanenablit
Der reinsten Art, vom Stamm der tapfern Sachsen,
Beim Pfluge wacker und am Steuer gut,
Blauäugig, blond von Haaren, hochgewachsen.

und so ruft er uns zu:

Ich biet' euch, Oldenburger, meine Hand;
Ihr werdet eure nicht dem Fremdling wehren.
Auch meine Wiege steht im deutschen Land;
Wir haben eine Mutter, die wir ehren.
Sie hoch zu halten thut uns Deutschen Noth;
Die lange Trennung bracht' uns Schmach und Ketten.
Seid einig! ruft ein heiliges Gebot —
Wollt ihr die Mutter nicht auf Dornen betten.

Es kehrt mein Herz nach langer Wanderfahrt,
Getreuer als zuvor, nach Deutschland wieder.
Ich biet' es euch; es ist von ächter Art;
Ich bring' euch ernste, bring' Euch heit're Lieder.
Durch eure Heimath an der Weser Strand,
Durch Land und Städte laßt mich fliegend streifen,
Und deuten nach dem großen Vaterland,
Das jetzt die jungen Herzen neu ergreifen.

Kennten wir nicht schon seine Weise und Gesinnung,
so würde diese Probe jeden Zweifel darüber heben. »Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg,« hat von der Sage nur den Hauptpunkt benützt und danach eine neue, poetischere gestaltet. »Die Hand im Moore« benützt so die einfache Thatsache, daß einst eine abgehauene Hand im Moore unentdeckt gefunden wurde, um daran die Ermahnungen anzuknüpfen, die »nach dem großen Vaterlande

deuten.« In »St. Medardus« finden wir eine humoristische Schilderung unsers sogenannten großen Pferdemarktes, und eine poetische Darstellung des Looses, welches unsern Rossen meistens zu Theil wird. Das sind alles vaterländische Gegenstände, nur die »Nührende Ballade« ist ein Scherz, der sich eben so gut an jede Thänenweide oder vielleicht noch besser an jede Pappel in jedem Lande hätte anknüpfen lassen, aber doch sich mit den ihm gegebenen oldenburgischen Beziehungen auch hier an seinem Plage findet.

Offentlich veranlaßt das Publikum durch freundliche Aufnahme dieser Gedichte den Hrn. Dr. Mayer, uns bald ein zweites Heft davon zu geben. Das Aeußere des kleinen niedlichen Bülchleins ist sehr einladend.

Als der Buchhändler * sein neues Haus bezogen hatte.**

Neues Haus, auch neue Sorgen,
Neues Haus, auch neue Lust!
Und dazu auch jeden Morgen
Frischen Muth in freier Brust!

Fest begründet, fest gerichtet,
Steht es da, ein Schmuck der Stadt;
Bisat, der dies Werk gedichtet
Und es schon vollendet hat!

Und den Hausberrn zu belohnen,
Soll's voll Golde sein und Wein,
Soll die Freude bei ihm wohnen,
Und — nie schlüpf' ein Krebs hinein!

Kirchennachricht.

Vom 30. September bis 6. October sind in der Old. Gem.

- 1. Copulirt: Keine.
- 2. Getauft: 265) Johanne Antonie Catharine Wessels. 266) Gerhard Hotes. 267) Isabelle Sophie Elisabeth Caroline Mary Nancy von Abershausen.
- 3. Beerdigt: 229) Johann Heinemann 70 J. 230) Johann Detlef Drückhammer 48 J. 231) Anna Catharine Herzog, geb. Böhlen, 37 J. 232) Almut Wilken, geb. Schwarting, 62 J. 233) Frau Pastorin Maria Magdalene Pespe, geb. Rumpf 77 J. 234) Heinemann Selig Waltheimer 72 J.

Gottesdienst in der Sambertkirche.

Am Sonntag, den 8. October.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Candidat Eckardt.
Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 41.

Sonnabend, den 14. October.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

6. Die Naturalien-Sammlungen.

Historisches:

Die Naturalien-Sammlungen existirten unter der vorigen Regierung, genau genommen, gar nicht. Gegen 200 Stück Conchilien, ein kleiner Schrank zerstreuter Mineralien und einen noch kleineren Schrank mit Mineralien aus Freyberg, wie sie einst beim ersten Jugendunterricht der jungen Prinzen, des Großherzogs und seines verewigten Bruders, gebraucht worden sein mögen, und endlich ein Paar Herbarien-Schränke sind Alles, was aus jener Zeit herkam und in Staub und Feuchtigkeit vernachlässigt, auf einer fast nie besuchten Bodenkammer vergessen lag, als im Jahr 1835 des Großherzogs R. H., im Sinne der Forderungen der Zeit, Naturalien-Sammlungen in wissenschaftlicherem Sinne anlegen zu lassen beschloß.

Ein hauptsächlichlicher Gegenstand jener Reste war das Herbarium der Oldenburgischen Flora von dem verstorbenen Pastor Trentepohl zu Oldenbrök, das seine Erhaltung dem Patriotismus des Hofapothekers, Herrn Medicinal-Affessors Dugend verdankt, der bei der Invasion der Franzosen 1810, dieß Herbarium als das seinige zu sich nahm, bei sich unterbrachte, mit frommer Sorgfalt behandelte und nach der Rückkehr des hochseligen Herzogs, 1813,

woherhalten wieder auslieferte. — Ein anderes Herbarium deutscher Pflanzen, das keinen so barmherzigen Retter gefunden hatte, mußte cassirt werden. Eben so verdient machte sich Herr Dugend um die zum Theil schönen Exemplare jener Conchilien, die im traurigsten Zustande, durch Staub und Feuchtigkeit fast unkenntlich gemacht, unter seiner speciellen Aufsicht kunstmäßig gereinigt und hergestellt wurden. — Die Freybergische kleine Mineralien-Sammlung wird fortwährend als Andenken der Jugendzeit des Großherzogs und zugleich zu Werners Gedächtniß, im Stande gehalten, alles Uebrige, so weit es das verdiente, ward in die späteren Sammlungen eingereiht, so wie dies auch mit jenen Conchilien geschehen ist.

Im Jahre 1836 wurde von dem Kreisphysikus Dr. Dypermann angekauft: a) eine Sammlung norddeutscher Vögel — b) eine Sammlung Oldenburgischer wilder Quadrupeden — c) eine Sammlung Insecten. In dem folgenden Jahre, außer Einzelem, was freundliche Theilnahme und der Zufall brachten, ward angekauft eine Sammlung Mineralien vom Harz — und von dem Herrn Hofrath Dr. Meyer in Minden, dessen seit langen Jahren Gesammeltes, nämlich: a) Conchilien — b) Mineralien — c) Gebirgsarten und Versteinerungen — d) eine Anzahl einzelner Naturalien — e) eine Sammlung Curiositäten, Seltenheiten aus Kunst, Natur, Historischen und Ethnographischen Gebieten, die im Großherzoglichen Schlosse aufgestellt und mannigfaltig vermehrt worden ist. — Zu den vielerlei Arbeiten, die das Ordnen, Pugen, Reinigen und Vermehren der Insecten, Ausstopfen hinzukommender Thiere, Aus- und Einpacken, Katalogisiren, Etiquettiren u. s. w. jetzt schon nöthig machten und künf-



tig noch weit mehr erfordern werden, ward bei diesen Sammlungen der Custos Wiepken angestellt. Die erforderlichen Schränke und Meubles aber von rothem Holze, mit großer Sorgfalt, möglichst staubfrei, wurden von dem geschickten Meister Inhüllen angefertigt. Im Ganzen ward schon jetzt ein Zuschnitt zu ansehnlicheren Sammlungen genommen, der bei der Liberalität des Großherzogs durch den erfreulichsten Erfolg gerechtfertigt worden ist.

Im Jahre 1838 bekamen die Sammlungen einen sehr wesentlichen Zuwachs a) durch den Ankauf der Herbarien des Bürgermeisters Jürgens in Jever — b) durch den Tod des Generals Wardenburg, der ihnen seine nach und nach angesammelten Mineralien, Versteinerungen, Vogeleier und Holzarten vermachte.

Im Jahre 1839 ward zuvörderst unter Aufsicht des Herrn Geheimrath von Leonhard aus der Mineralienhandlung in Heidelberg eine ansehnliche Sammlung Mineralien, Gebirgsarten und Versteinerungen ausgewählt und angekauft. — Des Prinzen Peter von Oldenburg Herzogliche Durchlaucht machte den Sammlungen das überaus schöne Geschenk von mehr als ein Hundert ausgewählten Mineralien vom Ural. — Der Geheimrath von Strube in Hamburg begann mit Geschenken in auserlesenen Mineralien, die er ferner in jedem Jahre wiederholte. — Der Mineralienhändler Gebhard aus Inspruk kam zum ersten Mal her und setzte eine nicht geringe Anzahl von Mineralien ab. — Herr Dr. Kellner in Bremen verschaffte den Sammlungen mancherlei sehr schätzenswerthe Naturalien. — Der Custos Wiepken bereicherte die Sammlungen schon jetzt durch mancherlei Einheimisches unentgeltlich, wie er denn damit auch immer fortgefahren hat und überdies der Ausfakt durch große manuelle Geschicklichkeit in den meisten Fächern nützlich wird.

Nicht minder reich begabt als im vorigen Jahre, wurden die Sammlungen 1840, hauptsächlich durch den Ankauf der allen Botanikern bekannten, geschätzten Pflanzenammlung des verst. Dr. Roth in Vegesack. — Angekauft ward ferner von dem hiesigen Veterinairarzt Greve eine Sammlung gegen 300 sorgfältig bearbeiteter Skelette von Säugethieren, Vögeln, Amphibien und mehreren einheimischen ausgestopften Quadrupeden. — Zur Vervollständigung, namentlich der Insectensammlung trug mehreres bei Dr. Dyperrmann, zu der der Conchilien, Korallen u. noch mehr Dr. Kellner und an Vogeleiern und Nestern machte der Forstmeister von Nägelein sehr willkommene Geschenke. — Gebhard brachte wieder Mineralien und unter diesen sehr schätzbare Silberstufen. — Der Amtmann Dyperrmann lieferte unter Mehrerem eine Sammlung kunstmäßig behandelter einheimischer Amphibien u. s. w. — Mehr als es irgend ein Anderer vermochte, hat sich von diesem Jahre an um die Sammlungen verdient gemacht der Herr Apotheker Kelp, wovon weiter unten.

1841. Durch Professor Dr. Bronn in Heidelberg freundlich veranlaßt, sendete Dr. Krauß, vom Vorgebirge der guten Hoffnung in Europa eingetroffen, den Catalog seiner mitgebrachten Naturalien ein, von denen die Sammlungen mit einer Anzahl tropischer Vögel und einer geognostischen Suite, vom Cap bis Port Natal, bereichert wurden. Herr Dr. Kellner übernahm sie ausstopfen zu lassen, da dem Custos Wiepken dazu nicht mehr Zeit übrig blieb. — Dr. Kellner übernahm, ferner noch mit viel Mühe und Sorgfalt die Herbeischaffung einer ansehnlichen Menge anderer tropischer Vögel, die nach ihrer Seltenheit oder nach der Schönheit ihres Gefieders gewählt wurden und hat sich dadurch sehr verdient gemacht. — Dr. Bondi in Dresden sendete seinen Mineralien-Catalog ein und sofort die wichtigsten fehlenden Mineralien in schönen instructiven Exemplaren. — Von dem Justitiar Graba in Kiel ward eine reiche Vogeleier-Sammlung angekauft. Gebhard trug wieder Mineralien zu. — Ein sehr angenehmes Geschenk mit einer Reihe der schönsten Kalkspathe und andern Mineralien machte den Sammlungen der Oberförster Freiherr von Berg zu Lauterberg. — Geheimrath von Strube fuhr fort mit lehrreichen Geschenken.

1842. Die Sammlung tropischer Vögel ist auf mehr als ein halbes Tausend gebracht und enthält zum Theil Seltenheiten, Neuentdecktes und sogar selten Gewordenes. — Von der naturforschenden Gesellschaft in Athen ist eine Mineralien-Sammlung und einige Duzend Vögel dortiger Vögel eingezogen. Man hat dort die Absicht, einen Tausch einzuleiten und in fortgesetzter Verbindung des Briefwechsels zu bleiben. — Die Sammlung der norddeutschen Vögel ist fortwährend vermehrt worden und nunmehr vollständig. — Die Insecten sind mit neuen Arten vermehrt worden, so wie die Conchilien, Korallen u. s. w. — Gebhard hat, aus Schweden und Norwegen rückkehrend, viel Neues an ungemengten Mineralien mitgebracht. — Eine ansehnliche Menge Mineralien und besonders Versteinerungen ist von A. Krantz und Comp. in Berlin eingezogen. — So eine Sammlung fossiler Fischknochen, aus dem rothen Sandsteine, aus Piefland, in Gypsabgüssen. — Vom Geheimrath von Strube, wie früher, eine sorgfältige Auswahl von Mineralien, die bisher fehlten. — Ein vielseitig anziehendes Geschenk von Mineralien des Fürstenthums Birkenfeld, sowohl der geognostischen als oryktognostischen Sammlung, hat Herr Tischbein, Districtsförster zu Herrnslein gemacht. — Herr Dr. Kellner fuhr in seinen Bemühungen für die Sammlungen fort — und durch Theilnahme und Beiträge machte sich verdient, nächst den bisher Genannten, der Förster Arens, Schullehrer Wars, Forstmeister von Nägelein vielfältig, und schon früher auch Staatsrath von Bach, Geh. Hofrath Brüel, Apotheker Kelp, Hofstallmeister von Wigleben, Postverwalter Fitger in Delmenhorst, der Ober-Hofmeister der Kaiserin von Oester-

reich, Graf Dietrichstein in Wien. — Actien waren im vorigen Jahre genommen auf die Ausbeute des naturhistorischen Reise-Unternehmens des Pharmaceuten J. F. Wede, der aber bereits an der Westküste Afrika's gestorben und das Unternehmen gescheitert ist. (Specielleres in der Fortsetzung.)

Antwort auf die bescheidene Vorfrage in N^o 40.

Obgleich mein Gemüth erfüllt war von der Erinnerung dessen, was ich sprachrichtig und begriffgemäß als „Versuch ein Verdienst zu verkleinern“ bezeichnete, so würde ich doch das der Anzeige in den Neuen Blättern vom 13. Septbr., die in den Mittheilungen vom 7. October außer Zusammenhang mit ihrem Vorderzuge mitgetheilte Stelle weggelassen haben, wenn ich vermutet hätte, daß sie Veranlassung geben würde, über dem Grabe des hochgeehrten Mannes und unter den Augen der trauernden Hinterbliebenen eine literarische Balgerei zu beginnen. Indessen jede Möglichkeit ruhig zu bedenken, war keine Zeit, da der Artikel noch der am Todestage selbst versammelten Redaction übergeben werden sollte.

Man lese nur die gerügte Stelle im Zusammenhange, und man wird finden, daß es nur darauf abgesehen war, bei Ununterrichteten die mögliche Wirkung der bezeichneten Versuche zu schwächen und die Anerkennung der Verdienste allgemeiner zu machen. Es hieße dieser Absicht entgegenhandeln, wollte ich mich durch die Grobheit der sogenannten „bescheidenen“ Vorfrage verleiten lassen, die gemeinten Versuche genauer zu bezeichnen.

Dagegen gebe ich gern Antwort auf die Frage: Welche sind die Kreise? — Es ist der Bund der Kleinlichdenkenden, Verdienstlosen und Neidischen, welche ohne Erkennungszeichen sich immer zu finden wissen in ihrer gemeinschaftlichen Abneigung gegen den großen Sinn, die Verdienste und Erfolge derer, die ihnen weit voraus sind, und welche, so oft ihrer einige beisammen sind, gern einen hervorragenden Geist herbeicitiren, um an ihm wo möglich einen Mangel zu entdecken.

Dies die ganze Antwort

des Verfassers des ersten Act. in N^o 73 der Neuen Blätter.

Schlusswort

auf die f. g. Berichtigung einer im Bremer Unterhaltungs-Blatte enthaltenen Nachricht über die am 8. Septbr. 1843 von S. K. H. dem Großherzog empfangenen Deputation aus Oldenburg.

Meine in N^o 78 des Bremer Unterh. Blattes vom 27 v. M. enthaltene Nachricht über die am 8. v. M. von

Sr. K. H. unserem verehrten Großherzog empfangenen Deputation hiesiger Magistrats- und Stadtraths-Mitglieder, so wie einiger anderer Bürger, hat wie ich voraussehen konnte, unter den Theilnehmern selbst sowohl, als unter deren guten Freunden eine gewaltige Erbitterung erregt, die sich in einer f. g. Berichtigung in N^o 40 der Mitth. aus Oldenburg*) Luft gemacht hat. Weit entfernt, mich der unfruchtbaren Mühe unterziehen zu wollen, Leute eines Besseren zu belehren, die solcher Belehrung, wenn sie unangenehme Wahrheiten in ungeschminkter Weise sagt, nicht sehr zugänglich zu sein scheinen, glaube ich mich darauf beschränken zu dürfen, nur auf Folgendes aufmerksam zu machen: Durch jene f. g. Berichtigung ist

1. weder das Tactlose und Unpassende jenes Schrittes wedemonstrirt, worüber die große Mehrzahl des untheiligten Publikums lange vor jener Deputation bereits entschieden hatte, noch

2. eine Widerlegung meines Berichts erfolgt. Ich habe mich streng an die Wahrheit gehalten und wenn ich daran Reflexionen von dem Standpunkte aus knüpfte, von welchem ich mit so vielen Anderen die Sache ansah, so kann darin kein Unbefangener eine Verdrehung oder unredliche Darstellung finden. Das was der ungenannte Vertheidiger der fragl. Deputation über den Empfang vorträgt, kann ganz gut mit meinem Berichte in Uebereinstimmung gebracht werden, indem es mir sehr wohl bekannt ist, daß, wenn auch höchsten Orts kalt und entschieden die Absicht wiederholt wurde, dem Lager beizuwohnen, doch im Uebrigen eine sehr wohlwollende und gnädige Unterhaltung zwischen Sr. K. H. und den einzelnen Deputirten stattfand. Darüber zu berichten gehörte aber gar nicht zur Sache.

Sehr leid thut es mir, daß mein Gegner sich nicht hat enthalten können, mit einigen hämischen Seitenhieben in's Blaue hineinzufechten, nicht meiner selbst willen — denn mich berührt so etwas niemals — sondern um des willen, weil dadurch wiederum ein Beweis geliefert wird, auf welcher Stufe unsere literarischen Zustände sich befinden. — Daher kann ich getrost dem Publikum die Ent-

*) Die Aufnahme dieser Berichtigung erscheint mir, weil meine Nachricht keine Aufnahme in dieser Zeitschrift finden konnte, als eine Verletzung der jedem Redacteur anzuerkennenden Parteilosigkeit, welche nur durch Aufnahme dieses meines Schlussworts wieder gut gemacht werden kann.

Die Aufnahme der fraglichen „Nachricht“ in die „Mittheilungen“ habe ich allerdings verweigert, weil ich vorausah, daß sie solche Discussionen hervorrufen würden, wie jetzt erfolgt sind. Da Herr Köhler dennoch dieselbe drucken ließ, so fand ich keinen Grund, der „Berichtigung“ die Aufnahme zu verweigern, und eben so wenig hielt ich mich berechtigt, dieses „Schlusswort“ zurückzuweisen, hoffe jedoch, daß dasselbe nun auch wirklich das Schlusswort in einer Sache sein werde, die gar nicht vor das Publikum hätte gebracht werden sollen, am wenigsten vor ein auswärtiges, dem die zur Beurtheilung einer solchen Nachricht erforderliche Betanntschaft mit den Verhältnissen fehlt.

Der Redacteur.

scheidung in dieser Sache überlassen. Mehr zu sagen erlaubt mir weder die unserm gnädigsten Herrn schuldige Ehrerbietung, dessen Persönlichkeit von meinem Gegner schon mehr als passend in diese unfruchtbare literarische Fehde verflochten sein dürfte, noch mein eigenes Selbstgefühl. Will einer oder der andere der Herren, welche sich etwa persönlich verletzt fühlen — meine Absicht ist das nie, da ich stets nur die Sache selbst im Auge habe — sich dabei nicht beruhigen, so bin ich zu jeder anderen Genugthuung bereit, hoffe aber, daß jetzt diese Sache, deren weitere Erörterung höchsten Orts nicht angenehm sein kann, nicht mehr in öffentlichen Blättern besprochen, oder daß wenigstens in ruhigerem und würdigerem Tone geschrieben werde.

Meine Berechtigung zu der Frage: »wer die Oldenb. Deputation bevollmächtigt habe?« welche mein Gegner mir zu bestreiten sucht, kann mir als Mitglied der Stadtgemeinde und als Staatsbürger durchaus nicht abgesprochen werden. Wenn 9 Bürger, darunter Mitglieder des Magistrats, des Stadtraths, der Kaufmannschaft und des Handwerkerstandes sich, wie ich auch nur behauptet hatte, aus eigener Machtvollkommenheit als Quasi-Deputation zum Organ der Bürgerschaft machen, was doch trotz jeglicher Verwahrung dagegen, daß sie als Deputirten auftraten, wenigstens dem Anscheine nach nicht zu bestreiten ist, so steht mir als einzelner Mann das Recht zu, als Organ einer ganz entgegengesetzten öffentlichen Meinung aufzutreten, welche mit Unwillen und Entrüstung dieses Treiben beobachtet und sich vielfach dagegen ausgesprochen hat. Auf wessen Seite die Mehrzahl steht, ist ganz gleichgültig; daß ich solche für mich habe, glaube ich in diesem Falle kaum bezweifeln zu können. — Die Herren, welche sich als Deputirte gleichsam gerirt haben, mögen sich gratuliren, nicht durch eine ihrer Ansicht widersprechende Gegen-Deputation oder durch eine schriftliche Gegen-Adresse, da es an Unterschriften nicht hätte fehlen können, wenn man sich so viel Mühe hätte geben wollen, als die Zustandebringung der Deputation gekostet hat, noch mehr als durch meine einfache Darstellung geschehen ist, aus der Fassung gebracht zu sein. —

Oldenburg 1843. October 11.

W. Köhler.

M u s i k.

Der »Thüringer Orgel-Verein zur Beförderung eines würdevollen kirchlichen Orgelspiels hat einen »Aufruf an sämtliche Orgelcomponisten« erlassen und diese darin aufgefordert, »über die drei Anfangszeilen der allgemein be-

kannten Choralmelodien: »Wer nur den lieben Gott läßt walten« (in A moll) und »Allein Gott in der Höh sei Ehr« (in G dur) neue, ästhetisch-ansprechende, zum Gebrauch passende Trio's und Fugen mit Einleitung einzusenden und es wird ein Preis von 5 Ducaten für die eingesendete beste, und 3 Ducaten für die nächstbeste Composition über jene Themata zugesichert.«

Die Redaction der Mittheilungen ist ersucht, »diesen Aufruf zu Flug und Frommen der Kunst aufzunehmen,« muß sich jedoch wegen Mangels an Raum mit dieser Anzeige begnügen und wird gern den Orgelcomponisten, welche sich deshalb postfrei an sie wenden, weitere Auskunft geben.

L ü c k e n b ü c h e r.

Nach Briefen aus Rom wünscht der Pabst sehnlich, die alte Ceremonie (von der Frau von Staël in ihrer »Corinna« so deutlich beschrieben) den größten Dichter im Capitol feierlich zu krönen, wieder einzuführen und hat Chateaubriand diese ausgezeichnete Ehre angeboten. Der ehr- und liebenswürdige Vicomte hat mit der Bescheidenheit, die ein vorherrschender Zug in seinem Character ist, erklärt, er glaube nicht genug gethan zu haben, sie zu verdienen. Globe.

Berichtigung.

In N^o 40 S. 168 Sp. 2 J. 11 v. u. lese man Obershausen statt: Abershausen.

Kirchennachricht.

Vom 7. bis zum 13. October sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 69) Johann Gerhard Ludwig Kieselborst und Talle Fene Hobbie. 70) Albert Friedrich Köhler und Anna Adelheit Grube. 71) Johann Adolph Groose und Maria Elisabeth Flothmann.

2. Getauft: 268) Franziska Elisabeth Sophie Dierks. 269) August Wilhelm Gottlieb Otto Lübe. 270) Talle Margarethe Schmeyers. 271) Anna Köben. 272) Gustav Carl Hartwig Strauß. 273) Martha Philippine Helene Johanna Strauß. 274) Diederich Brunke Schellhede. 275) Maria Kunigunde Wilhelmine Felicitas von der Decken.

3. Beerdigt: 234) Johann Heinrich Wilhelm Badenbus 1 ein halb Jahr. 235) Johann Desterhaus 52 J. 236) Johann Röntje 3 Mon. 237) Fr. Johanne Sophie Hayne, geb. Caspari 59 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 13. October.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 42.

Sonnabend, den 21. October.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

6. Die Naturalien-Sammlungen.

A. Zoologisches:

Die Großherzoglichen Sammlungen haben, wie oben gesagt, damit begonnen, daß die von dem Dr. Doppermann, Dr. Meyer, Bürgermeister Jürgens u. s. w., schon etablirten Sammlungen angekauft, und nach und nach durch Correspondenz aus andern Quellen vervollständigt wurden. Hierbei ließ sich die weise Beschränkung auf einzelne naturhistorische Gebiete, die der Privatmann dadurch um so vollständiger zu bilden vermag, nicht wohl einhalten. Es ließen sich z. B. aus den Sammlungen des Dr. Meyer nicht die Conchilien erwerben und die Versteinungen zurückweisen, oder die Versteinungen, aber nicht die Mineralien ankaufen und der Bürgermeister Jürgens hätte gewiß seine berühmten Algen nicht von den übrigen Herbarien getrennt und hergegeben u. s. w. Wogegen aber wiederum der Privat-Sammler eine halbe Lebenszeit auf weniger wendet, als was hier in sechs Jahren zusammengebracht ward. Zeit und Kosten stehen hier im umgekehrten Verhältnisse zu einander und es ist hier wie überall unmöglich, alle Vortheile mit Vermeidung aller Nachtheile zu vereinigen.

Jede der besondern Sammlungen hat hier ihren sy-

stematischen und alphabetischen Catalog, der zugleich das Inventarium des Vorhandenen ist.

Die norddeutschen Vögel

sind nach Temminck geordnet, und nach diesem Ornithologen ist die Sammlung in ihren dritthalb Hundert Arten vollständig. Ein seltener Fall in einer naturhistorischen Sammlung! Aus dieser Zahl ergibt sich, daß sie nicht bloß die in Norddeutschland brütenden Vögel begreift, sondern auch alle durchziehenden und regelmäßig wiederkehrenden Zugvögel und die Seevögel, die regelmäßig an die Küsten kommen. Die meisten Arten der Vögel sind in verschiedenen Exemplaren vorhanden, Männchen, Weibchen und die verschiedenen Altersstadien, wenn danach das Kleid Verschiedenheiten zeigt. Daß alle Arten in sämtlichen Verschiedenheiten repräsentirt seien, ist einer zweiten höhern Vervollständigung vorbehalten. Ausgeschlossen sind die Vögel, die nur selten in Norddeutschland gesehen, nur zufällig dahin verschlagen werden, was mit dem Biskretiker (*Platalea leucorodia*), der mit dem grauen Reiher auf unsern Buchen horstet, wenn auch nicht alljährlich überall gesehen wird, mit dem Focke (*Ardea Nycticorax*), dem kleinen Rohrdommel (*Ardea minuta*), dem kleinen Trappen (*Otis Petras*), wovon man das Männchen fast nie zu Gesicht bekommt, und mehreren Andern nicht der Fall ist, die nur darum seltener erscheinen, weil sie in geringerer Anzahl existiren.

Der bei weitem größte Theil dieser Sammlung ist vom Dr. Doppermann ausgestopft oder vielmehr plastisch dargestellt und kunstmäßig aufgestellt, nach der von ihm zuerst eingeführten, oder doch sehr verbesserten

Methode, in der die Natürlichkeit, die Wahrheit in der mannigfaltigen Stellung und im Bau nichts zu wünschen übrig läßt. Die übrigen sind entweder in derselben Methode eben so gut gelungen oder nach dem *procedé Gernall* mumificirt seit dem Jahr 1840, und durchaus wahr und vollkommen ausgefallen.

Mit den Nestern der Vögel hat die Sammlung einen Anfang gemacht. Es ist erst ein halbes hundert Stück vorhanden und verdankt die meisten desselben den Geschenken des Forstmeisters von Negelein, von dessen warmer Theilnahme noch fernere Vervollständigung, ungeachtet der großen Schwierigkeit des Auffindens und guter Erhaltung der Vogelnester zu erwarten steht.

Reicher ist die Sammlung der Vogeleier, vom Justitar Graba in Kiel und aus dem Nachlaß des Generals Wardenburg. Auch hier hat der Forstmeister von Negelein sehr Schätzenswerthes beigetragen. Es sind die Eier der meisten norddeutschen Vögel vorhanden und überdies noch viele andre nordischer Vögel, die nicht zu den norddeutschen gehören, als z. B. das höchst seltene Ei des *Alca impennis*, *Anas mollissima*, *Lestris oatharactis*, *Podiceps cristatus*, *Tetrao Islandicus*, *Uria Brünnichii* und *lacrymans* u. s. w.

Ganz getrennt von den norddeutschen Vögeln, die durch ihre Vollständigkeit für sich ein Ganzes ausmachen, sind die tropischen Vögel, ein halbes Tausend, nach den großen Hindernissen des einstweiligen Lokals in vier Schränken und mehreren einzelnen Räumen zusammengedrängt, ohne systematische Ordnung, als ein Luxus-Artikel der Sammlungen, der nie zu einer Art Vollständigkeit gebracht werden kann, aber künftig zweckmäßig aufgestellt, in dem in Aussicht gestellten eignen Bau für die Sammlungen, große Räume ungemein erheitern, zugleich aber auch durch Vergleichung und durch Anschauung des sonst Unerreichbaren, sehr lehrreich werden wird. — Daß hier die Colibri's mit ihren Nestern und Eiern eine Hauptrolle spielen, sammt den Nectarinien, Pipra's, Tanagren und vielen andern so kleinen Vögeln, versteht sich von selbst. Zahlreich hat hier die Gelegenheit das abenteuerliche Geschlecht der Eißvögel (*Alcedo*, *Dacelo*) versammelt, Tausen bis zur Größe des Sperlings herab, unter ihnen die größeren aus Neuholland mit dem Metallglanz auf den Flügeln, Papageien in Menge und großer Mannigfaltigkeit vom großen Ara aus Süd-Amerika und dem neuen Cacadu aus Neuholland, bis zu dem neuholländischen Papagei von der Kleinheit des Canarienvogels. Würdig repräsentirt sind die hühnerartigen Vögel durch die prächtige *Menura Lyra* aus Neuholland, den Pfau vom Himalaja, den großen Argusphasan aus China, *Paradisea regia* aus Neu-Guinea und Andre, so die hochbeinigen und Sumpfvögel, durch die Reiher und Ibis des weiten Südens, *Grus paradisea*, den südamerikanischen Flamingo u. s. w. Auch ziert die Sammlung der abenteuerliche Nashornvogel, der schön gestaltete Muso-

phaga violacea vom Senegal, der *Corythix Persa* und Buffons aus Süd-Afrika und besonders der überall außerst seltene *Alca impennis* von Island.

Die Sammlung der Oldenburgischen Quadrupeden ist vollständig, bis auf das Hochwild einstweilen, weil dafür der Raum zu beschränkt ist, wogegen aus dem Fürstenthume Birkenfeld der Wolf und zwei verschiedene wilde Katzen beigefügt sind. Die neun Arten der Ratten und Mäuse, so wie die zwei Arten der Spigmäuse und die sieben Arten der Fledermäuse sind vorhanden.

Wenige fremden Vierfüßler sind durch zufällige Gelegenheit erworben, z. B. das Schnabelthier aus Neuholland, das zierliche Moschusthier aus Java, Männchen und Weibchen, das Schneumon aus Aegypten, eine Gazelle vom Libanon, ein nubischer Bock, eine sehr große Eidechse aus Südamerika u. s. w. Eine Menge curiosa bekleidet die Wände, Schädel vom Nashorn, *Bairussa*, wunderliche Fische u.

(Fortsetzung folgt.)

Weibliche Schiffsmannschaft.

(Aus einem Briefe aus Brate vom 16. Octbr.)

Vor einiger Zeit enthielten die Hamburger Vörien-Nachrichten (N^o 9691) folgenden Artikel: »Antwerpen den 22. Aug. Gestern kam nach zehntägiger Reise die kleine Oldenburger Ruff »Einigkeit« Capit. Schren's (»Einigkeit« Capit. Schweers) von Hamburg hier an. Die ganze Besatzung besteht aus dem Capitain und seinen beiden Töchtern von 22 und 20 Jahren. Die eine versteht den Dienst des Steuermanns, die andere den des Kochs; beide besorgen auch die Functionen der Matrosen und entledigen sich dieser Dienste aufs Beste. Die Mädchen sind sehr hübsch und vermöge ihrer Lebensart sehr kräftig.

(Précurseur.)

Dieser Artikel hatte schon bei seinem Erscheinen hier sehr die Aufmerksamkeit erregt, diese wurde aber noch gesteigert, als es gestern mit einem Male hieß, die »Einigkeit« sei mit ihrer weiblichen Mannschaft hier angekommen und habe den furchtbaren Sturm vom 12. und 13. d. M. in See ausgehalten. Wer das kleine, 15 bis 18 Roggenlasten große Ruffschiff sah, wer wußte, daß außer dem tauben, fast altersschwachen Schiffer nur zwei junge Mädchen diese Ruffschale durch die Wogen des Oceans geleitet, mußte diese Nachricht fast bezweifeln. Und doch war dem so. Die »Einigkeit« war am 6. d. M. von Wissingen nach See gegangen, hatte jenen Sturm in der Nordsee ausgehalten und war fast durch ein Wunder demselben glücklich entgangen. Alles dies trug natürlich dazu bei, das Interesse für die Familie an Bord der »Einig-

keit zu erhöhen, und man läßt sich gern erzählen, wie diese Matrosen im Weiberrock mit ihrem greisen Vater regelmäßig im Wachtdienste abwechseln, wie sie ohne Kenntniß der Steuermannskunst, klos mit Hilfe einer oberflächlichen Bekanntschaft mit den Seekarten und des Senkbleis, nicht nur den Weg an der Küste entlang, sondern auch Meilenweit in der offenen See finden; wie sie nicht allein die Küsten der Nordsee, sondern auch die der Ostsee befahren und mit ihrem kleinen Fahrzeuge kühn allen Stürmen trotzen. Ein Beispiel mag es zeigen, wie diese Mädchen in der Gefahr mit Besonnenheit zu handeln ver-
sehen.

Die »Einigkeit« lag einmal vor Bremerhaven auf der Rhede, welche bekanntlich bei westlichen Stürmen sehr wenig Schutz bietet, Capitain Schweers war mit der Einen seiner Töchter an Land gefahren und konnte, da der Wind unterdessen zum Sturm geworden, nicht wieder an Bord kommen. Der Sturm wurde immer heftiger und die »Einigkeit« nur der Obhut des einen Mädchens überlassen, trieb von dem einen Anker weg, so daß das Schiff ohne Zweifel verloren gewesen wäre, hätte nicht das entschlossene Mädchen schnell einen zweiten Anker fallen lassen und so den auf das Schiff einstürzenden Wogen Troß geboten. Die Mädchen, die, wie auch der »Précurseur« meldet, von einem angenehmen Aussehen sind, und in ihrem Wesen Nichts zeigen, was man als Folge ihres Berufs ansehen könnte, sprechen sich offen und bescheiden über ihre Verhältnisse aus, und erzählen mancherlei von dem Aufsehen, welches ihr Erscheinen in Antwerpen gemacht, wo man ihnen das Schiff ablaufen und sie zur Führung desselben engagiren wollen, sie hätten es aber vorgezogen, in ihre Heimath zurückzugehen.*

Man spricht so viel von dem Heldenmuth einzelner Mädchen, welche in den Krieg gezogen, und man trägt ihre Namen in die Bücher der Geschichte ein, aber was thaten sie Größeres, als diese Mädchen, die schon lange die See bedienten (wie der Kunstausdruck sagt), ehe ein Zufall diese Verhältnisse an's Licht brachte. Ist es eine größere Aufopferung, auf lustigtanzendem Rosse in den Reihen fröhlicher Reiter beim Schmettern der Trompeten sich in die Schlacht zu stürzen, oder auf dem kleinen Fahrzeuge, daß Mancher bei stürmischem Wetter nicht zu einer Fahrt auf der Wese bestiegen möchte, nur mit der Schwester allein und dem tauben Vater, der nicht das Brausen des Sturms hört, nicht das Rauschen der Wogen in der finstern Nacht vernimmt, dem zürnenden Meere die Stirn zu bieten und bald auf den Gipfeln der Wogen zu schweben, bald im tiefen Thale zwischen denselben zu verschwinden, wohin kein Leuchtfeuer dem Schiffenden seine Strahlen senden, wo kein Auge weiter blicken kann, als auf den nächsten auf ihn einstürzenden Wasserberg? Ist es etwas Größeres, im Rausche des Schlachtgetümmels dem Tode

die Stirn zu bieten, oder dem Kampfe der Elemente mit der kalten ruhigen Besonnenheit, die dem Seemann zur Zeit der Gefahr so nöthig ist, entgegen zu treten? Gewiß, diese Mädchen verdienen eben so sehr und noch mehr die öffentliche Achtung und Anerkennung als Jene, die in diesem oder jenem Kriege den Reihen der Streiter sich anschlossen. Freilich tritten diese für das Vaterland und ihre Thaten begründen eine Schuld des ganzen Volks gegen sie, während jene nur für den Vater den Kampf mit Wogen und Stürmen bestehen und so nur Anerkennung in der Familie finden werden, aber ihr Verdienst ist darum nicht geringer und sie machen nicht weniger ihrem Vaterlande Ehre.

Wenn es solche Töchter hat, was darf es von seinen Söhnen erwarten!

L i t e r a t u r .

»Haltet Frau Musica in Ehren!« Rede, gehalten am Jahrestage der Bockhorner Liedertafel von Th. Rütger. Oldenburg 1844. (Schulze'sche Buchhandlung.) 16 S. geh. (6 N.)

Diese Rede »Allen, die Frau Musica dienen im Geiste und in der Wahrheit, gewidmet von dem Verfasser,« füllt 8 Seiten des kleinen, gut gedruckten Hefts, indessen ihr geht ein Vorwort woran, welches 6 Seiten einnimmt; das aber beginnt mit den Worten: »In Teutschland ist das 19. Jahrhundert ein dicker, langweiliger Philister mit kurzen purzligen Beinen, wasserblauen, prosaisch vernünftigen Augen und gut ausgebildetem Sphorgan, dessen Hände beständig in den Hosentaschen stecken und mit Geld klimpern;« und gegen den Schluß heißt es: »Es wird uns zuweilen zu eng im Hause und es fröhelt uns ein wenig; wir sehnen uns hinaus in's Freie, uns von der Sonne einmal bescheinen zu lassen, und die liebe Frau hat gegen einen solchen unschuldigen Spaziergang nichts einzuwenden. Draußen treffen wir mehre Bekannte, gestehen uns, ein bißchen kalt zu sein, treten näher zusammen, um die Wärme zu bewahren, und so entstehen die vielköpfigen zahllosen Vereine der neueren Zeit, die zwar mit philistischem Sauerkeig reichlich verfeßt sind, welchen aber ihr Gutes und namentlich ihre den Gemeinfinn weckende Tendenz nicht abzuspreehen ist. Also entstanden auch die vielen Liedertafeln in Teutschland, deren Tendenz die reinste, poetischste und geistigste aller Vereine ist. Gesang und Poesie sind ja die Boten Gottes; sie mahnen uns an eine bessere Welt, an ein höheres Bürgerthum; sie läutern, sie bessern uns und machen das Herz empfänglich für jedes Große, Edle und Schöne. Möchten doch in allen Gauen Teutschlands die Liedertafeln sich immer mehr ausbreiten, möchte der Geist der Frau Musica immer mehr über uns kommen, möchten wir immer freier, immer harmonischer werden!«

Die Rede selbst zeigt, daß ein Sängerbund nicht blos

*) Sie sind aus Lemwerder im Kirchspiel Altensich.

eine gesellige, sondern auch eine höhere, geistigere, weltbürgerliche Tendenz habe.« Die Worte »Haltet Frau Musica in Ehren,« sind Worte unsers Meisters Martin Luther, des Mannes der Kraft, des Muthes und des Gesanges.« Seine triumphirende Hymne: »Ein feste Burg ist unser Gott,« war die Marschallaise der Reformation, ihre gewaltigen Töne zersprengten die Mauern der papistischen Bastillen, in welchen die Menschheit Jahrhunderte geschmachtet hatte! Aber auch uns umringen finstere Geister, auch wir müssen gegen sie kämpfen, und da drängen sich vor allem die Fragen uns auf: Wie kämpfen wir würdig? Wie gehen wir siegreich aus dem Kampfe hervor? —! Die Antwort liegt in Luther's sinnigem Spruch: »Haltet Frau Musica in Ehren! — Aus Gnaden gab sie Gott.« — Nicht von der Erde stammt das hohe Weib; im Himmel ist ihre Heimath und Gott sendet sie uns aus Gnaden!« u. s. w.

»Es ist nicht zu leugnen: wir leben in einer Zeit, die mehr denn je dem Materialismus mit seinem ganzen trübseltigen Gefolge huldigt, und immer mehr verläugnet die Bürger der Jetztzeit ihre edle Abkunft, verlieren ihre bessere Heimath. Die Geldaristokratie bläht sich in ihrer ganzen dummen, tonlosen Erbärmlichkeit und, statt nach Gebühr verachtet zu werden; achtet man sie; denn in der Willkür des Lebens, wo sie herrscht, hat sie nur das Manna, wonach leider so viele trachten und jagen!« u. s. w.

Wem hat nicht schon die Stereotyp-Fragefloßkel Was ist er? — Was hat er? disharmonisch ins Ohr gestönt und das Herz zerrissen! — O, wo solche Fragen tönen, da flieht! Da weht der Sannum, der Sohn der Wüste, der Alles ertödtende; da flüchtet Euch zur Frau Musica in das Reich der Lebendigen, aus welchem der finstere Geist des Materialismus, der an keinen Gesang, keine Poesie, keinen Gott glaubt, auf ewig gebannt ist.« u. s. w.

»Ein anderer finstere Geist, der durch unser Jahrhundert über die Welt, alle Blumen zertretend, schreitet, dessen tödtlicher Hauch das Herz erstarrt und die Gedanken, ist der Kastengeist. Stumm und tonlos wie sein Bruder, der Materialismus, macht er die Welt zur Sinnde und würdigt den Menschen zur Marionette herab. Aber auch ihn weiß Frau Musica zu beschwören« u. s. w.

»Dum, so suche Dir eine bessere Welt, Du, den die Welt um die schönsten Hoffnungen und Träume betrog, den sie verwundete mit ihrem Spotte und Stachel, dessen warmes Herz sie berührte mit kalter, Tod bringender Hand, — komm in das Reich der göttlichen Musica — sie wird Dich heilen, Dein Herz wird wieder erwachen zum neuen Leben und Dein verlorener Frühling Dir wieder erblicken!«

»Aber auch Du, der Du noch im rothigen Schimmer der Hoffnungen und Träume lebst, bewahre Dein Herz vor

Enttäuschung und Weh, traue dem Glücke nicht, dem falschen, das die Welt Dir bietet, sondern folge dem Banner der Frau Musica, — es ist ein Palladium gegen allen Schmerz, gegen alle Täuschung der Welt, unter ihm gedeihen die zartesten Blüthen des Geistes und des Herzens zur schönsten Frucht. — unter ihm herrscht Wahrheit, Freiheit, Liebe, Harmonie!« u. s. w.

Statt einer Anzeige über den Ton und den Inhalt dieser Rede und ihres Vorworts, werden diese Auszüge unsern Leser dienen und sie damit hinlänglich bekannt machen.

M u s i k.

Am Montag den 23. Octbr. wird der Königl. Dänische Kammermusikus Kellermann von Copenhagen in Saale des Casino's ein Concert veranstalten, worin derselbe gebiegene Compositionen von Serré &c. für das Violoncello vortragen wird. — Herr Kellermann hat sich schon in der musikalischen Welt einen Namen erworben, er ist in jeder Hinsicht Meister seines Instrumentis und hat einen seelenvollen gesangreichen Vortrag. Da wir sehr lange hier keinen musikalischen Genuß gehabt — und wir selten Gelegenheit haben, einen so ausgezeichneten Künstler zu hören, so hoffe ich, wird Herr Kellermann auch hier die Aufnahme finden, welche er so sehr verdient. S.

Berichtigung.

In N^o 41 der Mittheilungen ist in der Kirchennachricht unter den Copulirten der Name Köster statt Köbler zu lesen.

Kirchennachricht.

Vom 11. bis zum 20. October sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 72) Otmann Wiemken und Mette Margarete Cornelius. 73) Johann Friedrich Brand und Helene Catharine Wilmuth Meyer.

2. Getauft: 276) Elise Gerhardine Kuhlmann. 277) Johanne Margarete Henriette Stührmann. 278) Margarethe Sofine Willers. 279) Carl Georg Diederich Cassebarth 280) Rudolph Bernard Ludwig Kobenohl. 281) Otmann Köben.

3. Beerdigt: 238) Herr Hofschneidemeister Johann Carl Köbler.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 22. October.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Cand. Grube.

Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nach der Predigt Ordination durch Hrn. Kirchenrath Böckel.

Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am Aerntefeste den 27. October.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.

Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 43.

Sonnabend, den 28. October.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

6. Die Naturalien-Sammlungen.

A. Zoologisches:

Die Insecten-Sammlung enthält in ihren 11,000 Stücken 6200 Arten, von denen etwa 700 zur Zeit noch unbestimmt sind. Die meisten sind aus Brasilien, China und andern fernen Weltgegenden, an großen, auffallend schönen, selteneren ist die Sammlung verhältnismäßig reich. Die Schmetterlinge, damit sie auch von unten bequem gesehen werden können, sind größtentheils, das Exemplar für sich allein, in ein Glaskästchen gefast. An Vollständigkeit der Arten ist in diesem unermesslichen Gebiete nicht zu denken. Das Streben dahin wird in Zukunft auf die Erwerbung einzelner Repräsentanten der fehlenden Gattung und nur auf diese Vollständigkeit gerichtet werden. Ein Geschäft der nächsten Zukunft ist das Durchgehen der Insecten, jedes Stück vor Stück, nachsehen und neu aufstellen nach dem besten der neuern Systeme, die Schmetterlinge nach Hübner, die Käfer nach Dejean u. s. w., wahrlich kein unbedeutendes Unternehmen bei so mannigfaltigen Unterbrechungen und laufenden Geschäften! — Bemerkenswerth ist, daß 1842, durch den Schullehrer Baars eingesendet, aus Butjadingen sonderbarer Weise wohlerhaltene schöne Exemplare

der Wanderheuschrecke, *Gryllus migratorius*, eingegangen sind.

Die Conchilien-Sammlung ist gleichfalls ein Anfang in einem eben so schwer zu übersehenden Gebiete, wie das der Insecten, und gilt von ihrer Vervollständigung dasselbe hier wie dort. Vor zwei Jahren kam ein berühmter Conchilolog auf seiner Rückkehr von den Philippinen nach Europa auch nach Oldenburg, Sir Hugh Cumming Esqu., Besitzer der größten Conchilien-Sammlung in der Welt, der unter andern 800 noch unbekannt Arten der Gattung *Helix* mitbrachte. Er sah die hiesige Sammlung, die in gegen 3000 Stücken nur 1300 Arten enthält, mit einem Blick mitleidiger Herablassung an, verbesserte mehrere irrige Etiquetten und meinte, das sei allerdings ein Anfang; zwei Stücke seien aber auch ein Anfang. Indessen trennte er sich doch erst spät von den Schränken und bemerkte: so hübsch übersichtlich geordnet wie hier die Conchilien seien, habe er sie noch sonst nicht angetroffen, er wolle sich das merken, um es in seinem Cabinet in London nachzuahmen. (Man wolle den Bemühungen der Anfänger diese kleine Ruhmredigkeit nachsehen!) Geordnet sind die Conchilien nach Menke Synopsis Molluscorum, der dem System De Lamarck's folgt.

Die Sammlung der Skelette enthält außer einem vollständigen menschlichen und einem Cariben-Schädel, das Gerippe eines ungewöhnlich großen Delphins, *Delph. phocaena*, die der größeren und kleineren Vögel, Amphibien u. s. w., mehrerer Affenarten und eine Menge Schädel für die Vergleichung, so wie als Norm dafür einen mit den Gehirn-Organen nach Gall beigeich-

neten Menschen = Schädel, fast alle von dem Thierarzt Greve kunstmäßig hergestellt.

So wie die Sammlung der Säugethiere sich nur auf die der Oldenburgischen Lande beschränken soll, so wird es auch mit der Sammlung der Fische und mit der Sammlung der Amphibien gehalten, die als Oldenburgische vollständig sind und in ihrer sorgfältigen Behandlung gleichfalls von dem Veterinärarzt Greve herrühren.

Eine Menge Einzelheiten, die die Umstände zufällig aufgehäuft haben, werden auf belehrende Weise in besondern Sammlungen zusammengestellt. So giebt es hier gegen 200 verschiedene Corallen, unter denen einige seltene und mehrere ausgezeichnet schöne Stücke sind — Seeigel und Seeesterne von seltener Größe und Schönheit — mehrere Crustaceen aus fremden Meeren und Welttheilen — eine Sammlung Spongien u. s. w. Außerdem Vieles Einzelne, das nicht minder lehrreich ist.

Jedes Stück für sich ist hier vollständig, gut erhalten, mit Sorgfalt behandelt und etikettirt, jedes mangelhafte oder fehlerhafte ausgeschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Umriffe eines Lebens.

(Fortsetzung.)

Der Jagdhund bellt draußen — ein lautes Klopfen wird gehört — und seltsame Männer, bewaffnet und wild aussehend, kommen herein und umringen meinen Vater. Seine Hände werden ihm gebunden, und er wird mit Gewalt aus den ihn umklammernden Armen seines schreienden Weibes gerissen, welche bestinnungslos hinsinkt auf der Schwelle unserer elenden Wohnung. Der Säugling weint bitterlich, und meine Schwester und ich schluchzen wahrhaftig, unserer Eltern Kummer zu sehen.

Ich erinnere weiter nichts. Ich habe gehört, daß wir kurz nachher vom Fieber heimgesucht wurden. Meine Mutter und zwei ihrer Kinder fanden einen Ruheplatz auf dem Kirchhofe von C—. Die langsame Menschlichkeit meines Großvaters nahm mich hin nach seiner Wohnung in Schlesien. Warum wurde ich getrennt von denen, welche ich liebte?

III.

Mein Beschützer war ein seltsamer Mann. In weltlichen Dingen war er ein unfehlbares Orakel, aber fast in allen andern Dingen ein Slave des Vorurtheils. Seine Neigungen schwankten zwischen Gott und dem Mammon, um mit beiden in gutem Vernehmen zu bleiben, beobachtete er alle Ceremonien der Religion, während er kein Mittel vernachlässigte, welches diente, sein Eigenthum zu vermehren. Wäre es nicht wegen seines Widerwillens ge-

gen die Vornehmen gewesen, ich glaube, er hätte die Frömmigkeit mit dem Ueberflusse vermischt, denen die gewöhnliche Wendung seiner Meinungen zeigt an, daß Derjenige, welcher nicht an seinem Vermögen zunehme, auch nicht in der Gnade wachsen könne. Er war ein eifriger Lutheraner, und widersezte sich der Verheirathung seiner Tochter nicht weniger, wegen der beschränkten Mittel meines Vaters, als des Umstandes wegen, daß derselbe des in Oesterreich herrschenden Glaubens war. Er pflegte mir zu versichern, daß ich ein »Feuerbrand sei, aus der Gluth gerissen,« und schien zu glauben, daß, indem er mich für den geistlichen Stand bestimme, er auf dem besten Wege sei, alle Uebertretungen unseres Stammes zu sühnen. Indem er meinen künftigen Beruf bestimmte, fiel es ihm nicht im Traume ein, weder um meine Fähigkeit noch um meine Neigung sich zu bekümmern.

Doch der alte Mann hatte so viel Zuneigung für mich, als er für irgend ein menschliches Wesen empfinden konnte. Nachdem ich die Vorbereitungen zu meiner Erziehung in einer benachbarten Schule durchgemacht hatte, engagirte er einen unbemittelten Geistlichen, mir Stunden im Hause zu geben. Meine Fortschritte machten dem Fleiße meines Lehrers Ehre, er erwähnte meiner lobend beim Grafen v. G—, dessen Sohne Friedrich er gleichfalls Unterricht erteilte. Friedrich war älter als ich; aber man sagte, ich sei an Kenntnissen ihm voraus; und der übermüthige Triumph über die Aristokratie gab sich einige Mühe, seine Freunde an den Tag zu legen. Der Graf schickte seinen Sohn auf ein entferntes und vornehmes Gymnasium. Mein Großvater beschloß, daß auch ich dahin gehen solle, und ich ging dahin.

Ich blieb drei Jahre auf diesem Gymnasium, unter einem kalten und hochmüthigen Sprachgelehrten, bei dem ich einer Behandlung ausgesetzt war, welche er für den schlechtest gekleideten und niedrigst geborenen seiner Schüler geeignet hielt. Meine Schulkameraden behandelten mich barbarisch, mich als einen plebejischen Eindringling betrachtend. Ich war von zartem Körper und weichem Gemüth, und die tägliche Mißhandlung meiner Seele, welcher ich ausgesetzt war, erdrückte fast meinen Geist. Von allen meinen Verfolgern war Friedrich von G—, der Erbe unsers hochmüthigen Nachbarn, der ausdauernde und böshafte. Er war größer und robuster, aber an Gesicht und Gestalt glich er mir auf eine überraschende Weise, und seine Schulkameraden erinnerten ihn, wenn sie ihn beschimpfen wollten, an diese Aehnlichkeit. Sein größter Spaß bestand darin, meinen Großvater am Stocke hinkend nachzuahmen. Die Natur hatte mich nicht bödsartig geschaffen; aber die unaufhörliche Bosheit dieses Knaben verwandelte mein Blut in Galle.

Ich durfte nicht klagen gegen meinen Beschützer, damit mir von ihm nicht Undankbarkeit vorgeworfen werde. Ein Zufall, glaube ich, veranlaßte meine Befreiung aus dem Gymnasium. Eins meiner Bücher, bei einem Ferien-

besuch zurückgelassen, fiel in meines Großvaters Hände. In Augenblicken der Niedergeschlagenheit hatte ich die freien Blätter dieses Buches beschrieben mit Klagen, welche deutlich meine Abneigung gegen meinen Lehrer und meine jungen Gefährten an den Tag legten. Die Lesung derselben hatte, wie ich Grund habe zu glauben, meine sofortige Zurückberufung zur Folge, wenigstens wurde ich zurückberufen; und niemals lehrte ein gefangener Vogel fröhlicher zurück zu seinen freien Flügen im grünen Walde, als ich, müde der Schul-Slaverei nach der düstern Stadt H—.

VI.

Ich verlebte einige Zeit in Zurückgezogenheit, anscheinend die alten Autoren lesend, und in's Geheim mit neueren Werken der Einbildungskraft mich beschäftigend, die ich mir nicht ohne Schwierigkeit von Personen gleichen Geschmacks verschafft hatte. Endlich wurde ich, sehr gegen meinen Willen, weggeschickt, in dem Hause eines großen Geistlichen Theologie zu studiren. Der Seelsorger entledigte sich seiner Pflicht mit Treue, aber seine Vereblichkeit verfehlte mich mit der Wahl seines Berufs auszuföhnen. Die Eindrücke, zurückgelassen in einer empfänglichen Phantasie durch die vollendeten Werke der Poesie, machten mich nicht geneigt zur Ausübung der nützigen Pflichten des heiligen Standes, den offen abzulehnen nichts als die Ueberzeugung mich abhielt, welchen Schrecken dies meinem Vormunde verursachen würde. Dies Hinderniß wurde indeß bald hinweggenommen. Der alte Mann starb und hinterließ mir die Früchte seiner Sparsamkeit, eine Summe, viel bedeutender, als gewöhnlich von einem nicht unternehmenden Krämer in einer unbedeutenden Provinzialstadt zusammengescharrt wird. Ich war nun allein in der Welt, Keiner hatte das Recht mich einzuschränken oder zu leiten. Ich sah meinen Wohlthäter in's Grab legen, und nachdem ich mein ganzes Vermögen in bares Geld verwandelt hatte, entschloß ich mich zu reisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Das ist der Spruch an der
Zimmermanns Kranz!

Vaurede, gehalten am 7. Decbr. 1843, als der Kranz auf das Dach des neuen Bibliothekgebäudes aufgepflanzt wurde. (Der Ertrag ist für die Kleinkinder-Bewahrschule in Oldenburg bestimmt.) Oldenburg 1843. (Schulze'sche Buchhandlung.) 8 S. (6 K.)

Wenn die »Mittheilungen« dieser Vaurede noch erwähnen, so geschieht das nur, um sie nicht unbeachtet zu lassen, denn gewiß findet sie sich schon nicht allein in den Händen Aller Derer, welche sie am 7. Dec. gehört haben,

sondern auch vieler, die sie zu hören nicht Gelegenheit hatten.

Es würde daher auch überflüssig sein, hier von dem Inhalte Mehreres anzuführen und von der Behandlung Proben zu geben. Nur kurz wollen wir andeuten, daß der erste Redner herkömmlich seinen Spruch damit begann:

„Nach dem Bauhern hinüber zu blicken,
Der in seinem Schloß den Befehl gegeben,
Es sollte sich ein Prachtbau erheben,
An dem nach hundert und hundert Jahren
Die späten Enkel noch können erfahren,
Wie er für Volk und Land und Stadt,
Als Vater stets gesorget hat.“

Daran schloß sich dann die erste Gesundheit:

— — — „unserm Großherzog
Der Großherzogin und dem Erbgroßherzog
Und dem ganzen Fürstenhause!“

Dann kam er auf die Bestimmung des Gebäudes zur Aufnahme der öffentlichen Bibliothek, und nachdem er hererzählt, was

„Zu viel tausend Büchern steht beschrieben,“

und ausgerufen:

„Gott sei Dank, daß ich sie nicht brauch' zu lesen!“

kommt er auf die Erfindung der Buchdruckerkunst:

„Von der ist die Bücherfluth gekommen,
Hat immer und immer zugenommen“ u. s. w.

und so auf die zweite Gesundheit:

„In Deutschland ist die Kunst entstanden,
Dann ausgeflogen zu allen Landen.
Die ganze Welt hat sie aufgeklärt;
Drum ist der Mainzer Gutenberg erg werth,
Daß wir auf diesem gelehrten Haus
Laut bringen seine Gesundheit aus.
Und das Land, so ihn der Welt gegeben —
Das deutsche Vaterland soll leben!“

Der zweite Redner berücksichtigte zuerst die Bestimmung der untern Räume des Gebäudes zur Aufbewahrung des Archivs, und fand es dann

— — — „wohl angebracht,

Die Herren, die unserm Fürsten rathen
Bei allen seinen Sorgen und Thaten,
Und redlich schreiben für das Ganze,
Zu ehren auch mit grünem Kranze.“

Besonders aber gilt es ihm:

„Die Herren vom löblichen Bauamt zu loben,
Und sollen die Rätb' und Secretäre,
Bau-Inspectoren und Conducitore,
So diesen schönen Bau geleitet
Und Alles sorgsam vorbereitet,
Lang leben, fröhlich und gesund.“

Der dritte Redner, nach manchen Scherzreden,

— — — „hebt an

Das Hauptcapitel vom Zimmermann,
Den brauch' der König und der Bauer.“

Aber er gedenkt auch der andern Baugewerke:

„Der Maurer pußt und polirt mit Fleiß,
Der Schloffer achtet nicht Hiß' und Schweiß,

Der Tischler bezwingt das schlimmste Holz,
Der Steinmetz' auf seinem Gefimf' ist stolz;
Ich kann nicht alle Gewerke herzählen,
Doch bei dem Bau darf keines fehlen,
Und alle sind wackere Freund' und Brüder!
Darauf leer' ich das Glas und werf' es hernieder.»

Endlich folgt' das Schlußgebet, in welches wir Alle
von Herzen einstimmen:

— — — Beschüt' dies Haus,
Daß wir es glücklich bauen aus!
Und laß es stolz mit Dach und Mauern
In Frieden tausend Jahre dauern!
Laß Glück ob diesem Lande walten!
Laß unsern Fürsten uns lang behalten!
Laß Deutschlands Einigkeit nie zerpalten!
Den Gruß erbör' an Deinem Thron':
Es ist der Spruch an des Zimmermanns Kron'!»

Verichtigung.

(Eingefandt vom Kirchenrath Claussen.)

In der Schrift: »das erste Missionsfest« ist
auf S. 16 in den Zahlenangaben Folgendes zu berich-
tigen:

- 1) Die Gesamtausgabe des verfloffenen Jahres betrug
8,500,000 Gulden oder 6 Millionen Thaler.
- 2) Die Gesamtfläche des Arbeitsfeldes der (ev.) Mis-
sionäre beträgt 1,500,000 Quadratmeilen und so-
mit das Arbeitsfeld eines jeden Einzelnen 500 Qua-
dratmeilen; d. h. einen Raum, der fünf Mal größer
ist, als unser ganzes Herzogthum Oldenburg.

Dringende Bitte.

Auch wir folgen mit Theilnahme den Bestrebungen
der Missionäre, freuen uns über die Ergebnisse ihrer Mü-
hen, wie über jeden Sieg und jede Verbreitung der Hu-
manität und Civilisation. Daher haben wir auch nicht
ohne Interesse den Bericht über »das erste Oldenburg-
er Missionsfest« gelesen. Wenn es aber S. 22 die-
ser Schrift, bezüglich auf die Katholiken, also heißt:

»Nur von Europa, nur von Christen, von so ge-
nannten Christen (?!), droht diesem umgewandelten
»Volke (auf Ootahiti oder Tahiti) Gefahr! Die
»größte vielleicht eben jetzt in Folge der heillosen
»Bestiznahme dieser Insel im Namen des Königs
»der Franzosen, wie solches jedem Zeitungsleser
»bekannt ist. Aber der Herr wird's versehen! Zu
»seinem Thron steigen aus der evangelischen Chris-
»tenheit bei jeder Missionsversammlung heiße Ge-

»bete empor, daß Er helfen möge, wo Menschen-
»hülfe nicht nützlich ist. Mit andern Waffen können
»auch wir für die Neubekehrten dort nicht streiten.
»Möge nur auch bei uns ein fleißiger Gebrauch
»davon gemacht werden!?

so bitten wir um des Himmels und der Lehre willen, die
gepredigt werden soll, verschont uns mit solchen Lieblosig-
keiten, zieht doch die unseligen confessionellen Reibungen
nicht bei den Haaren herbei, thut dies wenigstens in un-
serm Deutschland, ja in unserer nächsten Heimath nicht,
wo nach dem Erlasse des Generalsuperintendenten vom
29 Aug. (Ev. K. u. Sch. Bl. N^o 35) am kommenden
5. November in allen evangelischen Kirchen der Vorwurf
zurückgewiesen werden soll, »den man der Reformation ge-
macht hat, daß sie das Vaterland getheilt und die Ein-
tracht desselben zerstört habe.«

M u s i k.

Künftigen Freitag haben wir ein schönes Concert. —
Unser lieber Landsmann Kemmers wird dieses veran-
stalten. — Seit zwei Jahren ist dieser Freund nicht bei
uns gewesen. — Er wird uns nun um so willkommener
sein. — S.

Kirchennachricht.

Vom 21. bis zum 27. October sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 74) Heinrich Christian Eilert Korthauer und Jo-
hanna Henriette Margarete Hustedt. 75) Albert Rosenbohm und He-
lene Schwenter. 76) Daniel Heinrich Carl Blohm und Wilhelmine
Magdalene Gerhardine Meier. 77) Herr Wilhelm Justus Becker
und Jungfer Caroline Sophie Margarethe Troebner. 78) August
Gottfried de Vries und Triente Margarete Jansen.
2. Getauft: 282) Martin Meiners. 283) Margarete Friede-
ke Dierks und 284) Helene Catharine Dierks, Zwillinge. 285) Ger-
hard Stubbe. 286) Oltmann Darns. 287) Louise Henriette Bar-
nuß. 288) Anna Geline Helene Rosenbohm. 289) Geline Wil-
helmine Sophie Bohlen. 290) Ein unehelicher Knabe. 291) Frie-
derike Christiane Catharine Lürke. 292) Johanna Adelheid Fimmen.
3. Beerdigt: 239) Friederike Catharine Wilhelmine Fash
26 J. 240) Susanne Caroline Steinbof, geb. Lüschen, 48 J.
241) Anna Margarethe Gerhardine Bullardiel 9 J. 242) Adelheid
Friederike Fehrentamp, geb. Presuhn, 26 J. 243) Regine Sophie
Catharine Schieferbecker, geb. Bohlken, 66 J. 244) Christian An-
ton Gustav Haake 47 J. 245) Diedrich Martin Silbers 7 J.
247) Ein todtgeborener Sohn von Kruse.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 29. October.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Claussen.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 44.

Sonnabend, den 4. November.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

6. Die Naturalien-Sammlungen.

B. Botanisches:

Das Herbarium der im Herzogthum Oldenburg wild wachsenden Pflanzen, das, wie gesagt, der Sorgfalt des Assessors Dugend seine gute Erhaltung verdankt, ist von dem Pastor Trentepohl vor etwa einem halben Jahrhundert gesammelt, als die Botanik noch nicht ihren heutigen Standpunkt hatte und zählte damals etwa 800 Arten Phanerogamen. — Wie nun aber selten ein Oldenburger angetroffen wird, dem nicht in jeder Beziehung zu seinem Vaterlande das Herz erglühte, so fand sich auch hier gleich der rechte Mann ungerufen. Der gelehrte Botaniker, Apotheker Kelp, hatte dies Herbarium kaum eingesehen, als er sich bescheiden erbot, es nachzusehen. Das geschah nun auch auf seine Weise; Jahre lange Mühe, Sorgfalt und Kosten wendete er darauf, aus allen Gegenden, Wiesen, Aeckern, Holzungen und Gräben des ganzen Landes, dessen verschiedene Pflanzen zusammen zu bringen und jetzt erst sieht man in dieser Sammlung, daß Oldenburg 1400 phanerogamische Pflanzen-Arten hat, was vorher kein Herbarium so genau nachgewiesen hatte. Zum Andenken des ersten Sammlers (Trentepohl) sind die Bogen mit den von seiner Hand geschriebenen Stiquetten

und sein Name für den Titel des Herbariums beibehalten worden, aber die allermeisten Stiquetten haben verändert werden müssen und jede Pflanze ist nun hier vollständig mit Blüthe, Frucht und allen ihren eignen Theilen vorgelegt. — Herr Kelp hat indessen sein Werk noch nicht zu seiner eignen Befriedigung vollendet, er sammelt gegenwärtig an den Kryptogamen des Herzogthums, da die der Trentepohl'schen Sammlung in der Länge der Zeit ganz verdorben sind.

Die von dem, durch seine Algen besonders rühmlich bekannten, Bürgermeister Fürgens in Jever angekauften Pflanzensammlungen, bestehen aus:

1) einer flora germanica phanerog. aus nahe an 4000 Arten, alle wohl erhalten. Eben so

2) Phanerogamische Europäische Gewächse ausser Deutschland, an 2000 Arten;

3) Kryptogamien und zwar Filices 75 Arten, — Musci 510 — Lichenes 835 — Algae 721 — Fungi 214 und Zoophytae 41 Arten;

4) Reichenbach flora Germanica exsiccata, die fortgesetzt wird; und

5) Dreißig Herbarien einzelner Gegenden, als der Schweiz, der Ardennen, des Fichtelgebirges, Harzes u. s. w.

Ein unschätzbare Erwerb der Großherzoglichen Sammlungen ist das in Deutschland wohlbekannte Herbarium des verst. Dr. Roth in Begeßak, 20,000 Arten, jede in mehreren Exemplaren. Da es sich bald nachdem es hier eingetroffen war, weder von Feuchtigkeit noch ihren Folgen, dem Ungeziefer aller Art, frei zeigte, war es wieder der Apotheker Kelp, der sich erbot es nachzusehen.

60,000, vielleicht 100,000 Stücke trockner Pflanzen auf's Genaueste nachzusehn, meistens vom Papiere abzulösen, um sie auf beiden Seiten zu betrachten, viele Hunderte vom Schimmel und anderem Unrathe zu befreien, ohne Beschädigung der so leicht zerbrechlichen dünnen Blätter und Blüten, sie auch von lebendem Ungeziefer zu reinigen und durch mancherlei Mittel hergestellt wieder auf neuem Papier befestigen und all diese Sorgfalt, Zeit und Mühe nicht am eigenen Pefste verwenden — ist nicht Jedermanns Sache. Jetzt erfreut sich der besuchende Naturkundige dieses botanischen Schages auch in anseher würdiger Ausstattung, möglichst geschützt vor dem Verderb durch den Verschluß in fast staubfreien Schränken.

Noch ist einer *S a a m e n - S a m l u n g* aus fernen Weltgegenden Erwähnung zu thun, die größtentheils vom verst. General Wardenburg herrührt, so wie einer Sammlung Holzarten.

(Fortsetzung folgt.)

A b w e h r.

(Eingefandt vom Kirchenrath Clausen.)

Dem Publikum ist es bekannt, daß ich den Bericht zu dem »ersten Oldenb. Missionsfeste« abgefaßt habe, weshalb ich genöthigt bin, einen Angriff abzuwehren, den die »dringende Bitte« in N^o 43 dieser Blätter auf denselben gemacht hat. Wie gern ich bereit bin, Irrungen zu berichtigen, sobald sie mir bemerklich gemacht werden, habe ich schon gezeigt und meinen Dank für die Nachweisung solcher Irrungen in dem gedachten Berichte ausgesprochen. Hier ist aber keine Irrung, sondern was zur Motivirung der »dringenden Bitte« aus dem Berichte extrahirt ist, mit Wohlbedacht niedergeschrieben. Ob die Bittsteller (als Pluralität gerirt sich die Autorschaft) eben so wohl bedacht haben, was mir deshalb vorzuwerfen sei, ist die Frage. Es wird nämlich von der extrahirten Stelle Gelegenheit genommen, mir den Vorwurf zu machen, daß ich »die confessionellen Reibungen mit den Haaren herbeigezogen« und somit das wieder ausgebrochene Feuer des confessionellen Streites zwischen der protestantischen und katholischen Kirche auch unter uns, »in unserer nächsten Nähe« habe ansühren oder ansachen wollen. Ich muß diesen Vorwurf entschieden zurückweisen. Er ist eben so un begründet als ungerecht. Ich gehöre der evangelisch-protestantischen Kirche an. Aber das hindert mich nicht, die katholische Kirche hoch zu achten. Der Glaube unserer Kirche gestattet mir, das Wahre und Gute, das Hohe und Edle in jeder Religion hoch zu achten, als eine Gnadengabe von Gott, der »nicht allein der Juden, sondern auch der Heiden Gotte ist (Röm. 3, 29.) Ich achte die katholische Kirche hoch, sehr hoch — nur glaube ich nicht, daß sie ihren Sitz bloß in Rom habe, da bekanntlich auch

die Griechen auf den Namen katholischer Christen Anspruch machen. Geistliche der katholischen Kirche, wie Fenelon und Pascal aus einer vergangenen Zeit, oder wie Wessenberg, Sailer, Wittman, Dverberg aus der unsrigen, sind mir höchst ehrwürdig. Ich habe viel von ihnen gelernt und ihr Exempel ist mir sehr erbaulich geworden. Ich habe sie hier nicht gekannt von Angesicht zu Angesicht, will aber die Gnade Gottes preisen, wenn ich dort noch zu ihren Füßen sitzen und mich in ihrem Strahlenglanze sonnen kann. Und was insonderheit die Missionsache betrifft, so habe ich noch vor Kurzem in einem Aufsätze über »d. Missionswerk«, der sich in dem »Kirchen- und Schulblatt« N^o 28 findet, der römischen Kirche den Preis zugestanden, bei Vergleichung ihres Eifers für die Ausbreitung des Christenthums mit den Unternehmungen und Arbeiten der Protestanten zu gleichem Zwecke, nach der unseligen Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert, die in Ansehung ihrer Ursachen Niemand aufrechter beklagen kann, als ich. Höchst verehrungswürdig sind mir als Glaubenshelden, die den ersten Boten des Evangeliums an die Seite gesetzt werden dürfen, katholische Missionäre, wie Franz Xaver (Jesuit) aus alter — und wie der Bischof Dufresne aus der neuesten Zeit, die nun droben die Zeugenkrone schon tragen.

Aber — »nun des Himmels Willen« — was haben die »Katholiken« denn mit der Besetzung von Tahiti im Namen des Königs der Franzosen zu thun? — Als eines »heillosen« wird ihrer im Berichte gedacht; allerdings. Aber habe ich gesagt, daß sie von Katholiken ausgegangen sei? Freilich wird mir das auch nicht vorgeworfen. Es soll aber, sagen die Bittsteller, »bezüglich auf die Katholiken« gesagt sein. Auch das ist nicht wahr. Ich zum wenigsten habe Nichts gesagt, woraus sich das schließen ließe. Woher also wissen die Bittsteller das? Fast sollte man glauben, das wäre ein unfreiwillig zu Worten gekommenes Orakel aus der Tiefe des angeschlagenen Gewissens. Die Bittsteller scheinen von der Besetzung Tahiti's die Ansicht zu haben, daß sie nothwendig auf die Katholiken zu beziehen sei. Nun, wenn sie das meinen, so habe ich freilich nichts dagegen. Sie mögen dann sehen wie sie das vor der katholischen Kirche rechtfertigen wollen. Denn daß die Besetzung von Tahiti, wenn sie von Katholiken ausgegangen wäre, diesen Ehre machen würde — werden sie nicht sagen können. Fast jeder Bericht, der davon in die Zeitungen aufgenommen ist, sagt das Gegentheil. Man sehe z. B. nur den (ausführlichen) Bericht in N^o 91 der »Mugsburger Allg. Zeitung« von diesem Jahre, welcher dem »Journal des Débats« entnommen, also wohl als officiell zu betrachten ist. Daß der französische Admiral (Düpetit-Thouars) die arme Königin von Tahiti nur durch seine Kanonen gezwungen hat, sich seinem Willen zu fügen, ist da doch mit dünnen Worten gesagt; daß späterhin der Commandant eines andern französischen Schiffes die Hafensstadt auf

Tahiti zu bombardiren gedroht hat, als die Königin sich hatte merken lassen, daß ihr die Engländer lieber wären, als die Franzosen, ist in N^o 230 der „N. Allg. Zeit.“ zu lesen. — Aber von dem Allen wollen wir gar nicht reden. Das mag die Politik gefordert haben, die bekanntlich ihre eigene Moral und Religion hat. Was wir im Sinn haben, wenn wir die Besetzung der Insel Tahiti eine heillose nennen, das sind ganz andere Dinge. Das sind die Dinge, von welchen der Correspondent des „Journal des Débats“ — der nothwendig zu der Schiffsbesetzung der französischen Escadre unter Adm. Düpetit-Thouars gehört haben muß, weil er als Augenzeuge spricht, und also wahrscheinlich ein französischer Officier ist (ob auch Katholik, weiß ich nicht) — umständlichen Bericht erstattet. Ich setze die Stelle aus N^o 91 der „N. Allg. Zeit.“ her, obwohl mit Widerstreben, weil sie etwas Empörendes für das Schamgefühl seiner empfindender Leser hat. Es ist folgende: »Mit dem moralischen Rigorismus der Methodististen ist es jetzt vorbei. Gerade weil diese den artigen Insulanerinnen an Bord zu gehen verboten hatten, begünstigte der Admiral diesen Besuch und erlaubte den Damen, zu bleiben, so lange es ihnen gefiel. Am ersten Tage hatten einige Officiere drei oder vier Frauen mitgenommen, ihnen das Schiff gezeigt, sie mit Musik unterhalten, dann zum Abendessen eingeladen und zu später Stunde sie wieder an's Land zurück geleitet. Aber am folgenden Tage waren schon über hundert Frauen da, und so von drei Uhr jeben Nachmittags bis in die Nacht.« Der deutsche Redacteur schließt den Artikel mit den Worten: »die Franzosen werden jetzt dem verdüsterten Inselvolke wieder lustige Tage bringen. Was es aber dabei gewinnen wird, muß die Zukunft lehren.«

Zur Ehre der Herrn Bittsteller wollen wir glauben, daß ihnen diese Details der Besetzung von Tahiti unbekannt geblieben sind. Haben wir aber nun nicht recht, wenn wir dies Ereigniß ein heillofes nennen? Kann ein Christ, welcher Confession er auch angehören mag, etwas heilsames darin finden, daß auf Tahiti die Tempel der Cythere wieder hergestellt worden sind, neben welchen die Altäre des Gekreuzigten nicht stehen bleiben können? — daß auf dieser Insel wieder Orgeln gefeiert werden, deren Ausrottung fünf und zwanzigjährige Arbeit und das Blut mehrerer Voten des Evangeliums gekostet hatte? — Wer wissen will, was damit gemeint ist, darf nur in der kleinen (auch von mir verfaßten) Schrift: »das Missionswerk« (Old. Stalling. 1839.) S. 21 ff., nachsehen.

Die Bittsteller machen ein Frage- und Ausrufungszeichen hinter den Worten des Berichts »sogenannte Christen.« Aus welchem Grunde? müssen wir fragen. Die Besetzung der Insel Tahiti geschah von Franzosen. So viel ich weiß, heißen die Christen. Ein christlicher Admiral kommandirte die Escadre, unter ihm dienten christliche Officiere, christliche Matrosen, christliche Seesoldaten — alle christlich, dem Namen nach. Aber — sollen diese

Menschen nun auch Christen in der That und Wahrheit gewesen sein? Darf uns zugemuthet werden, solche Libertiner für wahre Christen gelten zu lassen? Unmöglich. Dazu können wir uns nicht verstehen. Wir haben andere Begriffe von Verdüsterung und Erleuchtung, als der Admiral Düpetit-Thouars und sein lustiges Schiffsvolk. Und ich denke, mit der ganzen (vorzugsweise sogenannten) evangelischen Christenheit, muß sich überall die Christenheit, nach welcher Confession sie auch sonst genannt werden mag, weil es will's Gott doch keine Christenpartei giebt, die nicht evangelisch sein will, zu den inbrünstigsten Gebeten vereinigen, daß christliche Zucht und Ordnung auf dem schönen Tahiti wieder hergestellt werde. Ob die Bittsteller solche Gebete für katholisch (nach ihrer Betrachtungsweise) werden gelten lassen, weiß ich nicht. Christlich aber sind sie; das weiß ich gewiß.

Wer aber — ich bitte — wer hat nun diese confessionellen Reibungen mit den Haaren herbeigezogen? Ich, der ich von Katholiken in dem ganzen Berichte Nichts gesagt habe, oder die Bittsteller, welche ohne alle Veranlassung gewaltsam auf »die Katholiken« eine Stelle beziehen wollen, die einem zucht- und sittenlosen Schiffsvolke gilt, das im Namen seines Königs Greuel verübt, bei denen dem Menschenfreunde das Herz bluten muß und vor deren Anblick die Engel des Himmels das Antlitz verhüllen und weinen mögen, vor denen Freude war, als mit dem Heidenthume auf Tahiti die Tempel der Unzucht und der Böllerei umgestürzt wurden, in deren Dienst das Völklein schon seinem Untergange entgegen taumelte.

Wenn es Katholiken giebt, welchen diese ruchlosen Franzosen denn doch lieb sind, weil sie doch Katholiken sind, meinethwegen! Ich liebe sie nicht und will mir diese Lieblosigkeit gerne vorwerfen lassen.

An den Verfasser der „dringenden Bitte“ in N^o 43 der Mittheilungen.

Mein Herr!

Sie haben einen traurigen Beweis geliefert, wohin flüchtiges Lesen und unbesonnener Eifer führen. »Wir bitten,« sagen Sie, »um des Himmels und der Lehre willen, die gepredigt werden soll, verschont uns mit solchen Lieblosigkeiten, zieht doch die unseligen confessionellen Reibungen nicht bei den Haaren herbei« u. s. w. Haben Sie denn auch bedacht, daß Sie mit diesen Ihren harten Worten die ganze evangelische Geistlichkeit des Landes anlagen, unter deren Auspicien der Missionsbericht erschienen ist? daß sie aber insonderheit den Stein auf einen würdigen Mann werfen, dessen beispiellose Treue in einem schweren

Amte, dessen ungewöhnliche Besonnenheit und ruhige Fassung des Gemüthes allgemein bekannt sind? Wenn Sie in Ihrem christlichen Friedenseifer oder in Ihrer allgemeinen Menschenliebe an einem oder dem andern Ausdrücke des Berichtes Anstoß nahmen, war es da nicht Ihre heiligste Pflicht, die Stelle zuvor wohl und reiflich zu durchdenken, ehe Sie ein Urtheil fällten? Mussten Sie nicht als billiger, wahrheitsliebender Leser bei sich sagen: Vielleicht liegt der Fehler an mir, daß ich die Sache nicht recht verstehe; ich will es doch noch einmal im Zusammenhange lesen. — Sehen Sie, dann wären Sie gewiß dahinter gekommen und hätten das nicht drucken lassen, wovon Sie jetzt mit Beschämung gestehen müssen, daß Sie dadurch das Gebot selbst verletzt haben, für welches sie eifern.

Denn es ist ja in dem ganzen Passus, von dem Sie reden, auch nicht die geringste Anspielung auf irgend welche christliche Confessionen. Der Vf. spricht von Christen, von sogenannten Christen. Sie meinen, das solle auf die Katholiken gehen. Warum denn so Arges denken? Hätten Sie doch nur zusehen, was der Vf. eben vorher gesagt! »Selbst die Versuchungen, in welche die Insulaner oft durch den Besuch sittenloser Seefahrer gerathen, haben nur Einzelne wieder verderben können.« — Wer sind nun die sogenannten Christen? — sittenlose Seefahrer, spekulirende Kaufleute, calculirende Politiker, kurz, alle diejenigen, welche, den Namen Christi tragend, nur ihren Leidenschaften und weltlichen Interessen nachgehen. Diese sogenannte Christen zu nennen, hat der Verfasser ohne Zweifel volles Recht; denn sie kehren gerade die Lehre um, nach der wir bekennen, am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten. Sie werden doch zugeben, daß es solche Namenchristen in allen Confessionen gibt, unter Katholiken sowohl als unter Protestanten jeglicher Art. Wo ist nun die Rede von Katholiken?

Mein Herr, Eifer für Frieden und allgemeine Menschenliebe hat Sie zu Ihrer dringenden Bitte getrieben; ich zweifle nicht, daß Gerechtigkeit und Wahrheit sie treiben wird, Ihren Irrthum offen zu gestehen, um damit dem Manne auch öffentlich eine Genugthuung zu geben, auf den Sie durch Ihre Einsendung öffentlich die Anklage des schlimmsten Fanatismus geworfen haben. Sie sind es ihm schuldig und der Kirche, welcher Sie durch Ihre heftige Rede zu nahe treten. Sie sind es auch sich selbst schuldig, damit man erkenne, daß eine reiner Eifer Sie beseelt, und Sie nicht den Verdacht auf sich laden, als hätten Sie selbst den Samen der Zwietracht ausstreuen wollen.

An die Redaction der Mittheilungen.

Die löbliche Redaction der »Mittheilungen« ersuche ich ganz ergebenst, wo möglich, durch den Abdruck dieser Zeilen, die unrichtige Auffassung meines Cllasses v. 29. Aug. in dem Aufsatz »dringende Bitte« N^o 43, zu berichtigen. Es habe mir nicht in den Sinn kommen können, zu fordern, daß alle evangelische Geistliche in ihrer Reformationspredigt den Vorwurf zurückweisen sollen, daß die Kirchenverbesserung das deutsche Vaterland getheilt habe u. s. w. Ich habe vielmehr, wie meine Worte deutlich sagen, den Text zu einer ganz allgemeinen Anwendung auf die protestantische Kirche empfohlen, und nur als ein »Vielleicht« den Gedanken ausgesprochen, daß einer oder der andere durch »besondere Verhältnisse« bewogen werden könnte, jenen Vorwurf zurückzuweisen, weil dies Jahr das Jubeljahr des Vertrages von Verdun sei.

Nov. 2.

Dr. Böckel.

L ü c k e n b ü c h e r.

Nach einem Berichte des »Unterhauses« hat dasselbe vom 2. Febr. bis 16. Aug. 119 gewöhnliche Sessionsstage gehabt, und 13 Sonnabende; der Sessionsstunden waren 986 1/2; Stunden nach Mitternacht 105 1/2 in 89 Nächten; durchschnittliche Zeit der Sitzungen 8 Stunden 17 Minuten; die Sitzungen am Sonnabend füllten 13 Stunden, und an 11 Tagen versammelte sich das Haus sowohl um Mittag als am Abend.

(Illustr. London News.)

Kirchennachricht.

- Vom 28. October bis 3. November sind in der Dt. Gem.
1. Copulirt: 79) Herr Johann Heinrich Georg Schröder und Jungfrau Julie Wilhelmine Plagge. 80) Friedrich Wilhelm Meyne und Anna Töpelmann.
 2. Getauft: 283) Georg Hermann Heinrich Zimmer. 284) Diericke Johanne Elise Wenke. 285) Johanne Diercke Amalie Caroline Grube. 286) Johanne Elisabeth Wilhelmine Schmidt. 287) Johann Hermann August Köntje.
 3. 218) Johann Christoph Lichtheim 80 J. 219) Dittmann von Bloß 55 J. 220) Heinrich Ludwig Neumeier 54 J. 221) Margarethe Hegeler, geb. Georgi, 80 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Reformationsfeste, den 5. November.
 Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
 Vorm. (Auf. 9 1/2 Uhr) Herr Kirchenrath Böckel.
 Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 45.

Sonnabend, den 11. November.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Fortsetzung.)

6. Die Naturalien-Sammlungen.

C. Mineralogisches und Geognostisches:

Wer unter den existirenden Mineral-Systemen das angemessenste und bequemste auswählen will, hat viel zu thun. Die ersten Mineralien der Drykognostischen Sammlung waren leicht im Werner'schen System aufgestellt, je mehr sich aber die nach seinem Tode und in neuerer Zeit erst aufgefundenen Mineralien ansammelten, um so weiltäufiger und bedenklicher ward es, sie einzureihen und in den Sippschaften die gehörige Stelle nach den Verwandtschaften der Arten richtig zu treffen. Die Untersuchung jeder einzelnen Art dazu erforderte einen Zeitaufwand, den nur der machen kann, der nichts Anderes zu thun hat. Das Bedürfnis ein neues Mineralsystem und unter den vielen das bequemste, dem Gedächtnis am hilfreichsten auszuwählen, ward immer dringender. Das Oken'sche System empfiehlt sich allerdings durch strenge Consequenz im Zusammenhange mit den andern Naturreihen, aber der Bearbeiter desselben selbst, des mineralogischen Theils der Oken'schen Naturgeschichte, Dr. Walchner, ist dabei auf soche Schwierigkeiten gestossen, daß er es bis zur Unkenntlichkeit modificiren mußte. — Der berühmte Chemiker Berzelius legt seiner Anordnung der

Mineralien rein chemische Verhältnisse, die Basen, zum Grunde, was, mit der geistreichen Reihenfolge im Werner'schen Systeme verglichen, die gewaltsamsten Trennungen nah verwandter Arten hervorbringt und nicht einmal die Zuverlässigkeit der chemischen Untersuchungen für sich hat. — Vielleicht zuerst durch die poetische Idee angeregt, wie die Blüten der Pflanzen, so die Crystalle als den höchsten Entwicklungsgrad der Mineralien anzusehn, machte Hauy, der Begründer der Crystallographie, die Crystallformen zu den Kennzeichen und ordnenden Gesetzen eines neuen Mineralien-Systems, und wie die ihm geläufigen chemischen Vorstellungen des Chemikers Berzelius für ihn in der Mineralogie gesetzgebend auftraten, so wurden auch durch Hauy in seinem System die Trennungen des augenscheinlich Zusammengehörenden die auffallendsten. Viele Mineralien crystallisiren in ganz verschiedenen Formen und werden darum verschiedene Arten, wie denn in dem größten und schönsten Saale in Paris, der unter Andern auch die erste Million der Prachteremplare ungemengter Mineralien enthält, der Kalkspath und der Glanzkobalt, Gold und Silber, und viele andere, an sechs, acht entlegenen Orten als so viele verschiedene Arten der Mineralien zusammengesucht werden müssen. Die große Hälfte der nicht-crystallisirenden Mineralien kommt hinten in einen Anhang, der nach ganz andern Grundsätzen geordnet werden muß, und wieder eine Haupt-Trennung ergiebt, mit der sich vertraut zu machen nicht Jedem leicht werden dürfte. Nach langem Suchen und Vergleichen der fast zahllosen verschiedenen Mineralien-Systeme, ward endlich hier das Cloërsche System jedem andern für die Drykognostische Sammlung vorgezogen. Ihre

Anzahl beläuft sich bis jetzt auf etwa 3000 Stücke. Sie ist in den bekannten Pultschränken aufgestellt, wo ein Theil jeder der achtzehn Familien oben unter Glas gesehen wird und die Fortsetzung in den Schubladen unter ihr liegt. Durch die allgemeineren Etiquetten der Classen und Familien, in zweierlei Farben, wie ihre Begrenzungen, wird die Uebersicht erleichtert, jedes Stück ist aber mit einer genau bezeichnenden Art-*Etiquette*, Fundort u. versehen. Fast alle Stücke sind in ihrem verschiedenen Vorkommen sorgfältig gewählt, lehrreich, wohl erhalten und die Sammlung enthält viel Neues und Seltenes, wie z. B. schön und deutlich *crystallisiertes* *Qued Silber-Hornerz*, *Honigstein-Crystalle* von einem *Quadratföhl*, *seltene Haarkiese* und *Hornsilber* aus *Mexiko*, *selten schönere*, *gediegener Tellur* aus *Maria Voretto*, *Mengit*, *Monazit*, *Phenakit*, *selten schöne Topase* vom *Ural* u. s. w.

Die *Geognostische Sammlung* ist nach dem heutzutage allgemein angenommenen System geordnet, nach der Altersfolge der Erdschichten nämlich, und den daraus sich ergebenden charakteristischen Gruppen, der jeder der ihr angehörenden Versteinerungen angereicht sind. Allgemeine *Etiquetten* und *Begrenzungen* geben eine deutliche Uebersicht. Dabei ist aber auf die neuere *Wiedertaufe* der *Geognosten* in *England* keine Rücksicht genommen, wo der alte *rothe Sandstein* jetzt *Devonian System* heißt, die *Uebergangs-Formation* sich in viele Schichten des *Silurian System* theilt, für welche letztere Herr *Murchison* und aber einstweilen noch auf das kaum begonnene Werk des Herrn *Sedgwick* verweist. — Diese Sammlung ist in gegen 3000 Stücken in drei, 12 und 18 Fuß langen *Wandschränken* aufgestellt, in welchen die untern Reihen gewisse einzelne *Suiten* und *abgesonderte Sammlungen* enthalten, als z. B. die der *Gerölle* hiesiger Gegend, der *Eisenerze* des *Hannoverschen Harzes* vollständig, *Abgüsse* vieler *Fischknochen* aus dem alten *rothen Sandstein* aus *Diefland*, der von *Mantell* beschriebenen *Neste* von *Iguanodon* u., der *Gebirgsarten* vom *Cap* bis *Port Natal*, der *Gebirgsarten* vom *Montblanc*, vom *Vesuv* und vom *Kammerbühl* bei *Eger*, vieler wichtiger *Mineralien* aus *Griechenland*, zu der noch eine Reihe *vulkanischer Producte* der *Insel Santorin*, dieses *Elevations-Kraters*, vom *Districtsärzte* der *Cycladen*, *Grassen Cigalla* eingeschendet, besonders gehören u. s. w.

(Schluß folgt.)

Aufforderung,

in Beziehung auf den *Aussatz* des Herrn *Kirchenrath* *Claußen* »*Abwehra*« *betitelt*, in *N^o 41* der *Mittheilungen*.

Um fernere *Streunungen* zu vermeiden, die Herr *Kirchenrath* *Claußen*, wie er selbst sagt, gern bereit ist, zu

berichtigen, möchte es zu wünschen sein, daß es ihm gefällig wäre, seine *Äußerungen* in dem obbenannten *Aussatz*, in Beziehung auf seine *Hochachtung* gegen die *katholische Kirche* näher zu *motivieren*, wenn er sagt: daß er diese *Kirche* *hochachte*, und gleich darauf nochmals versichert, daß er sie *hoch*, *sehr hoch* achte. Es könnte diese *Verehrung* gegen eine *Kirche*, die die *einzigste*, die *evangelisch-protestantische*, dagegen so *niedrig*, so *sehr niedrig* achtet, daß selbst die *geistlichen Mitglieder* derselben sich nicht *entsetzen*, sie zu *verleugern* und mit *Schimpfreden* zu *verlästern* (ganz *folgerecht*, als *Mitglieder* der *alleinseugnischen*), ihn in den *Verdacht* des *Krypto-Katholicismus* bringen. Noch *problematischer* klingt es, und verräth es ein wenig *verhaltenes Liebäugeln* mit der *alleinseugnischen Kirche*, wenn er bald darauf die *Reformation* »*eine unselige Kirchenspaltung*« nennt, die in *Ansehung* ihrer *Ursachen* *Niemand* *aufrichtiger* *beklagen* könne, als er. Wie stimmt dieser *Ausdruck* »*unselige Kirchenspaltung*« zu der *Feier* unser^s *jährlichen Reformationstages*? . . . Es möchte daher zu wünschen sein, daß Herr *Kirchenrath* *Claußen* sich *offen* *erklärte*, ob er, wenn er die *katholische Kirche*, so *hoch*, so *sehr hoch* achtet, die *evangelisch-protestantische Kirche* nicht auch *sehr hoch*, und noch *wohl etwas höher* achte, ob er lieber zu *Franz Xavers*, des *Jesuiten*, *Genelons*, *Pascals*, *Wessenbergs*, *Sailers* u. s. w., als zu *Wicelius*, *Huß's*, *Luthers*, *Melanchthons*, *Huttens* u. s. w., *Füßen* *stehen*, in *Jener* oder *Dieser* *Strahlenkranz* sich *sonnen* *möge*.« Mit welchem *Wohlgefallen* mögen die *Ultramontanen* solche *fromme Äußerungen* *protestantischer Geistlichen* *vernehmen*! Wie ihre *Hoffnungen*, daß wir *Protestanten* doch *nun bald* *wieder* in den *Schoß* der *ihre verirreten Kinder* *nie aus den Augen lassenden Mutterkirche* *zurückkehren* *werden*, *dadurch* *sich beleben*! Wir sind *dazu* *auf gutem Wege*. Man lese die *Rede* des *Cardinals* *Pacea*, über den *Zustand* der *katholischen Kirche* in den *verschiedenen Ländern* *Europa's* in der *Allgem. Zeitung* *N^o 257* d. *J.*

M u s i k.

Concert des Herrn *J. Nemmers*.

Seit zwei Jahren hatten wir diesen *vortrefflichen Geiger* nicht *gehört*; seine *Herkunft* war von vielen *Liebhabern* *gewünscht* *worden*, und doch war sein *Concert* *wenig* *besucht*. *Woher* *kommt* *das*? *Nemmers* *ist* *hier* *doch* *sehr* *beliebt*, und *seit* *langer* *Zeit* *hatten* *wir* *keinen* *Violin-Virtuosen* *gehört*. — *Wir* *hörten* *Mehrere* *fragen*: *warum* *hat* *er* *das* *Concert* *nicht* *im* *Saale* *gegeben*?« *Auch* *wir* *hätten* *freilich* *ihn* *lieber* *dort* *gehört*, *weil* *der* *Ton* *im* *Theater*, *vorzüglich* *bei* *leerem* *Hause*, *zu* *sehr* *verhallt*, *allein* *im* *Saale* *des* *Casino's* *sind* *die* *Kosten* *zu* *bedeutend*, *weil* *dort* *die* *ganze* *Kapelle* *unter* *Direction* *des* *Kapell-*

meisters mitwirken muß, und es wäre doch zu viel verlangt, wenn ein Virtuose, auch noch die Kosten aus seiner Tasche bestreiten soll. Das würde aber bei Hrn. Nemmers der Fall gewesen sein. In Berlin zahlt der Concertgeber für die Hülfleistung der dortigen ausgezeichneten Kapelle unter Direction des Kapellmeisters dreißig Thaler Courant; hier, wo die Einnahme im Saal nicht ein Viertel von dem bringen kann, was in Berlin gewöhnlich ist, muß er 38 Rthlr. Gold bezahlen. Ist das nun wohl ein Verhältniß? Wir werden daher im Saale des Casino's wohl keine Concerte hören, es möchte denn etwa schon der berühmte Liszt hierher kommen, der, wie er sagt, sein Orchester bei sich führt, welches er selbst dirigirt und welches ihm nichts verzeht.

Hat aber nun auch Nemmers hier keine Schätze gesammelt, so hat er sich doch abermals neuen Ruhm erworben. Er spielte das neue dritte Concert von de Bériot, Allegro, Adagio und Rondo, eine vorzügliche Composition, brillant instrumentirt. Im Adagio ist ein ergreifender religiöser Gesang, welcher von dem Künstler mit einem durchdachten seelenvollen Spiele vorgetragen wurde. Und darauf das Rondo — welsch' ein liebliches Thema, mit dem fröhlichsten Humor durchgeführt! Hier zeigte sich Nemmers in seiner Größe. Die schwierigsten Passagen überwand er mit einer Sicherheit, welche Bewunderung verdiente und allgemein war die Anerkennung, als das Concert mit den schwierigsten Arpeggien endete.

Der zweite Theil begann mit der Ouverture aus »Jessonda,« gewiß eine der schönsten Compositionen Spohr's. Welsch' eine Musik! Eine wahre Wohlthat für das Ohr ist es, wenn so Etwas zur Aufführung kommt; und doch trifft man diese Oper selten auf den Repertoirs. In unserer Nachbarstadt Bremen ist diese Oper bei leerem Hause gegeben; dagegen fällt »die Tochter des Regiments« von Donizetti überall die Kasse. Es geht der Musik darin eben so wie dem Schauspieler. Wie selten wird ein Stück von Shakespeare, Göthe, Schiller gegeben! — Dagegen bekommen wir desto mehr französische leichte Waare zu schauen. In Hamburg freute man sich, daß »Cabale und Liebe« einmal wieder zur Aufführung kommen sollte, weil der »Sohn der Wildniß« doch jetzt gezähmt sei.

Nemmers spielte im zweiten Theile seines Concerts eine »Phantasie über Russische Lieder von Lwoff.« Das erste Thema ist sehr melodisch, eine Russische Hymne; darauf folgt ein lustiges, worin der Dudelsack eine Hauptrolle spielt. — Die Composition hat hier nicht sehr gefallen.

Fräulein Dahl sang mit vielem Beifall eine Arie aus dem »Freischütz« und ein Lied von Krebs. Ihr Engagement ist für unsere Bühne ein großer Gewinn; sie singt mit vielem Gefühl und sehr guter Declamation.

Der Concertgeber schloß mit Variationen von Arctot über Bellini'sche Thema's. Hier zeigte Nemmers

daß er singen kann, was man ihm oft hat absprechen wollen. Er trug das süße Bellini'sche Thema so schwachend und schmelzend vor, daß der Tenorist Rubini es gewiß nicht besser hätte singen können.

Der Athlet Jean Dupuis.

Dem von mehreren Höfen, namentlich denen in München und Athen empfohlenen Herrn Dupuis, hatten Se. Königl. Hoheit der Großherzog zu seiner Vorstellung am 5. Nov. das Hoftheater bewilligt, indeß war solche vom Publikum nur schwach besucht. Den Herrn Dupuis hat die Natur mit einem wirklich athletischen Körper ausgestattet und so verrichtet er alle die schweren Aufgaben, welche er sich gestellt hat, mit einer Leichtigkeit, die es vergessen macht, daß bei den meisten das Auffallende auf einer gehörigen Vertheilung der Last und richtigen Anwendung der Kraft beruht und das Auge mit Wohlgefallen auf der schönen, kräftigen Gestalt verweilt. Bei der Mad. Dupuis, wo die Gewandtheit vorherrschend erscheint, ist es nun schon mehr sichtbar, daß es nicht bloß körperliche Kraft sein kann, welche diese Erstaunen erregenden Wirkungen hervorbringt, die mit einem zarten Körper im Widerspruche zu stehen scheinen, und man muß der anhaltenden Uebung und künstlichen Berechnung seine Bewunderung zollen, mag sie nun in anscheinenden Kraftäußerungen oder in solchen Stücken sich zeigen, welche auf genaue Kenntniß des Gleichgewichts im menschlichen Körper gegründet sind. Durch den jungen Kuhn (der Zettel nennt ihn bald August bald Gustav), sieht man auf eine erfreuliche Weise dargestellt, welche Kraft und Schönheit Uebung aus einem zwar gesunden, aber eben nicht auffallend starken Körper entwickeln kann, und wir wünschen, daß besonders unsere jungen Turner seine Darstellungen fleißig besuchten; er ist eine durchaus schöne und angenehme Erscheinung.

Wahrscheinlich wird das Publikum überhaupt diesen Darstellungen mehr die verdiente Aufmerksamkeit zuwenden, wenn es von den Leistungen des Herrn Dupuis und seiner Gattin, so wie des jungen Kuhn erst nähere Kunde erhalten hat, und wir wünschen, daß dazu diese Anzeige beitragen und der auf den nächsten Montag angelegten Vorstellung einen zahlreichen Besuch verschaffen möge.

Theater.

November 9. Die Freier-Jagd.

Unter den neuen Stücken, welche wir bis jetzt in dieser Theaterzeit gesehen, ist dieses ohne Zweifel das beste. Was jedoch nicht sagen will, daß es an sich ein vortreff-

liches Stück genannt werden dürfe. Indessen hat es etwas Eigenes, Frisches, Originelles — gefunderen Stoff als das kraftlose Gefoch der alltäglichen Comödien-suppe, als die oft wässrigen, oft verpfefferten Ragouts aus dem französischen Uebersetzungstopf. Es ist wirklich ein lebendiges Lustspiel und hat einige vorzüglich gute Scenen. Dahin gehört unter andern das Brief-Dictiren und besonders die wahrhaft komische Verhandlung des zweiten Actes zwischen dem alten lebenswürdig lächerlichen Ebenfurt und der Baronin.

Die Besetzung der Rollen läßt Manches zu wünschen übrig; jedoch ist sie nun einmal so, und für eine Wiederholung des Stückes müssen wir sie uns gefallen lassen.

Aber

für diese Wiederholung spreche ich es aus, ein bedeutames Aber! — Es muß rascher gespielt werden. — Dann ist das Stück noch einmal so gut. Verstehen Sie mich nicht unrecht, meine Damen und Herren! Unter rascherem Spiel ist nicht gemeint, daß Sie heftiger sprechen, sich unruhiger bewegen sollten. Damit könnten Sie vielleicht eher verschlimmern als verbessern. Sondern das Zusammenspielen, das Eingreifen ist gemeint. Sehen Sie die unlängbaren Muster und Meister des feinen Lustspiels an: die Franzosen. Mit aller ihrer Mühsigkeit und Lebendigkeit übereilen, überhasteln sie sich nie in ihren einzelnen Parthien. Aber, wie schlagen bei ihnen diese Theile in einander! wie nehmen sie die Rede, die Handlung einander ab! — Da steckt es! — Und nicht allein zu Ihnen; sondern ein für allemal, allen deutschen Schauspielern zum Anhören und, wär' es möglich, zum Beherzigen möchte es gesagt sein: hierin treffen wir auf einen Hauptfehler deutscher Darstellung. Der Schauspieler wartet ruhig (oder auch unruhig, aber er wartet) den Moment ab, bis der Nebenmann sein letztes Wort gesagt hat. Dann läßt er sich noch Zeit, dann beginnt er anzuhören — da haben wir das Schleichen der Stücke! — Besonders gesündigt wird in diesem Sinn bei uns gegen das Ende der letzten Scene; wo doch die Beweglichkeit zunehmen sollte, wo der Zuschauer unruhig, ungeduldig wird, nachhelfen, nachschieben, Vorwärts! Vorwärts! rufen möchte.

Dieses Abnehmen der Kraft, dies Nachlassen der Maschine ist tödtend; es kann das beste Stück umbringen. Denkt immer daran! Und hilft Euch jedesmal davor! — Ein rascher resoluter Schluß macht vieles gut, und kann selbst ein unbedeutendes Stück retten. — Es ist wahrlich so.

Uebrigens dürften für eine Wiederholung der Freier-Jagd folgende wohlgemeinte Ermahnungen zu beherzigen sein:

1. Wenigstens zwei Proben! Auch drei können nicht schaden. Der Erfolg wird die Mühe lohnen.
2. Der am Schluß von der Baronin hingeworfene Wig: „und vielleicht auch bald Großvater!“ bleibe besser weg. Er ist unweiblich, also unschön; nicht frei, sondern eher frech, muß also missfallen; und solcher Mißklang am Schluß ist nicht wieder gut zu machen, wirkt selbst einen Schatten rückwärts auf das Ganze, wenn dieses sonst auch noch so bunt und hell war.

Anzeige.

Am Montage, den 13. November, Abends 6 Uhr, wird im großen Saale des Casino's eine der außerordentlichen Versammlungen des Singvereins stattfinden, in welche Nichtmitglieder durch die Mitglieder des Vereins mittelst Einführungskarten eingeführt werden können. Außer den Solovorträgen verschiedener Mitglieder, werden in derselben durch den Verein folgende Chöre zur Ausführung gebracht werden:

- 1) Gebet von Mendelssohn-Bartholdi.
- 2) Chöre aus der Oper »die Geisterinsel« von Zumsteeg.
- 3) Lieder von Mendelssohn-Bartholdi.
- 4) Recitativ, Arie, Chor mit Terzett und Schlußchor aus der Schöpfung, Oratorium von Haydn.

Kirchennachricht.

Vom 3. bis 10. November sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 81) Johann Christian Müller und Maria Elisabeth Franzisca von Ustrup. 82) Johann Hinrich Cismann und Amuth Bohlen. 83) Johann Farms und Anna Charlotte Bernhardsine Post.
2. Getauft: 288) Doris Helene Bohmann. 289) Friedrich August Spwarth. 290) Antonette Friedrike Johanne Caroline Steinfeld. 291) Cäcilie Meta Sophie Gerbardine Reichenstein. 292) Franz Ludwig Heinrich Christian Kelp. 293) Johann Anton Müßler. 294) Drei unehelich geborene Knaben.
3. Beerdigt: 222) Olmann Tom Dieke 57 J. 223) Ahlert vor Nohr 12 J. 224) Ein todtgeborener Sohn von Spieske.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 12. November.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Cand. Kropp aus Bofel.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Pastor Meiners aus Neuenhundertorf.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Collaborator Dieken.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 46.

Sonnabend, den 18. November.

1843.

Die Großherzoglichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen in Oldenburg.

(Schluß.)

7. Die physikalischen Apparate.

Diese sind bisher zum größten Theil von den Großherzoglichen Hof-Optici und Mechaniker Gebrüder Kriegsmann in Magdeburg auf Bestellung geliefert worden und werden nach und nach alljährlich vermehrt. — Die Electricitätsmaschine mit zwei Scheiben von 36 Zoll Durchmesser und der Batterie von 12 Flaschen, leistet Bedeutendes und vorrätzig sind dabei alle zu den Experimenten erforderlichen Apparate. — Die Luftpumpe ist eine alte, vortreffliche von Uhlhorn, der auch ihre notwendigen Apparate nicht fehlen. — Die Brennspiegel gehören zu den größten, so die Magnete und die Camera obscura, clara, lucida u. — Die neuern größten electro-magnetischen Apparate, galvanischen Batterien von Eisen und Eisen, Eisen und Zink, Notations-Apparate verschiedener Art, Psychometer, Heberbarometer u. s. w., sind vorhanden, so wie überhaupt das meiste bereits, was zu physikalischen Erläuterungen, zur Anschaulichmachung der Kräfte der Natur erforderlich ist. — Zu größerer Vollständigkeit gelangt, werden diese Apparate in Kurzem hoffentlich zu Vorlesungen und dadurch zur Belehrung vieler dienen, die jetzt diesen ersten Genuß entbehren.

Dem aufmerksamen Leser wird es auch ohne besondern Fingerzeig nicht entgehen, was für Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen seit sechzig und seit sechs Jahren geleistet worden ist, und daß das Princip nicht minder als die Quelle dieser Leistungen mit dem, was überhaupt in diesen Zeiten für die Oldenburgischen Lande gethan wurde, zusammenfällt. Sehr verschieden allerdings ist die Bedeutung, der Werth, den die Welt den verschiedenen Institutionen im Lande beilegt. Wer möchte darüber streiten! Die Meinungen der Menschen gelten nach dem Blicke des Kurzsichtigen, oder nach dem des Befangenen in den sogenannten »Zeitfragen,« oder nach dem des Weitersehenden, der die Wirkungen der Ursachen zu erkennen weiß, gewiß in sehr verschiedenem Maaße. Es ist damit wie mit den Gaben der Natur und der Vorsehung; sie sind dem Genießenden dargeboten; genieße, wer zu genießen weiß! danke dem Geber, wer zu danken weiß!

Bemerkungen auf die Aufforderungen in N^o 45.

Wenn der Verfasser der »Aufforderung« für sich die nähere Motivirung der Aeußerungen des Herrn K. N. Claufen in Beziehung auf seine Hochachtung gegen die katholische Kirche verlangt, so möchte es kaum gerathen sein, seinen Wunsch zu erfüllen, da es ihm zu gehen scheint, wie den Leuten von Borneo, die trotz aller Anstrengung ihres Hirn-Kastens nicht begreifen können, was ihnen mit dürrer und deutlichen Worten gesagt wird. Also nicht seinetwegen, da er nicht verstehen kann, oder —

was auch möglich ist — will, sondern des Publikums wegen, welches die »Abwehr« nur flüchtig oder gar nicht gelesen hat, erlauben wir uns folgende Bemerkungen, indem wir die Worte der Abwehr, die zum Verständniß nöthig sind, vorausschicken.

»Ich gehöre der evangelisch-protestantischen Kirche an. Aber das hindert mich nicht, die katholische Kirche hoch zu achten. Der Glaube unserer Kirche gestattet mir, das Wahre und Gute, das Hohe und Edle in jeder Religion hoch zu achten, als eine Gnadengabe von Gott, der nicht allein der Juden, sondern auch der Heiden Gott ist (Röm. 3, 19.) Ich achte die katholische Kirche hoch, sehr hoch — nur glaube ich nicht, daß sie ihren Sitz bloß in Rom habe, da bekanntlich auch die Griechen auf den Namen katholischer Christen Anspruch machen. Geistliche der katholischen Kirche, wie Fenelon und Pascal aus einer vergangenen Zeit, oder wie Bessenberg, Sailer, Wittmann, Dyerberg aus der unsrigen, sind mir höchst ehrwürdig. Ich habe viel von ihnen gelernt, und ihr Exempel ist mir sehr erbaulich geworden. Ich habe sie hier nicht gekannt von Angesicht zu Angesicht, will aber die Gnade Gottes preisen, wenn ich dort noch zu ihren Füßen sitzen, und mich in ihrem Strahlenglanze sonnen kann. Und was insonderheit die Missionsfache betrifft, so habe ich vor Kurzem in einem Aufsatze über »das Missionswerk,« der sich in »dem Kirchen- und Schulblatt« N^o 28 findet, der römischen Kirche den Preis zugesprochen, bei Vergleichung ihres Eifers für die Ausbreitung des Christenthums mit den Unternehmungen und Arbeiten der Protestanten zu gleichem Zwecke, nach der unseligen Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert, die in Ansehung ihrer Ursachen Niemand aufrichtiger beklagen kann, als ich. Höchst verehrungswürdig sind mir als Glaubenshelden, die den ersten Boden des Evangeliums an die Seite gesetzt werden dürfen, katholische Missionäre, wie Franz Xaver (Jesuit) aus alter — und wie der Bischof Dufresne aus der neuesten Zeit, die nun droben die Zeugenkrone schon tragen.«

Die Worte, die der Herr K. N. Clausen gebraucht, sind jedem Unbefangenen so deutlich, daß nur Verdächtigungsgeist sie mißverstehen kann, und auch nur dann, wenn sie dieselben ganz aus dem Zusammenhang herausreißt. Was übrigens den Wunsch einer Motivirung der Aeußerungen des Herrn K. N. Clausen »in Beziehung auf seine Hochachtung gegen die katholische Kirche« anlangt, so ist sie für jeden Andern, als den Verfasser der »Aufforderung« schon deutlich gegeben in den Worten der »Abwehr« selbst. Weßhalb achtet der Herr K. N. die katholische Kirche? Weil er auch in ihr »Wahres und Gutes, Hohes und Edles« findet, weil die katholische Kirche nicht bloß die ist, »die in Rom ihren Sitz« hat, weil ihr viele »höchst ehrwürdige« Männer angehören, »deren Schriften und Exempel auch ihm erbaulich geworden,« und weil sie so eifrig und segensreich für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden gearbeitet hat. Wenn das Kryptokatholicismus ist, so wird jeder Protestant wünschen müssen, daß die seiner Kirche Angehörigen alle Kryptokatholiken seien. Aber freilich giebt es eine Art, die da meint, daß, weil die protestantische Kirche von einer anderen, und selbst von deren geistlichen Mitgliedern, verlegt und mit Schimpfreden gelästert sei, die Protestanten Gleiches mit Gleichem vergelten müssen, als wenn das, was Einzelne thun, der ganzen Kirche zur Last gelegt werden könnte.

Allerdings ist es wahr, daß geistliche Mitglieder der anderen Kirche unsere prot. Kirche so behandelt haben und noch behandeln; das liegt aber keinesweges im Geiste der kath. Kirche, die nicht weniger Glieder als die prot. Kirche zählt, welche die andere Kirche hoch, sehr hoch achten, und deshalb alle Verleugungen, Schimpfreden und Verlästerungen verdämmen.

Der Verfasser der »Aufforderung« ist nicht im Stande zu bezeichnen, wie die Reformation eine unselige Kirchenspaltung genannt werden könne, wie sie Herr K. N. Clausen bezeichnet habe, der sie selbst aber gar nicht als eine unselige Kirchenspaltung bezeichnet. Nun, man kann ihm keine Vorwürfe machen, wenn er nicht mehr begreift, als ihm möglich ist. Andere dagegen begreifen, wie wünschenswerth es gewesen wäre, daß Luther und seine Mitarbeiter nicht dringende Ursachen zu reformiren gefunden hätten, und daß die ganze kath. Kirche sich der Reformation unterzogen hätte, weil dann nicht die »unselige Spaltung« geschehen, sondern die Kirche schon ihrer Bestimmung, eine Herde zu sein, einen Schritt näher gerückt wäre. »Zu der Feier unseres jährlichen Reformationsfestes« stimmt aber der Ausdruck in sofern, als wir Protestanten uns freuen, daß die Reformation, weil einmal die Ursachen derselben vorlagen, wenn auch nicht in der ganzen Kirche, wenigstens doch in einem Theile der Kirche unter dem Beistande Gottes zu Stande gebracht worden ist.

Ein Protestant,

dessen Namen der Verfasser der »Aufforderung« von der Redaction erfahren kann, wenn er der Redaction die Erlaubniß gegeben hat, ihm seinen Namen zu nennen.

W u n s c h .

Möchte doch bald die Zeit kommen, wo unsere Tagesschriftsteller es sich angelegen sein lassen werden, bei ihren Artikeln, mit welchen sie die Blätter füllen, nur die Sache, um die es sich handelt, im Auge zu haben, und sich fern zu halten von Persönlichkeiten und Sylbenstechereien, die den Leser nur indigniren können! Einen dringenden Anlaß zu diesem Wunsche, giebt die unangemessene Art, mit welcher der Herr Kirchenrath Clausen in N^o 54 d. Bl. angegriffen wurde. Jedermann, der die Erwiderung desselben auf die »dringende Bitte« (N^o 44 d. Bl.) gelesen hat, muß einsehen, daß derselbe kemmt war, ein Mißverständniß aufzuklären, welches durch seinen Missionsbericht veranlaßt worden war. Das ist die Sache und das war anzuerkennen. Unpassend und unsachlich ist es aber, aus dem Zusammenhang des Ganzen einzelne Wendungen, die in der guten Absicht, der sich beleidigt haltenden Gegenpartei Genugthuung zu geben, geschrieben waren, herauszureißen, um daraus mit der ernstesten Miene eine lächerliche Anschuldigung zu machen; die Jeden, der des Herrn Verfassers Leben und Wirken kennt, nur mit Unwillen erfüllen kann. Die genaue Rechtfertigung der an-

gegriffenen Wendungen will ich hier nicht übernehmen; doch ist es klar, daß der Herr Kirchenrath Claußen das Wort „unselig“ nur auf die „Ursachen“ der Reformation, auf den Verfall der reinen Lehre vor der Reformation bezogen wissen will. In diesem Sinne ist aber dieser Ausdruck mit unserem Reformationsfeste wohl vereinbar. Daß dagegen ein protestantischer Geistlicher den Glauben vieler Millionen hoch achtet, darin kann ich nichts Unpassendes finden. Mag es sein, daß unsere Kirche von der katholischen Geistlichkeit gering geachtet wird, eine Reciprocität in dieser Beziehung lehrt uns wenigstens das Evangelium nicht.

Warnung an das Publikum.

Es scheint, als ob der böse Feind, der im Finstern schleicht und nie ruht, sein Heil auf eine andere Manier versuchen wolle, nachdem das erste Mal seine Saat nicht aufgegangen. Man beachte, wie er es anfangt.

Vor vierzehn Tagen erschien in der bekannten »dringenden Bitte« (Mitth. N^o 43) eine heftige Klage über lieblose Anfeindungen der Katholiken, welcher der Kirchenrath Claußen sich sollte schuldig gemacht haben. Der Angeklagte wies die Beschuldigung in der folgenden Nummer klar, entschieden, kräftig, würdig und siegreich zurück. Zugleich wurde in derselben Nummer der Vf. jener Bitte in einem direkten Schreiben schonend aufgefordert, seinen nachgewiesenen offenbaren Irrthum öffentlich zu bekennen, um dadurch der Wahrheit die Ehre zu geben und sich selbst von einem bösen Verdachte zu reinigen. — Er hat seinen Irrthum nicht eingestanden; er hat der Wahrheit nicht die Ehre gegeben.

Statt dessen liest man in der letzten Nummer (N^o 45) dieser Blätter eine Aufforderung an den Kirchenrath Claußen, sich von dem Verdachte des Kryptokatholicismus zu reinigen. Denn er habe gesagt, daß er eine Kirche hoch, sehr hoch achte, welche dagegen die evangelisch-protestantische Kirche so niedrig achte, daß ihre Geistlichen dieselbe verkehren und mit Schimpfreden verlästern; er habe ferner — (was NB. gar nicht wahr ist) — die Reformation eine unselige Kirchenspaltung genannt. Diese Anklagen sind dann noch gewürzt mit gehässigen Anspielungen auf die katholische Kirche.

Herr Kirchenrath Claußen kann und darf auf diese nichtigen und wahnfinnigen Beschuldigungen nun so weniger etwas erwidern, als es unter seiner Würde sein muß, mit anonymen, verkappten Gegnern zu streiten. Aber das Publikum sei hiermit gewarnt vor den listigen Anschlägen einer geheimen Parthei, welche den Frieden stören, Aergerniß und Verwirrung anrichten will.

Wahrlich, wir müßten Wehe rufen über unsern Glauben, wenn er uns lehrte, die katholische Kirche darum zu verachten, weil einzelne Glieder derselben uns verlästern

haben oder noch verlästern, oder wenn sie uns lehrte, gott-erleuchtete Männer darum nicht zu verachten, weil sie einer andern Kirche angehören! — Wir sagen uns los von einem solchen gräßlichen Protestantismus.

Es täusche sich aber Niemand und glaube, daß die gedachte Aufforderung von einem Protestanten herrühre: sie kommt aus demselben Feldlager, woher in der dringenden Bitte der erste Angriff geschah. Der Vf. derselben hat sich nicht gemeldet. Noch ruht der erste Verdacht auf ihm; es kommt jetzt der zweite Verdacht hinzu, als habe er unter der Maske des Protestantismus von neuem den Angriff versuchen wollen. Denn ich glaube es und will es glauben, bis ich genügende Beweise des Gegentheils in Händen habe, daß Beides, die Bitte in N^o 43 und die Aufforderung in N^o 45, aus Einer Feder geflossen ist. *)

Fr. Breier.

Erklärung.

Ein sehr verbreitetes und bei Vielen Glauben findendes Gerücht, schreibt mir die Autorschaft der »dringenden Bitte« zu, die gleich anfangs drei Reclamationen hervorgehoben, und mittelbar auch die »Aufforderung« an Herrn Kirchenrath Claußen veranlaßt hat. (N^o 43, 44 und 45 der Mittheilungen.) Dieser irrigen Meinung zu widersprechen, würde ich vielleicht umhin können, wenn nicht die »Bitte« in einem Sinne abgefaßt wäre, den ich nicht theile und auch nicht theilen darf. Ich meine damit den nicht zu übersehenden Umstand, daß der Verfasser des fraglichen Artikels in der Verbreitung des Christenthums wohl nur ein Beförderungsmittel der »Civilisation« erblickt, wohingegen jeder wahrhaft gläubige Christ, welcher kirchlichen Gemeinschaft er auch angehöre, in seinem Glauben noch etwas unendlich Höheres findet. Wenn ich nun aus dem eben angegebenen Grunde der Wahrheit gemäß erkläre, daß die »dringende Bitte« mir durchaus fremd ist, so will ich übrigens keineswegs verhehlen, daß ich die darin angezogene Stelle aus dem Missionsberichte als die Katholiken beleidigend angesehen habe und noch ansehe. Selbst die Besorgniß, ein Anonymus werde seinen Vorwurf wiederholen: »Mein Herr! Sie haben einen traurigen Beweis geliefert, wohin flüchtiges Lesen und unbesonnener Eifer führen« u., selbst diese Besorgniß kann mich nicht abhalten, zu behaupten, daß bei dem Passus nicht an sitzenloses Schiffvolk, sondern an katholische Missionarien, die unter der Herrschaft Frankreichs nach Otaheiti kommen würden, zu denken sei. Wenn nämlich zuerst der

*) Daß dies durchaus nicht der Fall ist, muß ich der Wahrheit gemäß bezeugen. Damit, wenn dieser »unselige« Streit wider Verbodden noch weiter fortgeführt werden sollte, nicht ähnliche Irrthümer und Misgriffe vorkommen mögen, werde ich in dieser Angelegenheit keine Einsetzung mehr abdrucken lassen, deren Verfasser es nicht gestattet, ihn öffentlich zu nennen. —

Ann. d. Redacteurs.

gründlichen Belehrung der Insulaner rühmlich gedacht, und gesagt wird, daß auch die Besuche sittenloser Seefahrer nur noch Einzelne haben verderben können, wie in aller Welt kann man das gleich darauf angekündigte drohende Verderben doch nur von eben diesen Seefahrern erwarten? Also dieselben Menschen wenig und zugleich auch entseglisch gefährlich! Wie kann man glauben: die Tahitier sind ein ganz umgewandeltes Völklein, namentlich sind ihre Frauen keusch und sitstam; das hindert diese aber nicht, schaaerenweise, mehr als hundert zugleich, an Bord eines französischen Kriegsschiffes zu gehen und sich dem Laster in die Arme zu werfen, sobald sie nur nicht abgewiesen werden! Da ferner in dem Berichte sämmtliche zu bekehrenden Länder den protestantischen Missionarien überwiesen werden, jedem derselben sein Antheil nach Quadratmeilen gleichsam zugemessen ist, so mußte man doch wohl glauben, daß die katholischen als Eindringlinge betrachtet werden, und daß sie es seien, welche man perhorrescirt. Wer außerdem weiß, daß Herr K. N. C. noch im Jahre 1839 auf die katholischen Glaubensboten den fürchterlichen Vorwurf gewälzt hat, sie hätten in Amerika ihren Weg mit Blut und Jammer bezeichnet, und in Asien ein unchristliches Christenthum gepredigt*), der wird es wohl verzeihlich finden, wenn ich auch in dem Missionsberichte die gleiche Ansicht entdeckte, und von dem milderen verfühnlischen Urtheil, welches in der »Abwehr« niedergelegt ist, keine Vorahnung hatte. Auch die Behauptung, daß die gesammte protestantische Landesgeistlichkeit angegriffen werde, wenn man die oft gedachte Stelle in der angegebenen Weise verstehe, kann hiergegen nicht geltend gemacht werden. Denn sicher hat Herr K. N. C. für seinen Bericht die Approbation von seinen Amtsbrüdern nicht eingeholt, wengleich er auf ihren Wunsch denselben verfaßt hat. Auch werden die Herren einerseits an Irrthumslosigkeit keinen Anspruch machen, andererseits aber auch nicht geneigt sein, für alles von Herrn K. N. C. Gesagte die Verantwortlichkeit zu übernehmen, indem sie sonst ja auch für die eingeschlichenen geographisch-statistischen Versehen aufkommen müßten.

Soviel in Beziehung auf die Abwehr des Herrn K. N. C. und den Brief des Ungeannten. Hr. K. N. C. hatte sich gefreut, das Gute, welches er in der kath. Kirche gefunden, anerkennen zu dürfen. Da kommt aber wieder ein N. N., legt gegen diese Befugniß ein determinirtes Veto ein, und läßt sich dabei ganz bedenklich über »Kryptokatholicismus, sträfliches Viebängeln mit der alleinseligmachenden Kirche, Ultramontane« zc. vernehmen. Natürlich muß ich es Herrn K. N. C. überlassen, seine Rechtgläubigkeit gegen diesen Namenlosen zu vertheidigen, meine aber doch, er werde kein Bedenken tragen, offen zu erklären, daß er nicht große Lust habe, dereinst die persönliche Be-

*) Das Missionswerk S. 33.

kanntschaft z. B. eines Ulrich von Hutten zu machen, »des Camille Desmoulins seiner Zeit, eines Mannes, der nur von Solchen gelobt werden kann, die Leuten wie Mirabeau und Desmoulin Ehrensäulen errichteten«, eines Wüstlings, der selbst beschrieben hat, wie die Lustseuche seinen Körper zerkressen. Ueber die gehässige Art, worin der Verfasser der »Aufforderung« sich über die »Ultramontanen« und ihre Kirche ausläßt, hier kein Wort. Dies nur hier noch bemerkt, daß die Katholiken allerdings hoffen, die bestehende Spaltung der christlichen Kirche werde noch einmal in der von ihm angedeuteten Weise aufgehoben werden. Doch kann ich ihm zu seiner Beruhigung versichern, daß diese Hoffnung der Ultramontanen durch die verfühnlische Erklärung des K. N. C. wohl nicht besonders ist belebt worden, ich darf indeß auch nicht verschweigen, daß er, der Aufforderer selbst, wer er auch sein möge, sie durch seinen lieblosen Angriff nicht eben sonderlich erschüttert habe.

Novbr. 13.

Kleistamp.

*) Hengstenberg'sche Kirchenzeitung, Novbr. 1840, N^o 91.

B i t t e.

Schon seit sehr lange haben wir unsern Jenke nicht als Heymann Levy in »Paris in Pommern« und in der Titelrolle des »Fröhlich« gesehen. Die Theater-Intendantur wird daher gebeten, dem Publikum doch baldmöglichst Gelegenheit zu geben, unsern großen Komiker in diesen beiden Rollen bewundern zu können.
Viele Theaterfreunde.

Kirchennachricht.

Vom 11. bis 17. November sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 83) Herr Ernst Adolph von Rumohr und Fräulein Auguste Juliane Justine Charlotte Ernestine von Bach. 84) Herr Friedrich Gerhard Christian von der Lippe und Jungfrau Anna Catharine Antonette Nagge.
2. Getauft: 295) Johann Dietrich Kaffens. 296) Sophie Friederike Christiane Clemens. 297) Anna Margarethe Lehmkühl. 298) Johann Hinrich Meyer. 299) Dietrich August Schröder. 300) Anna Helene Catharine Ahrens. 301) Hinrich Farms. 302) Johann Hinrich Wilhelm Eduard Müller. 303) Carl Eduard Ludwig Koden.
3. Beerdigt: 225) Gerd Helms 50 J. 226) Friedrich Heinrich Ramten 30 J. 227) Johann Friedrich Wilhelm Roddig 16 J. 228) Ein ungetaufter Sohn von Bohlen 6 T. 229) Ein ungetaufter Sohn von Farms 8 T. 230) Johann Anton Hüfcher 7 T. 231) Hr. Doctor Georg Friedrich Noeldke 76 J. 232) Johann Hinrich Hüfcher 9 T. 233) Ein todtgeborener Sohn von Ahlers. 234) Johann Heinrich Eduard Hüfcher 3 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 19. November.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Cand. Fachtmann aus Stift Börstel.
Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.]

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 47.

Sonnabend, den 25. November.

1843.

Die Unriffe eines Lebens.

(Fortsetzung.)

Nach Berlin und Wien richtete ich zuerst meine unsichern Schritte. Eine Bekanntschaft mit diesen Städten erhöhte meine Begriffe von socialelem Leben und erzeugte den ehrgeizigen Wunsch, den leitenden Personen auf dem bewegten Schauplatze mich gleich zu stellen. Der Glanz des militairischen Pomps, die vollendete Lieblichkeit der Frauen in den reicheren Classen, die Musik, vermannigfaltigt durch verschiedene Abstufungen des Erhabenen, Sentimentalen und Vollküstigen, die Kunstgalerieen, die blendenden Theater und die überfüllten Promenaden, verführten mich, und meine Gefühle waren ein Gemisch von Erstaunen und Entzücken.

Der Schimmer der Neuheit indessen schliff sich ab und ich begann Langeweile zu fühlen, wenn ich unlustig zwischen einem Schwarm meiner Mitgeschöpfe umher-schweifte.

Ich ging einst durch eine enge Straße Wiens am dem Abend eines allgemeinen Festes, als meine Schritte durch eine Gruppe von Leuten gehemmt wurden, deren Einen ich nach der Ursache des Zusammenlaufs fragte. Man sagte mir, ein Fremder sei entseztlich zugerichtet durch den Wagen eines Staatsbeamten, welcher ihn soeben über-gefahren habe. Ich drängte mich durch den Kreis und warf einen Blick auf den Verwundeten. Seine Glieder waren schrecklich zerschmettert, und als er auf dem Pflaster ausge-streckt lag, stellte er ein schmerzliches Schauspiel dar. Seine Züge waren schön, sein Anzug war anständig und er augen-scheinlich in meinem Alter. Man wußte nicht, wo er

wohnte; Niemand kannte ihn, Niemand nahm sich seiner an, als mit der vorübergehenden Theilnahme des Augen-blicks. Die Polizei ließ ihn nach einem benachbarten Hos-pital tragen.

(Fortsetzung folgt.)

An die verehrliche Redaction der Mittheilungen.

Die Gerechtigkeit der verehrlichen Redaction, muß ich um das öffentliche Zeugniß angehen, daß die »Aufforde-rung« an den Kirchenrath Clausen nicht von einem Ka-tholiken sei. Meine und meiner Gemeinde von dem Rector Breier so hart angegriffene Ehre zu retten, ist dasselbe durchaus erforderlich. Nicht minder aber ist die Redaction auch sich selbst und dem ganzen Publikum diese Erklärung schuldig, indem sie, falls sie irgend Jemandem behüllich wäre, einen so schändlichen Betrug zu verüben, wie der, dessen wir Katholiken in der »Warnung« bezüch-tigt werden, mit einem dergleichen Betrüger auf ein und derselben Stufe der Niederträchtigkeit stände. Der Schimpf muß auf das Haupt dessen zurückfallen, der sich nicht ent-blödet hat, als Verläumder aufzutreten.

Novbr. 20.

Reikamp.

Daß die in N^o 45 der Mittheilungen abge-druckte »Aufforderung« nicht von einem Katholi-ken eingesandt sei, bezeugt hierdurch

der Redacteur der Mittheilungen u.

Strackerjan.

Ein groß Ding die Wahrheit und Karl Eber Ulr.
Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten,

Ritter, Dichter, Gelehrter.

Geboren in der Burg Stedelberg 1488,
Gestorben auf der Insel Usenau 1523.

Stürmisch war Ulrich von Hutten und Sturm sein Leben; vom Unglück verfolgt, dennoch keine Klugheit lernend; reiste immer, litt Schifferbruch, ward beraubt, verwundet, von der (auch ohne Verführung damals ansteckenden) Lustseuche nie verlassen, auf dem Siechbette fast von Allem entblößt, dann in prächtiger Kleidung am üppigen Hofe Churfürst's Albrecht von Brandenburg zu Mainz, als sein Gesandter beim französischen; bald zerissen zu Fuße wandernd, beinahe Bettler, mehrmalen in Kriegsdiensten (stets tapfer), als gemeiner Soldner in dem Padua belagernden Heere Kaiser Maximilian's I. von ihm auf dem Reichstage eigenhändig als Dichter gekrönt, mit dessen Enkel Kaiser Karl V. gegen Frankreich im Feld, besand sich in des Lebens verschiedensten Lagen Ulrich von Hutten. Ein Teutscher, freyer Gelehrter, freyer Reichsritter, das war er, und so Keiner. Glühend für die Reformation wollte er, da es ihm zu langsam ging, sammt Franz von Sickingen, mit dem Schwerte sie durchsetzen. Als diesen der Tod getroffen, gab es für Ulrich von Hutten kein sicheres Obdach mehr. Auf der Insel Usenau im Züricher See Heilung suchend, fand er sein Grab. Lateinischer Sprache fast Alles, was er schrieb in gebundener und ungebundener Rede; in letzterer classisch, ein gewaltig mit sich fortreißender Glutstrom. Unedel die Wahrheit verbergen, jede Rücksicht müsse schweigen, selber das Land nicht geschont werden; dies äußerte, darnach handelte Hutten. Was ihm wahr schien, sollte dem ganzen Vaterlande so scheinen; fand schmähslich, wenn es nicht, wie er selbst, davon ergriffen wurde.

(Walhalla's Genossen, S. 131.)

Literatur.

Oldenburgische Theaterschau

von Adolph Stahr.*)

Die Mittheilungen dürfen nicht versäumen, das Publikum auf die jüngste Erscheinung der oldenburgischen

*) Der Haupttitel dieses in der Schulze'schen Buchhandlung heftweise erscheinenden Werks, wird beim letzten Hefte des Bandes nachgeliefert. Der Preis eines jeden Heftes ist 9 Grote und ungefähr 8 Hefte sollen einen Band bilden.

Presse aufmerksam zu machen: wir meinen Stahr's oldenburgische Theaterschau, wovon jetzt zwei Hefte, zusammen drei Bogen, erschienen sind. Der Kritik, der vom 15. Oct. bis zum 7. Nov. auf hiesiger Bühne gegebenen Stücke, schickt der Verfasser ein inhaltreiches Vorwort unter dem Titel: »die Bühne und ihre Bedeutung« voraus. Er gedenkt darin der dramatischen Bemühungen eines Lessing's, Göthe's, Schiller's und anderer Dramaturgen, indem er den Standpunkt entwickelt, von welchem aus sie die Bühne betrachteten. Besonders verweilt er bei Schiller, der als der höchste dramatische Genius Deutschlands zugleich auch die Stellung der Bühne zur Nation in der großartigsten (wenn anfangs auch in einseitiger) Weise auffaßt. Stahr geht sodann auf das gegenwärtige Verhältniß der Kritik zur Bühne über, die — und welcher Leser sollte das nicht lebhaft mit ihm fühlen? — einer gänzlichen Wiedergeburt in dem Sinne, wie sie von jenen großen Geistern geliebt wurde, bedürfe. Mit Recht bringt er den traurigen Stand der dramatischen Kunst, sowohl nach Seiten der Dichtung, als der Aufführung, damit in Verbindung, und erwarnt sich an dem schönen Gedanken, ein so wichtiges Organ des öffentlichen Lebens, wie unsere Bühne heut zu Tage unstreitig ist, durch seine Kritiken nach besten Kräften zu fördern. Daß Stahr hiezu in hohem Grade befähigt ist, dazu liegt der beste Beweis in seinen zahlreichen, in mehreren Jahrgängen der »Mittheilungen aus Oldenburg« zerstreuten dramaturgischen Beiträgen*) vor. Dieselben sind nicht das Ergebniß einer flüchtigen Liebhaberei, vielmehr ruhen sie auf einer reichen, sowohl literarhistorischen, als philosophischen Bildung, auf einer freien, edlen Gesinnung, und auf einem feinen Gesühle für Schönheit und Wahrheit.

Wer, den die dramaturgische Dichtung, die höchste Blüthe der Poesie, anzieht, sollte die vom Verfasser gebotene Gabe nicht willkommen heißen? Wer sollte nicht wünschen, einen so geistvollen Führer durch das Chaos der Bühnenerzeugnisse zu haben, um immer mehr das Wahre vom Schein, das Gesunde vom Krankhaften scheiden zu lernen? Nur allzuwahr ist das Wort des Verfassers, daß unsere Verstandesbildung unserer Geschmacksbildung weit vorangeilt sei. Indem wir nun aber diese Lücke auszufüllen streben, erlangen wir nicht allein Einsicht in die Werke unserer Dichter; der weitere Gewinn, den wir davon tragen, ist die fruchtbare Einwirkung auf Geist, Herz und Gesinnung, welche wir der Einsicht in diejenige Kunst verdanken, die in so enger Beziehung zu unserem häuslichen und öffentlichen Leben steht.

*) Wie wir hören, beabsichtigt der Verfasser, diese Kritiken zu einem ersten Bande der Theaterschau zusammenzustellen.

Theater.

Donnerstag, Nov. 23. — Doctor Wespe.

Gutes Stück — gute Darstellung. Nur gegen den Schluß fehlte es wieder an der nöthigen Bewegung. Und diesmal — ich kann Ihnen nicht helfen — muß ich Ihnen, meine Damen, die Sie übrigens den ganzen Abend so hübsch gespielt haben, die Schuld geben. — Und welche Schuld? Daß Sie alle aus dem Charakter gefallen sind! — Wie? Was? — Ich? Wie so? Wo? Wodurch? —

Denken Sie doch nur, setzen Sie sich in die Situation von drei Mädchen hinein, die alle zugleich erfahren, daß ein und derselbe Doctor Wespe um sie alle drei, schriftlich angehalten hat —! Und keine rührt eine Hand, um die Briefe zu sehen?! — Das ist durchaus unnatürlich! rein unmöglich! Indem der Onkel, der Bruder, der Vater liest, muß ja jede in den Brief mit hineinschauen wollen, sie müssen sie ihm aus der Hand spielen — was ja bei seinem Staunen und Starren ganz von selbst geht. — Die Briefe müssen von Hand zu Hand gehen, müssen mitspielen, das bringt Leben in die Gruppe, welche ohne diese natürlichste Wirkung doch ein paarmal hölzern, ungelent da steht — wo der Zuschauer die notwendige Neugierde der weiblichen Neugierde und der Neugierde plötzlich unausbleiblich erwachender Eiferucht vermisst — da wird, und zwar recht verderblich am Schluß! — seine Illusion zer schlagen, und er muß kalt werden. — Daß Hr. König in der gefährlichen Rolle des Adam, die so leicht zum Uebertreiben dieser Carrikatur reizen kann, sich so mächtig hielt, ist zu loben. Aber wozu das Essen und Rauchen während der ersten Zusammenkunft mit Theudelinde — es ward wohl darüber gelacht, aber zugleich ward es dann von den Sachern, und mit Recht, getadelt, denn es hat keinen Sinn. — Und blos zum Lachen reizen, gleichviel durch welches Mittel, wird Hr. König nicht wollen — das will kein Schauspieler, der auf seine Kunst und sich etwas hält. Der Doctor Wespe muß geistreicher genommen werden. Er ist ein Geck, aber kein fader Geck, sondern ein scharfsinniger, lebhafter Mensch. Durch seine Eitelkeit muß ein geistreiches Licht blitzen. Der Poet muß mehr vorschlagen, und dazu ergiebt sich sogleich von vorn herein, die beste Gelegenheit. Sein Grübeln, sein Forschen und Haschen nach einem Stoff, einer Verwicklung, einer Catastrophe, ist ganz ernstlich gemeint. Das muß er viel schärfer verarbeiten.

M u s i k.

Am Sonntage den 19. Novbr. hörten wir im Theater einen Herrn Greive aus Amsterdam. Er trug auf der Violine ein Concertino und eine Phantasie von seiner eigenen Composition vor. Hr. Greive ist, wie er

sagt, ein Schüler des vortrefflichen Human, welcher als großer Virtuose mit de Beriot in der französischen Schule wetteifert.

Im Hr. Greive haben wir jedoch so wenig in seinem Vortrage, als in seinen Compositionen gespürt, daß er den Unterricht eines so bedeutenden Meisters genossen — oder er ist zu früh aus der Schule entlaufen, und wir können ihm nur den freundschaftlichen Rath geben, zurückzukehren und fleißig fortzustudiren.

Sein Vortrag ist ein ewiges Gejammer; das Concertino enthält selbst in dem Rondo keine einzige Bravourstelle. Einige falsche Flageolett-Töne hörten wir, welche durch die kleine Flöte gedeckt wurden. Man konnte es dem Publikum recht deutlich ansehen, wie, als Hr. Greive endigte, über alle Lippen ein stilles »Gottlob!« flos.

Da wir hier fast alle Violin-Virtuoson ersten Ranges gehört haben, und in unserer Stadt doch auch recht wackere Künstler besitzen, so konnte das schülerhafte Spiel des Hr. Greive nur einen unangenehmen Eindruck auf uns machen, den selbst der vortreffliche Humor unseres Jenke als »Heimann Levy« nicht ganz vertilgen konnte.

Correspondenz.

Jever. Es ist zum Erstaunen und verlangt die freudigste Anerkennung, was die »Neuen Blätter für Stadt und Land« vermögen, wie sehr sie auch uns auf dem schwierigen Wege zur Sittenverbesserung unter die Arme greifen. Unser geschätzter Landsmann 48 erwirkt sich ein unsterbliches Verdienst, indem er seine müßigen Stunden im Stillen auf eben so genaue, als geistreich zusammengestellte Notizen zu unserem Nutzen und Frommen verwendet.

Früher z. B. lebten wir hier, was das Tabakrauchen betraf, im Stande der Unschuld; wir hatten, sammt unseren Ehehälften und Töchtern, noch keine richtige Vorstellung von guter Lebensart, fanden damals unsern geselligen Zirkel passabel unterhaltend, mitunter lustig, und wir Männer waren sogar so thöricht, den freundlichen Aufforderungen unserer, zu Hause an den Tabakrauch gewöhnten Weiber, die manchmal verabsäumte Pfeife wieder hervorzulangen, treuherzig Folge zu leisten, indem wir vermeinten, sie könnten dieses Rauchpfeife auch in Gesellschaft vertragen.

Wie weit waren wir in der Cultur zurück. Zu unserer Entschuldigung können wir nur anführen, daß wir uns damals bescheidener Weise noch als kleine Leute der großen Welt betrachteten, die in patriarchalischer Weise wohl ihre apperten Gewohnheiten haben dürften; wir waren, mit Einem Worte, ungehobelt auf eigene Hand, und verdienten nicht die Beachtung unserer civilisirten deutschen Brüder.

Weiterhin fing das Blatt an, sich zu wenden; unser kleines Jever mußte, was es bekanntlich sehr leicht verschmerzt hat, seine frühere selbstständige Bedeutung einbüßen,



steht aber eben darum schon jetzt mit in der großen Reihe, hat sich auf eine gewisse Höhe anderer Art geschwungen und bildet sich immer mehr darauf ein. Weil wir nun mit der steigenden Cultur, die alle Welt belebt, auch allerhand schöne, früher nicht gekannte Sachen in unsere Assembléezimmer bekamen, so geriethen wir Männer auf den klugen Einfall, einen Versuch zur Einschränkung unserer Schmauchlust zu machen, und verbannten demnach die Pfeifen aus dem Tanz- und Concert-Saale — à distance jedoch — in den Nebenzimmern noch der lieben Pfeife ihr angeflammtes Recht lassend. In Kaffee- und Thee-Gesellschaften wollte freilich die totale Reform noch nicht recht Wurzel schlagen, die späteren Stunden verdarben wieder, was in den früheren heroischer Weise gutgemacht war. — Damit schienen unsere Thaten aber auch ihre Endschafft erreicht zu haben, und man mußte schier an weiteren, erlectlicheren Resultaten verzweifeln.

So mißlich noch standen die Sachen, als vor einigen Monaten eine strafende Hand in den »Neuen Blättern für Stadt und Land« sich wider uns erhob. Wir hatten uns nämlich zur Entschädigung beigegeben lassen, im Theater, welches doch zu unserer Bildung hätte beitragen sollen, die Pfeife hervorzulangen, aber das bekam uns übel. Eines schönen Tages erscholl die Kunde von jenem ersten Neuen-Blätterschlag; die Pfeifen im Theater, nämlich die Tabackspfeifen — andere gehen über unseren Horizont — erloschen sofort und wurden in tiefster Beschämung beige-steckt. Bekanntlich wagte es keiner wieder, die Damen vor und auf der Bühne leise einzuräuchern. Die früheren guten Vorsätze wurden nebenbei wieder gefestigt, und die Furcht vor den »Neuen Blättern« war auf allen Gesichtern zu lesen. Allein die Besserung hatte damals nicht den rechten Bestand; das Gehorchen geschah augenscheinlich noch nicht mit der rechten Freudigkeit, denn es erhoben sich bald noch einzelne Stimmen, die von Wiedereinsetzung in den alten Unschuldstand zu munkeln sich unterfingen, indem sie meinten, man müsse den älteren, nicht mehr tanzbaren Herren das Sitzen hinter der Punschbowle im Hintergrunde des Saales wieder bequemer und angenehmer machen, um das alte Vergnügen complet bei einander zu haben — mit dem Concertbesuche hapere es ohnehin, und in den Thee's habe der Gast Nichts zu befehlen.

Da plötzlich (wir haben nur die Chiffre 48 unsers Vorkämpfers, leider nicht mehr die Nummer des Kampfes im Kopfe), traf uns, die wir bereits wieder in der alten narkotischen Betäubung lagen, neulich der zweite Hieb, und dieser hat nun das Schicksal der Schmaucher total entschieden, denn es ist seit jenem verhängnißvollen Tage nichts Geringeres im Werke, als die förmliche Stiftung eines Taback-Mäßigkeits-Vereins, der auf einmal allem und jedem Qualm und Dampf, so weit er bloß aus

der Tabackspfeife stammt, ein Ende macht. Dieser veritable Tabackseind wird uns etwas zu schaffen machen, aber unsere jetzige Stellung in der Welt, unsere Ehrfurcht gegen unseren Achtundvierziger, der anerkanntermaßen das einzige und richtige Mittel, uns zur Besinnung zu bringen, entdeckt hat, vor Allem die gerechte Besorgniß, daß man uns mit der Vareler Chaussee im Stich und somit in unserer Abtrennung von dem civilisirten Deutschland sitzen läßt, verlangen unsere äußerste Kräfteanstrengung.

Ist es nicht selten schwer, für seine Zwecke die richtigen Mittel zu finden, so muß man doch ehrlich gestehen, daß unser Freund 48 darin diesmal sehr glücklich gewesen ist, und das war es eigentlich nur, was wir auf dem Herzen hatten.

Nicht ganz so glücklich ist neulich ein anderer Mentor mit seinem passus in der Bremer Zeitung puncto des schweren Schicksals von 1826 gewesen. Unsere Aerzte lehren uns nämlich, daß jene böse Krankheit eine reine miasmatische war, mithin uns nicht erst aus Holland zugeschleppt zu werden brauchte, und sie fügen bei, daß ein Wenig Spirituoses die Disposition für den besagten Krankheitsstoff eher vermindere als vermehre. Es ist also natürlich, daß wir das von der Vareler Chaussee hergenommene geistreiche Argument für unsere Entwöhnung vom Tabakrauchen immer noch wirksamer gefunden haben, als das von der Seuche von 1826 für unsern förmlichen Beitritt zum Mäßigkeits-Verein, dessen moralischen Einfluß in stiller Wirksamkeit wir übrigens ganz anerkennen.

Kirchennachricht.

Vom 18. bis 24. November sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 85) Johann Peter Mifegaes und Sophie Dorothee Louise Hebbhaus. 86) Johann Christian Hermann Weuß und Johanne Margarethe Elisabeth Schmidt.

2. Getauft: 304) Friedrich Carl Gerhard Naumann. 305) Ernst Christian Hinrich Hamann. 306) Heinrich Eilert Andreas Klotzger. 307) William Peter Louis Jerndorff. 308) Wilhelm Hermann Heinrich Busch. 309) Anna Elisabeth Coldevep. 310) Martin Willers. 311) Mette Christiane Gerhardine Helms. 312) Johanne Helene Elise Reiffing. 313) Johann Eilers.

3. Beerdigt: 235) Anna Maria Henriette Schlag, geb. Mahn, 38 J. 236) Fiele (Sopie) Schulz, geb. Witschen, 52 J. 237) Hermann Dierks 68 J. 238) Ein todgeborener Sohn von Stjärzenbach, sen.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntag, den 24. November.

Vorm. (Anf. 8 Uhr) Herr Pastor Grönning.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Hülfsprediger Varelmann.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Berichtigung. In N^o 46 d. Mittheilungen S. 192. Kirchennachricht, Getaufte N^o 302, lies: Heinrich statt Hinrich.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 48.

Sonnabend, den 2. December.

1843.

Die Umrisse eines Lebens.

(Fortsetzung.)

Ich kehrte in mein Logis zurück, wohin die Erinnerung an den unglücklichen Fremden mich begleitete.

Um zwölf Uhr am folgenden Tage, war ich vier deutsche Meilen von den Thoren der Kaiserstadt entfernt.

V.

Thuer bist du, o Rhein, dem Lande, durch welches du hinströmst, und lieblich warst du mir, als ich an deinen Ufern hinwandelte, glücklich, die besetzten Wohnungen der Hauptstadt für die unverdorrene Atmosphäre des Landes vertauscht zu haben, für die duftenden Wiesen, den rebenbedeckten Abhang, den ehrwürdigen Berg, den üppigen Wald und die thurmbehelimte Klippe. Wie ein Kind zum Spiele freigelassen, überließ ich mich den drolligsten Eingebungen meiner Phantasie, und machte Cameradschaft mit Allem, was wild und seltsam war, sichtbar oder unsichtbar, mit Vögeln, Blumen, den stummen Bewohnern der Gewässer und den Genien, welche die Elemente beherrschen und mit spurlosen Schritten in den Reichen der Erde umher schweifen. Für Denjenigen, welcher von der Menge abgesondert ist, der keinen Theil an dem allgemeinen Festmahle hat, ist ländliche Einsamkeit die geeignetste Sphäre. Für mich war es so. Im Frieden mit allen belebten und leblosen Dingen, war jeder Tag ein Sabbath für meine Seele. Entzückt von meiner Reise, beschloß ich, den erhabenen Strom Allemaniens bis zu seinem Geburtsorte in

den Gebirgen zu verfolgen, und ich erreichte den See von Constanz, ohne irgend Ursache zu finden, meinen Entschluß zu bereuen.

Einige Meilen von der Stadt Constanz, und an den Ufern des See's, steht eine malerische Gruppe von Häusern, zu klein, um selbst den Namen eines Dorfes zu verdienen. In einem dieser Häuser — ein unbedeutendes Wirthshaus, genannt, wie ich glaube, »der weiße Adler,« — hatte ich, als die Sonne schon wieder abwärts ging, mich ausgeruht, um mich nach den Beschwerden eines langen Ausflugs zu erholen. Die Wirthin hatte eine Mahlzeit in ihrem besten Zimmer vorbereitet, als das Rollen eines Wagens gehört wurde, der gleich darauf vor der Thür still hielt.

Die Wirthin verkündete die Ankunft eines Barons mit dessen Gemahlin und Tochter, hinzufügend, daß sie dieselben nicht aufnehmen könne, wenn ich nicht ein geringeres Zimmer einnehmen wolle. Ich bezeugte mich willig, meine Rechte den Neuankömmlingen abzutreten. Der Baron jedoch wollte auf die Anordnung nicht eingehen, wenn ich dagegen nicht einwilligen wolle, an dem Essen Theil zu nehmen, was für ihn und seine Familie bereit war, und mit einigem Zögern nahm ich das höfliche Anerbieten an.

Der Baron S — war aus der Nachbarschaft von Jena. Seine Tochter war kürzlich von einer anhaltenden Krankheit genesen; und die Veränderung der Luft und des Ortes ihr zu völliger Wiederherstellung verordnet. Der Baron hatte seine Jugend bei der Armee verlebt, und zeigte den Charakter und die Sitten eines angesehenen Militärs. Er war stolz, aber sein Stolz wurde gemäßig

durch Kenntniß der Welt und Höflichkeit. Seine Gemahlin war ernsthaft und gewinnend. Ihre Tochter Adelaide war so vollkommen an Geist, wie sie anziehend von Gestalt war. Sie vereinte die Einfachheit eines Landmädchens mit der namenlosen Grazie und der zarten Lieblichkeit der patricischen Schönheiten Wiens. Wie sie damals erschien, so erinnere ich mich ihrer noch am liebsten. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, und das schwarze Band, welches ihre reichen Flechten befestigte, erhöhte den Glanz der schönsten und edelsten Strich, die ich jemals gesehen habe. Adelaide! ich sehe dich jetzt hinaus schauen auf den See — deine schneeweiße Hand ruht auf der niedern Fensterbank, und die hellen Tinten auf deinen Wangen wechseln ab, als wäre es die Ebbe und Fluth des schwachen Farbenflusses in den Blättern einer wilden Rose.

Ich hatte mich vorher nie unter leichten Bedingungen in vornehme Gesellschaft gemischt, und die Gesellschaft des Barons und seiner Familie gewährte mir ein Vergnügen, welches ich noch nicht gekannt hatte. Wir sprachen von den deutschen Schriftstellern, von denen der Baron die ausgezeichnetsten kannte. Ich sprach mit Enthusiasmus über die Werke unsrer an der Spitze stehenden Nationaldichter, und erklärte, daß ich zufrieden sterben würde, wenn ich mich ihrer Vortrefflichkeit nur nähern könnte. Adelaide richtete ihre blauen Augen auf mich mit besonderem Ausdrucke, und ihr Vater bemerkte lächelnd, daß der Jugend, Fähigkeit und Ausdauer Nichts unmöglich sei.

Ich hatte meine Ermüdung vergessen, und als die Damen sich zum Rückzuge für die Nacht anschickten, erstaunte ich, daß es schon so spät sei, und schämte mich fast, daß ich mich so lange an der Höflichkeit meines gütigen Wirths versündigt hatte. Als ich mich zum Fortgehn erhob, stammelte ich eine Entschuldigung hervor.

Der Baron unterbrach mich mit einem Compliment wegen meiner gefälligen Beredsamkeit, und schloß damit, mir eine glückliche Reise und sichere Heimkunft zu meinen Freunden zu wünschen. Er bemerkte, daß wir uns wahrscheinlich nicht wiedersehen würden, da er beabsichtige, das Wirthshaus früh des andern Morgens zu verlassen. Seine Gemahlin sagte mir freundlich gute Nacht, und Adelaide flüsterte ein Adieu im Tone einer entfernten Musik.

Ich warf mich unausgekleidet aufs Bett, in der Absicht, die Stunden in Betrachtung hinzubringen, bis die Fremden abgereist sein würden. Ich bestrebe mich die Erinnerungen des Vergangenen auszuschließen, und meine Phantasie mit Visionen der Zukunft zu schmücken, in welcher Adelaide den Vorsitz hatte. Versunken in Träumereien, überkam mich der Schlummer.

Als ich erwachte, schien die Sonne hell in's Fenster, und auf meine Nachfragen sagte man mir, des Barons Wagen habe vor einigen Stunden die Herstraße nach Deutschland eingeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung an das Publikum.

Wenn ich nachfolgende Zeilen eine Erklärung nenne, so will ich damit eben so gut nur eine solche gemeint haben, als ich mit meiner früheren Warnung auch nur eine Warnung meinte. So wenig wie jenes eine Verdächtigung, so wenig dies eine Rechtfertigung. Rechtfertigen läßt sich ein Irrthum nicht.

Warnen wollte ich, und gewarnt habe ich vor den listigen Anschlägen einer geheimen Parthei, welche den Frieden stören, Aergerniß und Verwirrung anrichten will. Es geht durch alle Classen und Stände unseres Vaterlandes ein dunkles Gefühl von der ungemainen Reizbarkeit unsrer kirchlichen Zustände; und wer nicht blind ist, wer noch Sinn für etwas mehr hat als für die Fragen, welche alle Blätter erfüllen und in allen Clubs und Wirthsstuben verhandelt werden, dem kann es nicht entgehen, daß versteckt unter dem Lärm mercantiler und politischer Angelegenheiten, sich Dinge bereiten, welche die seit fast zwei Jahrhunderten schlummernde Furie wieder aufzuwecken drohen und uns mahnen, wachsam und vorständig zu sein. Nicht die Kunst allein hat die modernen byzantinischen Dome gebaut; nicht der Forschungsdrang allein schreibt Geschichten des dreißigjährigen Krieges; nicht umsonst wird Zweideutigkeit und Zweizüngigkeit zum Patriotismus gestempelt; nicht umsonst baut man einem Tilly Ehrensäulen; nicht umsonst muß Luther wieder ein Mordebrenner heißen. Und was auf den Studierstuben gefonnen, unter Gelehrten verhandelt wird, es ist nicht fern geblieben dem Leben: es sind Angriffe geschehen und Uebergriffe, nah und fern. Was in den preussischen Rheinlanden zu Seelscheid und Bürriß geschehen ist, kann sich alle Tage an hundert Orten begeben; und was hat sich in unsrer Nähe in Soldenstädt ereignet? Es ist — wahrscheinlich nicht ohne Entstellungen — durch das Gerücht in's Publikum gekommen; laut ist es nicht geworden. Warum scheut man die laute Verhandlung solcher Angelegenheiten? warum verwahren sich periodische Blätter ängstlich gegen alle decartigen Berührungen? warum hier nichts von der ersehnten und beschriebenen Oeffentlichkeit? — Weil alle das dunkle Gefühl haben, daß kein reiner Friede da ist, daß das Feuer unter der Asche fortglimmt.

Ob ein solcher Friede gut sei, das ist eine andere Frage. Aber wehe dem, der ihn stören wollte! wehe dem, der mit frevelnder Hand eingriffe in das, was sich dunkel bereitet! wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt!

Wenn nun kurz nach einander in diesen Blättern zwei anonyme Artikel erschienen, von denen der erste über vermeintliche Angriffe auf die Katholiken ein heftiges Geschrei erhob, der zweite die katholische Kirche selbst mit Schmähungen angriff; wenn ich ferner wußte, aus Erfahrung wußte, wie leicht gereizt dieser und jener ist, und jeden blinden Lärm gleich als einen Kampf pro aris et

soeils aufgreift; wenn ich im Gedanken einen endlosen Streit aus der Sache sich entspinnen sah: so that ich wohl nichts Böses daran, das Publikum zu warnen, nicht das protestantische Publikum allein, sondern auch das katholische; ja, ich glaubte mir bei dem katholischen Publikum selbst Dank für meine Warnung zu verdienen.

Aber ich hatte noch eine andre Absicht. Ich hoffte, den zu entlarven, der zweimal anonym als Angreifer aufgetreten war. Denn zu glauben, daß jene beiden Aufsätze aus Einer Feder gestossen seien, das lag sehr nahe. Ich theilte diesen Glauben mit vielen andern Männern, mit deren Ueberzeugung eins zu sein ich mir immer zur Ehre rechnen werde. Was viele glaubten, sprach ich aus. Daß ein Protestant die famose Aufforderung sollte geschrieben haben, das hielt ich bisher für unmöglich; daß ein Katholik vom Protestantismus eine solche Meinung haben sollte, wie sie dort zu Tage liegt, war sehr begreiflich; denn ich bin einfältig genug zu glauben, daß, wenn die Katholiken uns und unsern Glauben kennen, es schon lange weder Protestanten noch Katholiken geben würde, sondern lauter evangelische Christen.

Nun, ich habe mich geirrt. Die beiden andern, der Katholik und der Protestant, gehen davon. Meinethwegen; ich beneide ihnen ihre Verborgenheit nicht. Ob meine Warnung nicht noth gewesen sei und noch sei, das kann nur die Folge lehren. Bei denen, an welche sie besonders mit gerichtet war, hat sie sich keinen Dank erworben. Statt dessen wird der Stein auf mich geworfen von einem Manne, der schon früher gegen mich getobt hat. Ich habe gegen solche Angriffe keine Waffen.

Fr. Breier.

An die verehrliche Redaction der Mittheilungen *).

Kaum hatte ich Ihnen meinen Aufsatz überschrieben »Erwiderung« eingesandt, als ich zu meinem Erstaunen

*) Die Redaction trug anfangs Bedenken, ob sie statt der in diesem Schreiben gewünschten Erklärung das Schreiben selbst abdrucken lassen dürfe, da der Hr. Verfasser seine Anonymität durchaus festhalten will, und sie in N^o 46 dieser Blätter erklärt hatte, daß sie in dieser Angelegenheit keine anonyme Aufsätze mehr abdrucken lassen wolle. Da jedoch dieser Brief an sie und nicht direct an's Publikum gerichtet, und dabei durchaus verführerischen Inhalts ist, so hat sie es vorgezogen, den verehrungswürdigen Hrn. Verfasser selbst sprechen zu lassen, womit denn nun die Acten, wenigstens in den »Mittheilungen« geschlossen sein können. Dieser Streit hat doch das Gute gehabt, daß Irrthümer und Anschuldigungen, die sonst nur im Finstern schleichen, an's Licht gezogen und öffentlich bekämpft werden konnten.

bemerkte, daß auch in der Bremer Zeitung vom 22. d. M. dieser Geschichte Erwähnung geschehen ist, und zwar ebenfalls in einer gehässigen Weise, als eines persönlichen Angriffes auf den Hrn. K. R. Claußen, und erkennt man auch hier wieder die große Geneigtheit der Menschen, Alles in malam partem zu nehmen. Zu welchem Zwecke und Nutzen diese unglückliche Geschichte aber an die große Glocke gebracht, und ihr die Wichtigkeit eines Ereignisses beigelegt worden ist, sehe ich nicht ein. Wozu eine Sache, die man selbst für unerwünscht hält und mißbilligt, nun selbst nach allen Weltgegenden hin ausposaunen? Unter diesen Umständen scheint es gerathen, das Feuer nicht noch mehr anzuschüren, sondern durch Stillschweigen zum Erlöschen zu bringen, und deshalb meinen Aufsatz zurückzulegen, und nicht abdrucken zu lassen. Dagegen ersuche ich Sie, in Ihrem Blatte, den »Mittheilungen«, die Erklärung abzugeben, daß es mir, dem anonymen Verfasser jener Aufforderung, sehr leid sei, sie, so wie sie ist, ergehen lassen zu haben, ja, daß ich es aufrichtig bereuete, weil ich nun einsehe, daß ich, statt, wie ich hoffte, nur Gutes, zugleich auch Unheilbringendes dadurch bewirkt habe. Mein protestantisches Gefühl hätte sich beim Lesen jener gerügten Worte des Hrn. K. R. Claußen so verletzt und gereizt gefühlt, daß ich mich berufen gehalten hätte, dagegen aufzutreten, und die Integrität des evangelisch-protestantischen Princips zu verteidigen. Leider sehe ich jetzt zu spät ein, daß ich dazu den rechten Modus verfehlt und das Publikum nicht die Sache, um die es sich handelte, sondern nur die Person in's Auge genommen habe, die ich doch so gern unberührt gelassen hätte, wenn es möglich gewesen wäre, da ich keineswegs eine feindselige Gesinnung, sondern die größte Hochachtung gegen den Hrn. K. R. Claußen hegte, und namentlich seinen liebenswürdigen Charakter, seine bewährte Tüchtigkeit, seine fast beispiellose amtliche Thätigkeit und gewissenhafte Amtstreue hochschätzte, wie Einer.

Hat Hr. K. R. Claußen, nach meiner Ansicht, vielleicht in augenblicklicher Arglosigkeit und aus zu großer Veröhnlichkeitsliebe gefehlt (quandoquidem dormitat bonus Homerus), so gestehe ich gern, und wird man es ja wohl verzeihlich finden, wenn ich in meinem protestantischen Eifer für eine gute Sache gefehlt und durch zu wenig Discretion wehe gethan habe, wo ich ungern wehe thun wollte. Kann man doch (si licet parva componere magnis) unsern größten Reformator, Luther, nicht von dem Fehler der Hitze und rücksichtsloser Derbheit freisprechen, wenn es die Vertheidigung seiner heiligen Sache galt! Ein bißchen zu viel Eifer für eine für gut gehaltene Sache ist ja auch noch besser, als zu viel Launheit. Uebrigens kann ich noch immer nicht, eben weil mir der animus injuriandi fehlte, die mir schuldgegebene unerhörte Beleidigung in jener Aufforderung finden, welche Andre, welche die Absicht zu beleidigen voransetzten, darin scheinen gefunden zu haben.

Ich hoffe, Hr. K. R. Claußen wird bei seinem

christlichen und versöhnlichen Sinne mit dieser Erklärung zufrieden sein. Ich fühle keine Beschämung darüber, ihm und der ganzen Welt ein angethanes Unrecht abzubitten, welches es sein möge. Was aber die Sache selbst betrifft, so hätte ich Nichts dagegen, daß er meinen Aufsatz lese, und bin immer bereit den Gegenstand mit ihm in irgend einem wissenschaftlichen Blatte abzuhandeln. Ihre »Mittheilungen« sind dazu, wie wir gesehen haben, nicht geeignet, sie vertragen solche Speise nicht. Meine Gegner, die für den Hrn. K. K. Clausen so geharnischt, und doch nur mit so schwachen Luftstreichern in die Schranken getreten sind, und die Bedeutung, welche der Gegenstand gerade in dieser Zeit hat, kaum scheinen begriffen zu haben, möchten sich durch das Lesen meiner Erwiderung nicht sonderlich erbaut fühlen. Was aber die von dem Hrn. Kleikamp ausgesprochene Hoffnung betrifft (hinsichtlich dieser Hoffnung habe ich mich also in jener Auforderung nicht geirrt), so lege ich der guten Zuversicht, daß sie nicht in Erfüllung gehen werde, schon aus dem Grunde nicht, weil wie ein berühmter französischer Geistlicher sagt*), auch bei dem katholischen Klerus die Wissenschaft anfängt anzukleben, und weil in der Wissenschaft stets ein wenig Liberalismus, ja sogar ein wenig Protestantismus sei. Hr. Kleikamp wird nun am besten beurtheilen können, ob er die Wirkung dieser Urfache an sich verspüre, oder nicht.

Mein Incognito wünschte ich nicht aufzugeben, eben so wenig, als ich begierig bin, die Namen meiner Gegner zu erfahren, eben weil Namen gar Nichts zur Sache thun, wenn gleich eine philiströse Neugier immer solches Verlangen stellt.

L i t e r a t u r.

Das Shakspeare-Panorama

von C. A. Veinhöfer,

wovon wir das erste und zweite Heft in N^o 8 und 14 dieser Blätter anzeigten, ist jetzt mit dem dritten Hefte vollendet. Es enthält dieses Heft: 9) Der heilige Dreikönigsabend, oder: Was ihr wollt; 10) Dithello, der Mohr von Venedig; 11) Viel Lärmen um Nichts; 12) König Lear, und als Anhang: »Nachrichten von dem Leben William Shakspeare's.«

Das Buch ist ganz geeignet, denen, welche den Inhalt der angeführten Stücke kennen zu lernen wünschen, ohne diese selbst zu lesen, eine solche Bekanntschaft zu ver-

*) In der Schrift: „Guizot et Coquerel. Leipsic 1843.“

schaffen, und die Nachrichten von dem Leben Shakspeare's enthalten Alles, was man von diesem großen Dichter wissen muß, um seine Werke mit Nutzen lesen zu können. Abgesehen von diesen eigentlichen Zwecken bietet aber auch dies »Panorama« eine angenehme Unterhaltung, und es eignet sich daher besonders zu einem Weihnachtsgeschenke nicht bloß für junge Leute weiblichen wie männlichen Geschlechts, sondern auch für Erwachsene.

Warum Hr. Veinhöfer nicht Lamb's ganzes Werk bearbeitet, und warum er selbst die Kosten dieses Unternehmens übernommen hat, erzählt er in dem »Vorwort«, und wir wünschen daher um so mehr, daß das Publikum durch Ankauf des Buchs ihn wenigstens vor Schaden bewahre, damit er, ohne ein schmerzliches Nebengefühl zu empfinden, die Freude genieße, durch seine Bemühung dem wackeren Lamb hin und wieder eine freundliche Aufnahme verschafft zu haben, die ihm in anderen Gegenden so bereitwillig geworden.« Uebrigens entläßt er sein Büchlein mit des alten Chaucer's Segensspruche:

Geh, kleines Buch, Gott schenk' Dir gute Reise,
Und laß dich stets Deine Bitte sein,
An Alle, die Dir Aug' und Ohren willig leihn,
Es möge ihnen, wo Du irrest, wohlgefallen,
An einem Theile Dich zu bessern, oder allen.

V e r i c h t i g u n g.

In das Schreiben an die Redaction in N^o 47 der Mittheilungen haben sich mehre Druckfehler eingeschlichen. Namentlich ist statt: „einem dergleichen“ zu lesen „einem dertartigen“, statt „der Schimpf“ „die Schmach“.

Kirchennachricht.

Vom 25. November bis 1. December sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 87) Herr Carl Friedrich Julius Harbers und Jungfrau Johanne Catharine Hüllmann. 88) Herrmann Diedrich Bragge und Henriette Wams. 89) Albert Hinrich Schäfer und Anna Catharine Lebeuhr, geb. Lange.

2. Getauft: 314) Johann Heinrich Cornelius Dümeland. 315) Heinrich Moritz Gathemann. 316) Anna Margarete Sophie Ostmann. 317) Johann Heinrich Friedrich Lesebre. 318) Johann Deffen. 319) Gesche Helene Weyen. 320) Johann Klotzger. 321) Zwei unehelich geborne Mädchen.

3. Beerdigt: 239) Anna Adelheit Willers, geb. Hunte-mann, 93 J. 240) Anna Catharine Langius, geb. Wams, 31 J. 241) Ein todteborner unehel. Knabe. 242) Meia (Margarete) Wende, geb. Kracke, 29 J. 243) Ein ungetaufter Sohn von Pohl, 8 Tage.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am 1. Advents sonntage, den 3. December.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Küßprediger Barelmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 49.

Sonnabend, den 9. December.

1843.

Protest gegen die Erklärung in N^o 48 der Mittheilungen *).

Von dem so zuversichtlich auf mich geworfenen bekannten Verdachte bin ich gereinigt; erwiesenermaßen ist die »Aufforderung« nicht von einem Katholiken. Daß ich mich hiermit aber nicht begnüge, daß ich jetzt entschiedenen Protest einlege gegen die Breier'sche »Erklärung«, das wird Jeder, welchem ihr Inhalt gegenwärtig ist, in der Ordnung finden. Gegenwärtig nämlich handelt es sich nicht mehr einfach um eine Thatsache, nicht darum, ob Dies oder Jenes bösslicher Weise von einem Katholiken geschrieben worden, oder nicht; es handelt sich vielmehr darum, ob man, wie Hr. Rector Breier gethan, die Katholiken als solche von vorn herein für hinterlistige, vor Nichts zurückbebende Bösewichter erklären dürfe, oder nicht. Daß dies der Stand der Frage sei, gedenke ich darzuthun, und eben der Wichtigkeit der Sache wegen glaube ich hoffen zu dürfen, der »bessere Theil« des Publikums werde gegenwärtigen Zeilen mit Aufmerksamkeit folgen.

Als Hr. B. seine »Warnung« schrieb, wußte er sehr genau, was Dem obliegt, welcher sich an seines Nächsten

Gefinnung und Thun vergriffen hat; kaum aber liegt deren Grundlosigkeit am Tage, so hat er es gänzlich vergessen. Indes, leichter ist es immerhin, was Pflicht sei Andern einschärfen, als vorkommenden Falles selber sie üben; auch genügt es mir und der ganzen »Parthei«, die zugleich mit mir angeschuldigt worden, in den Augen unserer Mitbürger gerechtfertigt zu sein. Verzichten wir aber gern darauf, daß Hr. B. uns die Genugthuung gebe, die er von uns für Herrn K. N. Clausen fordern zu können fälschlich glaubte: so können wir unser Staunen nicht bergen darüber, daß er »einfältig« genug ist zu meinen, sich auch noch Ansprüche an unseren Dank erworben zu haben, und Klage führet, weil ich, statt ihm solchen auszusprechen, jetzt seine Warnung, wie früher schon einen anderen Aussatz von ihm beim rechten Namen genannt habe. Nun wahrlich! ihm steht es zu, die Miene eines verkannten Wohlthäters zur Schau zu tragen, in seinem Munde haben sie etwas unaussprechlich Mißrendes, die sanftmüthigen Worte: »Gegen dergleichen Angriffe«, d. i. gegen einen unwidersprechlichen Beweis, »habe ich keine Waffen«. Doch, auch diese Sonderbarkeit möchte immer noch passiren; das Ungeheure liegt in der Art und Weise, worin er sein Verfahren gegen uns als etwas sich von selbst Verstehendes und Dank Verdienendes glaubt erklärt zu haben.

Hr. B. will nicht verdächtigt, sondern nur gewarnt haben, — vor uns warnen, ohne uns zu verdächtigen, konnte er aber nur dann, wenn schon gegründeter Verdacht auf uns ruhte; er sagt ferner, erst die Folge könne lehren, ob seine Warnung nicht doch noth gewesen sei und noch sei. Wenn er nun hier

*) Obgleich die Redaction in N^o 48 den Wunsch äußerte, die Acten schließen zu können, weil das eigentliche Streitobject befeitigt war, so hat sie doch geglaubt, wegen der in der »Erklärung« des Hrn. Rector Breier vorgebrachten neuen Thatsachen, dem Hrn. Pastor Reikamp die Verteidigung nicht abschneiden zu dürfen. Jetzt ist aber das Publikum hinlänglich im Stande, zu urtheilen, und es wird in keinem Falle noch Etwas über diese Angelegenheit aufgenommen werden.

nach — im Gegensatz zu seinem früheren ungebärdigen: »Ich glaube und will glauben« beschönigend eingestekt, geirrt zu haben — ein Geständniß, dessen es, nachdem er vollkommen überwiesen war, nicht erst bedurfte — so kann das doch nur heißen: Zwar haben dieses Mal die Katholiken den ihnen zugeschriebenen Betrug nicht begangen; jedoch muß man stets vor ihnen auf der Hut sein, denn sie Alle sind dazu fähig, und die vorgekommene Ausnahme befestigt nur die Regel. Sage ich wol mit Unrecht, daß Hr. B. also sich über die Katholiken ausgesprochen hat? Ich meine nicht; aber Niemand soll bereitwilliger sein, eine ungerechte Behauptung zurückzunehmen, als ich es sein werde, falls man mich des Irrthums überführen wird. Man prüfe das Gesagte.

Auch soll der Aufsatz ja nur erklären, weshalb der Protestant die Katholiken — namentlich in Deutschland — nicht ohne Mißtrauen betrachten dürfe, und sodann, was den festen Glauben nahe gelegt habe, daß die fatale »Aufsorderung« aus der Feder eines verkappten Katholiken geflossen sei. In ersterer (allgemeiner) Hinsicht heißt es: »Ich habe gewarnt vor den listigen Anschlägen einer geheimen Parthei, welche den Frieden stören, Aergerniß und Verwirrung anrichten will.« Noch immer also sieht Hr. B., wie vor etlichen Wochen, den »bösen Geist«; er sagt, jeder aufmerksame Beobachter sehe im Geheimen Dinge sich bereiten, »welche die seit fast zwei Jahrhunderten schlummernde Furie wieder aufzuwecken drohen, und uns mahnen, wachsam und vorsichtig zu sein.« Entsetzlich! aber auf welcher Seite ist diese geheime Parthei, wo regen sich die finstern Mächte, etwa auf Seiten der Protestanten? Das wird Hr. B. wohl nicht behaupten. Also auf Seiten der Katholiken, und zwar nur da, wenigstens finde ich auch nicht mit einem Worte angedeutet, daß sowohl jenseits als diesseits der Böse sein Wesen treibe. Warum denn aber unter den Katholiken? Weil »nicht die Kunst allein die modernen byzantinischen Dome gebaut hat«, weil »nicht der Fortschungsdrang allein Geschichten des 30jährigen Krieges schreibt«. Also ist nach der »Erklärung« wirklich die katholische Kirche, oder doch wenigstens eine katholische Parthei, im Begriff, die Dämonen des Bruderkriegs zu entfesseln. Wehe ihr, wenn das wahr wäre! Aber, so lange Hr. B. nicht vollgültigere Beweise ihrer Schuld beibringt, als er geliefert hat, wird es wohl erlaubt sein, dafür zu halten, daß er, wenn nicht »verdächtige«, so doch »irre«. Was die kirchlichen Bauten eines kunstsinigen deutschen Monarchen betrifft, so wird außer der Kunst freilich — oder doch hoffentlich — auch die Religion ihren Theil daran haben; aber was für ein Unglück wäre denn das? Und wenn in unseren Tagen die Geschichte angefangen hat, ihr heiliges Recht zu üben, unrichtige Urtheile, die eine weniger unbefangene Zeit gesprochen, zu berichtigen; wenn sich ergiebt, daß ein großer Feldherr (Tilly) nur zu lange unbedienter Weise für ein Scheusal gezolten, und wenn man

nun irgendwo seine Manen verfährt: ist das ein Unheil kündendes Vorzeichen? »Zweideutigkeit und Zweizüngigkeit werden zum Patriotismus gestempelt«. Beweise, Herr Rector, Beweise! wenn Sie dem Vorwurfe nicht des »Irrthums«, sondern der giftigsten »Verdächtigung« entgegen wollen; erwarten Sie nur nicht mehr, daß wir in verba magistri — auf Ihr Schulmeisterswort — schwören werden. Was eben da sonst noch gesagt ist, namentlich von den Un- und Uebergriffen, die nah und fern geschehen sein sollen, mag unerörtert bleiben; Hr. B. wird in Beziehung auf diese Dinge einräumen, daß er nicht der einzige »Warnung«-Schreiber in der Welt ist, und daß auch seine desfallsigen Kollegen »irren« können. Von dem Goldenstedter Vorfall aber vermuthet er nicht mit Unrecht, daß derselbe entstellt in's Publikum gekommen; wirklich sind es nicht die dortigen Katholiken, die eine öffentliche Besprechung desselben zu scheuen hätten, — sie haben sich nur einer trohigen, unbegründeten Forderung erwehrt, als man eine gern gegebene, ja angetragene Erlaubniß nicht annehmen wollte. Das habe ich von Männern gehört, an deren Glaubwürdigkeit kein Makel hängt.

So steht's um die listigen Anschläge und das unheilvolle Treiben der angeblichen geheimen (kath.) Parthei. Vernehmen wir jetzt, was die hiesigen Katholiken — oder richtiger, was Einen von ihnen des in Rede stehenden Betrugs fast so sicher schuldig hat erscheinen lassen, als hätte man ihn in flagranti ertappt. In der verhängnißvollen »Aufsorderung«, woran seine Prophetengabe so jämmerlich zu Schanden geworden, fand Hr. B. eine Ansicht vom Protestantismus, die ihm unprotestantisch schien. »Einfältig genug«, zu meinen, daß keiner seiner Glaubensgenossen sich erlauben werde, anderer Ansicht zu sein, als er, sprach er bei sich etwa also: Diese nicht echt protestantische Aufsorderung ist gewiß aus katholischer Feder geflossen, und zwar aus derselben, welche die »dringende Bitte« geschrieben hat, und den »reizbaren« Bittsteller, ja den habe ich gleich erkannt. Ich will seine Gemeinde und das ganze Publikum vor dem Vermummten »warnen«, das wird mir manch freundliches Gott lohn's einbringen. — Aber ach, der Laune des Schicksals! die Sache ist so impertinent, in allen Stücken das directe Gegentheil von Herrn Breier's dictatorischem: »Ich will's« zu sein. Man denke nur: der Aufforderer ist nicht der Bittsteller, er ist wirklich Protestant, er will aus dem Versteck der Anonymität nicht hervortreten, er hat sogar den Eigensinn, die mit ihm angestellten Befehlsversuche mißachtend, auf seiner absonderlichen Ansicht in puncto Protestantismus zu verharren; statt des Dankes endlich kommt gar schwarzer Lindank angezogen. O si tacuisses!

Ein's freilich, so sollte man glauben, hätte Hr. B. auf seinen harmlosen »Irrthum« aufmerksam machen müssen. Es ist ihm nämlich nicht entgangen, daß die

Aufforderung empörende Schmähungen des Katholicismus enthält, und an diese Wahrnehmung hätte sich doch der Gedanke schließen sollen, daß ein Katholik seine eigene Kirche wohl nicht lästern werde. Allein, wir verstehen das nur nicht; von des Warners Standpunkte aus sieht sich die Sache ganz anders an. Und so schloß er denn: Eben diese Schmähungen auf die katholische Kirche deuten auf einen katholischen Verfasser hin; wozu wäre man denn auch Katholik, wenn man ein bißchen Niederträchtigkeit scheute? Der böse Zweck heiligt ja die bösen Mittel; also sind jene Schmähungen nur die Vermummung eines Katholiken. Quod erat demonstrandum.

Soll ich diese Bogiz noch kritisiren? Nein, sie trägt ihre Kritik schon an der Stirn! Darum muß ich auch bezweifeln, daß Viele so gedacht haben, wie Hr. B. geschrieben hat. Und ich bezweifle es auch um so lieber, weil ich noch glaube an menschliche Rechtschaffenheit; denn Jeder, aus dessen Seele die Warnung geschrieben wäre, hätte über seinen moralischen Werth selbst den Stab gebrochen, indem Niemand einen Andern ohne Noth auf bösem Wege vernunthet, wenn er sich nicht selbst der Fähigkeit benützt ist, dort zu gehen.

Existirt nun aber der böse Geist, der Unkrautfäher, vor dem gewarnt worden, existirt er nicht? Doch ja; nur ist es eine optische Täuschung, daß Hr. B. Den außer sich erblickt, der leibhaftig in ihm selber ist. Wende er mal an sich einen geeigneten recht kräftigen Exorcismus an, dann wird er nicht lange mehr von dem bösen Spuk geäfft und geängstet werden, aus seiner Schule werden dann zum Heile unseres geliebten Vaterlandes keine Geistesfischer und Warnungsschreiber hervorgehen, die Zwietracht-äpfel der »Aufforderungen« werden nicht mehr gerathen, und die Hoffnung dauernden Friedens wird leichter eine Wahrheit werden!

Was ist denn nun das Resultat der so geheimnißvoll tönenden Unglück weissagenden »Erklärung«? Antwort: Eine recht artige Sammlung der sonderbarsten Verstandes-Ungeheuerlichkeiten, die den Born über ihres Producenten ungerechtes Beginnen in purem Mitleid zu verwandeln geeignet sind. Vor solchem Erfolge konnte auch eine anerkannt große wissenschaftliche Befähigung ihn nicht schützen, denn die Leidenschaft — verblendet!

Oldenburg, 1843, Decbr. 5.

Reikamp.

Theater.

Wie Diderot in seinem Aufsatz »meine kleinen Gedanken über die Farbe« zu den Malern wichtige und große Wahrheit gesprochen über Colorit, Halbtonel, Lichtbehandlung und Schattenwirkung, so möchte ich mir erlauben, nicht eben große, aber gewiß interessante und eben so wahre Andeutungen zu geben hinsichtlich man-

cher Uebergänge in Bewegungen und Gebarden der Schauspieler, wozu mir das Vermessen mancher Verständnisse und Einfichten hinreichende Veranlassung bietet. Nicht von der Schauspielkunst überhaupt will ich reden, nicht ein Collegium über Declamation und Gesticulation lesen; dazu würde es hier an Raum, den Lesern an Geduld fehlen, und die Schauspieler (für welche dies geschrieben ist) würden bei Ankündigung eines solchen Vorfalles gähmend und mit-leidig lächelnd ausrufen: „Schon wieder so ein langweiliges gelehrtes Theorieen-Geschwäg? Darüber giebt es ja seit Lessing, Schiller und Tieck schon ganze Bibliotheken, die wir nicht lesen und nicht beachten! Wozu den alten Kraam wieder aufwärmen?“

Nein, meine Damen und Herren, damit will ich Sie nicht langweilen, will auch keine Deductionen und Theorieen bringen, sondern nur Thatsachen besprechen, und indem ich diese citire, bin und wieder auf das hinweisen, was ich besonders bemerkt oder vermist habe. Hier ist also kein Lob zu erwarten, aber auch kein bitterer Tadel, dessen Schärfe verwunden könnte, sondern nur wohlgemeinter guter Rath für den, der ihn benutzen will.

Das Werk des Schauspielers ist nicht aus vollem Guffe hingeströmtes Kunst-Erzeugniß, sondern eine aus unzähligen kleinen Stiften zusammengesetzte Mosaik. Wenn an einer so componirten bunten Tafel keine Lücke bemerkbar wird, macht sie die Wirkung eines mit raschem, fest geführten Pinsel hergezauerten Bildes. Trifft aber das Auge irgendwo auf einen Spalt oder Ausbruch, sogleich ist die Illusion zerstört, wir werden daran erinnert, daß wir ein Stückweise eng und emsig geleimtes Kittwerk vor uns haben, und die zu deutlichen Risse, Fugen und Riffe hören den Genuß, vernichten ihn wohl gar.

Davon soll hier die Rede sein. Drum, wie gesagt, von Zeit zu Zeit nur kleine Gedanken über kleine oder große Verstöße, Inneten zur Ueberzeugung, der Sache zum Heile. Practische Vorschläge und Rügen sind keine Abhandlungen, aber sie wirken oft mehr als jene. Der Schauspieler weiß am besten, warum.

Nicht ab ovo will ich anfangen, sondern vom „Glas Wasser“, in welchem ich manchen Beigeschmack verwünscht habe, dessen es füglich entbehren konnte.

1) Wer eine vornehme Dame vorzustellen hat, hüte sich vor zu vielem Agiren. Das ist dem Begriffe des vornehmen Wesens ganz zuwider, und hebt ihn geradezu auf.

2) Wenn eine Königin Jemanden entläßt, wird sie dazu nicht mit einer total falschen Tragödienbewegung die Hand bis zur Höhe des Kopfs emporheben und sich dabei stolz in die Brust werfen, wohl gar den Fuß gebieterisch vorstrecken. — Es bedarf nur einer flüchtigen Neigung des Hauptes. Mehr Aufwand macht eine Königin nicht. Sie weiß schon, daß dies verstanden und befolgt wird.

(Gegen diesen Punkt wird bei uns sehr oft, fast immer gesündigt, deshalb muß es einmal fühlbar berührt werden.)

3) Eine Königin wird nicht die Arme übereinander schlagen. Das ist unschicklich und sieht aus wie: „Du komm mal her! Ich will Dir schon zeigen, daß ich Königin bin!“

4) Wenn „Miss Abigail“ in der Scene, wo die Herzogin sie entfernen, die Königin aber sie da behalten will, von Letzterer den Befehl erhält, zu bleiben und ein Buch zu nehmen, so wird sie das Buch aufmachen und in demselben zu lesen scheinen, desto aufmerksamer aber über die Blätter weghorchen, was gesprochen wird. Die Herzogin wird von Zeit zu Zeit nach „Abigail“ hinblicken, um sie zu beobachten, und mit gedämpfter Stimme reden.

(Sehen Sie meine Damen, das ist ein Bild der wirklichen Situation. Wo dergleichen keine, aber seine Züge vermist werden, hört alle Illusion auf; und die ist doch Ihre Aufgabe, Ihre Absicht.)

5) Es ist eine sehr ungraziöse Bewegung, wenn eine Dame den Fächer oft und fast immer mit beiden Händen an beiden Enden anfaßt, ihn dann so bis vor die Mitte des Gesichtes erhebt, wieder

sinken läßt, und dies Manoeuvre in tactmäßigen Tempo zehnmal nach einander macht. Das thut keine Dame, die mit einem Fächer umzugehen weiß. Dies auf und nieder ist ja ein wahres Holzgängen. Auch gab es ehemals Nürnberger Puppen, die ein Kind auf den Armen trugen und, von einem Faden gezogen, das Kind so hoben und senkten. An diese Figuren hat mich das verlehrte Fächerspiel erinnert, welches „Miss Abigail“ sich zu Schulden kommen ließ. Sie sollte nur einmal im Stillen vor ihrem Spiegel sich überzeugen, wie lächel das aussieht.

6) Unfre Schauspielerinnen wissen überhaupt selten mit dem Fächer, unfre Schauspieler selten mit dem Degen umzugehen. Ganz natürlich. Solche Dinge wollen gehandhabt, geübt sein, müssen auf den Proben probirt werden. Aber wenn man im Mantel und Paletot probirt, die Hände im Ruff oder in den Rocktaschen hat, wo soll da Abends das richtige Spiel herkommen? — Ich mögte den Soldaten sehen, der auf der Parade richtig sein Gewehr präsentirte, wenn er es nicht außer der Parade einererctirt hätte. — Für unser Theater aber giebt es keine Schulen, kein Exerciren; und die meisten Schauspieler sind in ihrem Künstler-Wahn viel zu hochmüthig, als daß sie Belehrung annehmen mögten. Daher denn die Fehler, das Entfernen von der Wahrheit und das eigenfünige Fortgehen in solcher falscher Richtung.

7) Daß am Hofe der Königin „Anna“ die Vorleserin neben der Königin sitze, und zwar so nahe bei ihr sitze, als wären sie zwei Schwestern, ist durchaus unzulässig. Auch hat Scribe es ganz anders vorgeschrieben. Bei ihm heißt es: Acte III. sc. 1. *Abigail tenant un livre, la Reine tenant à la main un ouvrage de tapisserie, entrent par la porte à droite. Abigail se tient debout (sieht) près de la reine qui va s'asseoir (welche sich setzt) à droite du spectateur.* — So ist es richtig, und so muß es dargestellt werden nach der Etikette damaliger (und wahrscheinlich auch jetziger) Zeit am Englischen Hofe. — Die Bühne soll ja ein Bild des Lebens sein. Nun, so gebt uns auch die Bilder richtig. Beliebige Abänderungen von Seiten der Schauspieler sind eine Willkür, die in der Regel keinen haltbaren Grund, keinen nützlichen Zweck hat.

8) Zu der Spiel-Partie im vierten Acte hatte die Königin eine Krone aufgesetzt und eine Art von Königsmantel mit Hermelin angelegt. Warum? — Es handelt sich hier ja nicht von einer Haupt- und Staats-Aktion, sondern von einem Cerce, wie ihn die Königin wohl jeden Abend um sich zieht. Daß der französische Gesandte dabei sei, ändert unter den gegebenen Verhältnissen hierin auch Nichts. Denn wo ein Gesandter mit so wenig Umständen, auf solchem Wege der Intrigue ohne Zuthun und Wissen der Königin zum Spiele gleichsam hergeschmuggelt wird, da ist das Ceremonienkleid auch nicht am rechten Platz. Uebrigens sah die Krone nicht einmal schön aus, und sah schlecht.

9) Die Königin sprach durch dies ganze Intrigenstück mit zu strengem Pathos. Eine französische Comödie — und wenn drei Königinnen darin agirten — will doch ganz anders behandelt sein als ein deutsches Trauerspiel.

10) Wenn eine Königin einem Diener zu sagen hat: „Gebet!“ so wird sie ihm das nicht mit erhöhter Stimme und in einem fast zornigen Tone zuherrschen, sondern es als eine sehr gleichgültige Sache ohne allen Accent ausdrücken. Der Diener an einem königlichen Hofe gehorcht auf den leisesten Wink. In diesen Sälen bedarf es dazu keines Commando-Worts.

11) Unfre deutschen Schauspieler versehen es darin fast immer, daß sie ein steifes Benehmen für vornehme Manieren halten. Das rechte vornehme Benehmen besteht in einer natürlichen nachlässigen Grazie, welche keinen Aufwand macht, und sich mit möglichst wenigen und kleinen Bewegungen begnügt.

12) Sobald die Königin mit dem französischen Gesandten am Spieltische sitzt, muß die Conversation zwischen beiden — von der

Königin ausgehend — in lebhaftem Gang sein und bleiben. Auf diese Conversation ist ja die Intrigue angelegt. Es wird ja auch darauf aufmerksam gemacht. Aber, als ob sie es bis dahin ver-gessen hätten, fingen sie erst an mit einander zu sprechen, nachdem jenes Stichwort sie daran erinnert hatte.

13) Wenn im letzten Act „Abigail“ das Gespräch zwischen der Königin und „Nasham“ unterbricht, muß sie nicht sogleich bis in den Vordergrund hervoreilen. Wie hätte sonst die Königin Anlaß zu fragen: „Wer tritt da so unangemeldet herein?“ — „Abigail“ steht ja schon ganz nahe und deutlich vor ihr. Der Raum, auf dem man spielt, muß auch bedacht werden.

(Das unangemeldete Hereinlaufen zur Königin ist freilich eine durch das ganze Stück gebende *licentia poetica*, und nicht unrichtig bemerkte jener Engländer: „der *huissier de la chambre de la reine*“ — so nennt ihn *Scribe*, und hat darunter auch eine ganz andre Figur verstanden, als wir unter dem nicht richtigen Uebersetzungswort: Thürhüter begreifen — „spielt seine Rolle schlecht; er sollte die Leute doch nicht so ungenirt wie in ein Kaffeehaus herein spazieren lassen.“)

14) Dieser *huissier* hätte eleganter gekleidet sein müssen. Der gelbe Wappenrock sah schmutzig aus; was um so mehr auffallen mußte, da ja die Garderobe unsers Theaters wirklich sehr gut ist.

15) Die Spielszene des vierten Actes hätte glänzender beleuchtet sein mögen. Das wäre, da keine Verwandlung à vue vorkommt, durch Wandellichter und Lichtkränze um die beiden Säulen des Mittel-Vorhangs bequem zu veranstalten.

Zur Nachricht.

Die Pfleger des Vereins zur Verbesserung des Schicksals entlassener Sträflinge, werden an den spätestens morgen abzufassenden schriftlichen Bericht über ihre Schußbefohlenen erinnert.

Kirchennachricht.

Vom 2. bis 8. December sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 90) Heinrich Ludwig Busch und Antonette Elise Pomann. 91) Gerhard Helms und Gesche Helene Dierks.
2. Getauft: 322) Pauline Albertine Marianne Antonette Struß. 323) Wilhelmine Margarete Elise Wichmann. 324) Gerhard Friedrich Gerken. 325) Louise Johanne Caroline Elsner. 326) Johann Berend Hinrich Wöbken. 327) Anna Helene Warns. 328) Anna Catharine Helene Helms. 329) Meta Helene Wellmann. 330) Ida Henriette Luise Friederike Karpe. 331) Wilhelm Anton Conrad Abelbert Legtmeyer.
3. Beerdigt: 244) Dorothee Johanne Catharine Krüskück, geb. Meynen, 83 J. 245) Ein ungetauft geforbener Sohn von Hillen, 6 Tage. 246) Gerhard Rosenbohm, 9 J. 247) Johann Gerhard Brand, 43 J., verunglückte beim Durchgehn scheu gewordener Pferde. 248) Gerb Wylers, 69 J. 249) Ein ungetauft geforbener Sohn von Janssen, 1 Tag.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 10. December.

- Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Candidat Ramsauer.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 50.

Sonnabend, den 16. December.

1843.

Die Umriffe eines Lebens.

(Fortsetzung.)

VI.

Rom und seine alten Erinnerungen zu schauen, wozu nach ich eine classische Sehnsucht näherte, führte mich über die Alpen. Zwischen den Ruinen der Antiken, würdiger der Bewunderung, als die Triumphe der modernen Kunst, gab ich meiner lebhaften Einbildungskraft unbeschränkten Spielraum, und gab mich im Geiste ohne Maas dem erhabnen Streben hin, hervorgerufen durch den interessanten Reisenden im Gasthause am See zu Constanz. Ost um Mitternacht, wenn ich das Forum durchschritt, blickend auf die entehrten Tempel der entthronten Götter, oder mich lehrend an den Ueberrest einer stolzen Säule, habe ich die Schatten der großen alten Republikaner um mich her herausbeschworen, deren erhabne Einfachheit das blutige Kriegshandwerk mit Würde bekleidete, und deren unglücklicher Scharfsinn das System der Plünderung vervollkommnete, welches ihre Siebenhügelstadt zur Despotin der Welt und zu ihrem eignen Opfer machte. Und ich sagte dann zu mir selbst, warum wohl nicht Geister von derselben Riesengestalt im Lichte mehr verheißender Tage erstehen möchten? Warum nicht die Frömmigkeit der Decius, die Selbstverleugnung des Cincinnatus, die Männlichkeit des Marius, und die zahllosen Tugenden, welche so vielen berühmten Römern Unsterblichkeit verliehen, auf's Neue an's Licht treten möchten, gereinigt durch den Glanz der ewigen Wahrheit, die Wasser einer in Stockung gerathe-

nen Welt zu bewegen, und aus Glend, Unordnung, Verderbtheit, — Glückseligkeit und Eintracht, und die unbesteckten Elemente des allgemeinen Besten zu erzeugen? Ich fühlte in mir den Willen, eine Handlung zu begehen, geeignet, den Segen des Menschengeschlechts zu verdienen; und ich beklagte eine Bestimmung, welche, indem sie mir eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft anwies, mich der Macht beraubt hatte, die besonders äußerer Rang gewährt, der die Menschen überredet, daß sie glücklich sind.

Obgleich ohne einführende Empfehlungen, erfreute ich mich doch der Bekanntschaft vieler bedeutenden Personen in Rom. Ich verdankte dies dem Eifer, welchen ich für die Schöpfungen des Genius an den Tag legte, und wodurch ich mit den berühmtesten Künstlern in Berührung kam. Mein Bleiben zwischen ihnen würde von längerer Dauer gewesen sein, aber mich förderte die Ankunft meines unverschämten Schulkameraden, Friedrich von S—. Ich erblickte ihn zuerst in einer Gruppe junger Edelleute auf dem Corso. Unfre Augen begegneten sich; und als ich vorwärts ging, ohne weiter Notiz von ihm zu nehmen, machte er seinen Gefährten eine Bemerkung in zweifelhaften Aeußerungen, welche in eine Beleidigung mochten übersezt werden können. Ich war nicht ganz sicher, aber es schien mir eine Berunglimpfung meiner Geburt zu sein. Ich hörte ihn deutlich sagen — »Er ist der Sohn eines —«. Die Schlussworte waren undeutlich, aber in Hinsicht des Tones und Ausdrucks, mit welchem sie gesagt wurden, war ich überzeugt, daß sie Verachtung an den Tag legten. Ich wurde fieberkrank und dann längere Zeit schwach. In der Einsamkeit meines Zimmers dachte ich nach, welchen Weg ich einschlagen wollte, wenn er

seine Verfolgung fortsetzte. Ich fühlte, daß für Einen meines Standes es nur lächerlich sein würde, ihn herauszufordern. Seine Bewegungen zu beobachten, ihn zu überfallen, wenn er allein wäre, ihn zum Kampf zu zwingen, oder ihn niederzuhauen, falls er es verweigerte; dies hätte gehen mögen — und hierzu war ich geneigt im Wirbel der Leidenschaft; aber vernünftiges Nachdenken verwarf eine Eingebung der Verzweiflung, die meiner Natur nicht angemessen war. Ich begegnete meinem Quälgeiste wieder in einer frohen Abendgesellschaft. Er übersah mich wie einen niedrigen Wurm, welcher plötzlich an's Licht getreten war. Ich glaubte, daß er mich einem bettelten Narren als den Gegenstand seiner Bemerkungen bezeichnete. Ich zog mich in den Hintergrund zurück, und tödtliche Entschlüsse reiften glühend in meinem Gehirn. Eine klagende Melodie, gesungen von einer englischen Dame, brachte mich zu mir selbst. Ich ging ruhig nach Hause. Ob ich meine Augen schloß, hatte ich mir vorgenommen, Italien schnell zu verlassen, und nach der Universität Jena zu gehen, die Rechte zu studiren, welches ich kürzlich erwählt hatte, als den sichersten Hebel, um meine Pläne von Ruhm und Vergrößerung auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe der Thorheit.

Erster Brief.

Wenn Sie, meine holde Maria, diese Briefe, die ich Ihnen weihen, empfangen, dann wünsche ich wohl, Ihr schönes liebliches Gesichtchen zu sehen. Wird es lachen? Wird es zürnen? Wird die kleine, weiße Hand sich vor die noch weißere, göttliche Stirn legen, und wird es in dieser letzteren nachdenklich fragen: Warum hat er die Thorheit, mir seine thörichtesten Briefe zu weihen? Bin ich eine Thörin, oder hält er es für thöricht, an mich zu schreiben, oder glaubt er gar, daß er mir nur Thörichtes schreiben dürfe?

Es wäre sehr thöricht von Ihnen, Maria, wenn Sie so philosophirten. Und doch, wenn ich es recht bedenke, so kann ich Ihnen Ihre Fragen nur mit einem Achselzucken beantworten. Ist nicht die ganze Erde voll von Thorheiten? Ist nicht alle Weisheit von den Chaldäern und Aegyptiern bis zu uns herab nur eine lange Kette von Irrthümern und Thorheiten? Ein System wirft das andere über den Haufen, und hat nicht Jeder die Thorheit, das Seinige für richtig und wahr zu halten? Ist der Wilde, der die Sonne anbetet, weiter entfernt von der Erkenntniß des Wahren, als wir mit unsern tausend und aber tausend Büchern, über Religion, Wissenschaft, Staat, Civilisation, Cultur und Alles, worüber die Menschen sich thörichterweise die Köpfe zerbrochen und ihre Seelen gemartert haben?

Ja, die ganze Erde ist voll von Thorheiten, und so haben auch Sie Ihren Theil davon, denn unglücklicherweise sind Sie eine Irdische. Maria, ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit einen Traum erzählen, den ich in der Nacht geträumt, welche auf jenen verhängnißvollen Abend folgte, an welchem ich es zum ersten Male gewagt hatte, Sie anzuschauen. Ob der Traum mit diesem Ereigniß in Verbindung stand, oder eine Folge desselben war, kann ich nicht sagen. Es mag dies eine Aufgabe für Philosophen sein, und ich zweifle nicht, daß sie sie lösen werden.

Mir aber träumte: Es sei vor 6000 Jahren; das graue Nichts lag ausgebreitet über — Nichts, und in diesem Nichts schweiften umher die Götter. Die Götter existirten nämlich schon, denn sie sind ewig. Götter und Göttinnen flogen in zahllosen Schaaren an mir vorbei; sie schienen so recht in ihrem Element zu sein, denn sie waren über die Maßen froh, was ich aus ihren götterfreundigen Antlitzern schließen durfte. Schüchtern wandte ich mich an eine eben auf mich zusliegende Göttin, und fragte ganz bescheiden, was sie denn hier begannen. Nichts, sagte die Göttin freundlich, und davon war sie. Nichts! wiederholte ich nachdenklich, und es kam mir vor, als hätte ich Nichts gesagt, und Nichts gehört. Mir wurde etwas ängstlich, denn ich konnte das Nichts nicht begreifen. Der Mensch wird immer ängstlich, wenn seine Gedanken gar keinen Grund und Boden fassen können, und hier war es nun eben durchaus nicht möglich.

Plötzlich schlossen alle Götter und Göttinnen einen Kreis, und ich hörte jenes unauslöschliche Göttergelächter, welches später der alte Homer auch einmal gehört hat. Die Götter waren nämlich übereingekommen, einmal wüthig zu werden; hierüber lachten sie nun vorläufig, und setzten einen namenlosen unendlichen Preis aus für denjenigen, welchem der schlechteste Witz gelingen werde. Da geschah plötzlich ein Blitzen, Leuchten, Donnern, Rasseln, Stampfen, Sausen und Drausen, wie ich es nie gehört, und nachdem einige Minuten vergangen waren, sah ich über mir eine unendliche blaue Wölbung, und an dieser hingen glänzende Körper, wie große, ungeheure Kugeln; in deren Inneres konnte man nicht schauen, aber es waren Etiketten daran befestigt, als: Sirius, Mond, Erde, Hund, großer Bär u. s. w. Nun traten die Götter wieder zusammen, und wären sie nicht unsterblich gewesen, sie hätten sich todgelacht, über alle die Witze. Namentlich wurde der Mond als ein göttlich dummer Witz gepriesen.

Der Gott aber, der die Erde geschaffen hatte, bekam den Preis. Und dieser Preis bestand in — Gedanken. Jeder Gott trat eine bestimmte Anzahl eigener Gedanken an den Erdenkörper ab.

Sie lachen, Maria? aber bedenken Sie doch, welch ein ungeheurer Reichthum in einer solchen Masse göttlicher Gedanken enthalten ist! Wie leicht hätte sich der glückliche Gewinner damit ein Uebergewicht im Götterkreise

verschaffen können? Er konnte ja nur ein himmlisches Blatt herausgeben, etwa unter dem Titel: »Neue Blätter für Himmel und Erde«, und es hätte gar nicht fehlen können, er hätte mit einem solchen Ueberfluß an Gedanken die ganze himmlische und irdische Literatur beherrscht. Unglücklicherweise besaß er aber keineswegs etwas von derartigem Egoismus, und in einem Anfälle von unüberlegter Generosität schleuderte er sämmtliche Gedanken unverarbeitet hinab auf die Erde.

Da erschraf aber das ganze göttliche Personal, und sie stürzten den Gedanken nach, um sie wieder einzufangen. Es war zu spät. Einige leichte Göttinnen-Gedanken, die nicht viel Gewicht hatten, und deshalb langsamer fielen, wurden zwar wieder aufgefangen; aber die schwereren waren einmal fort, und rollten, hie und da hängenbleibend, über die ganze Erde.

Zur Ehre der Götter muß ich übrigens bekennen, daß sie sehr traurig darüber waren, denn sie begriffen es, wie unglücklich das Geschlecht der Menschen dadurch werden müsse, welches sich dieser Gedanken bemächtigen, sie aber nicht bewältigen werde. Selbst der Erdengott wurde sehr betroffen, und mitleidig hob er den Arm, um aus Erbarmen die Erde wieder zu zerstören.

Ach, es ging nicht mehr; die göttlichen Gedanken hatten sich schnell auf der Erde eingenistet, sie waren schon in die Seelen der Menschen gefahren, und das Göttliche kann selbst von einem Gott nicht wieder vernichtet werden.

Da gingen die Götter traurig auseinander, und die Göttinnen weinten, und stauten weinend einige Gaben aus über die Erde, um die Leiden der Menschen zu mildern. Es waren Geduld, Vertrauen, Hoffnung und Liebe.

Wie oft, Maria, habe ich wieder an diesen Traum gedacht! Welch ein allerliebste Narrenkomödienhaus hätte die Erde sein können, ohne jene Gedanken. Aber diese reichten gerade hin, um aus den Narren unglückliche Narren zu machen. Neben der unendlichen Thorheit der Menschen läuft auch ein mendlisches Glend; vor Verzweiflung schüßen allein die Geschenke der Göttinnen, aber sie vermögen doch nicht, einen Wehschrei verstummen zu lassen, welcher wiederhallt von einem Ende der Erde, bis zum andern.

Es ist lächerlich! Leben Sie wohl, Maria!

An die Redaction der Mittheilungen.

Die löbl. Redaction hat zwar in N^o 49 erklärt, daß über den durch mehrere Nummern fortlaufenden, durch eine harmlose Aeußerung des Hrn. R. R. Clausen veranlaßten Streit auf keinen Fall noch etwas aufgenommen werden soll. Allein da das, was ich zu sagen habe, jenen Streit nicht berührt, obgleich es mir durch denselben gewissermaßen abgenöthigt ist, so hoffe ich, daß diese Mittheilung dem Publikum, vor dessen Augen ich dazu veranlaßt bin, nicht werde vorenthalten werden.

Hr. Rector Breier fordert mich in N^o 48 indirect auf, das »Goldenstädter Ereigniß« zur Oeffentlichkeit zu bringen. Ich ehre seine Gründe, und weiß, daß viele meiner protestantischen Mitbürger seine Ansicht theilen; das Ev. R. u. Sch. Bl. böte mir auch die bequemste Gelegenheit dar, mich auszusprechen. Allein ich hoffe, daß Hr. Breier und jeder Gleichgesinnte mir werde Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich, der in andern Verhältnissen vielleicht dieselbe Forderung gethan hätte, in meiner amtlichen Stellung, wo ich kann, unangenehme Berührungen vermeide, und meine Pflicht erfüllt zu haben glaube, indem ich die Sache auf den Weg der officiellen Verhandlung brachte. Da aber Hr. Pastor Kleikamp durch eine Aeußerung in N^o 49 Veranlassung geben kann, daß mein Schweigen gemißdeutet oder gemißbraucht werde; so sehe ich mich veranlaßt, ganz im Allgemeinen zu erklären, daß die Sache sich nicht so verhält, wie er zu glauben scheint. Mündlich habe ich Jedem, der mich fragte, den in der That an's Lächerliche streifenden Vorfall erzählt, bei dem ich nur unparteilicher Zuschauer und Beobachter gewesen bin.

Dr. Böckel.

L i t e r a t u r.

Christian Ruben's:

Columbus im Augenblicke der Entdeckung der neuen Welt.

Bruchstück aus einem Reisejournal von Adolf Stahr. Vorgelesen am Stiftungsfeste des literarisch-geselligen Vereins zu Oldenburg den 31. Oct. 1843. Oldenburg, (Schulzische Buchhandlung) 1844. 15 S. 8. geh. (12 K.).

Diese »Herrn Christian Ruben, Director der Akademie der Künste zu Prag, in dankbarer Erinnerung schöner Stunden gewidmete« Vorlesung ist in einem Brief aus Salzburg vom Aug. d. J. eingekleidet. Der Verf. geht darin von dem »offnen Geheimniß« aus, »daß die bildende Kunst in unsern Tagen übel daran, daß sie in einer schweren Krankheitstiefe begriffen ist.« Er geht nun die einzelnen Künste durch, schildert den Zustand der Architectur und der Plastik, und kommt dann auf die Malerei, »die Hauptkunst der modernen Welt«. Hier schildert er, wie ganze Schulen und Richtungen, große Meister, wie Cornelius, Schadow und Overbeck, an ihrer Spitze, sich einer Vergangenheit, einem vergangenen Inhalte zuwenden, dem seit Jahrhunderten durch Reformation, Aufklärung und philosophische Bildung nicht minder, als durch die Riesenschritte der Wissenschaften, und namentlich der Naturwissenschaften der notwendige Boden, aus dem er einst so lebendvoll erwuchs, entzogen, für immer entzogen ist.« — »Das Resultat aller dieser Betrachtungen ist einfach dieses: Die moderne Kunst hat andre Stoffe, andre Aufgaben, ein andres Ideal, als die noch

so vollendete Kunst des Mittelalters, darzustellen. — Das führt zu dem Schluß: »Es bleibt also dem Künstler unserer Zeit Nichts übrig, als bei der Wahl seiner Stoffe in die Vergangenheit, in Zeiten zurückzugreifen, wo der künstlerische, der poetische Gehalt sich noch einer ihm gemäßen künstlerischen Form erfreute. Gelingt es ihm nun hier einen Gegenstand zu treffen, einen Moment, einen Vorgang, eine historische That zu seiner Aufgabe zu wählen, deren Einwirkung auf die Gegenwart noch fühlbar, oder deren Gehalt ein bleibender, allgemeiner, unvergänglicher ist, so muß ein ächtes historisches Kunstwerk entstehen, an dem der wahre Freund der Kunst nicht nur, sondern überhaupt die ganze gebildete Nation Freude haben kann. Und wenn dann noch der rechte Gegenstand und der rechte Künstler einander treffen, so giebt das einen Genuß, wie ich ihn bei jenem Bilde von Ruben empfand, dem Du diese Auseinandersetzung zu danken hast.«

Nun folgt eine so lebendige Beschreibung des auf dem Titel benannten Bildes, daß man vor demselben zu stehen glaubt, aber dennoch die Frage nicht unterdrücken kann, ob man das Bild auch verstehen würde, wenn nicht dabei gesagt wäre, der Mann, der da hoch aufgerichtet etwa in der Mitte des Bildes am Mast steht, sei Columbus? Da hatten es die Maler, die noch keine »Zeitgenossen von den Erzgögern Strauß und Feuerbach« waren, allerdings leichter. Die Gegenstände, welche sie darstellten, waren jedem Anschauenden von Kindheit auf bekannt, und es kam also nur darauf an, wie sie dieselben darstellten.

Ein kurzer Anhang giebt noch von einigen andern Arbeiten des Künstlers Kunde.

Hört! Hört!

Die »Neuen Blätter für Stadt und Land« haben in ihrer N^o 99, unter Bezugnahme auf den Artikel der Augsb. allg. Zeitung vom 3. December, in welchem die große Noth unserer deutschen Brüder in Griechenland so lebendig geschildert, und so dringend zur Hülfe aufgerufen wird, — zu desfallsigen Beiträgen aufgefordert. Zugleich haben die Redactoren (Bucholz, v. Buttler, Müller, Stahr, v. Steun) sich bereit erklärt, bis zum 20. December dergleichen Gaben in Empfang zu nehmen, und für deren zweckmäßige Verwendung sorgen zu wollen.

Dieses Anerbieten ist lobenswerth, und wird hoffentlich durch recht viele Zusendungen geehrt werden, — weshalb es zweckmäßig scheint demselben, durch Aufnahme auch in andere Blätter, die größtmögliche Verbreitung zu geben. Denn die Noth ist groß! Mag der Verfasser des gedachten Aufsatzes im guten Eifer die Noth unserer Landsleute vielleicht auch etwas übertrieben haben, —

darin stimmen alle Nachrichten überein, daß die Noth groß und Hülfe dringend nothwendig sei. Wer wäre aber mehr verpflichtet, den Nothleidenden mit seinen Geldmitteln zu Hülfe zu kommen, als das deutsche Volk? Sind die Bedürftigen doch Deutsche, und ist Deutschland bis jetzt doch leider außer Stande, seinen bedrängten Kindern im Auslande anders als mit »Pistolen« zu Hülfe zu eilen.

Vor allen deutschen Stämmen sind aber unstreitig die Bayern und Oldenburger dazu berufen, in dieser Beziehung sich an die Spitze zu stellen. Die Sprossen ihrer Fürstenhäuser sind es, welche dort herrschen, wo man dem deutschen Namen eine solche Schmach zuzufügen gewagt hat; deren Herzen bluten, daß sie von ihren deutschen Unterthanen so großes Unglück abzuwenden nicht vermögen, und jetzt auch nicht die Mittel haben, dasselbe erheblich zu lindern!

Bayern hat bekanntlich diesem Rufe schon mehrfach entsprochen; laßt auch uns Oldenburger denselben nicht verkennen. Unsere Mittel sind freilich gering; allein das darf uns nicht abhalten, zu thun, was wir können. Und dann ist es auch nicht das Geld allein, welches wir senden, worauf es ankommt, sondern daß wir zu helfen eilen, und dadurch den andern Deutschen ein Beispiel geben.

54.

Vorläufige Anzeige.

In diesen Tagen beabsichtigen Herr und Madame Mortier de Fontaine unsere Stadt zu besuchen und hier ein Concert zu veranstalten. Das Journal des Debats vom 30. Oct. d. J. nennt Hrn. Mortier de Fontaine einen sehr bedeutenden Pianisten, den weder ein List, noch ein Thalberg übertreffen könne. Würdig ihm zur Seite siehe Madame de Fontaine, welche mit einer sehr schönen, klaren Stimme einen ausnehmenden Vortrag verbindet. Wir dürfen daher von ihnen einen sehr gemüthlichen Abend erwarten.

Kirchennachricht.

Vom 8. bis 15. December sind in der Ob. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: 332) Christiane Caroline Charlotte Nonnenkamp. 333) Johann Hinrich Eward Hallersted. 334) Sophie Charlotte Christiane Hagedsted. 335) Helene Schellsted. 336) Anna Helene Henrica Cäcilie Gerdes. 337) Talle Margarete Klockgether. 338) Johann Heinemann. 339) Ein uneheliches Mädchen.
3. Beerdigt: 250) Gesche Margarete Meyer, geb. Meyer, 70 J. 251) Ein ungetauft verstorbenen Sohn von Janssen, 1 J. 252) Gerhard Twest, 14 J. 253) Gottlieb Friedrich, 38 J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 17. December.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Candidat Precht aus Bremen.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 51.

Sonnabend, den 23. December.

1843.

Die Umrisse eines Lebens.

(Fortsetzung.)

Am Abend vor meiner Abreise führte Neugierde mich in ein berühmtes Spielhaus, viel besucht von Fremden. Während der Zeit, daß ich da blieb, erhob sich ein Streit zwischen einem Italiener und einem jungen Deutschen von hitzigem Temperament und augenscheinlicher Unerfahrenheit. Gereizt durch einen kränkenden Ausdruck, ergriff der Letztere eine Kolbe von dem Billardtische, und ertheilte seinem Gegner einen Schlag. Ich sah den Italiener seine Hand in den Busen stecken, und den Nationalcharakter kennend, ergriff ich seinen Arm, gerade als er einen Dolch erhob. Mein Landsmann wurde veranlaßt, das Haus zu verlassen, und die Klugheit seiner Freunde entschied seine eilige Entfernung aus dem Sitze der Sinnlichkeit und des Aberglaubens.

VII.

In Jena vermied ich die schwindelnden Verbindungen der Studenten, arbeitete unaufhörlich, und benutzte meine Hilfsquellen mit einer Deconomie, welche durch die feindlichen Angriffe, die das Reisen und der Mangel pecuniärer Weisheit auf mein Vermögen gemacht hatten, nöthig geworden war. Ich schloß keine intime Freundschaft, ging bloß aus, um mich zu bewegen, und widmete meine Erholungsstunden dramatischen Arbeiten. Nachdem ich ein historisches Schauspiel vollendet hatte, legte ich es einem der Professoren vor, und er ehrte es nicht allein durch

seine Billigung, sondern schickte es zu Jffland, damals der theatralische Souverain in Berlin.

Während eines Morgenspazierganges, und versunken in Nachdenken, wurde ich aufgeschreckt durch die Begrüßung einer unbekanntenen Stimme; und ein Fremder von einnehmendem Aussehen, Jemandem gleichend, den ich schon einmal gesehen hatte, bot mir die Hand. Es war der junge Deutsche, welchen ich in Rom vor dem Dolche des Italieners gerettet hatte. Er überhäufte mich mit Ausdrücken der Dankbarkeit, und bat mich, ich möge ihn auf einige Tage nach der Wohnung seiner Familie in der Nähe von Jena begleiten. Sein Vater, der Baron S—, sagte er, würde sehr erfreut sein, Friedrich von S—, dem Sohne seines alten Waffengefährten und dem Retter eines Lebens, welches väterliche Liebe weit über dessen Werthe schätze, seine Achtung zu bezugen.

Ich verneinte den Namen des verabscheuten Aristocraten, bewies meine Anerkennung der mir zugebachten Ehre, und lehnte die Einladung ab.

Als ich die vermuthete Ursache erwähnte, weshalb ich für den Erben des Grafen von S— gehalten werde, lächelte Albert S. ungläubig, und fügte hinzu, daß, da ich ein Genie sei, ich das Recht habe, excentrisch zu sein, aber daß demungeachtet er darauf bestehen müsse, daß ich an seiner Schwester Geburtstage sein Gast in Rosenthal sei. »Wenn Sie nicht einwilligen,« sagte er, »wird Adelaide nicht zufrieden sein, und ich werde mich unglücklich fühlen. Nehmen Sie jedes Incognito an, welches Ihnen beliebt, wenn Sie nur kommen wollen.«

Ich hatte ein Vorgefühl, daß meine Einwilligung in seine Wünsche böse Folgen haben würde, und ich fühlte

mich beunruhigt und gedemüthigt, daß ich hauptsächlich der Familie nur als Friedrich von G — annehmlich war. Ich suchte mich zu sammeln für eine Antwort, die geeignet wäre, Zudringlichkeit zum Stillschweigen zu bringen, und dachte einen Augenblick nach. In dem kurzen Zwischenraume war Alles verloren. Meine Gedanken waren nach dem See von Constanz geflogen, und der Versuchung, die wieder zu sehen, welche das Gemälde jener Gegend auf immer in meiner Erinnerung befestigt hatte, konnte ich nicht widerstehen.

Ich schenkte Adelaïden eine Rose zu ihrem Geburtstage.

VIII.

Besuch folgte auf Besuch, Leidenschaft hatte mich verblindet, und am Ende war ich beinahe eingebürgert in Rosenthal. Die Gesundheit war dem Gegenstande meiner Neigung völlig wiedergegeben, und mit ihr eine Elastizität des Benehmens, die all ihren Blicken und Handlungen unbefschreibliche Grazie verlieh. Ihre Persönlichkeit war noch anziehender, als während unsrer zufälligen Bekanntschaft; aber der Reiz äußerer Lieblichkeit war nur eine schwache Bierde der Seele, welche jeden neuen Morgen eine neue Blüthe der Vortrefflichkeit hervorbrachte. Ihre Gesellschaft hatte nicht nur den Erfolg, die Gefühle zu verstärken, mit welchen ich sie betrachtete, sondern meine Selbstachtung zu vermehren, indem sie jede irrige Tendenz reidigte, und einen segnenden Einfluß auf die in mir verborgene Saat der Tugend übte. Bei ihr war ich glücklich — gelassen, rein glücklich — denn die klare Seele dieses deutscherzigen Mädchens konnte nicht eine Gleichgültigkeit an den Tag legen, die sie nicht fühlte.

Ein Umstand indessen in meinem Verhältnisse zu dem Baron und seiner Familie, welcher unmöglich übersehen werden konnte, verwirrte und quälte mich oft. Ich wurde auf dem freundlichsten Fuße empfangen, und durchaus wie Einer gleichen Standes mit ihnen behandelt. Es schien mir auch, das meine Bewerbung unterstützt und meine Verbindung gewünscht wurde. Aber es war etwas Geheimplisches bei meinem ersten Empfange, welches der Zufall dann und wann wieder anregte, und es gab Augenblicke, wo mich der Gedanke niederdrückte, daß man mich wirklich noch für Friedrich von G — halte. Ich darf den Umstand nicht verbergen, daß, nachdem ich zuerst den Namen nicht anerkannt, ich später Nichts dagegen einwendete, wenn der Baron ihn mir, wie ich glaubte im Scherz, beilegte. Dies Geheimplische hatte ich nicht den Muth zu durchdringen. Meine ganze Seele fand ihren Mittelpunkt in Adelaïden, — ihr Bild war in meine Brust geprägt, und die Fackel, die es verläßt haben würde, hätte auch die Quellen meines Daseins auslöschen müssen. Doch ich hatte geheime Besorgnisse, die, in der Einsamkeit der Nacht, meine Stilen oft mit kaltem Schweiß bedeckten. Von Straßburg bis Wien athmete kein

Adeliger, welcher eifriger auf die alte Ehre seines Hauses hielt, als der Baron S. Und war es denkbar, daß solch ein Mann einen heimathlosen und niedriggebornen Herumschwärmer zum Schwiegersonne wählen sollte, der nichts zu seiner Empfehlung hatte, als einen zufällig einem unvorsichtigen Jünglinge erwiesenen Dienst, und den Besitz höherer Verstandesanlagen, welche, durch Erziehung gebildet, ihn einen Grad über die Menge erhoben?

Dies waren die Betrachtungen, die meine Glückseligkeit schwächten; aber ich beschloß, sie nieder zu schlagen und den Sommer des Daseins zu genießen, möge der Winter kommen, wenn er wolle.

IX.

Ich war etwas länger als gewöhnlich von meinen Freunden entfernt geblieben, als ich ein Billet von dem Baron erhielt, worin er den dringenden Wunsch ausdrückte, mich an einem Tage bei sich zu sehen, wo er der Ankunft eines preussischen Generals von bekanntem Rufe, welcher sich ein wenig unter seinem Dache verweilen werde, zu Ehren ein Festmahl zu geben gedente. Er schrieb, daß der General ein besondres Verlangen habe, mich dort zu sehen. Die Ursache von dem Anliegen dieses Officiers konnte ich mir durchaus nicht erklären; aber ich beschloß, hinzugehen, und da ich Adelaïde ohne Störung vor dem erwarteten Besuche zu sehen wünschte, so verließ ich meine Wohnung am vorhergehenden Abend, mit der Absicht, die ganze Nacht im Schlosse zu bleiben.

Die Heerstraße in der Nähe des Guts Rosenthal schlängelt sich durch einen Wald; die Wendungen sind jäh, die Bäume werden nicht durch Hecken geschützt, und hier und dort durch lange und grasige Plätze unterbrochen. An einer dieser plötzlichen Windungen des Weges stieß ich auf einen Reiter, welcher sich zu bemühen schien, den Gurt seines Sattels in Ordnung zu bringen, den ein starker Ritt und Ueberfütterung aufgerissen hatten. Als ich mich ihm näherte, schien er seinen Versuch aufzugeben, und seinen Arm durch den Bügel steckend, fing er an, das Thier vorwärts zu führen. Er wandte sich um, als er meine annähernden Schritte hörte, und fragte hastig nach der Entfernung bis zum Schlosse des Barons S.

Ich kannte die Stimme. Es war Friedrich von G —. In einem Augenblicke war die Erkennung gegenseitig. Der Haß hat Adleraugen. Ich kann und mag die Ausdrücke nicht wiederholen, mit welchen er mich überhäufte. Er bürdete mir die verbrecherische und freche Annehmung seines Namens auf — brandmarkte mich als den Abkömmling eines überführten Spitzbuben, und drohte mir mit dem Pranger — dem Pranger!

Hätte ich ihn vernichten können mit Einem Worte, vielleicht hätte ich gesprochen, — aber ich trat vor ihn hin und bezeichnete ihm einen freien Platz im Walde. Ich trug einen Stock, welcher eine verborgene Degenklinge enthielt, wie sie die Studenten wohl bei ihren Duellen

gebrauchten. Ich verlor keine Zeit, denselben zum Kampfe bereit zu machen.

Ich glaube er las meine Absicht in meinem Gesicht, denn er sagte keine Sylbe wegen der Ungleichheit des Ranges, sondern sein Pferd vorsichtig an einen Baumstumpf befestigend, und seinen Degen ziehend, ging er neben mir her, bis wir einen grünen, runden Platz erreichten, eingefaßt von stattlichen Buchen und still wie das Grab.

Der Kampf war kurz — der Charakter desselben so, wie keine Berechnung ihn hätte vorher bestimmen können. Wir beide hatten Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen. Er hatte früh den Namen eines meisterhaften Fechters erlangt, und ich hatte mich in Jena durch Uebung vervollkommenet. Ein böser Zufall muß ihm mitgespielt haben; denn schon im zweiten oder dritten Gange schnellte der Degen ihm aus der Hand, und fuhr wie eine Rakete in die Luft. Ich konnte den Stoß nicht zurückrufen — meine dünne, dreieckige Klinge ging gleichzeitig gerade durch seinen Körper, und er fiel vorüber auf das Gefäß. Ich zog das Todeswerkzeug zurück, und warf es so weit ich konnte zwischen die Buchen. Seine Arbeit war gethan.

(Schluß folgt.)

Briefe der Thorheit.

Zweiter Brief.

Maria, ich ärgre mich. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, worüber. Ich habe Sta hr's beiden ersten Hefte »Theaterschau« gelesen, und ärgre mich. Nicht über die Sache selbst, denn es ist nur zu nöthig, daß über die Stücke, so wie über die Darstellung derselben gesprochen werde, aber über die Art und Weise, in welcher dieses geschieht, erlaube ich mir, ganz gewiß leidet zu Ihrem Verdrusse, mich zu ärgern.

Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. Professor Sta hr ein geistreicher, geschönter Kritiker ist, wie das denn auch schon früher die »Mittheilungen« eines Breiteren erörtert haben, auf den man sich im Nothfalle so ziemlich verlassen kann, denn ein ganz falsches Urtheil fällt er nicht, dazu ist er zu gelehrt, und kennt Zuviel von der Kunst und vom Leben überhaupt, auch fühle ich mich weder befähigt, noch berufen, die Nichtigkeit seiner Urtheile im Allgemeinen zu bestreiten. Es haben dieses schon Andere versucht, z. B. gesprächsweise A. und B. in den »Mittheilungen«; Hr. Professor Sta hr hat sich jedoch nicht darauf eingelassen, in den »hnm. Blättern« erschien ein Impromptu für Sta hr und gegen A. und B., und die Sache war abgemacht. Es war auch am Besten so, denn die ganze Geschichte war zu weitläufig. Nur das Impromptu war kurz, ganz naiv kurz; es sagte nur: Sta hr hat Recht,

und vor A. und B. mögen uns die Götter schütten. Punctum. Aber daß Hr. Sta hr von vorn herein jeden Widerspruch, jede andre Ansicht von der Hand zu weisen scheint, daß es den Anschein hat, als hielte er und wäre Alles, was er sagt, so unumstößlich fest und sicher, so unbeweglich wahr, wie das Wort eines Gottes, das ist es, was mir nicht gefallen will, um so mehr, da man doch sehr verschiedene Meinungen über seine Ansichten hört, und man keineswegs geneigt ist, ihm in allen Punkten Recht zu geben. Ob er nun Recht oder Unrecht hat, das thut Nichts zur Sache, es mißfällt schon, und hat dann nicht die beabsichtigte Wirkung, wenn einer sagt: »dies ist das Richtige, und wer Etwas dagegen sagt, es sei was es wolle, ich bemitleide ihn, und bemitleide mich nicht, solchen Quark zu widerlegen«. Wenn er dieses nun auch nicht geradezu sagt, so steht es doch zwischen den Zeilen, und wenigstens steht die Thatsache fest, daß er auf die verschiedenartigsten Einwürfe, hier in Oldenburg wenigstens, nie Etwas erwidert hat. Ein so felsensfester Glaube an die eigne Unfehlbarkeit läßt nun freilich schließen, daß der Hr. Professor für sich selbst die vollkommenste Ueberzeugung von der Nichtigkeit seiner Ansichten hat, aber wir Andern haben sie damit noch nicht, und geben wenig auf dergleichen selbstbewußte, alleinseligmachen sollende Artikel, die jede Discussion über den berührten Gegenstand vermeiden. Nur aus der lebendigen Besprechung des Für und Wider geht das Wahre hervor. Aber der Hr. Professor will dergleichen Besprechungen gar nicht, wenigstens hat man, nach seinen Abhandlungen zu urtheilen, Grund, dieses zu glauben. Wozu sonst die unseligen Citate aus Gott weiß welchen Büchern, wozu das Verweisen auf Autoritäten, bei jedem Worte, was er sagt. Man sollte manchmal glauben, es sei geradezu auf's Verblüffen abgesehen, denn wenn einer sich in einem Tagesblatte, z. B. in den »Mittheilungen«, die doch für das ganze Publikum, und nicht nur für einen Kreis von Gelehrten bestimmt sind, in Einem fort, bald auf diesen, bald auf jenen Schriftsteller beruft, worunter zuweilen gar Griechen und Römer sind, und jede Behauptung mit einer Stelle aus deren Werken belegt, so weiß der Hr. Professor recht gut, daß sehr viel dazu gehört, um dahinter zu kommen, ob auch das Eine zu dem Andern passe, ob auch die Sache ihre vollkommene Nichtigkeit habe. Hat nun auch hin und wieder Jemand eine ganz andere Ansicht von dem gerade berührten Gegenstande, so hütet er sich doch, dieselbe auszusprechen, denn er hat sich nicht mehr gegen Hrn. Sta hr allein, sondern auch noch gegen den citirten Schriftsteller auszusprechen. Um nun seine Meinung durchzusetzen, wäre es wahrscheinlich erforderlich die Zeit und die Verhältnisse zu studiren, in welchen jener Schriftsteller sein Urtheil ausgesprochen, um Alles auf den in Rede stehenden Punct anzuwenden; und er müßte am Ende ein ganzes Buch schreiben, um ein, nach seiner Ansicht, irriges Urtheil des Hrn. Sta hr zu bekämpfen. Wenn die-

ses nun auch in der Gelehrtenwelt nichts Ungewöhnliches ist, so ist es doch bei solchen Gegenständen, die die Tagesblätter in Angriff nehmen, etwas sehr Ungewöhnliches, und sollte billigerweise nicht bedingt sein, um so mehr, da diese Blätter doch dazu bestimmt sind, mehr oder weniger gleich auf die Verhältnisse des täglichen Lebens einzuwirken. Und was nützen uns am Ende alle älteren Autoritäten und deren Urtheile und Behauptungen? Ich wage es, zu behaupten, auf die Gefahr hin, dem Hrn. Professor ein mitleidiges Lächeln abzunöthigen, daß in jedem Urtheil, und sei es das am meisten wahre, was je ein Mensch gesprochen, ein Irrthum steckt, wenn es auf spätere Zeiten angewendet werden soll. Eine reine Wahrheit, d. h. eine andere als die, daß wir ewig irren, wird nie bestehen, so lange nicht alle Wissenschaft vollständig erschöpft ist, d. h. so lange der Mensch das bleibt, was er ist, Mensch.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst-Verein.

Sobald die Rechnung dieses ersten Vereins-Jahres abgeschlossen und öffentlich vorgelegt werden kann, — also gegen Ende dieses oder in den ersten Tagen des neuen Jahres — ist eine General-Versammlung zu halten, welche möglichst zahlreich gewünscht wird. — Tag und Stunde soll demnächst bekannt gemacht werden.

Damit aber die Mitglieder des Kunst-Vereins sich von den Gegenständen, welche das Comité vorzutragen hat, zeitig genug unterrichtet finden, und auf die zu Besprechung und Beschlußnahme Anlaß gebenden Theile unserer Verhandlung gehörig vorbereitet erscheinen mögen, ist es zweckmäßig gefunden worden, solche dem Kunst-Verein hiedurch vorläufig anzuzeigen:

1. Bericht-Erstattung über das während 1843 im K. V. und in den Ausstellungen Vorgekommene, insofern eine solche nach den Programmen, welche diesen Gegenstand wohl ziemlich erschöpft haben, noch anwendbar gefunden wird.
2. Antrag auf eine Aenderung in den Ausstellungstagen.
3. Rechnungs-Ablegung und Antrag auf Revision und Decision der Rechnung. Die General-Versammlung hätte durch Stimmzettel einen Revisor und einen Decernenten zu ernennen, letzteren mit Vollmacht, dem Rechnungsführer Quittung zu erteilen.
4. Antrag wegen Verwendung des etwa vorhandenen Geld-Ueberschusses.
5. Wahl eines neuen Comité durch Stimmzettel.

Um Einsendung der Mitglieds-, Familien- und Schüler-Karten wird gebeten.

Nachträglich noch angezeigt; daß die General-Versammlung am 27. Decbr., Mittwoch, Nachmittags 3 1/2 Uhr, im Ausstellungs-Lokal gehalten wird. — Zwei Bilder, in Beziehung auf welche das Comité Vorschläge zu machen hat, werden am nämlichen Tage von Morgens 10 Uhr an in demselben Lokale ausgestellt sein.

Anzeige und Bitte.

Oldenburg. Der Herausgeber des „Oldenburgischen Volksboten“ ist früher durch die „Mittheilungen“ aufgefordert worden, „aus den vielen hundert Weihnachtsbüchern jährlich eine Auswahl zu treffen und kurz zu besprechen, um so den Eltern, denen oft Zeit und Gelegenheit, selbst zu sondiren, fehlt, rathend entgegen zu treten.“ Dieser Aufforderung Folge zu leisten, hat seine vielfach in Anspruch genommene Zeit ihm nicht erlauben wollen. Dagegen hat er einen andern Wunsch zu erfüllen gesucht, nämlich den, eine Sammlung Gebete herauszugeben, welche vorzüglich für diejenigen bestimmt ist, die am Meisten nach Gebetbüchern fragen, aber am Wenigsten oft im Stande sind, dieselben sich anschaffen zu können. Diese Sammlung ist so eben unter dem Titel: Gebetbuch für fromme Christen, in der Schulzischen Buchhandlung (W. Berndt) hieselbst erschienen, und enthält 1) Morgen- und Abendgebete auf alle Tage der Woche (und zwar auf vier verschiedene Wochen), 2) Gebete auf die verschiedenen Festtage, 3) Beicht- und Abendmahlsgebete, 4) Gebete für Kranke und Sterbende, 5) Gebete für besondere Verhältnisse. Da der geringe Preis für das gebetete Exemplar nur 18 \mathcal{R} und für das gebundene 24 \mathcal{R} beträgt, so wünscht der Herausgeber, daß es vielen Herrschaften gefallen möge, dieses Buch ihren Diensthofen mit auf den Weihnachtsteller zu legen. Vielleicht kommt diese Gabe rückwirkend dann auch ihnen wieder zu Gute, denn noch immer gilt ja die alte Erfahrung: Fromme Diensthofen, auch fleißige und treue Diensthofen.

Kirchennachricht.

Vom 16. bis 22. December sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: 340) Johann Hinrich Meyer. 341) Cäcilie Emilie Dinklage. 342) Albert Fotes. 343) Gesine Catharine Hanken. 344) Meta Christine Johanne Hanken. 345) Albert Wempe. 346) Zwei uneheliche Knaben.
3. Beerdigt: 254) Hr. Peter Dietrich Haake. 255) Meta Ahlers.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 24. December.

Vorm. (Anf. 8 1/2 Uhr) Herr Pastor Gröning.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Am 1. Weihnachtstage, den 25. December.

Vorm. (Anf. 8 1/2 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Böckel.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Candidat Arens.

Am 2. Weihnachtstage, den 26. December.

Vorm. (Anf. 8 1/2 Uhr) Herr Affizienzprediger Lindt.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.
Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Mittheilungen

aus

Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Neunter Jahrgang.

N^o 52.

Sonnabend, den 30. December.

1843.

Die Umrisse eines Lebens.

(Schluß.)

X.

Daß mich zu Ende eilen mit meiner schrecklichen Geschichte.

Ich ging vorwärts nach Rosenthal, als die Glocke neun schlug. Ich fand Adelaide allein, bei der Harfe sitzend. Meine Stimme war fest, und die Strahlen des Vollmondes, die ihr blaßes Licht durch die gothischen Fenster gossen, dienten eher dazu, die Farbe und den Ausdruck meines Gesichts zu verrathen, als zu verbergen. Ich lehnte mich an sie, bis sie meine Lieblingsarie spielte. Dann legte ich ihren Arm in den meinigen, und bat sie, mich in den Garten zu begleiten.

Ich hörte von ihr, daß der preussische General, den der Baron erwartete, ein Freund des Grafen von G. in S. in Schlesien sei, und daß er gehofft habe, in mir Friedrich, den Sohn desselben, zu begrüßen, welcher auf den Wunsch seines Vaters, seine Studien in Jena wieder aufnehmen solle.

Ich hörte ferner, daß Adelaidens Bruder, Albert, von Einem, welcher den jungen Edelmann gut kannte, wiederholt die Versicherung erhalten habe, daß Derjenige, welchem er seine Rettung vor italienischer Rache verdanke, kein Anderer sei, als Friedrich, dessen Excentricität es ihm einbehe, auf der Universität unter einem angenommenen Namen zu bleiben. Ungeachtet meiner Ver-

sicherungen vom Gegentheil, hatten der Baron und seine Familie bei jener Meinung beharrt. Mein nachheriges Betragen hatte ihren Irrthum bestätigt. Ich erzählte die Einzelheiten meiner Geschichte, so wie sie hier gegeben sind, ihr, welche mein einziger Ankergrund auf Erden war.

Als ich zu Ende war, nahm sie meine Hand, und sie zwischen ihre kleinen, weißen Händchen drückend, sagte sie — »Wilhelm, ich bin noch die Deine.« Sie war ruhiger als gewöhnlich; doch in jeder andern Hinsicht zeigte sie Nichts, als ihre natürliche Einfachheit.

Aber es stand geschrieben, daß es nicht so sein sollte, und meine Seele erkannte den Beschluß des Himmels. Ich schloß sie in meine Arme, als wäre es zum letzten Male, und ihre Rippen bebten und wurden lilienbleich und kalt, als eine Thräne nach der andern auf ihre schöne Stirn rollte, und schwach war ihre Erwiderung auf meine Bitte, der Himmel möge in dem Augenblicke uns zu sich hinaufnehmen.

Sie wußte noch nicht, daß ich mit Blut besleckt war; aber bald genug erfuhr sie es. Der preussische General kam an mit der Nachricht von Friedrichs Tode, und ich wurde in derselben Nacht des Mordes wegen arretirt. Der Graf von G. war ein unbarmherziger Verfolger — die Umstände waren gegen mich — ich wurde verhört und zum Tode verurtheilt.

Der Tag, bestimmt zu meiner Hinrichtung, war nahe. Ich sah seinem Erscheinen mit Gleichgültigkeit entgegen. Wäre es nicht wegen des öffentlichen Aufsehens und Schimpfs gewesen, ich würde ihn mit Freunden begrüßt haben, denn ich sehnte mich nach meinem Grabe. Als ich

um Mitternacht auf meinem Gefängnißlager ruhte, wurde die Thür aufgeschlossen, und der Gefängnißwärter, ein Mann von trübem Mienen und vor der Zeit gealtertem Gesicht, stand vor mir. Nachdem er mich von meinen Fesseln befreit hatte, gab er mir die Mittel, mich zu verkleiden und ein Paar Pistolen, und eine Bewegung machend, ihm zu folgen, führte er mich aus den Mauern. Zwei Pferde waren für uns bereit, er bestieg das eine, und mir sagend, ich möge auf Tod und Leben reiten, brachte er mich bis an die Grenze. Wir erreichten glücklich Hamburg. Ein Schiff, welches nach England lichter, nahm uns als Passagiere auf, und mit günstigem Winde segelnd, landeten wir nach einer schnellen Reise in Harwich.

Ich wünschte gerades Weges nach London zu gehen, aber mein Begleiter klagte über Krankheit und erklärte seine Unfähigkeit zu reisen. Ich war ihm innig dankbar für die Gefahr, der er sich ausgesetzt, meine Flucht zu veranstalten; und da er schnell kränker wurde, so blieb ich beständig neben seinem Bette. Endlich erklärte der Arzt seinen Zustand für hoffnungslos, und die Symptome seiner nahen Auflösung wurden untrüglich. In einem Moment, wo Alle außer mir sich aus seinem Zimmer zurückgezogen hatten, bat er mich, die Thür zu schließen und auf seine Worte, die Worte eines Sterbenden, zu hören.

»Ich war einst,« sagte er, »der Eigenthümer eines glücklichen Besitzthums. Einem Manne, welchem ich mein unbegrenztes Vertrauen geschenkt hatte, vertraute ich mein kleines Vermögen ohne Zeugen. Er betrog mich, und Glend, drückendes Glend, wurde meinem Weibe und meinen Kindern zu Theil. In einem Augenblicke der Verzweiflung entriß ich mit Gewalt dem Schurken einen Theil seines Raubes, dessen Treulosigkeit meinen Ruin zu Wege gebracht hatte. Dafür wurde ich verurtheilt, Zeit meines Lebens als Vaugefangener zu arbeiten. Durch besonderen Wechsel der Dinge wurde ich Schlichter in dem Gefängnisse, wo Sie eingeschlossen waren. Ich beschloß, Sie zu befreien, oder unterzugehen — es ist mir gelungen — empfangen Sie nun meinen Segen und dieses Gold, die Ersparungen von Jahren des Glends. Wenn ich nicht mehr bin, so lassen Sie diesen armen, erschöpften Körper der Erde übergeben. Geben Sie mir Ihre Hand — möge Gott Dich beschützen, unglücklicher Jüngling, und bewahren vor fernem Kummer.«

»Und was für ein Name,« fragte ich, »soll auf Ihren Grabstein?«

»Der Deines Vaters, Wilhelm! — Deines Vaters!«

XI.

Oh hätte ich mit meinem Vater auf dem Kirchhose des hübschen englischen Dorfes schlafen können, welches an die See gränzt! Es würde mir besser gewesen sein, als

ein Dasein fortzuspinnen, welches täglich mehr zusammen sinkt unter dem düstern, todtten Druck des Grames.

Ich habe geduldet, sowohl durch Gram als durch Mangel. Meines Vaters Geschenk hielt nicht lange vor, und der Zuschuß, den ich durch meinen Unterricht in Sprachen erlangte, kam nur selten und zu gering, um mich vor der gewöhnlichen Nothwendigkeit zu sichern, die den Menschen an seine Kameradschaft mit dem Wolfe erinnert. Ich hatte keinen fürsüchtigen Beschützer, mir die Gastfreundschaft Britanniens durch die Magie eines Namens zu verschaffen. Unter meinen Landsleuten war und bin ich als ein Mörder verabscheut.

Vor acht Tagen kündigte ein französisches Journal den Tod Adelaïdens, der Tochter des Barons S. von Rosenthal, an, der zu Pisa durch eine zehrende Krankheit erfolgt war. Was bleibt mir übrig, als zu meiner Geliebten zu gehen. Dank dem wohlthätigen Fremden, dessen Güte mich in den Stand gesetzt hat, Ruhe in einem Orte wie dieser zu schmecken.

XII.

Montag Nacht, September 6.

Ich habe schwer mit dem Schmerze gekungen. Ich glaube nicht, daß diese zerstörte Gestalt so lange gekämpft haben würde. Die Stunde ist gekommen, und Alles wird schnell vorüber sein. Geseget sei die Nacht, welche meinen Verstand auf seinem Throne erhalten hat!

Noch ein wenig länger, und die eiskalten Finger des Todes werden den Vorhang der Ewigkeit aufziehen. Gewiß, o Gott, du wirst deinem Geschöpfe Frieden geben?

Ich war gebildet jeden Menschen wie einen Bruder zu betrachten, aber sie weiterten sich mich ebenso anzusehen. Die Thüren menschlicher Sympathie sind mir verschlossen gewesen, fast von der Dämmerung meiner Existenz an. Gesellschaft, deine Gesetze sind geschrieben mit einer eisernen Feder, gefüllt mit Blut aus dem Innersten des verwundeten Herzens!

Ich bin wie Einer, der durch den entwölkten Himmel in einem Wagen der Luft fährt, und aus dieser Höhe die Bewohner der Welt, ihre Werke und ihre Besitzthümer erblickt, verringert bis zur Unscheinbarkeit.

In einer Sphäre himmlischer Stille und unaussprechlicher Schönheit ruhen die Geister der Guten. Dort bist Du, meine Adelaïde, und dort will meine Seele hoffen Dich zu finden, wenn sie auch durch zehntausend Sternentreise sich schwingen sollte.

Beunruhigt sind die Wasser, welche zwischen Erde und Himmel rollen. O, daß endlich mein Morgen erscheinen wollte!

Nicht mehr — nicht mehr — nicht mehr!

Briefe der Thorheit.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Mißverstehen Sie mich nicht, Maria; ich meine nicht, daß, da in Allem, was je gedacht und gesprochen worden, und besonders, wenn es für die Zukunft gelten soll, etwas Irriges enthalten ist, man dieses als nutzlosen Plunder bei Seite schieben dürfe. Wahrscheinlich zürnen Sie, daß ich für nöthig halte, Dieses zu bemerken, und eigentlich ist es auch nicht für Sie geschrieben; da Sie aber diese Briefe vielleicht auch Andere lesen lassen, so halte ich die Bemerkung nicht für ganz überflüssig. Ich habe aber mit dem Obigen andeuten wollen, daß das, was vielleicht vor 2000, oder auch nur vor 100, oder gar nur vor 30 Jahren gesagt worden, nicht mehr durchaus für unsere Zeit passen kann. Man wird das Leben nie schematisiren können, seine ungeheure Mannigfaltigkeit läßt kein Urtheil zu, was unveränderlich, ewig richtig sein könnte. Ich glaube, Dies ist wahr. Ist es aber wahr, dann möge man zwar schöpfen aus dem Buche der Erfahrung und Weisheit, was uns begabte Geister überliefert, aber man wühle nicht vor den Augen des Volks darin herum, und bringe mit dem eigenen nicht auch immer ein Urtheil aus früherer Zeit; was uns zwar ein Zeichen der Vorsicht, aber kein Zeichen der Zuversicht scheint. Theilweise kann es, nach meiner Meinung, immer nur passen, und da es also auch immer nach Zeit und Umständen modificirt werden muß, so kann es auch selbstständig auftreten, und bedarf der Krücke einer Autorität nicht, wodurch die Bekämpfung eines Irrthums immer erschwert wird, und auch wohl ganz unterbleibt.

Ich halte es daher nicht für wohlgethan, die Gelehrsamkeit also als Schild vor sich hinzustellen, weil der freie Austausch der Ideen und Meinungen dadurch behindert wird; und was den Hrn. Professor Stahr betrifft, so hat dieser am wenigsten Ursache, sich hinter Autoritäten zu flüchten, er, der eher als hundert Andere dazu befähigt ist, selbstständig aufzutreten, und Alles, was er sagt, auf eigene Hand und Gefahr zu versetzen.

Ich komme jetzt auf einen andern, mir mißfälligen Punct in den Stahr'schen Schriften, der sich zum Theil schon aus den obigen Ausstellungen erklärt. Hr. Stahr Holt zu weit aus; er ist wahrhaft — langweilig im Aufsuchen von Ursachen und Gründen. Um irgend eine alltägliche Sache zu erklären, steigt er hinab in der Weltgeschichte tiefste Tiefen; kommt er nun wieder herauf, so hat er zwar die Ursache richtig mitgebracht, aber sie ist dann mit so viel Bücher- und Schulstaub umhüllt, sie sieht so grau und vorweltlich aus, daß wir nicht recht wissen, was noch damit anzufangen sei. Schreibt er eine Recension über Schiller's »Jungfrau von Orleans«, so giebt er

bei dieser Gelegenheit eine ganze Reformationsgeschichte mit zugehörigem Katholicismus und Protestantismus nebenher. Ach Gott, diese gar zu gründliche Manier, diese unendlich breite Gelehrsamkeit erzeugen noch einen andern Ismus, und zwar den schlimmsten von allen, den — Indifferentismus.

Man fragt zuletzt Nichts mehr nach der ganzen Geschichte, und läßt Gott und Stahr gute Männer sein. Und doch will der Hr. Professor frisch weg auf die Gegenwart, auf das Publikum, wirken. Der gelehrte Jargon, die feinen künstlichen Ideenschlüsse der Wissenschaft, der grubelnde Kopf eines Professors sind aber nie geeignet gewesen, kräftig und gestaltend in die Gegenwart einzugreifen.

Es ist eben so schlimm für den Leser, wenn irgend ein Geistesproduct des Hrn. Stahr höchstes Mißfallen erregt, als wenn er es eines besondern Lobes werth hält. Dann reißt er und zerret an dem Werke, bis er es, wie der Arzt einen Leichnam, völlig zerlegt hat, und während des Zergliederns, und auch noch hinterher, bricht er aus in Lobeserhebungen oder Tadel. Man denke mir an den »Sohn des Fürsten« von Julius Moser, worüber fünf oder sechs lange Nummern der Mittheilungen vollgeschrieben sind, und man erwarte die Recension über das Trauerspiel »Bernhard der Große« von demselben Dichter, worin der Held so schön und kräftig redet, und worin eine so wunderliche Französin vorkommt, die den Herzog Bernhard tödtlich liebt, dann, als er sie aus schlägt, vergiftet sie ihn, und nachdem sie ihm dieses angezeigt, stürzt sie sich vor seinen sehenden Augen in den Rhein.

Ich danke Julius Moser im Stillen, als er sie ertrinken ließ, denn wenn er diese »Marie von Vignerot« noch länger am Leben gelassen, so hätte sie wahrscheinlich noch viel Unheil unter den Männern angerichtet, denen die gefährliche Ehre zu Theil geworden wäre, ihr zu gefallen.

Verzeihen Sie mir, Maria, daß ich unwillkürlich einen etwas spöttischen Ton angenommen. Dieser »Bernhard der Große« hat in mancher Beziehung einen unzweifelhaften Werth; das ganze Stück ergreift und spannt; die schöne, kühne, oft gewaltige, an Gedanken und Bildern reiche Sprache, läßt das Interesse des Zuschauers keinen Augenblick erkalten. Aber der Held des Stücks ist ein Vortheil, statt die Kraft und That zu zeigen, hält er Vorlesungen darüber.

Was sagte doch noch der alte Aesthetiker von Stagirica?

Was die Marie von Vignerot betrifft, so weiß man, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß die Nichte des Cardinals Richelieu Famulusdienste bei einem französischen Agenten in Deutschland verrichtet, nicht recht, ob man sie für wahnsinnig oder unmöglich halten soll, und da es mir noch diesen Augenblick an einem prägnan-

ten Ausdrucke für diese Erscheinung gebracht, so ist sie mir vor der Hand noch lächerlich, weshalb ich oben ihrem Andenken keine Thräne, sondern einen harmlosen Scherz geweiht.

(Schluß folgt.)

Herr Landgerichtsaffessor v. Kobbe

hat in N^o 51 seiner humoristischen Blätter sich als Verfasser der Broschüre: Krieg gegen die Missionen (der Titel heißt aber: »Krieg dem Missionswesen«) zu erkennen gegeben, und bei dieser Gelegenheit, die ihm bewilligte Censurfreiheit auf unerhörte Weise mißbrauchend, mich mit Beleidigungen überhäuft, gegen die ich mich nicht zu vertheidigen weiß, da mir sein — Humor gänzlich fehlt. Aber zwei Behauptungen, die er nebenbei macht, muß ich mit dem Lichte der Wahrheit beleuchten.

Er behauptet, als ich die Beurtheilung jenes Pamphlets für N^o 40. des Cv. R. u. Sch. Bl. schrieb, hätte ich »sehr gut gewußt«, daß er der Verf. sei. Um das zu behaupten, mußte er selbst es mündlich oder schriftlich gegen mich erklärt, oder Jemand mit dieser Erklärung beauftragt haben, und wissen, daß seinem Auftrage Genüge geleistet sei. Das ist aber nicht der Fall. Zwei meiner Bekannten haben zwar (ich weiß nicht mehr, ob vor oder nach dem Abdruck meiner Beurtheilung) ihn als Verf. bezeichnet; aber wenigstens zehn haben dem widersprochen und andere Personen genannt. Selbst aus Bremen erhielt ich die Nachricht, daß er der Verf. nicht sei. Ich habe es nicht nur nicht gewußt, sondern nicht einmal geglaubt, daß er das geschrieben habe.

Er behauptet ferner, die genannte Broschüre »Ende October geschrieben zu haben«, um den Umstand, daß die (was unbedeutende Nebensache ist) später ausgegebene Nummer des Cv. R. u. Sch. Bl. mit dem 5. Octbr. bezeichnet ist, zu einem — Witz zu benutzen. Allein die Broschüre ist in N^o 124 der Old. Anz., also schon am 17. Octbr., hier feilgeboten; sie ist aber in Bremen gedruckt, und, wie schnell das auch mag bewerkstelligt sein, so kann sie doch unmöglich »Ende October« aus der Feder des Verf. geflossen sein.

Steckt in solchen Behauptungen Humor, so ist es, um mit Shakespeare zu reden, nur — the humour of lying.

Böckel.

Redacteur: Oberamtmann Straderjan.

Literatur.

Epigramme

veranlaßt durch die Bremer Zeitung N^o 342. vom 8. Dec. 1843. Oldenburg (Carl Sonnenberg) (3 K.).

Um diese Epigramme zu verstehen, muß man den Artikel »von Kunstfächen« nicht nur in N^o 342, sondern auch in N^o 345, 346 und 348 der Bremer Zeitung gelesen, oder der Vorstellung von Julius Mosen's Trauerspiele »Herzog Bernhard der Große« am 5. Dec. beigewohnt haben; auch muß man wissen, daß Mosen ein episches Gedicht »Hasver« (Dresden 1838) herausgegeben hat.

Eine herzliche Bitte.

Da wir jetzt die musikalischen Genüsse so sehr entbehren, so wird der Herr Musikdirector Köstler — recht dringend gebeten — doch die von ihm componirte „Concert-Ouverture“ recht bald zur Aufführung zu bringen. A-3.

Kirchennachricht.

Vom 23. bis 29. December sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 92) Heinrich Christian Rudolph Gehl und Marie Susanne Henriette Bökeler. 93) Bernhard Herzog und Ailse Margarete Böhle.

2. Getauft: 347) Talle Margarete Ahlers. 348) Anna Catharine Henriette Ripken. 349) Helene Margarete Henriette Kayser. 350) Johanne Hermine Christiane Wöllering. 351) Margarete Charlotte Schwarting. 352) Johann Hinrich Neumann. 353) Dittmann Ahlers.

3. Beerdigt: 256) Peter Reichard, 68 J. 257) Ludwig Georg Heinrich Grimm, 81 J. 258) Ein todtgeborener Sohn von Dinklage. 259) Ein todtgeborener Sohn von Gramberg. 260) Anna Maria Keyser, geb. Reuten, 48 J. 261) Helene Neunaber, geb. Bunjes, 29 J., mit ihrem todtgeborenen Sohne. 262) Johann Friedrich Gerhard Meyer, 1½ J.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 31. December.

Vorn. (Anf. 8½ Uhr) Herr Pastor Gröning.

Vorn. (Anf. 10 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Assistentprediger Rindt.

Am Neujahrstage 1844.

Vorn. (Anf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Vorn. (Anf. 10 Uhr) Herr Geh. Kirchenrath Dr. Bökkel.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.



